Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(April — Mai — Juni 1890.)

Band LXIII.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.63

25464
14/12/92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundsechzigsten Bande (April — Juni 1890).

		Seite
I.	Unter dem Katalpenbaum. Erzählungen von **Konrad Mähly.** IV/VIII. (Schluß.)	1
II.	Der internationale Arbeiterschutz. Von Dr. **Georg Adler,** Docent der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. Br.	41
III.	Aristokratischer Radikalismus. Eine Abhandlung über Friedrich Nietzsche. – Von **Georg Brandes**	52
IV.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** VII. Der kosmopolitische Nachtwächter und Geheime Rath (1841—1851). III. Stuttgart (1843—1851)	90
V.	Dr. Laurentius Scholz von Rosenau, ein Arzt und Botaniker der Renaissance. Von **Ferdinand Cohn** (Breslau)	109
VI.	Zur Erinnerung an Andrássy	127
VII.	Politische Rundschau	143
VIII.	Karl Frenzel	149
IX.	Neue Romane und Novellen. Besprochen von **Wilhelm Bölsche**	153
X.	Literarische Notizen	159
XI.	Literarische Neuigkeiten	160
XII.	Was Gottes Wille ist. Schwäbische Dorfgeschichte von **Ilse Frapan**	161
XIII.	Fürst Bismarck	200
XIV.	Homer's Ilias. Von **Herman Grimm.** Zweiter und dritter Gesang	204
XV.	Joseph in Aegypten. Von **Heinrich Brugsch**	237
XVI.	Aus dem modernen Italien. Von **P. D. Fischer**	255
XVII.	Zeitgenössische Gedankenströmungen. Von **Lady Blennerhassett.** I.	279

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVIII. Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg**. VII. Der kosmopolitische Nachtwächter und Geheime Rath (1841—1851). IV. Der Ausgang der Stuttgarter Zeit 290

XIX. Politische Rundschau 305

XX. Neue Actenstücke zur Revolutionsgeschichte 311

XXI. Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 313

XXII. Literarische Notizen 315

XXIII. Literarische Neuigkeiten 320

XXIV. Zwischen Kirche und Pastorat. Novelle von **Mite Kremnitz** 321

XXV. Stammbuchblätter aus Goethe's Nachlaß. Mitgetheilt von Dr. **Walther Vulpius** 348

XXVI. Zeitgenössische Gedankenströmungen. Von **Lady Blennerhassett**. II. 364

XXVII. Petron's Gastmahl des Trimalchio. Von **L. Friedlaender** 378

XXVIII. Heilige Bäume und Pflanzen. Culturgeschichtliche Skizze von Dr. **Ferd. Adalb. Junker von Langegg**. I/V. . . . 398

XXIX. Don Quixottino. Novelle von **Salvatore Farina**. Erster Theil. I/IV. 419

XXX. Die jüngste Schule Londoner Wohlthäter. Von **Jul. Post** (Hannover) 439

XXXI. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 447

XXXII. Politische Rundschau 462

XXXIII. Oesterreichische Unternehmungen in Kleinasien. Von **Gustav Hirschfeld** 468

XXXIV. Zur Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst. Von **Julius Lessing** 471

XXXV. Literarische Notizen 475

XXXVI. Literarische Neuigkeiten 480

Unter dem Katalpenbaum.

Erzählungen

von

Konrad Mähly.

(Schluß.)

Als es dämmerte, sahen die Belagerten vor dem gegenüberliegenden Hause den alten Bettler wieder auf der Staffel Platz nehmen. Timotheus aber gebot, Frau Sophia solle ein helles Feuer in der Küche anzünden und daneben die Bündel der vier Kinder zurecht legen. „Ihr müßt über die niedere Mauer des Nachbars in den schmalen Durchgang entweichen, sobald es dunkel ist. Noch treibt sich die ganze Schar der Arbeiter in den Gassen umher, um den Feierabend zu genießen. Da werdet Ihr um so weniger auffallen. Sollte Euch aber etwas zustoßen, so kehrt denselben Weg zurück. Einer der flinken Gesellen wird ja entwischen können, um mich zu Hülfe zu rufen.“ Noch ein banges Stündchen verstrich; in der Küche brannte ein helles Feuer, draußen wurde es Nacht, und in dem erleuchteten Fenster, dem Hause gegenüber, lagen die Weiber und lauerten, während von der Staffel darunter die Augen des Kirchenbettlers herüber glotzten.

„Jetzt ist es Zeit,“ sagte Timotheus. „Keinen Abschied, keinen Händedruck. Gott befohlen! Ihr wartet in St. Goar. Die Heiligen seien mit Euch! So Euch mein Patron beschützt, male ich ihm ein Bild in seine Capelle.“

Damit gingen sie in die Küche, deren Thüre Timotheus nur so lange schloß, bis die Seinen durch die hintere Thüre entronnen waren, während er die Docken um den Tisch vor dem Herdfeuer aufstellte. Dann trat er wieder in die vordere Stube und ließ die Thüre weit hinter sich offen. Mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, sah er mit Wohlgefallen, welch' schöne Schatten seine Puppen in die Stube warfen, wie sie sich in dem flackernden Feuerscheine ganz natürlich herüber- und hinüberneigten. Dann rief er ihnen scherzende Worte zu, ging auf und ab zwischen Herd und Fenster und legte zuweilen väterlich seine Hand auf Lutzens Kappe oder kniff Theodora scherzend in ihre Wangen von weißer Wolle. Von Zeit zu Zeit warf er einen neuen Holzscheit auf den Herd und stellte sich unter die Thüre und sprach eifrig gegen seine stille Familie. Als eine Stunde vergangen war, wurde er ruhiger. Nun mußten die Flüchtlinge auf dem Rheine

geborgen sein, denn einer der schnellfüßigen Knaben hätte sich doch losgemacht, falls sie auf ein Hinderniß gestoßen wären. Triumphirend trat er ans Fenster und wünschte den alten Vetteln drüben, indem er die eichenen Läden schloß, eine laute gute Nacht. Dann ging er an die Hausthüre und sperrte sie mit eiserner Stange. Noch eine Weile schritt er in der verschlossenen Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken und das Haupt gramvoll geneigt, da er mit einem schweren Entschlusse kämpfte. „Es muß sein," sagte er dann; „möge mein Schutzpatron mir die Sünde verzeihen!"

Bei dem Kienspan am Herde hielt er still und nestelte aus seinen Gewändern eine kleine Kapsel hervor, die er öffnete. Unter dem Glase lag ein Stückchen alten Tuches, wenige Wollfäden waren es. Timotheus aber betrachtete sie inbrünstig, denn sie stammten aus dem Gewande seines Patrons, das dieser als Bischof getragen. Ein Mönch aus Ephesus hatte das Heilthum seinem Vater verkauft, und der Kölner Maler hatte dafür ein großes Bild der drei Könige, auf drei Altarflügeln gegeben, um die Klosterkirche zu zieren und dazu noch einen Haufen Geldes. Den Wohlstand der Seinen hatte er durch diesen Kauf beträchtlich verringert, aber er hatte ihn dennoch nie bereut, denn der Rock des Heiligen hatte ihn vor allem Unglück behütet und ihn gesund erhalten bis in sein hohes Alter. Innig haftete des Sohnes Auge jetzt auf dem Kleinod und er sagte: „So hilf mir, vielliebster Herre, daß Alles wohl gerathe. Du selbst weißt, daß ich mich anders nicht lösen kann von meinem harten Eidschwur." Nachdem er seine Reliquie wieder sorglich geborgen, nahm er sodann bedächtig den brennenden Span vom Herde und kletterte mit demselben nach dem Speicher, wo das Reisig und die Holzvorräthe der Frauen geschichtet waren. „Das Haus werde ich nicht verlassen," sagte er mit einem bitteren Lachen, „wenn es nicht einstürzt. Mehr habe ich nicht geschworen. Also fahr hin, altes Dach, deine Herren wollten es nicht anders." Und mit einem kräftigen Segen steckte er seine Fackel zwischen die Reisigbündel, in denen es sofort unheimlich zu knistern und zu prasseln begann. Ein Paternoster sprechend, blieb der Maler mit gefalteten Händen vor dem roth züngelnden Elemente stehen; als ihm aber der Qualm die Augen beizte, stieg er eilig die Leiter wieder hinab nach der Küche. Dort zog er unter wilden Flüchen die brennenden Späne aus dem Herdfeuer. „Hier," rief er, indem er den ersten unter Sophia's braunen Schrank schleuderte, „brenne, alter Plunder! Friß, rother Hahn!" rief er wieder mit wilder Lust, indem er einen neuen Span in Theodora's Lade warf. „Brennt, ihr Holztafeln, die ich bemalen wollte! Brennt, ihr Rollen, die mir so manche Abendstunde verkürzt!"

„Meister Timotheus," kreischte es jetzt draußen auf der Straße, „Meister Timotheus, es brennt!" Schwere Schläge schmetterten gegen das gesperrte Thor und aus dem Dachfenster kreischten die alten Weiber: „Frau Nachbarin! Jungfer Dora! Es brennt in Eurem Speicher. Feuer! Feuer!" In der Straße entstand ein wildes Laufen, und Timotheus sah ein, daß es Zeit sei, zu entweichen. Mit fester Hand nahm er die Leiter, deren er sich vorhin bedient hatte und schritt nach dem Hofraume. Dort erklomm er mittelst derselben eine Mauer, durch einen Vorsprung gegen die Flammen gedeckt, die bereits hell lodernd zwischen den Sparren des Daches hervorschlugen. Ein frischer Abendwind pfiff ihm hier

um die Ohren, der das Feuer anfachte, aber auch den qualmenden Rauch von ihm wegjagte. „Feuer! Feuer!“ tönte es draußen von Straße zu Straße. Man hörte die Leute drängen und rufen. Hufe klapperten, und wirres Schreien übertönte das unheimliche Knistern und Zanken der Lohe, deren rothe Fahne herüber- und hinüberschwankte. Mehr als einmal schien die Flamme, um die Ecke züngelnd, den Maler versengen zu wollen, aber sofort sprang sie wieder ab, und der Wind führte die rothen Funken und streute die brennenden Schindeln nach der anderen Seite. Zog der Rauch vorüber, so konnte Timotheus durch das Fenster der Küche seine Puppen sitzen sehen. Fast graute es ihm selbst, wie sie starr und unbeweglich Stand hielten. Hell beleuchtet erstrahlte Theodora's wohlbekanntes blaues Gewand und die Haube Sophiens wehte unheimlich in dem Feuerscheine. Draußen bildeten die Leute jetzt eine Kette nach dem Rheine und reichten sich die Eimer. Gerichtsdiener wollten eindringen, aber die gesperrte Thüre wehrte ihnen den Zugang. Auch an den Fensterläden arbeiteten sie vergeblich, als bereits krachend der Dachstuhl zusammenstürzte und die unberufenen Helfer mit brennendem Sparrwerk überschüttete. „O Jesus, Maria und Joseph,“ jammerte eine der alten Vetteln, „die ganze Familie ist verbrannt. Dort sitzen sie erstickt in der Küche.“

„Nein,“ rief der Bettler, „ich sehe den Meister auf der Mauer. Helft ihm herab.“ In diesem Augenblicke stürzte vor Timotheus Füßen die versengte Decke ein, und die Flammen schlugen nun auch aus den unteren Fenstern. Nur die vier Wände standen noch. Taghell beleuchtet sah Timotheus drüben die Menge, von deren Gesichtern der Widerschein der rothen Flammen glänzte. Auf seiner Treppe kauerte noch der Kirchenbettler, der das Haus bewacht hatte. Neben ihm stand der welsche Mönch Scipio, dessen weiße Kutte von der Flamme versengt war. Ihm zur Seite stand der bleiche Subdiacon, sein Angesicht mit einem Ausdruck düsterer Verzweiflung nach ihm hinüber richtend. „Ehrwürdiger Herr!“ rief ihm Timotheus mit mächtiger Stimme zu. „Euch meine ich, Herr Diacon, Euere Ziehmutter ist todt, Euere Milchbrüder sind todt, Theodora ist todt! Verlangt Ihr auch jetzt noch, daß ich das Haus nicht verlasse? Bedenkt doch, in einem Aschenhaufen zu bleiben, habe ich nicht gelobt. Ich sagte: „Ich bleibe im Hause, wenn es nicht einstürzt! Sprecht mich los, oder soll ich den Leuten hier verkünden, warum Euch die Kanones auf einmal einfielen?“

Marcus starrte nur bleich und wild herüber. Er betete im Herzen, auch diesen Letzten der Familie möge die Flamme erreichen, damit Schutt und Asche das ganze Geheimniß seiner schwarzen Seele begrabe! Aber Bruder Scipio, der Predigermönch, antwortete in lautem Zuruf: „Die mächtige Hand des Herrn hat Euere lästerliche Ehe gelöst. Nun mögt Ihr Euer Haus verlassen, da der Greuel ausgetilgt ist aus der Gemeinde.“

Drüben aber lachte der Meister gleich einem Wahnsinnigen hell auf. „Gehabt Euch wohl, Ihr Herren!“ rief er. „Komme ich in das ewige Feuer, so sehen wir uns wieder! Ginge es aber recht zu auf Erden, so strafte man mit Hälsling, Strick und Schnüren den Pfaffen, der den Vater verdirbt, damit er an der Tochter sein Gelüste geboße. Das klag' ich Dir, Du fromme Christenheit!“ Damit sprang er hinab zur Erde.

„Er hat sich ins Feuer gestürzt," schrieen die Frauen. Timotheus aber schmiegte sich an der Mauer nach dem Pförtchen, das in den Nachbarhof führte, und sich rechts und links zwischen Scheunen und Ställen hindurchwindend, gelangte er in eine Seitenstraße, durch die er rasch nach dem Rheine hinabging. Dort bewegte sich eine erregte Volksmasse durcheinander. Nachen lagen unbewacht am Ufer, die die Neugierigen in die Nähe der Brandstätte getragen hatten. Ruhig löste der Meister die Kette des nächsten, nahm die Ruderstange und stieß hinaus in den Strom, der feurig roth dahinfloß, die Lohe widerspiegelnd, die nun auch das Dach der nächsten Scheune ergriffen hatte. Timotheus aber arbeitete so eilig er konnte mit seiner Stange vorwärts, und bald lagen die Brücke und die Stadt hinter ihm. Noch lange schaute er nach der lodernden Flamme zurück bis ihm das höher werdende Ufer die Aussicht verdeckte. Nur noch ein schwacher gelber Schein stand über der Stelle, nach der der Maler blickte, so oft er mit der Stange sich wenden mußte. Hastig arbeitete er vorwärts auf dem dunkeln Strome, der unheimlich mit ihm dahin schoß. Nach einiger Zeit sah er einen großen Kaufmannskahn, wie eine schwarze Last hinter sich auftauchen. Da hielt er ein und ließ das Schiff an sich herankommen und legte dann mit seinem leichten Boote rasch an demselben an: „Darf ich mein Schifflein an das Euere binden?" fragte er den Schiffer.

„Werft mir die Kette zu, so will ich Euch anhängen," sagte der Mann.

„Gott vergelt' es," erwiderte der Maler, indem er dem Schiffer die Kette reichte. Nun ging es ruhig den Strom hinab. In seinem Nachen fand der Maler einen groben Schiffermantel, den der Besitzer hinterlassen hatte, als er zum Brande eilte. Behaglich hüllte Timotheus sich in denselben, schob einen Bündel alten Segeltuchs unter sein Haupt und schaute in den hellen Sternenhimmel, bis des Mondes lauterer Schein die Berge vor ihm erhellte und nach so vielen Mühen dem Meister die Augen zufielen und das einförmige Rauschen der Welle ihn in den Schlaf wiegte. Als der Morgen anbrach, fröstelte ihn. Er erhob sich und reckte die Glieder. „Kommt herüber, Herr," rief der Schiffer ihm zu, „und wärmt Euch beim Feuer. Ein Glas heißen Würzweins ist Euch auch gegönnt. Was war das für ein Feuer, das gestern in Mainz aufleuchtete?"

„Es muß bei der Krahnengasse gewesen sein," sprach Timotheus kaltblütig, indem er die steifen Glieder reckte. Mit Dank nahm er den heißen Wein und fragte, wann sie in St. Goar ankommen würden. „Um Mittag," war die Antwort. Froh setzte sich der Meister nun neben den Fergen und ließ diesen erzählen, wie er Thal auf und Thal ab fahre das ganze Jahr. Timotheus sagte ihm, daß ihn in St. Goar die Seinen erwarteten, und ob der Mann gegen Geld und gute Worte sie mitnehmen wolle nach Köln. Der Handel war bald geschlossen, und auch dazu war der freundliche Schiffer bereit, wenn er nach Mainz zurückkomme, das geliehene Schifflein am Krahnen anzubinden, wo es der Besitzer schon abholen werde. Als die Thürme von St. Goar auftauchten, sah Timotheus schon von Weitem seine ganze Familie am Landungsplatze stehen. Da ward sein Herz fröhlich, und er wehte ihnen zu mit der Mütze, sie aber steckten die Köpfe zusammen und schauten wieder und wieder, bis sie ihn erkannten. Sobald er nahe genug war, rief er ihnen zu: „Frei, frei! Mein Wort habe

ich gelöst. Der Gesandte des Papstes sprach mich los, und selbst der hochwürdige Subdiakon hatte nichts zu erwidern." Da sprangen sie jauchzend zu ihm ins Schiff und halsten und kosten sich einander. Er aber sagte, sie sollten ihre Sachen in der Herberge an sich nehmen, denn der Schiffer wolle weiter nach Köln. Nachdem sie dann noch Mundvorrath eingekauft, saßen sie froh auf dem Verdeck beisammen. Von dem Brande aber schwieg Timotheus, damit das ängstliche Herz seines Weibes sich nicht darob bekümmere. Da der Wind günstig war, setzte der Schiffer noch etliche Segel auf und wie ein Pfeil flog sein Kahn an den Ufern vorüber. Als der Maler so mit den Seinen der Heimath entgegenfuhr, wurde ihm sein Herze leicht und fröhlich. An den Ufern erhoben sich stattliche Thürme und glänzende Schlösser. Die Auen glänzten im ersten Grün des Frühlings, und der Rhein erzählte ihm murmelnd alte Geschichten aus seiner Jugend, wie dieselbe grüngoldene Welle ihn auf bewimpeltem Schiffchen zu manchem frohen Feste getragen hatte. Der einförmige Ruderschlag und das Schaukeln des Fahrzeugs wiegte seine Sorge ein, und er wähnte, daß nun alles Schwere hinter ihnen liege. So schaute er des Tags in die smaragdnen Wellen, durch die das Schiff seine krausen Furchen zog und blickte in der Nacht nach den Lichtern, die hoch oben am Berge aus den Schloßfenstern herabstrahlten. Als am dritten Tage die Sonne sich senkte, da erhoben am goldenen Abendhimmel sich die stumpfen Thürme des heiligen Köln vor ihren frohen Blicken und schieden sich wie ein dunkles Schattenspiel von dem lichten Glanze ab. Mit kundiger Hand lenkte der Schiffer seinen Rheinkahn durch das Gewirre beflaggter Masten und legte an einem Staden an, wo zahllose Matrosen beschäftigt waren mit dem Ausladen von Kisten, Ballen und Fässern, die über luftige Brücken nach dem Ufer gerollt wurden. Die Knaben aber begannen zu singen: „Daheim, Daheim ist doch Daheim," und nachdem sie dem wackern Schiffer die schwielige Rechte geschüttelt hatten, nahmen sie ihre kleinen Päckchen in die Hand und sprangen ans Ufer.

„Aermer kommen wir wieder," sagte Timotheus, „als wir ausgezogen sind, aber die Knaben haben recht: Daheim, Daheim ist doch Daheim!" Fröhlich drängten sie sich durch das Menschengewimmel der Straßen, in denen ein Kaufmannsladen neben dem andern sich öffnete. In den großen Lauben, die das Erdgeschoß der Häuser bildeten, brannten bereits Lichter und bestrahlten rothe Apfelsinen und Feigen aus Welschland, oder gespickte Gänse und pralle Würste, hier goldene Armspangen und Kleinodien, dort Seidenstoffe und Sammettücher, so daß die Heimkehrenden ordentlich stolz wurden auf ihre Vaterstadt; denn mit solchem Reichthum konnte sich keine der Städte am Rheine messen, die sie gesehen. Endlich standen sie vor dem hohen Giebelhause, in dem schon des Malers Eltern und Ureltern gewohnt hatten. Der Klopfer fiel laut auf das Thor, und die greise Sabina, die Beschließerin, rasselte drinnen mit einem Schlüsselbunde. Das Thor sprang auf, und mit frohem Erstaunen begrüßte die Schaffnerin ihre unerwartet zurückkehrende Herrschaft. Die Kinder aber waren fröhlich, die geliebten Stuben und die vertrauten Ecken wiederzusehen, und jauchzten ob der glücklichen Heimkehr.

Am folgenden Morgen sprach Timotheus zu den Seinen: „Es geziemt sich, daß unser erster Gang nach der Kirche sich richte, in der einst die Ehe eingesegnet ward, die sie heute für ungültig erklären wollen.“ So befahlen sie der alten Sabina das Haus, und wanderten in Eintracht der Gereonskirche zu, wo die Messe eben begann, als sie eintraten. Sie fanden das Gotteshaus schwarz ausgeschlagen, und unheimlich bewegte sich darin die stille Gemeinde, als ob sie eine Todtenfeier begehe und den Entschlafenen nicht erwecken wolle durch lautes Gebahren. Timotheus nahm zur Seite mit seinen Söhnen Aufstellung, während Frau und Tochter in der Mitte des Schiffes niederknieten.

Die Chöre klangen dumpf und schauerlich:

Inter oves locum praesta
Et ab hoedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

„Bei den Frommen und Gerechten stelle mich zu deiner Rechten“, wiederholte sich Timotheus die lateinischen Worte und der Schauer des cantus firmus ging ihm durch Mark und Bein. Der Priester hatte inzwischen die geweihte Hostie in einen goldenen Sarg auf dem Altar gelegt, dessen Deckel von selbst sich schloß. Timotheus wußte, daß am dritten Tage, am Morgen des Osterfestes, dieser Deckel ebenso wieder sich öffnen und die Hostie von selbst emporsteigen werde als Symbol der Auferstehung. Inzwischen aber hielten zwei wächserne Engel Wacht an dem heiligen Grabe, der eine zu Häupten des Sarges, der andere zu seinen Füßen. Darauf bestieg ein Mönch der neuen Bruderschaft des heiligen Franciscus in brauner Kutte die Kanzel und redete bewegliche Worte über das Leiden des Herrn und seine fünf Wunden, und was eine jede bedeute. Der Meister sah wohl, wie inbrünstig und heftig der Prediger oben sich erging. Auch die Bewegung blieb ihm nicht verborgen, die die Hörer ringsum ergriff. Er hörte seufzen und schluchzen, und oft war es so still, daß Timotheus seine eigenen Athemzüge vernehmen konnte. Aber des Malers Herz war noch allzu voll von dem Aufregenden, das hinter ihm lag, als daß er den Worten des fremden Mönchs hätte folgen können. Er schaute fast immer nach den Bänken der Frauen, wo Theodoras reines Profil sich wie ein lichtes Engelsköpfchen von dem schwarz umwundenen Pfeiler abhob. Fiel dann der rothe Schein des Fensters auf sie, so schienen es ihm die Flammen des Hauses zu Mainz zu sein, aus denen er auch ihr Glück gerettet; tauchte sie in den bleichen bläulichen Schimmer, so war es ihm, als ob er sie todt aus dem Strome ziehe, in den sie sich aus einem der Klosterfenster geworfen. Dann aber richtete sie sich auf, und der goldene Lichtschein verklärte ihr schönes blondes Haupt mit einem Heiligenscheine der triumphirenden Kirche. Da plötzlich sah der Maler sein Kind starr in eine Ecke blicken. Sie fing an zu zittern und zu erbleichen. Blaß wie der Tod fiel sie schließlich an die Schulter ihrer Mutter, und als diese die Augen nach der gleichen Seite richtete, sah der Maler auch Frau Sophia die Farbe wechseln. Beunruhigt trat Timotheus einen Schritt vor, um zu sehen, was die Ursache dieses Schreckens sei. Da gewahrte er an eine Säule gelehnt die lange schwarze Gestalt des Subdiaconen Marcus, der mit seinen dunkeln Augen unverwandt nach den beiden Frauen starrte. „Der Elende,“ murmelte der Maler. „Er ist uns mit einem

Schnellschiffe hierher gefolgt. Wir werden keinen Frieden vor ihm haben, bis ich ihn zur Hölle heimsende, die ihn ausgespieen hat. Auch der Dominicaner ist bei ihm, sagte er dann erschreckt, denn jetzt erst erblickte er die weiße Kutte des Predigermönchs, der sein energisch geschnittenes Profil aufmerksam der Kanzel zuwendete. „Er hat seinen Spürhund mitgebracht," sagte der Maler in stiller Verzweiflung. „Ich fürchte, wir sind verloren." Finstere Gedanken zogen an dieser Stätte des Friedens durch sein Herz, wie er sich des Buben erwehren könne, der im Bunde mit einer übermächtigen Gewalt nach seinem Liebsten die unreinen Hände ausstrecke.

Von dem, was in der Kirche noch weiter sich zutrug, vernahm er nichts mehr. Er sah nur, wie sein Kind schwach, gleich einer Sterbenden, in den Armen der Mutter lag, die das Mädchen, sobald der Barfüßermönch seinen Segen gespendet, hinausführte. Eilig folgte er durch die nächste Seitenthüre und fand die Tochter schluchzend, in einem heftigen Weinkrampfe mitten unter den Leuten, so daß er sie ernstlich bedrohte und so rasch als möglich in eine Seitengasse führte, von wo sie langsam und traurig den Heimweg antraten. Die ganze Freude über ihre Heimkehr war von ihnen genommen. Ihnen allen war, als ob der eine Mann Macht habe, ihnen die Heimath zur Fremde zu machen und den Sonnenschein am Himmel auszulöschen. Sobald sie aber in ihren vertrauten Wänden war, schien Theodora sich zu beruhigen. „Verzeiht, Vater," sprach sie. „Aber die Predigt des Mönchs hatte mich erregt, und der Schrecken war zu jäh. Die schwarz ausgeschlagene Kirche, die Lichter, die dumpfe Luft, das Alles drang auf mich ein, und als nun plötzlich der Abscheuliche vor mir stand, nicht wie ein Mensch, schattenhaft, übergroß, mit dräuenden Blicken, da verließen mich meine Kräfte. Aber hier im Hause fürchte ich ihn nicht. Hier sehe ich ihn als Knaben und habe das Gesicht vor Augen, das er machte, wenn er log und Dinge ableugnete, von denen doch Jeder wußte, er habe sie verübt und Niemand sonst. Ich will ihm die Fenster zeigen, durch die er nächtlicher Weile hinausstieg zu den lockern Zeisigen, mit denen er lieber verkehrte, als mit den Brüdern und das Kämmerchen, wo ich ihn erwischte als er die Kasse bestahl." Sie lachte aufgeregt, indem sie noch einmal die feuchten Augen trocknete. Auch die Brüder traten jetzt ein. „Er ist hier!" rief Alexius schon unter der Thüre. „Habt Ihr ihn gesehen, Vater?" Der Meister nickte traurig mit dem Haupte.

„Wer weiß," begann Frau Sophia tröstend. „Vielleicht hat Marcus eine andere Sendung. Auch sein eigen Vermögen ist hier angelegt, und möglicherweise hat er ganz andere Geschäfte. Lasset jetzt diese weltlichen Sorgen! Mir klingt die Seele noch von den Worten des heiligen Mannes, der die fünf Wunden so herrlich deutete, und ich fühle, daß ich noch keine dieser Schmerzen über mich genommen habe, wie einem Christenmenschen doch Pflicht ist. Den bleichen Versucher hat uns Gott gesendet, damit auch wir uns an das Kreuz schlagen lassen, vor dem wir als feige Jünger geflohen sind." In ihren Augen lag ein dem Gatten unbekannter Glanz, und ein Geist redete aus ihren Worten, der den Maler erschreckte. „Ist der Feind schon in die Feste eingedrungen?" fragte er sich. Aber er schwieg, während die Mutter nicht müde wurde, den Klang der Stimme, die edlen Gebärden des fremden Mönches zu preisen und zu wiederholen,

was der Barfüßer von der Pflicht zu leiden gesagt habe. „Dich selbst sollst Du tödten", habe er gerufen. „Dich hungert, so faste; dein Fleisch gelüstet, so gib ihm die Geißel; Dein Auge ärgert Dich, so reiße es aus." Dora schien, mit sich selbst beschäftigt, wenig auf das zu achten, was die Mutter sprach; die Söhne aber wurden gerade so, wie der Vater, verstimmt von der Aufregung der wackern Frau, die sonst niemals so viel Worte gemacht hatte.

„Ich habe gelobt, dem heiligen Timotheus ein Bild zu stiften," sagte nun der Vater, um die Rede auf andere Dinge zu bringen, „und ich denke, ich male ihn, wie er, dem Brande der Stadt Rom glücklich entronnen, das Schiff besteigt, das ihn zu seiner Gemeinde in Ephesus zurückführt. Wir wollen morgen gleich unsere alten Vorräthe mustern, um eine tadellose Tafel zu finden. Ihr aber meldet dem Zunftmeister Eure Rückkehr, damit Ihr in den Listen nicht gestrichen werdet; denn mit der Malerschule, die wir in Mainz errichten wollten, ist es nun nichts. Auch den Vergilius werden sie mir wohl schwerlich nachschicken."

„Wir aber," sagte Frau Sophie, und es lag eine ungewohnte Schärfe in ihrer Stimme, „wollen das Heil unserer Seele bedenken. Noch haben wir unsere Osterbeichte nicht abgelegt. Der heilige Mann, der heute gepredigt hat, wird morgen Beichte hören. Bist Du bereit, Theodora, mit mir zu ihm zu gehen? Ihm wollen wir den ganzen Zustand unserer Seele und alle ihre Noth offenbaren."

Dem Meister war es unlieb, daß sein Kind, das kaum erst sich beruhigt hatte, neuen Aufregungen überliefert werden solle. Er wies darauf hin, wie bleich Theodora aussehe, die durch die lange Osterfasten geschwächt und die Schrecken des Morgens noch immer erregt sei. Aber Theodora selbst hatte der Mutter zugenickt mit ihrem ernsten, reinen Auge, und Timotheus wagte nicht, die Tochter an etwas zu hindern, was auch ihm eine heilige Pflicht war.

So ging der Tag still dahin. Der Maler traf mit den Söhnen alle Zurüstungen, um sein Bild beginnen zu können. Die Frauen saßen in der Kammer und sprachen die Gebete, mit denen man sich für die Beichte zu bereiten pflegte. Am folgenden Morgen verließen Mutter und Tochter in aller Frühe das Haus, ohne gefrühstückt zu haben, da es Pflicht war, die Osterbeichte nüchtern abzulegen. Auch die Söhne verabschiedeten sich bald, um ihre Anerkennung als Genossen der Innung bei dem Zunftmeister nachzusuchen. Timotheus blieb allein bei seiner Staffelei zurück und versuchte die Umrisse seines neuen Bildes auf die Tafel zu bringen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, denn allerlei Erinnerungen und irrende Gedanken trieben ihr Spiel mit seiner Seele. „Sanct Timotheus war ein Bischof von Ephesus; ob wohl auch er schon von verbotenen Ehegraden wußte? Sollte er ihn mit einer Tonsur malen, wie seinen Lehrer Paulus? Ist auch er solch ein Mönch gewesen, der das Heirathen ungern sah?" Als der Meister das brennende Rom mit Strichen von rother Kreide skizzirte, da fiel ihm ein, daß der verfluchte Nero es angezündet habe und eine seltsame Beklemmung befiel ihn, wie wenn er sich selbst als Brandstifter vor aller Welt anklage, indem er dieses Bild den Leuten vor die Augen bringe. Dennoch malte er lange und eifrig weiter. Es überraschte ihn fast, als alle Glocken der Stadt die Mittagsstunde verkündeten. Wo die Frauen nur blieben? Nun waren sie

schon sieben Stunden in der Kirche und die zarte Theodora ungespeist und ungetränkt! Ihn selbst hungerte nach so emsiger Arbeit, und er befahl der Magd, ihm Brot und Fisch zu bringen, indem er sich freute, daß mit diesem Tage die Fasten zu Ende seien. Kaum aber hatte er seine Mahlzeit beendet, so stand sein Eheweib vor ihm. Sie sah seltsam kalt und feindselig aus, als ob sie sich innerlich gegen ihn verhärten wolle. „Ich komme, Abschied zu nehmen, Timotheus," sagte sie in schroffem Tone. „Es ist die letzte Gunst, die mir der Pater gewährte. Unsere Ehe ist verboten; ich will nicht das ewige Feuer erwählen, statt zeitlicher Noth. Was die Kirche geordnet, ist gut, auch wenn wir es nicht einsehen. Lebe wohl!" Es klang, als ob sie eine erlernte Lection aufsage. Der Maler aber starrte sie an, als verstehe er ihre Sprache nicht. War sie plötzlich irre geworden in Folge der Reden des fremden Mönchs?

„Wohl ist es sauer," sagte Frau Sophia dann in weicherem Tone, als sie das verstörte Antlitz ihres treuen Gesponsen sah, darinnen sie jede Runzel und jedes Fältchen kannte. „Aber soll ich viel kleine Freude hier nehmen auf dem Erdreich und dort die ewige Qual? Die haben übel gekauft, die so übergroße Freude des Paradieses geben um ein so kurzes Freudelein in dieser Welt. Die fahren übel, denn sie haben weder hier noch dort nichts. Welcher Todsünde auf sich hat und ohne Reue damit von dieser Welt fährt . . ." Aber Timotheus ließ sein Weib nicht ausreden. „Bist Du unter die Beguinen gegangen, so predige im Leuthaus," unterbrach er sie rauh. „Wo ist Theodora?" Sophia erblaßte, aber sie schwieg.

„Wo ist unsere Tochter?" wiederholte der Maler, indem er sich zornig erhob. Ihm schwante Unheil.

„Ich darf es Dir nicht sagen!" erwiderte sie leise.

„Haben Dich die Pfaffen völlig verwirrt gemacht?" schrie jetzt der unglückliche Vater. „Du darfst mir nicht sagen, wo mein Kind ist?"

„Nein," antwortete sie hartnäckig.

„Weib," rief der empörte Gatte, „mache mich nicht rasend. Sieben Stunden schleppst Du das zarte Mädchen in die kalte Kirche, Du sahst gestern selbst, wie sie krank ist nach der langen Fastenzeit. Und nun kommst Du und sagst, Du darfst dem Vater nicht sagen, wo seine Tochter sich befinde?"

„Ich darf nicht, ich habe es gelobt!" sagte sie in eisigem Tone.

„Du hast sie ausgeliefert, dem Marcus ins Garn gejagt, daß er seine Lust büße. Ich weiß, sie hüpfen vor Freude, indessen wir in Schande stecken. Verrückte, gehe, daß ich nicht thue, was mir leid ist!"

„Sie ist wohl geborgen," erwiderte Frau Sophia ruhig.

„Im Kloster?" rief er. Wiederum blieb sie ihm die Antwort schuldig. „So fahre hin," rief er ergrimmt. „Ich danke es Deinen Pfaffen, daß sie mich von Dir befreien! Gehe mit ihnen zur Hölle!"

„Lebe wohl, Timotheus," versetzte sie sanft. Als er aufblickte von dem Tische, auf den er verzweifelt sein Angesicht gelegt, war sie verschwunden. „Wissen muß ich, wo sie sie verbergen," rief er dann. Er ergriff seine Mütze und stürzte ihr nach. Draußen sah er sie eben noch um die nächste Ecke biegen. Vorsichtig folgte er ihr. Sophia schien nach der Gereonskirche zurückzukehren.

Dann aber schlug sie sich links. „Also zu den Karthäusern haben sie sie gebracht?“ Aber auch jetzt lenkte sie ab und bog in die Straße ein, die zu den Dominikanernonnen führte. Dort vor dem Klosterthore stand sie still. Der Maler beschleunigte seine Schritte, um gleichzeitig mit ihr vor dem Thore einzutreffen, sonst konnte er nur mit Hülfe des Raths den Eingang erzwingen. Dann aber war es zu spät; denn bis die Obrigkeit einschritt, hatten die Nonnen sein Kind, Gott weiß wohin, geflüchtet. Jetzt sah er, wie sein Weib am Thore klopfte. In fliegender Hast stürzte er vorwärts. Schon sah er das Thor sich aufthun. Sein Weib trat ein. Er sah, wie sie mit dem Pförtner noch unter der Thüre sprach. Dann verschwand sie. Mit letztem Aufgebot aller Kräfte sprang er auf das Kloster zu. Noch hatte der Pförtner die Thüre nicht geschlossen. Mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers stürzte der Maler gegen dieselbe, so daß der Thürhüter zur Seite flog, die Thüre aber rückwärts an die Wand der Hausflur schmetterte. Sprachlos standen die Dreie sich gegenüber. Der Pförtner suchte erbost nach einer Waffe, Timotheus war außer Athem und rang vergeblich nach Worten; Sophia zitterte vor Schreck, doch war sie es, die zuerst sich faßte.

„Thue ihm nichts,“ sagte sie zu dem erzürnten Klosterknechte; „er ist mein Mann und will mich zurückfordern. Aber freiwillig bin ich hierher gekommen, und freiwillig bleibe ich. Ich will ein pönitenzlich ehrsam Leben führen, daß ich seine Sünden büße.“

„Thue, wozu Deine Bosheit Dich treibt,“ sagte Timotheus ingrimmig; „aber Theodora will ich haben. Du sollst mir das Kind nicht an die Pfaffen verkaufen.“

„Laßt ihn ins Sprechzimmer,“ bat jetzt die Frau den Pförtner. „Es hat keine Gefahr. Meine Tochter folgt ihm nicht zurück in die Welt.“

„Das wollen wir doch erst sehen,“ erwiderte Timotheus, der sich nun gefaßt hatte. „Verzeiht, guter Freund, daß ich so unsänftiglich Euch beinahe über den Haufen rannte. Aber ich hatte Eile; hier, nehmt das als Schmerzensgeld und laßt Euern Groll fahren,“ damit drückte er ein Silberstück in die Hand des Schließers, der dasselbe willig annahm.

„Komme mit mir,“ winkte Sophia. „Ich will der Aebtissin selbst Deine Bitte vortragen.“ Schweigend folgte er seinem Weibe. Also bitten sollte er hier, wo er zu befehlen ein Recht hatte! Sie ließ ihn in eine kahle Stube eintreten, in der einige Bänke standen und ein vergittertes Fenster sich aufthat. Da hinter dem Gitter ein Vorhang herabhing, konnte kein Blick ins Innere dringen. „Warte hier,“ sagte sein Weib, „bis ich der Oberin Deinen Wunsch gemeldet.“ Timotheus setzte sich nieder, da ihm vor Erregung die Kniee aneinander schlugen und die Füße kaum mehr die Last seines Körpers tragen wollten. Nur langsam beruhigten sich sein keuchender Athem und seine klopfenden Schläfen. Endlich hörte er eine fremde Frauenstimme hinter dem Vorhang, dann zog eine magere braune Hand das Tuch zurück. Eine Nonne stand hinter demselben; als aber der Maler genau in das von der Kappe beschattete Gesicht sah, erkannte er die zarten bleichen Züge seiner Theodora. Mit einem Schritte war er an dem Gitter: „Mein Kind, mein Kind,“ rief er schmerzlich und streckte seine

Arme durch das Gitter, um ihr Haupt an sich zu ziehen. Stille weinend ließ sie es geschehen. „Herzer Vater," sagte sie dann leise, nachdem sie hinausgeschaut, ob auch Niemand ihre Worte höre, „glaubt mir, die Heiligen wollen es so."

„Glaube ihnen nicht," raunte der Alte. „Gott hätte die Welt nicht so schön gemacht, wenn er gewollt, daß seine Menschenkinder sich vor ihr verschließen."

„Ach," rief Theodora, der die Seele von Thränen bebte, „ich war so glücklich in dieser Welt voll Licht, und ich wußte, daß der himmlische Vater auch für mich noch Sonnenschein übrig habe — — da — o, herzer Vater, warum habt Ihr das gethan? Nun muß ich bitten und beten mein Leben lang für alle die Seelen, die durch Euch unvorbereitet hinübergegangen sind in die ewige Qual."

„Was redest Du?" rief Timotheus erstaunt. „Was hat man Dir in den Kopf gesetzt?"

Sie schaute ihn starr mit großen Augen an. „Ihr wißt es nicht?" sagte sie. „Sollten sie mich betrogen haben? Nein, das ist ja unmöglich," setzte sie dann sanft hinzu. „Ich wollte es nicht aussprechen, um Euch nicht zu kränken. Es ist des Kindes Pflicht, des Vaters Sünden gut zu machen, nicht sie ihm vorzuhalten."

„Du redest in Räthseln, Theodora," erwiderte der Meister.

„Habt Ihr den Brand in Mainz angestiftet oder nicht?" fragte jetzt Theodora angstvoll.

„Den Brand?" versetzte Timotheus. „Ja, unser leeres Haus zündete ich an, da ich gelobt hatte, es nicht zu verlassen, wenn es nicht einstürze. Den Schaden will ich gut machen, wenn es nur das ist, was Dich hält."

„O Vater, warum wolltet Ihr mit Teufelswerk die Heiligen betrügen? So wißt Ihr nicht, daß die Häuser der Nachbarn abbrannten, daß Menschen in den Flammen umkamen, daß eine ganze Familie im Rauch erstickte?"

„Mädchen," rief der Meister überlaut, „mache Deinen Vater nicht zum Mörder. Wer sagte Dir diese Greuel?"

„Botschaft aus Mainz ist angekommen," flüsterte Theodora. „Man fahndet nach Dir, bleibe nicht hier, sie werden Dich greifen. Um die Geistlichkeit zu versöhnen, der das Haus gehörte und die Dich hart verklagt, haben die Mutter und ich den Schleier genommen. Du aber wirst als armer gebannter Mann in die Fremde ziehen." Timotheus stand stumm; ihm war, als ob die ganze Welt mit ihm sich im Kreise drehe.

„Einen letzten Wunsch, Vater!" hörte er seine Tochter flüstern. „Ziehe ins heilige Land! Versöhne die Heiligen. Nicht ich allein kann das Entsetzliche abbüßen, daß arme Mitchristen ungespeist und ohne die heilige Oelung hinübergegangen sind in die ewige Qual und Tag und Nacht weinen und schreien um Erlösung. Du selbst mußt auch das Deine thun. Hole Dir Ablaß, wo er zu finden ist, am Grabe Christi. Dort bete auch für mich, die die unschuldige Ursache alles Unheils wurde. Ohne mich wärest Du ja nie in diese Sünde gefallen." Und sie schluchzte.

„Schwester Ursula!“ hörte Timotheus jetzt eine harte Stimme rufen. Dora streckte die Hand durchs Gitter und sagte: „Lebet wohl, lieber Vater. Gott rechne Euch an alle Liebe und Sorge, die Ihr für mich gehabt habt.“

„Bist Du es, die sie rufen?“ fragte Timotheus erstaunt.

„Ich habe den neuen Namen erhalten,“ erwiderte Dora. „Lebe wohl!“

Der Vorhang fiel zurück, und Timotheus stand allein in der leeren Stube. Wie ein Träumender taumelte er nach unten. Er sah undeutlich den Pförtner aufschließen. Dann war er vor dem Thore, und laut mit sich selbst redend schritt er durch die Menschen, die ihn seltsam anschauten. Endlich war er zu Hause. Die alte Sabine sagte, seine Söhne seien dagewesen und wieder weggegangen. Er beachtete es nicht. Es war ihm unmöglich, Jemanden zu sehen oder mit den Knaben zu reden. Still schlich er in seine Kammer, verriegelte sie von innen und warf sich auf sein Lager. In stummem Brüten brachte er die Stunden hin. Als es dunkel wurde, schlief er ein. Dann wachte er wieder in dumpfem Grame und schlief wieder bis in den Morgen. Klopfen an der Thüre weckte ihn. Als er auf den Flur hinaustrat, standen seine beiden Söhne reisefertig mit Zwerchsäcken über der Schulter vor ihm. Er schaute sie fragend an.

„Verzeiht, Vater,“ sprach Alexius, „wenn Euch kränkt, was wir Euch zu sagen haben. Wir waren gestern, wie Ihr befahlt, bei dem Zunftmeister. Der aber weigerte sich, unsere Namen in das Buch zu schreiben. ‚Nur guter Leute eheliche Söhne könne die Gilde unter sich dulden‘, sagte er. ‚Wir aber seien nicht in rechter Ehe geboren, wie zwei geistliche Boten, der Subdiacon Marcus und der Predigermönch Scipio aus Mainz, dem Rathe bereits vermeldet hätten; auch ruhe seit etlichen Tagen großer Schimpf auf unserem Namen. Welcher, das wisset Ihr selbst, und der Sohn soll nicht aussprechen, was die grauen Haare des Vaters verunehrt.‘ Als wir trotz vieler Worte und Bitten einen besseren Bescheid nicht erlangen konnten, gingen wir umher bei den Rathsverwandten, beim Aldermann, ja beim gestrengen Herrn Bürgermeister selbst sind wir gewesen. Aber es war Alles vergeblich. Schließlich fielen harte Worte. Bastarde, Brandstifter, Mordbrennerbrut und andere Kränkungen haben sie uns nachgerufen. Da kamen wir zu dem Entschluß, unsere Heimath zu verlassen. Wir danken Euch für alle Liebe, die Ihr an uns gethan habt, für den Unterricht in der Kunst, die uns auch in der Fremde erhalten wird. Wir wollen nach Gent in den Niederlanden, denn der Aldermann, der uns wohl will, meinte, dort frage man nicht viel nach den Gesetzen der Pfaffen.“

Verlegen und zögernd standen die Jünglinge vor ihm. Timotheus aber war innerlich gebunden. Nichts regte sich in ihm von der Liebe, mit der er doch in seinem tiefsten Innern an diesen Knaben hing. „Auch sie verlassen mich im Elend,“ dachte er bitter. Aber er nickte nur stumm. „Ja, ja,“ sagte er dann. „Hier könnt Ihr nicht bleiben. Mögen die Heiligen Euch behüten, daß Ihr keine Kanones verletzt, die Ihr nicht kennt.“

„Lebt wohl, Vater,“ sagte Lutz gepreßt. Man sah, daß er mit den Thränen kämpfte. Timotheus gab beiden Söhnen die Rechte, aber sie lag bleiern zwischen ihren zitternden Händen. Dann kehrte er in seine Kammer zurück und warf sich wieder auf sein Lager.

Um Mittag erhob er sich. „Jetzt beginnt die Kreuzpredigt," sagte er. „Aber der Herr Papst hat ja geboten, keine alten und kranken Leute mehr zur Kreuzfahrt zuzulassen. Sie sollen statt dessen so viel Geld einlegen, daß ein Gesunder dafür ausziehen kann oder die Kosten gedeckt werden für die Reisen der Mönche. Geld ist ihnen lieber als Buße. Das steht wohl auch in den Kanones." Und er lachte bitter auf, aber er stülpte seine Mütze über seine verworrenen Haare, um sich auf den Weg zu machen nach der Kirche der Johanniter, wo an jedem Festtag für das heilige Kreuz geworben wurde. Als er unter die Thüre trat, kam ihm die alte Sabina mit Weinen und Schluchzen entgegen. „Meister," rief sie, „was thut Ihr noch hier? So schnell Euch Eure Füße tragen, lauft in die nächste Kirche und ruft: Asyl! Asyl! Der Büttel selbst läßt Euch sagen, die Mainzer Pfaffen verlangten Eure Auslieferung. Der Rath aber, um Euch Zeit zu lassen zur Flucht, habe den Bescheid bis nach dem Feste vertagt." Gleichgültig hörte Timotheus die Warnungen der Alten.

„Was glaubst Du," sagte er, „daß mein Leben noch werth sei, nachdem mich Weib und Kinder verlassen haben?"

„Herre, Herre," warnte die alte Frau, „das Leben ist nicht viel werth, aber der Tod ist bitter. Hu, wenn Ihr's einmal gesehen hättet, wie sie mit rothen Eisen brennen, ehe der Henker gnädig mit der glühenden Zange dem armen Sünder den Rest gibt, Ihr nähmet lieber das Kreuz, als daß Ihr das erduldetet."

„Das eben wollte ich," erwiderte der Maler.

„Dank sei der Mutter Gottes, die Euch erleuchtet," rief die Alte hastig. „Ich dachte schon, Ihr wolltet Euch ausliefern, wie Ihr so redetet. Aber eilt, eilt, daß Ihr das Asyl erreicht, ehe der böse Bube Euch festnimmt." Timotheus gab der Alten stumm die Hand und trat hinaus auf die Straße. Mit trüben Gedanken schritt er durch die festlich geschmückte Menge, die Ostern feierte. Für ihn gab es fortan kein Ostern mehr; von heute an war ihm jeder Tag ein Charfreitag. Das fröhliche Schwatzen der Leute that ihm weh, und er war froh, als das Dämmerlicht der kleinen Kirche ihn aufnahm. Noch war sie völlig leer. Die Stunde der Kreuzpredigt mußte noch nicht gekommen sein. Gleichviel, er war hier so gut wie zu Hause. In trüben Gedanken sank er auf einen Schemel nieder und schaute längs des Gewölbes nach den Fenstern des Chors, von wo das rothe Gewand und der goldene Heiligenschein über den gelben Locken des Apostels Johannes ihm entgegenglänzten. „Er soll ein guter Mann gewesen sein," dachte Timotheus, „gerade wie Lucas, der Schutzpatron der Maler und Schreiber." Warum hatten Beide ihm nicht beigestanden und waren säumig gewesen, ihn zu warnen? Aber freilich, sie hatten auch Kanones geschrieben. Da zürnten sie ihm, daß er dieselben übertreten. Ihr Zorn hatte auf ihm gelegen, ohne daß er es wußte. So war er ein Brandstifter geworden, ein Mörder, ein Verfluchter. Drüben im Fegfeuer krümmten und quälten sich nun die Seelen, die ohne Segen, ohne Absolution, ohne Wegzehrung, ohne letzte Oelung hinübergegangen waren durch seine Schuld. „Kain, Kain!" schrieen sie. Ihre Engel im Himmel weinten, und selbst sein Patron wandte sich zürnend von ihm ab und wollte das Bild nicht haben, das er für ihn gemalt hatte. Ohne

Hülfe oben im Himmelssaal, ohne Stütze hienieden blieb er allein auf der dunkeln Erde zurück. Alles, Alles hatte er verloren. Sein Eigenthum mußte er weggeben. Die Knaben irrten in der Ferne. Seine Frau machten sie doch höchstens zur Klostermagd, und seine Tochter, wozu machten sie die? Er fing an zu weinen. Ein großes Mitleid mit sich selbst überkam ihn, und er fühlte, wie auch der heilige Johannes anfing, ihn zu bedauern. Deutlich sah er, wie der freundliche Jüngling sein schönes Angesicht ihm zuwendete. Jetzt löste der sanfte Heilige sich langsam los aus seinem blauen Grunde, und es war, als ob er zu ihm herüberschwebe. Leise fing die Orgel an zu tönen, und süßer Wohlgeruch wehte dem Schläfer entgegen. „Sei getrost, Timotheus," sprach der Heilige lächelnd. „Niemand ist durch Dich zu Schaden gekommen als die es verdienten. Einige leere Scheunen der Pfaffen wurden vom Feuer ergriffen, die Familie aber, die verbrannte, waren nur Deine Puppen." „O," seufzte Timotheus, und es war ihm, als ob ein schwerer Stein von seinem Herzen falle. Der Heilige aber legte seine milde, weiche Hand auf die Stirne des kranken Mannes, und die Töne der Orgel wurden immer deutlicher und kamen näher. Jetzt konnte Timotheus auch Worte vernehmen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein." Da schlug er die Augen auf und schaute in das frische Antlitz seiner Theodora, die sich besorgt über ihn gebeugt hatte.

„Was ist das!" fragte er verstört.

„Ei, sie bringen dem Herrn Rollmops ein Ständchen," erwiderte Theodora. „Es ist gut, daß sie Dich weckten, denn Du hast wieder so lange geschlafen, daß Mutter ganz ängstlich wurde."

Timotheus sah an sich herab. Der Pelzrock war verschwunden. Keine Farbe klebte an seinen Händen. Er schaute besorgt nach Theodora, aber sie trug kein Nonnenhabit, sondern ein blaues Wollkleid, das ihr reizend stand. „Tolle Geschichte," murmelte er, „mit diesen Träumen. Kind, ich meinte wirklich, Du wärest ins Kloster."

Theodora lachte laut und rief: „Glaubst Du, mein Fritz würde das leiden?"

V.

Die nächsten Tage verflossen dem Emeritus im Verkehre mit der lang entbehrten Tochter und im Genusse ihrer kindlichen Zärtlichkeit so angenehm, daß er alles Andere darüber vergaß, nichts aber so gern und so völlig wie die politischen Wahlen. Zwar hatte Herr Pastor Marcus ihn einmal auf der Straße angesprochen und dabei den neulichen Austausch von beleidigenden Reden ins Komische ziehen wollen, um dann den Herrn Rector mit aufgehobenem Zeigefinger zu mahnen, daß man bei der Stichwahl sicher auf ihn rechne; Timotheus aber hatte dem jungen Eiferer mit einem kalten Gruße den Rücken gewendet und war fürbaß gezogen. Der Wahltag war ohnehin der Tag der Abreise seiner Dora, die von ihrem Fritz keine Verlängerung ihres Urlaubs hatte erwirken können, so sehr auch Eltern und Brüder neckten und drängten. So kam denn der Abschied. Der für die Familie so unwillkommene Morgen war feierlich mit Böllerschüssen eingeleitet worden; denn die Wahlcomités hatten beschlossen, heute alle zwei Stunden ihre Salven ertönen zu lassen, um die säumigen Wähler an

ihre Pflicht zu erinnern. Die persönlichen Mahnungen wollte man dagegen unterlassen, denn dieselben hatten nicht nur im Hause des Herrn Rector Verdruß hervorgerufen, sondern auch anderwärts war es zu unliebsamen Zusammenstößen gekommen. So geschah es, daß, als Theodora's Wagen nach Tisch vorfuhr, und Herr Timotheus seiner Tochter eben einen langen und innigen Abschiedskuß auf den rosigen Mund drückte, die Lippen der Beiden plötzlich auseinanderflogen, denn gerade diesen feierlichen Augenblick hatte sich der tückische Kammerjäger gewählt, um einen Schuß abzugeben, und in der folgenden Kanonade gingen alle die herzlichen Abschiedsworte verloren, die das liebe Kind den Eltern noch zurief. Die Brüder sprangen mit Dora in den Wagen, und als derselbe außer Gesicht war, kehrten die alten Leute zu ihrem gewohnten Platze unter den grünen Katalpen zurück, die nunmehr im Abblühen waren und Tisch und Bänke mit ihren welken Blüthen überstreuten. Frau Sophia, an deren Wimpern noch eine Abschiedsthräne hing, nahm ihr Strickzeug heraus, und die Gatten saßen stumm beieinander, indem sie dem Summen der Bienen lauschten, die die letzten Blüthen des Baumes umschwärmten und tief in die weißen Kelche schlüpften. Der Rector zog nach einer Weile seinen gewöhnlichen Tröster, die geliebte alte Ausgabe des Phädon, aus der tiefen Rocktasche und begann zu lesen. Zuweilen machte er einen leichten Strich am Rande, wenn ihm eine Textverbesserung des würdigen Herausgebers besonderer Beachtung werth schien. Inzwischen nahte die wackere Sabine und begann leise den Tisch abzuräumen. „Willst Du den Kaffee um vier Uhr wieder im Garten trinken?" fragte Frau Sophia. Der Rector schlug langsam sein Buch zu, dann sagte er: „Die Kinder lieben es so, und ich bin kein Spielverderber. Der Blüthenduft ist freilich, seit die ganze Erde mit dem Zeuge überstreut ist, stärker als je. Ein wahrer Manzanillenbaum, diese Katalpa! Als ich gestern auf dem bequemen Bänkchen droben einnickte, träumte ich wieder die tollsten Dinge und hatte beim Erwachen starken Kopfschmerz."

„Mir ist's auch lieb," erwiderte die Rectorin, „daß der Baum bald verblüht haben wird. Bis in die fernsten Räume erfüllt er das Haus mit seinem beklemmenden Geruche. Es ist entschieden des Guten zu viel, und Alexander, unser Mediciner, meint sogar, der Blüthenstaub sei die Ursache Deiner schweren Träume." Die jungen Leute waren inzwischen von dem Bahnhofe zurückgekommen, wohin sie die Schwester begleitet hatten, und während Alexander die letzten Abschiedsgrüße des lieben Kindes berichtete, ergriff Lutz die auf dem Tische liegende Phädonausgabe, und nachdem er eine Weile in derselben geblättert hatte, sagte er: „Wie die Leute hübsch druckten vor drei Jahrhunderten und auf welch' schönes festes Papier!"

„Ja, mein Junge," sagte der alte Schulmann wohlgefällig. „Jede dieser schön geschnittenen Lettern ist ein Zeugniß der Tüchtigkeit unserer Voreltern, während unsere heutigen mageren und fehlerhaft gesetzten Ausgaben ein trauriges Denkmal unserer Flüchtigkeit sein werden." Lutz lächelte. Er kannte des Vaters Steckenpferd und hütete sich, zu widersprechen.

„Ja, ja," bestätigte Frau Sophia, „es ist traurig, wie man heut' zu Tage den Kindern mit gelbem Papier und kleiner Schrift die Augen verdirbt, und das heißen sie die Kinder *ausbilden*."

„Und was das Schlimmste ist," fuhr der alte Schulmann fort, indem er entrüstet mit seiner Hand auf seinen Phädon schlug, „das Holzpapier, das sie seit den letzten dreißig Jahren machen, vermag dem Einfluß der Luft nicht dauernd zu widerstehen. Wenn ich in der Registratur die alten Jahrgänge der Gymnasialzeugnisse nachschlug, wehten mir die Fetzen der zerbröckelnden Blätter entgegen. Das schlechte Papier zersetzt sich und zerfällt zu Staub. In fünfhundert Jahren wird die ganze Literatur aus der zweiten Hälfte unseres Säculums Staub und Asche sein."

„Gott sei Dank!" entgegnete die alte Frau. „Da werden die Kinder wenigstens mit diesen Geschichten nicht mehr genudelt."

„Sage das nicht!" erwiderte der Rector strafend. „Es sind schöne Werke darunter. Denke an Böckh, an Haupt, an Curtius . . ."

„Dich selbst nicht zu vergessen . ." lachte die Rectorin.

„Ach, hätten sie im Alterthum doch auch auf Holzpapier geschrieben," seufzte Lutz, „dann hätten wir keine unregelmäßigen Verba zu lernen und kein griechisches Scriptum."

„So, so, Du unnützer Junge!" sagte der Rector entrüstet. „Das also ist Deine Dankbarkeit gegen das Gymnasium und die classischen Studien!"

„Ja," rief Lutz eifrig, „wenn das Gymnasium noch wäre, was es in den classischen Zeiten war! Hui! was wollte ich gern dort meine Tage zubringen. Neulich mußten wir die ganze Einrichtung des Gymnasiums zu Elis aus Pausanias auswendig lernen. Statt der engen Schulstuben, in denen wir zusammengepfercht sind wie Schafe, die des Metzgers warten, schöne Platanengänge in der Nähe eines Flusses, in dem man den Schulstaub sich abwusch, und was für Schulstaub! Keinen Bücherstaub, auch nicht den von Holzpapier, sondern den edlen Staub der Rennbahn. Unser Gymnasiarch meint, Sicherheit in der griechischen Grammatik, das sei der Zweck des Lebens; da waren die alten Gymnasiarchen andere Kerle. Uh, wenn unser Gymnasialplan so lautete: Von acht bis neun Uhr Wettlauf, von neun bis zehn Uhr Singen, von zehn bis zwölf Uhr Discoswerfen, von zwölf bis ein Uhr Schwimmen und Mittags Ringen, Faustkämpfe, Wettfahren. Aber mit diesem schönen Gymnasium hat das unsere leider so wenig Aehnlichkeit, daß ich zweifle, ob der Name überhaupt daher stammt. Viel wahrscheinlicher leitet man ihn von gymnazein, schinden . . . ."

„Willst Du schweigen, Du ruchloser Knabe," rief der Rector, indem er in komischer Entrüstung die langen Arme in die Luft warf. „Solch' frevelhafte Tempelschänder habe ich in meinem eigenen Hause erzogen! Wenn das am grünen Holze vorkommt! Ei, ei, ei!"

Er schien doch innerlich so erbost nicht zu sein, als er sich stellte, und die beiden jungen Leute sahen wohl, daß er mühsam sein Gesicht beherrsche, während ein Lächeln um die alten faltigen Lippen zuckte. Darauf nahm er würdig seinen Phädon, klappte mit demselben dem tempelschänderischen Lutz väterlich auf sein rebellisches Haupt und zog sich, behaglich mit dem Kopfe nickend, nach dem Wäldchen zurück, um auf seiner geliebten Traumbank sein Mittagsschläfchen zu halten. Aber Morpheus säumte heute. Die Spöttereien des jungen Mannes

hatten dem Vater doch einen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst zugeben wollte. War nicht, mit der antiken Bildung verglichen, die heutige wirklich eher eine Unterdrückung als eine Ausbildung der natürlichen Anlagen zu nennen? Gewiß, es lebte sich leichter unter den Platanen Plato's als in den dumpfen Corridoren und niederen Schulstuben des Gymnasiums, in denen er sein halbes Leben zugebracht hatte. Vor zwei Jahrtausenden wurde der Unterricht, den er sein halbes Leben lang immer wieder von vorn hatte ertheilen müssen, meist durch Sklaven besorgt; aber jene Sklaverei, so sagte er sich, war doch kaum drückender gewesen als das harte Leben, auf das er selbst zurückschaute. Vom Morgen bis Abend in der dumpfen Schulstube stehen und Jahr für Jahr dieselben Elemente der alten Sprachen einüben, zu Hause Schulhefte corrigiren und wieder Schulhefte und dann die sparsamen Ferien athemlos ausnützen für eigene Arbeiten — war das etwa kein Sklavenleben? Eine große Bitterkeit überkam ihn. Ja, der tolle Knabe hatte ganz recht. Vor zwei Jahrtausenden hätte er leben mögen, ehe diese ganze gothische Cultur mit ihrem noch nicht überwundenen Mönchsgeist über die Welt kam, die die Menschen in die Zellen sperrte und den Buchstaben anbeten lehrte statt der Natur. Er sah den grünen Rasen am Gestade der Sirenen; über dem Ufer erhoben sich die Tempel von Pästum mit ihren schweren Dorersäulen; und drüben rauschte das blaue Meer die ewige Melodie, der schon Hesiod's und Homer's Ohr ihren Rhythmus abgelauscht. So viel Licht drang in dieser hellen Welt der Antike auf ihn ein, daß er die Augen schließen mußte. Um so deutlicher stiegen die Bilder vom Golfe von Neapel, die alten Städte, deren heilige Trümmer er in den Tagen seiner Jugend auf einer Ferienreise besucht hatte, vor ihm auf. Er sah die Esse des Vulcan, die mit ihrer Rauchsäule gleich einer Pinie den schöngeformten blauen Berg krönte; er wanderte durch die engen Straßen von Pompeji und saß auf den Trümmern von Puteoli und Bajä. Ueber Erwarten enge und nahe aneinander gerückt fand er Alles, aber wo eine feste, fensterlose Mauer das Haus von dem Lärme der Straße scheidet und der Mensch nicht nur das Stück Erde unter sich, sondern auch ein Stück Himmel über sich zu eigen hat, das auf sein Viridarium, den vom Säulengang umgebenen Innengarten, herabblickt, da besitzt man seine vertrauliche Welt für sich, auch mitten in dem Ameisengewimmel einer engen Stadt. Es kam ihm doch wohnlich und heimisch hier vor, und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem umhegten Garten, in dem unter dem Marmorbilde der Flora eine Quelle hervorsprang, während die auf den ziegelrothen Wänden in hellen Farben gemalten Tänzerinnen ihm fröhlich zulachten.

VI.

In diesem Garten, neben dem plätschernden Brunnen, saß Timotheus auf der Treppe des Peristyl und las aus einer schönen Handschrift des Phädon einem vornehmen Greise vor, der, auf dem Ruhebette ausgestreckt, sich fröstelnd in seine Toga hüllte. „Laß jetzt den Philosophen," sagte der alte Mucius. „Ob die Seele fortdauere oder nicht, das Sterben ist eine häßliche Sache und nicht die Aussicht auf ein schöneres Leben im Elysium macht sie mir erträglich, die ungewiß ist, sondern das Eine, was gewiß ist, daß sie mich von der unheilbaren

Krankheit des Greisenthums erlöst. Doch reden wir von der Gegenwart. Du wolltest mir heute Morgen, ehe der Anfall mich ergriff, erzählen, daß es Deinem Lucian geglückt sei, den jungen Rappen wieder in meinen Stall zurückzubringen, den Scipio mir entführte."

„Wenn es Dich zerstreut, Herr," erwiderte Timotheus, „will ich den Knaben rufen. Er wird es Dir besser berichten als ich, der ich nur mit halbem Ohre seiner Erzählung zuhörte, während ich das Pergament für Dein Vermächtniß mit Bimsstein glättete."

Der Kranke nickte, und Timotheus schlug auf eine silberne Cymbel, die auf dem kunstreichen Tischchen vor dem Polster des sterbenden Herrn stand. Sofort erschien vom Vestibulum her ein in eine weiße Tunica gekleideter, hochgewachsener Knabe mit schönen hellen Augen, der, die Hände über der Brust kreuzend, sich vor dem Dominus verneigte.

„Erzähle, wie Du den Rappen gestern einfingst!" sagte Mucius.

„Wie Du befahlst," erwiderte der Knabe, „erwartete ich die Stunde der Diebe, ehe ich zur Pferdeweide hinausschlich. Ich wußte, daß Scipio's Wagenlenker, der uns den Rappen von der Weide weggeführt hatte, ihn in seinen Pferch gesperrt, damit er dort an seine Stuten sich gewöhne. Aber Bucephalus kennt meinen Pfiff, darauf vertraute ich. Es war etwa zwei Stunden vor Sonnenaufgang, als ich an dem Gehöfte ankam. Die Pferde lagen am Boden ausgestreckt, unseren Bucephalus aber mochten die anderen Hengste mit Bissen und Schlägen tractirt haben, denn er lag allein für sich abseits von der Herde. Um so leichter konnte ich mich an ihn machen. Ich sah, wie der Schwarze das Haupt erhob und schnupperte, als er meine Schritte hörte. Mit gekrümmtem Rebmesser löste ich nun die Stangen des locker gefügten Gehegs, so daß eine Lücke entstand, aber weislich nicht in der Richtung auf Deine Höfe, sondern nach der Villa des Marcus zu, des hageren Geizhalses, dem die Nachbarn jede Schalkheit zutrauen, damit auf ihn der Verdacht des Diebstahles falle. Als ich die Arbeit beendet, pfiff ich leise den Triller, an den ich Deine Rosse gewöhnt habe. Wenn der Wächter es hörte, mochte er denken, daß einer der Hirten sich die Nachtwache mit der Syrinx verkürze. Der Rappe aber schoß alsbald in die Höhe und sprang herüber an meine Seite. Die übrigen Mähren reckten nur müde die Köpfe und wurden sofort wieder ruhig. Ich aber schwang mich auf des Thieres Rücken, und nachdem ich ihn eine Weile am Hag hin- und hergeführt, ließ ich den Rappen, wie er gelehrt ist, rückwärts gehen, so daß im Sande die hinteren Hufen zuerst sich abprägten, und es so schien, als ob die Spuren von des Scipio Gehöfte in des Marcus' Gehege hineinführten. Sobald wir so die gepflasterte Straße erreicht hatten, wendete ich um und jagte heimwärts. Wenn sie nun heute den Spuren nachgehen, werden sie im Gehege des Marcus Umschau halten und dann in dem der folgenden Nachbarn, an uns aber werden sie schwerlich denken."

„Und hat Dich Niemand gesehen auf Deiner Diebesfahrt?" fragte der Herr mit müdem Lächeln.

„Wohl sah ich," erwiderte der Knabe, „als ich die nachterleuchteten Pfade dahinritt, unseren Nachbarn, den greisen Glaucus, vor Anbruch des Morgens bereits nach seinem Weinberge hinausgehen, und er schaute mißtrauisch auf den

nächtlichen Reiter. Ich aber stellte den Rappen und sagte: ‚Höre, Greis, wenn Du gebückt Rebstöcke gräbst, kannst Du nicht sehen, ob hinter Dir ein Pferd oder ein Reiter vorbeikam, und Deine Jahre machten Dich schwerhörig, so daß Du auch hellen Ton des Pferdehufes nicht vernehmen kannst. Dieses antworte, wenn man Dich fragt, sonst könnten eines Morgens Deine Reben abgeschnitten sein und Deine Kelter häßliche Löcher des Bohrers zeigen. Verstehst Du?‘ Er aber nickte mit dem Kopfe. ‚Schweigen,‘ sagte er, ‚ist die Weisheit des Schwachen. Vieles versteht der Fuchs. Der Igel nur Eines, doch frommt es ihm. Er rollt sich zusammen. Dies ist auch Glaucus Waffe.‘ Da warf ich ihm ein Geldstück zu und trabte weiter, damit der die Menschen zur Arbeit erweckende Morgen mich nicht überfalle. Auch kam ich unbelästigt nach dem Gehöfte, und als Bucephalus die gewohnte prangende Grasflur gesehen und die schimmernde Tränke, da wieherte er fröhlich. Ich aber führte ihn in den inneren Hof und sagte Stephanus, er solle ihm Dein Zeichen sofort einbrennen, um Scipio's diebischen Hirten den Pferdefang zu verleiden.“

Mit Wohlgefallen hatte der kranke Mucius dem Berichte seines Sklaven zugehört. „Du gleichst dem listenersinnenden Hermes,“ sagte er lächelnd, „der von Pieria's schattigen Bergen die unsterblichen Rinder der Seligen entführte. Gehe, mein kluger Knabe, ich werde Deiner gedenken, und wenn Alexander mit den Geschäften des Gartens geendet hat, mag er Dich ablösen an der Pforte, damit Du nach Bucephal siehst und mir wieder berichtest.“

Lucian verbeugte sich und kehrte nach seinem Pförtnerstübchen zurück. Der Kranke aber schaute ihm mit einem wehmüthigen Blicke nach. „In diesem Alter stände nun mein Enkel Evenos, wäre er nicht gleich meiner Tochter der räthselhaften Krankheit erlegen, die sie aus Marcus Bechern tranken, und nun erbt Scipio Alles. Der Uebermüthige aber kann nicht einmal warten, bis ich in Charon's Nachen schaukle. Noch im letzten Augenblicke fängt er mir die Rosse von der Weide.“

„Er dachte nicht,“ erwiderte Timotheus, „daß Du Dich noch kümmerst um Deine Habe.“

„Ja, er beeilt sich,“ sagte der Greis. „Er beerbt mich bei lebendigem Leibe.“

„Und warum läßest Du ihn erben, Herr?“ fragte der Sklave vorwurfsvoll.

„Er hat mir die Schlinge fest um den Hals gelegt,“ antwortete der Kranke leise, „und wenn ich auch bald das Haupt herausziehe, die Rache würde auf Lebende fallen, die mir werth sind. O, wie ich mich sehne, allen diesen Erinnerungen zu entfliehen, auszuruhen von der langen Krankheit des Lebens und traumlos dort unten zu schlafen, wo ich das Grabmal mir baute, nahe dem Strande Poseidon's, von des Meeres ewiger Klage gewiegt!“

Timotheus sah sinnend auf die Handschrift des Phädon, die vor ihm lag; er hätte so gern den Sterbenden an das Testament erinnert, dessen Abfassung Mucius immer und immer wieder hinausschob.

„Die Gemeinheit schwelgt,“ begann er darum aufs Neue, „und es darben die Edeln. Deshalb gaben die Gesetze dem Greise das Recht, die Ungleichheit der Loose zu mildern, indem er einen Theil seines Reichthums den erprobten Freunden

und Dienern hinterlassen darf. Noch lange spinne die Parze Deinen Lebensfaden, und Zeus mehre Deine Jahre von den unseren. Täglich bitten wir die Oberen darum mit erhobenen Händen; aber wie es ihnen gefällt, fügen die Götter den Schluß. Darum wäre es weise, Herr, wenn Du heute das Vermächtniß schreiben wolltest, wofür Du mich das Pergament schon gestern glätten ließest. Zögere nicht, denn Deine Erben lauern. Im Umsehen werden sie da sein, oder es täuscht mich ein Gott. Ich zweifle, ob sie auch nur Deinen letzten Odemzug abwarten. Du siehst es ja; schon jetzt fangen sie Dir die Pferde von der Weide."

„Morgen, Timotheus," sagte der Kranke mit matter Stimme. „Meine Hand ist heute schwach. Ich kann nicht schreiben."

Timotheus seufzte. „Zögern wird er und zögern, bis es zu spät ist." Sorgenvoll prüfte der Sklave die Züge seines kranken Herrn, die ihm heute noch weniger als gestern gefallen wollten. Die Augen des Kranken ruhten müde auf den zitternden Wassern des Springquells und den dunkeln Blättern der Lorbersträucher. Plötzlich aber ging ein Lächeln über das Gesicht des Greises: „Froh wie Flora," sagte er leise, „in der Hand ein Myrthenreis und frische Rosen, tritt sie herein, und beschattend fällt um Brust und Nacken die ambrosische Locke." Timotheus sah hinüber und entdeckte hinter den Büschen das helle Gewand seiner Tochter, die in dünnem Frauengewande gleich einer lieblichen Vision von den roth getünchten Wänden sich abhob. „Vielleicht, daß sie den Herrn geneigter stimmt," dachte er und winkte seinem Mädchen. „Komm' Theodora," rief er, „bringe dem Herrn Deine Rosen." Gleich Artemis, in eine kurze Tunica gekleidet, kam die junge Sklavin zwischen ihren Blumenbüschen hervor, und des Greises erlöschendes Auge hing wohlgefällig an der sinnberückenden Schönheit der jugendlichen Formen. Mit einem freundlichen Lächeln nahm er einzeln die Rosen, die sie ihm reichte, und legte sie neben sich auf das Tischchen. „Dein Bruder Alexander," sagte er, „versteht Blumen zu ziehen wie keiner vor ihm. Aber was soll dieser Epheukranz? Die Zeit der Gelage ist vorüber für Deinen armen Herrn."

„Die Mutter meinte," sagte das junge Mädchen zutraulich, „Eppich kühle fieberheiße Schläfen. Soll ich den Kranz Dir aufsetzen, Herr?"

Mucius nickte ihr freundlich zu und neigte das alte Haupt ihr entgegen. Da trat sie näher, beugte ihre jugendwarme Gestalt über den sterbenden Mann und drückte mit ihren zarten Händen den Kranz auf das spärliche weiße Haar des Greises. Dieser aber legte die welken Hände um die vollen Hüften der üppigen Sklavin und sagte: „Küsse mich, Theodora." Sie hauchte einen Kuß auf die faltige Wange und richtete sich dann lächelnd empor. — Er aber hielt sie fest und sagte scherzend: „Ja, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, ließe ich Dich nicht los, bis Du die ganze Schuld entrichtet hättest. Nun bin ich welk, und Du wünschest wohl selbst, ein Jüngerer als Mucius hätte Euch aus dem Nachlaß des Kreon gekauft?"

„Vielleicht, Herr," erwiderte die junge Sklavin. „Einem jungen Herrn hätte ich meine Freiheit schon lange abgeschmeichelt." Als sie aber einen forschenden Blick ihrem kecken Worte nachschickte, sah sie, wie die Mienen des Greises sich verdüsterten. „Du trägst," sagte er bitter, „das Schwert verhüllt in Myrthen und

Rosen wie Harmodius und Aristogeiton. Kein Tag verstreicht mehr, daß ihr mich nicht mahnt. Laß das, Kind, mein Versprechen könnte mich sonst gereuen."

Gekränkt zog sich das Mädchen zurück, doch langsam und öfter umblickend, ob er sie nicht zurückrufe. Aber Mucius hatte sich wieder in seine Polster fallen lassen und verglich die Farben der Rosen, die sie ihm gebracht hatte. Düster und sorgenvoll saß Timotheus neben ihm und schaute finster in seinen Phädon. Der Kranke sah es, und trotz seiner uneingeschränkten Gewalt von dem Diener abhängig, auf dessen guten Willen er angewiesen war, begann er begütigend: „Deine Frau räth gut. Der kühle Kranz, den Sophia mir schickte, lindert die Hitze. Sie macht ihrem Namen Ehre. Nicht das erste Mal ist es, daß ihre Weisheit findet, was mein Leiden erleichtert."

„Möchte es ihr noch lange gelingen, Herr," versetzte Timotheus, „den dünner werdenden Lebensfaden zu netzen, daß er nicht abreißt; denn die Parze, die ihn durchschneidet, zerschneidet auch unser Glück," und er seufzte.

„Du fürchtest Dich vor Scipio," fragte der Kranke.

„Er ist ein harter Herr," entgegnete Timotheus traurig; „aber mehr als den bekannten Despoten fürchte ich die unbekannten. Du warest gütig und mild. Weder nach der Jugendblüthe meiner Tochter noch nach der meiner Söhne streckteſt Du begehrliche Hände. Du verwendeteſt mein Wissen und Können auf die Bücherſammlung, die ich verdreifacht habe; Du ſetzteſt Sophia über die Köche und ihrer Sorgfalt und klugen Wahl der Speisen verdanken wir es, daß das achtzigste Jahr hinter Dir liegt. Lucian vertrauteſt Du die Hut der Pferde und Alexander den Dienst in Garten und Haus, wie es den Neigungen und Gaben eines Jeden entsprach. So blieben wir beisammen, während viele Knechte nicht wissen, welches Land ihre Kinder bewohnen, wie sie selbst nicht zu sagen vermögen, wer ihnen Vater und Mutter gewesen ist. Nun wird das Alles anders. Scipio bringt seine Sklaven mit herüber in Dein Haus. Was soll der Soldat mit Büchern? Er wird mich verkaufen, ob an einen Buchhändler, ob in die Walkmühle, wer weiß es? Sophia wird vielleicht im Weinberge hacken und jäten müssen oder Wasser schleppen mit den alten Schultern. Die Knaben verschachert er an einen Wüstling in Rom, und wem Theodora zufällt, das mag Aphrodite wissen. Vielleicht werden wir auch Alle am Letzten des Monats nackt auf dem Markte zum Verkaufe stehen, Alte und Junge." Er seufzte wiederum und wartete dann, ob sein Herr irgend Etwas erwidern werde. Als aber keine Antwort erfolgte, fuhr er fort: „Ich weiß, Herr, was Dich abhält, uns vor Deinem Tode noch frei zu lassen; darf ich es aussprechen?" Der alte Mann hatte mit finsterer Miene zugehört. Jetzt erhob er das Haupt, und indem er dem Sklaven einen forschenden Blick zusendete, der doch bereits der eines Sterbenden war, sprach er mit schwacher Stimme: „Rede!"

„Du glaubst," sagte Timotheus sanft, „Du würdeſt dann minder gut bedient sein. Du fürchteſt Dich, wir könnten sofort unsere Freiheit antreten und bangst vor neuen Gesichtern. Das einzige Hinderniß unserer Freiheit ist Dein Verlangen, es möchte bis zu Deinem letzten Athemzuge Alles hier bleiben, wie es ist. Darum vertröſteſt Du uns auf Dein Testament, das doch niemals zu Stande kommt."

Der Kranke nickte leise mit dem Haupte. Da erhob Timotheus feierlich beide Hände zum Himmel und rief: „So höret mich, Ihr Götter der Unterwelt, und lasset mein Mark verdorren, wenn ich den Schwur breche. Nichts soll sich hier ändern, so lange der edle Mucius Leben und Odem hat. Läßt er uns frei, so wollen wir dem Patronus noch eifriger und sorgsamer dienen als jetzt dem Dominus. Jedes Haar seines Hauptes soll uns heilig sein, so wahr ich die Oberen ehre und den allwaltenden Zeus!" Nachdem er so gesprochen, verhüllte er sein Angesicht und warf sich vor dem Bette seines Herrn flach auf die Erde.

„Stehe auf!" sagte der Kranke. „Rufe die Deinen. Ich will sie befragen, ob sie Dein Versprechen bekräftigen?"

„O, Herr, sei gesegnet für dieses gute Wort," rief Timotheus. „Ich eile, ich fliege!" Damit verließ er rasch das Peristyl und lief zu den Frauen. Beide fand er an dem Herde, wo Sophia den Koch anwies, gehacktes Fleisch so zu kochen, daß alle Kraft in einer kleinen Brühe sich sammle, und diese dann durch alten Wein schmackhaft zu machen. Theodora aber war beschäftigt, ein Tischchen mit Speisen zu rüsten und mit Blumen zu zieren, damit es so geschmückt in das Triklinium getragen werde. Als aber Timotheus an der Thüre erschien und mit eifrigem Kopfnicken ihnen zuwinkte, verstanden sie seine Blicke sofort, ließen die Arbeit und kamen zu ihm heraus. „Endlich ist er bereit," sagte Timotheus, „kommt eilig. Wo ist Lucianus?"

„Ach!" rief Sophia, „nun ist er nach der Pferdeweide, damit der Herr nicht argwöhnisch werde. Alexander soll ihm rasch nachsetzen und ihn zurückholen." Damit eilte sie hinaus ins Vestibulum, um Alexander dem Lucianus nachzusenden. „Dieser Verzug ist widrig," sagte Timotheus unwillig. „Doch nützen wir ihn. Gehe Du, Dora, zum Lictor und bitte ihn, Zeuge unserer Freilassung zu sein. Unser eigenes Zeugniß würde nicht gelten in solcher Sache, und die anderen Knechte werden sich hüten, Zeugniß zu geben, da ein Sklave jedes gerichtliche Zeugniß auf der Folter erhärten muß. Also laufe zu dem nächsten Lictor, den Du triffst. Versprich ihm Alles, Wein, Gold, Dich selbst, nur schaffe ihn her, daß nicht unsere ganze Arbeit vergeblich gewesen sei. Eine schmucke Sklavin wird ihn leichter herein locken, als ich es könnte. Auch darf ich das Haus nicht verlassen. Mucius könnte rufen, und wehe uns, wenn ich nicht hier wäre."

Die junge Sklavin strich mit ihren beiden schmalen Händen die Haare zurück und ordnete die Falten ihres Gewandes, dann ging sie, indem sie den Kopf herausfordernd in den Nacken warf, zur Thüre, während die Eltern in das Haus zurückkehrten.

Da der Kranke sich still verhielt, setzten sich die beiden Alten auf eine Bank in dem dem Peristyl benachbarten Tablinum, und Sophia ließ sich leise erzählen, wie Timotheus den Kranken endlich zu seinem Entschlusse gebracht habe.

„Das Märchen von dem entführten Rappen hat gewirkt," sagte er vorsichtig umblickend. „Ich wußte, daß ihn eine solche Geschichte grimmig gegen Scipio aufregen werde. Hörte er, daß sein Erbe schon jetzt anfange, sein Eigenthum an sich zu reißen, so mußte ihn das antreiben, ein Testament zu machen, das nur zu unseren Gunsten ausfallen kann."

„Ach," seufzte Sophia, „wenn nur die Lüge nicht entdeckt wird."

„Wie wäre das möglich," erwiderte Timotheus. „Unsere Knaben allein haben die Pferde unter sich. Niemand kann wissen, ob der Rappe einen Tag fehlte oder nicht. Selbst wenn er Scipio den Diebstahl vorrücken sollte, so kann es ihm nicht auffallen, daß dieser die Sache leugnete. Zugestehen würde er sie ja natürlich niemals, auch wenn sie wahr wäre. Uebrigens erzählte Lucian so schön, daß nicht der Schatten eines Verdachtes in Mucius' Seele aufstieg."

„Aber Du sagtest," frug Sophia, „er wolle uns jetzt schon freigeben?"

„Das eben ist es, was ich erreicht habe," sagte Timotheus triumphirend. „Er gestand, daß Scipio ihn völlig in der Hand habe. Kürze er ihm das Erbe, so werde Scipio an seinen Freunden sich rächen. Jupiter wird wissen, was sie gemeinsam verübt haben, daß er sich in die Hände dieses Tyrannen gab. Sobald er uns aber frei gelassen hat, gehören wir nicht mehr zu dem Inventar, und Scipio, der lange seine Augen auf Theodora richtete, hat das Nachsehen."

„Maja's Sohn stehe Dir bei, daß Deine Ränke glücken," rief Sophia. „Mir ist bange bis Mucius das Wort vor dem Lictor gesprochen hat, das er nicht zurücknehmen kann."

„Ganz recht," sagte Timotheus. „Sind wir erst frei, dann wollen wir schon noch das Testament erzwingen. Dann können wir ganz anders auftreten als jetzt, da ein ungeschicktes Wort Alles verderben würde." Sophia seufzte, und in banger Stille saßen die Gatten beisammen und warteten mit klopfendem Herzen in zitternder Unruhe auf die Rückkehr ihrer Kinder. Als Freigelassener, berechnete sich Timotheus inzwischen, werde er ein geborgener Mann sein. Er hatte bei sicheren Leuten angelegt, was er im Hause und was Sophia in der Küche erübrigt hatte. Auch die Knaben hatten ihre Ausstände, wie er wußte, Alexander für verkaufte Pflanzen, Lucian für verheimlichte Füllen. Selbst Theodora hatte für Hoffnungen, die sie den Stutzern von Neapolis und Bajä machte, manchen Silberdenar heimgebracht. „Und Wort gehalten hat sie nie, das tugendhafte Kind," dachte der alte Sklave gerührt. Endlich hörte er draußen Schritte. Sophia flog nach der Pforte und öffnete. Timotheus sah, wie Theodora mit einem Gerichtsbeamten eintrat, der seine Hand kühn um ihre Hüfte gelegt hatte, und sobald sie im Schatten des Atrium angekommen waren, drückte er sogar einen Kuß auf die blühende Wange, die sie lächelnd gewährte. Aber Frau Sophia schloß die Thüre nicht. Das deutete darauf, daß auch die Söhne bereits nahe seien, und in der That sah Timotheus Beide eilig eintreten. Nun erhob auch er sich. Er ging dem Lictor ehrerbietig entgegen und setzte ihm auseinander, der Herr habe bereits seine ganze Familie frei gegeben und wolle sein Wort in Gegenwart des Gerichtsbeamten bekräftigen, damit kein Zweifel an seinem Willen bestehen bleibe. Der Lictor, ein stattlicher Kriegsmann, hörte mit halbem Ohre die Erzählung des Sklaven, während er keinen Blick von der schönen Theodora verwendete. „Wir wollen leise eintreten," sagte Timotheus, „von Dir aber, Lictor, erbitte ich die Gunst, daß, falls Mucius eingenickt sein sollte, Du in Geduld wartest, bis er wieder erwacht ist. Dauert es Dir zu lange, so kann Theodora durch die leisen Klänge ihrer Zither ihn wecken, sonst könnte er zürnen über die Störung seines Schlafes."

Vorsichtig und geräuschlos traten darauf die Anwesenden in das Viridarium, dessen Sand unter ihren Sandalen knirschte. Sie sahen den Kranken auf seinem Polster ausgestreckt, so daß das weiße Haupthaar mit dem Epheukranze ihnen zugekehrt war. Still schlich Timotheus ihm näher und beugte vorsichtig sich über ihn hinab. Plötzlich aber stieß er ein wildes Klagegeheul aus. „O, ihr Götter des Hades," rief er. „Er ist todt, todt!" Schreiend, klagend, das Haar raufend, stürzten nun auch die Anderen zum Lager und faßten den todten Herrn an den Händen. Sophia netzte ihm das Haupt mit Wasser, Theodora brachte Wein, um ihm denselben einzuflößen. Aber es war Alles vergeblich. Mucius war todt und blieb es. Während die Anderen aufs Neue wilde Klagerufe zum Himmel emporschickten, so daß das Haus widerhallte von dem gellenden Geschrei, lehnte Timotheus gebrochen an einem Pfeiler des Peristyl. „Ich erkenne euch, rächende Götter," sprach er leise. „Ohne das Märchen von dem Pferde, das ich ihm aufband, wären die Söhne zur Stelle gewesen, und sein Odem hätte noch gereicht, das lösende Wort zu sprechen. An meiner Lüge gehen wir zu Grunde. O Zeus, allwissendes Auge der Welt, wie strafst Du streng, Du vergeltender Dämon!"

Die nächsten Tage brachte Timotheus in starrem Brüten über seine gescheiterten Hoffnungen hin. „Mein Lebensschifflein neigt sich zur Seite," dachte er. „Bereits füllt die Woge den Boden des Kahns, und von dem zerbrochenen Maste hängen die zerrissenen Segel in Fetzen. Aber hast Du denn je auf ein anderes Ende der Fahrt gerechnet, Sklave? Mag ein freundliches Geschick dem Knechte vergönnen, eine Weile sich des Familienlebens zu freuen gleich dem Freien, am Ende reißen sie uns doch immer wieder auseinander!" Schwermüthig nickte er mit dem grauen Haupte. Er mußte ja noch froh sein, daß der schlimme Tag so lange gezögert hatte. Seine Kinder waren doch wenigstens gereift und mochten nun sehen, mit welchen Mitteln sie die Gunst ihrer neuen Herren erkaufen würden. Was wollte eine solche Trennung heißen gegen andere, die er erlebt, bei denen man zarte Kinder ihren verzweifelten Müttern entrissen oder hülflose Greisinnen an rohe Bauern verkauft hatte. Fast mußte er sich schelten, wenn er es hart fand, daß Sophia und er auf ihre alten Tage scheiden sollten. Kannte er doch das Loos seiner eigenen Vorfahren! Hatte etwa ihnen eine liebende Hand die Augen zugedrückt, als sie starben? Seinen Vater hatte der Prätor foltern und kreuzigen lassen, weil er für die Verschwörung des Pansa Botengänge gemacht hatte. Hätte er diesen Dienst verweigert, so hätte freilich sein Herr die Muränen im Fischteiche mit seinen Gliedern gefüttert. Der Prätor erkannte das an, aber kreuzigen ließ er ihn dennoch. Er war ja nur ein Sklave, und es geschah wegen des Beispiels. Auch sein Großvater war gekreuzigt worden, weil einer der Sklaven den gemeinsamen Herrn ermordet hatte und sich dann der Strafe durch Flucht entzog. Natürlich mußten da die Anderen büßen. Mit ihrem Schicksal verglichen, war sein Loos bis jetzt ein beneidenswerthes gewesen, und warum sollte sein Glück ihm nicht treu bleiben? Alles kam darauf an, an wen ihn Scipio verkaufte? Die Trennung von seinem Weibe blieb ihm freilich ein herber Schmerz, allein er wußte zum Voraus, daß nur das Leid nicht zu überwinden sei, das sich am eigenen Leibe täglich erneuert. Aehnlich schienen

Söhne und Tochter zu empfinden, die in Erwartung der unvermeidlichen Trennung schon jetzt ihre eigenen Wege gingen. Die schöne Theodora saß oft Stunden lang ruhig im Viridarium, legte die Hände in den Schoß und schien von einer glänzenden Zukunft zu träumen, denn sie war offenbar der Meinung, daß sie in der Hauptsache gewonnen habe, indem sie aus dem Besitze des welken Greises in die Hände eines feurigen Soldaten übergegangen sei, und sie traute sich zu, für ihre Mutter wenigstens ein freundliches Loos zu erwirken.

In so getheilter Stimmung fand der Begräbnißtag die Sklavenfamilie, als die Nachbarn aus den Villen und die Fischer vom Strande sich versammelten, um der sterblichen Hülle ihres Herrn die letzte Ehre zu erweisen. Da der neue Herr Timotheus geboten hatte, in der Villa zurückzubleiben, sah dieser vom flachen Dache aus zu, wie der Leichenzug sich entwickelte. Die üblichen Leichenordner und schwarz gekleidete Lictoren eröffneten den Zug. Ihnen folgten zehn Flötenbläser, deren Trauermarsch dem betrübten Sklaven schmerzlich durch die Seele schnitt. Gedungene Klagefrauen stießen ihr Zetergeschrei aus. Ein Mime, in der treu nachgebildeten Maske des Verstorbenen, schritt in purpurgestreifter Toga, am Stocke gestützt, wie man Mucius in den letzten Jahren gesehen, in würdigem Abstand hinter ihnen her; aber während die zuschauende Menge pries, wie treu die Maske die Züge und ihr Träger die Haltung des wohlbekannten Greises wiedergab, wendete Timotheus schmerzlich das Haupt. Ihn verletzte es, den von einem Schauspieler nachgeäfft zu sehen, um den seine Seele trauerte. An den Einen schlossen andere Histrionen sich an, welche die Bilder von Mucius' Ahnen in langer Reihe vergegenwärtigten. Dann folgte ein Wagen, geschmückt mit Trophäen, die der verdiente Mann in seinen Feldzügen erbeutet hatte. Mit gesenkten Fascen schritten Lictoren neben demselben. Endlich aber erschien, umdampft von Räucherpfannen, die Todtenbahre und auf derselben die Leiche selbst, etwas aufgerichtet über einem Polster, das mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war. Das Paradebett wurde durch geringe Leute getragen, deren Patronus der Verstorbene gewesen. Nun erst folgten in grauen und schwarzen Trauergewändern die Verwandten und Freunde und die große Schar Derer, die, dem Heroldsrufe gehorchend, dem Zuge sich anschlossen. So bewegte der Conduct sich nach dem Strande hinunter, wo Scipio die Rede auf den Hingeschiedenen halten sollte, um ihn dann, wie der Geschiedene angeordnet, unverbrannt in der Gruft, die er sich gebaut, beizusetzen.

Während diese Dinge sich abspielten, saß Timotheus traurig auf dem flachen Dache der Villa und schaute hinunter nach dem Strande, wo die Schar der Leidtragenden und Neugierigen das thurmartige Grabmal umgab. Die blaue See dahinter war still und dunkel, und selbst die Rauchwolke des Vesuv, die sich schwer herabsenkte, dem Meere zu, schien die Trauer zu theilen, die durch das Herz des alten Sklaven zog. „Auch ein glückliches Sklavenloos, wie es mir gefallen," seufzte Timotheus, „endet schließlich in Trauer. Wer nicht auf sich steht, steht überhaupt nicht. Nie kann er wissen, wann er zur Erde geschleudert wird! Darum nenne ich die Knechtschaft der Uebel größtes. So oft sah ich die Sonne drüben hinter den Inseln im Purpur versinken und fühlte den Abend-

wind frischer von der See herüberwehen nach unseren Gärten, aber noch nie war mir der Farben Spiel und der Lüfte Kühlung so widrig wie heute."

Einige Stunden später, als der Abend bereits hereingebrochen war, kam der neue Herr mit den beiden nächsten Anwohnern seines Erbes in die Villa, um zum ersten Male hier seine Mahlzeit einzunehmen. Er selbst machte auch in der Toga den Eindruck eines tapferen Soldaten. Sein Gesicht war von den Feldzügen im Orient gebräunt, und die energische Römernase, die funkelnden dunkeln Augen, das stark hervorspringende Kinn deuteten auf einen festen Charakter. Mit ihm kamen die zwei nächsten Nachbarn, Marcus und Pollio. Der Erstere, ein hagerer, hoch aufgeschossener Grieche, dessen Alter schwer zu bestimmen war, galt für einen Wucherer und Geizhals. Dennoch weilte er viel in den Tempeln und hatte die Weihen zahlreicher Mysterien empfangen. War er als Provinziale nur durch sein Geld bedeutend und durch seinen Einfluß bei den Priestercollegien, so that sich dagegen Pollio viel auf sein altes Geschlecht zu gut und sprach gern von der großen Rolle, die er im Senate, nicht als Redner, wohl aber als Unterhändler und Vermittler spiele.

„Ich muß gestehen," sagte Marcus, indem er mit sachkundigem Blicke den Werth der Villa und ihrer Einrichtung abschätzte, „daß unserem Scipio da ein unvergleichlicher Besitz zufiel. Es gibt an unserer Küste größere Paläste, aber schwerlich einen, der so wohnlich und so geschmackvoll ausgestattet ist. Ich glaube, Pollio, unsere Grundstücke zusammen haben nicht den Werth, der für das des Mucius erzielt werden wird, falls Scipio sein neues Erbe verkaufen sollte."

„Nehmt Platz, Ihr Herren," sagte Scipio, indem er mit der Hand nach dem Speisezimmer deutete, wo um einen Tisch drei Polster aufgestellt waren. Die Genossen folgten der Einladung, und auf ein Zeichen, das der die Bedienung leitende Timotheus gab, brachten Alexander und Lucian silberne Becken mit wohlriechendem Wasser und weichen purpurgeränderten Tüchern, worauf die Gäste ihre Hände wuschen, während Timotheus in gleicher Weise dem Herrn die Schale hielt.

„Ich will Unglück haben im Würfelspiel," sagte Marcus, „wenn ich je schönere Becken und feinere Tücher gebraucht habe."

„Ja," erwiderte Scipio trocken, „Mucius liebte die Pracht. Ich glaube aber, daß ich den ganzen Kram verkaufen werde. Was soll ein Soldat mit diesen persischen Apparaten? Ich liebe es, meinen Falerner ohne viele Umstände hinabzugießen."

„Da muß ich vorsichtig sein im Loben," erwiderte Marcus, „damit ich mir die Preise nicht selbst vertheuere, denn unter den Käufern wirst Du auch mich finden."

„Sei uns günstig, o Bacchus!" sagte der alte Pollio, indem er sich gegen eine Statuette des Gottes verneigte, die auf dem Tische stand und dann den Weinbecher ergriff, den Alexander ihm darreichte. Marcus folgte seinem Beispiel, indem er unter tiefer Reverenz einen Tropfen seines Weines gegen das Idol sprengte.

„Immer der Gottesfürchtige," spottete Scipio. „Doch halte es Jeder wie er will. Ich meinerseits vertraue auf nichts als auf meine eigenen Augen und mein gutes Schwert."

„Meine Trauben sollen sauer werden," sagte Marcus ablehnend, „wenn dieser Falerner nicht der schönste ist, den ich jemals getrunken habe. Ihn darf ich wohl loben, denn die Weinvorräthe wird Scipio schwerlich veräußern wollen."

„So thöricht wird meines Vaters Sohn nicht sein, wie ich ihn kenne," entgegnete Scipio. „Alles kann man wieder ersetzen, nur nicht alten Wein."

„Und wie hältst Du es mit dem lebendigen Inventar?" forschte Pollio, indem er, ohne auf Timotheus zu achten, mit dem Daumen nach dem jungen Alexander deutete, der eben die Schüsseln hinaustrug.

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiderte Scipio. „Erst will ich die Leute mir näher besehen. Vielleicht schlage ich drüben Etliche los und Einige hier, denn Alle kann ich natürlich nicht behalten. Mit Ausnahme der Familie dieses Alten habe ich die Leute des Mucius einstweilen in meine Weinberge genommen, wo es heuer an Arbeitern fehlt. Verkaufe ich die Villa, so kommen natürlich auch sie unter den Hammer."

Mit innerem Grimme vernahm Timotheus diese herzlosen Worte. „Die Frevler prassen," dachte er, „indessen ich elend und nackt gleich einem Schlachtthiere zu Markte gebracht werde. Wird denn kein vergeltender Dämon aufsteigen, die Armen zu rächen?"

Inzwischen hatten die Knaben Austern und einen neuen Wein herumgegeben, und nachdem der bleiche Marcus die seinen gierig ausgeschlürft hatte, begann er aufs Neue: „Nur Eines sage mir, mein tapferer Scipio, wie kommt es, daß der sonst so wunderliche Mucius sein großes Vermögen ruhig den Erbgang gehen ließ? Wir wußten Alle, daß er Dich eher hasse als liebe; warum machte er kein Testament zu Gunsten seiner Freunde?"

„Du denkst," spottete Pollio, „der Alte hätte so trefflichen Nachbarn wie uns doch auch ein paar Rebberge zuwenden können zur Abrundung unserer Güter?"

„O, daran hätte er ganz wohlgethan," lachte der Hagere, indem er den großen Mund häßlich verzog. „Zunächst aber interessirt mich die Frage als Psycholog. Man macht doch sonst nicht seine Feinde zu seinen Erben?"

„Das hängt mit gewissen Geschichten zusammen," sagte Scipio mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Spanne uns nicht auf die Folter, Freund," erwiderte Pollio, indem er von dem weichen Lammfleische auf seinen Teller häufte, das Lucian ihm anbot. „Der Braten schmeckt mir nicht, wenn man mir den Becher des Geheimnisses an die Lippen hält, ohne meinen Durst zu löschen."

Der Wirth machte ein Zeichen nach dem jungen Sklaven hin. Als Lucian aber das Speisezimmer verlassen hatte, sagte er leise: „Ich habe die Liste der Mitverschworenen des Pansa und alle ihre geheimen Aufzeichnungen." Die zwei Gäste fuhren mit einem Rufe des Schreckens vom Polster empor. Scipio lächelte aufs Neue in sich hinein. „Dieses geheime Archiv," fuhr er fort, „zeigte ich ihm und versprach dabei, ihn nie zu belästigen, falls er in mein Erbrecht nicht eingreife. Mache er ein Testament, so werde ich es erfahren, denn er stehe unter guter Aufsicht; aber selbst wenn er mich täusche, falle meine Rache auf seine Gesellen niederfallen, unter denen er Freunde hatte, für die er zärtlich besorgt war."

Die beiden Anderen waren ganz still geworden und beschäftigten sich eifrig mit ihrem Lammfleisch, doch schien ihnen der Bissen im Halse zu quellen, denn sie schütteten reichlich Wein den Speisen nach, um sie hinabzuwürgen. So leise Scipio gesprochen hatte, dennoch war Timotheus kein Wort entgangen. Zur Hälfte kannte er ja das Geheimniß schon aus Mucius' eigenem Munde. Das also war der Grund, warum der Alte nie wagte, das Vermächtniß zu machen, von dem er doch stets redete. Ein grimmer Zorn gegen den neuen Herrn überfiel ihn, der mit seiner schnöden Drohung den schwachen Greis gehindert hatte, ihm und den Seinen die Freiheit zu gewähren. „Ich will Dir es gedenken," ging es durch seine rachedürstende Sklavenseele. Das Schweigen in der Stube wurde endlich peinlich, und als Timotheus den bleichen Marcus ansah, erschrak er fast vor dem Ausdruck verhaltener Wuth, mit dem dieser seinen Lammbraten in kleine Stücke zerfetzte. „Dumm war es doch von dem Tapferen, so zu drohen," dachte er bei diesem Anblick. „Marcus ist nicht Mucius. Sieh' Dich vor, Scipio, dieser magere Wolf könnte den Arm zerfleischen, der ihn an der Kette hält."

„Ich habe Euch den Appetit verdorben, meine trefflichen Freunde!" sagte Scipio endlich, „aber Ihr ängstigt Euch ohne Noth. Mucius hatte nicht den geringsten Schaden von dem köstlichen Schatz, den ich sicher geborgen habe, und ich hatte den Vortheil, daß er meine Interessen noch sorglicher wahrnahm als die seinen. Also auf dieselbe herzliche Nachbarschaft! Ich bin ein gerader Soldat, und so wißt nun auch Ihr, woran Ihr mit mir seid. Nochmals rufe ich: Auf angenehme Nachbarschaft!" Er trank ihnen zu, und sie thaten ihm schweigend Bescheid. Marcus versuchte auch zu lächeln, aber sein mageres Gesicht glich dabei einem Todtenschädel. „Eine verfluchte Fratze," dachte nun auch Scipio. „Vielleicht war es doch unklug, ihm zu drohen." Dann sagte er laut: „Aber ich bin ein schlechter Wirth, meine Gäste mit Staatsgeheimnissen zu unterhalten. Sie stören unserem Senator seinen guten Humor; das ist mir leid. Timotheus, reiche Du uns die gebratenen Vögel und die Früchte, die Knaben aber sollen die Flöte spielen und die schöne Theodora mag dazu die Zither schlagen." Timotheus zögerte. Als ihm aber Scipio einen scharfen Blick zuwarf, verbeugte er sich in Demuth und ging, um Theodora zu bestellen. „In einem Hause, in dem der Tod eingekehrt ist, aus dem sie den Herrn vor wenig Stunden weggetragen, soll meine Tochter die Zither schlagen," klagte er. „Werden sie ihn nicht aufstören aus seinem kaum geschlossenen Grabe, wenn er hört, wie Flötenton und Zitherklang herüberschallt zu seiner Ruhestätte?" Mit diesen Worten entsendete er Lucian nach der Schwester. Doch die schöne Theodora war gern bereit, sich zur Schau zu stellen. Zwischen ihren Brüdern erschien sie, gekleidet in das lange, dünne Gewand der Tänzerinnen, die Zither im linken Arm und an den Knöcheln rothe Ketten mit Castagnetten. Zum hellen Schall der Flöten spielte sie eine fröhliche Weise, die sie mit einem halb gesprochenen, halb gesungenen Liede begleitete. Timotheus reichte inzwischen neue Becher herum, und die gute Stimmung schien der verstörten Gesellschaft beim Klange der Flöten wiederzukehren. Nach dem Tacte der Musik bewegte der alte Pollio seine Gabel, und sein Gesicht glühte von dem genossenen Weine, mit dem er seine Aufregung und seine Sorge hatte niederkämpfen wollen. Die schöne Theodora

aber legte ihre Lyra zur Seite und begann zu tanzen. Zierlich und langsam bewegte sie sich wenige Schritte rückwärts und vorwärts. Rasselnd rührte sie dabei die hölzernen Klappern, mit denen sie den Tact der Flötenbläser begleitete; bald sank sie zusammen in die Kniee und ließ ihr reiches Haar und das blühende Köpfchen bewundern, bald gab sie, rückwärts sich werfend, alle ihre üppigen Formen preis. Schließlich drehte sie sich in wildem Wirbel um sich und verschwand dann rasch durch die Thüre.

„Eu, eu!“ rief Marcus, auf dessen fahlen Wangen zum ersten Male ein röthlicher Schimmer zu sehen war.

„Herrlich, wundervoll!“ sagte Pollio.

Scipio aber sah mit einem verlangenden Blicke der Entschwundenen nach, die sein Eigenthum war.

„Diese Sklavin ist eine ganze Villa werth!“ rief nun Marcus aus, indem er sich mit seiner knöchernen Hand über den rundgeschorenen Kopf fuhr.

„Er bleibt sich immer gleich!“ erwiderte Scipio. „Schließlich taxirt er mir auch noch den Werth meiner Aussicht auf Capreä und Nesio nach Sesterzen und Assen.“

„Ich spreche in vollem Ernste,“ sagte Marcus, indem er seine langen, spinnenartigen Hände ineinander verschränkte. „Du kennst meine Meierei zum Granatapfel; ich setze sie gegen Deine Tänzerin. Wir wollen um sie würfeln.“

„Thorheit,“ erwiderte Scipio. „Ich würfle nicht um meine Leute.“

„So,“ sagte der Andere spöttisch; „aber im Würfelspiel des Krieges, wie ihr Soldaten sagt, hast Du da niemals um Menschen gespielt?“

„Du bist ein Sophist,“ entgegnete Scipio. „Aber ich sehe, Du willst würfeln. Ein schlechter Wirth, der seinen Gästen nicht den Willen thut. Keine Speisen mehr, Timotheus! Räume das weg. Wein stelle auf und bringe die Würfel. Zünde aber den großen Leuchter an, daß wir auch sehen, was wir werfen, denn es dämmert.“ Damit sprang er auf und ging nach dem Peristyl, wohin ihm Pollio folgte. Timotheus brachte den Mischkrug, um den Wein zu bereiten; aber Marcus schob ihn zur Seite. „Ich bin Symposiarch, Sklave,“ sagte er, „ich will selbst meines Amtes warten.“ Alsbald fing er an, den dicken rothen Massiker mit lauem Wasser zu mischen. Mehrmals probirte er und griff mit seinen spinnenartigen Armen hier hin und dort hin. Timotheus fiel auf, daß er den Platz wechsle und ihm den Rücken zukehre, so daß der Sklave nicht sehen konnte, was er trieb. Doch war es diesem, als lasse Marcus Etwas in dem Bausche seiner Toga verschwinden. Erst als die beiden Anderen eintraten, schenkte er alle Becher in deren Gegenwart voll. „Er hat Etwas vor,“ sagte sich der alte Sklave. „Soll ich den neuen Herrn warnen? Aber Scipio verkauft uns ja,“ zürnte er dann, „verkauft uns Alle, Theodora nur etwas später als uns Anderen. Hörte ich es doch mit eigenen Ohren. Selbst seine Hartherzigkeit vor mir noch eine Weile zu bergen, war ihm nicht der Mühe werth. Was geht der Herr von heute mich an, wenn ich nicht weiß, wer der Herr des Morgen sein wird? Mögen sie ihre Fehden untereinander ausmachen. Was brauchte der Thor diesem Scorpion mit der Verschwörung des Pansa zu drohen! Dieselbe Drohung war es, durch die er uns in Sklavenketten fest hielt. Möge

er verderben." So preßte der alte Diener die Lippen fest zusammen und schwieg, ja er empfand eine grimmige Freude, daß die Drohung, durch die Scipio ihr Glück verhindert, nun ihm selbst zum Verderben gereiche. Als er sah, wie dieser den Becher ergriff, um den Trank zu prüfen, wendete er sich dem Candelaber in der Ecke zu, den er entflammte und mit dessen Docht sich seine zitternden Hände noch eine Weile zu schaffen machten. Inzwischen brachte Lucian den Würfelbecher und stellte sich dann bescheiden neben den Bruder in das dunkle Nebengemach, wo sie warteten, ob man ihrer Dienste bedürfe.

„Bene vobis," sagte der Wirth und trank seinen Gästen zu. Pollio dankte und trank, während Marcus eifrig die Würfelbecher schüttelte. „Um was würfeln wir?" fragte er.

„Harpagon!" erwiderte Scipio. „Eilt es Dir so, mich wieder zu plündern?"

„Wer nach dem dritten Wurf die meisten Augen hat, gewinnt eine Mine," schlug Marcus vor.

„Ich bin dabei!" sagte Scipio und nahm den Würfelbecher, den ihm sein hagerer Partner zuschob. „Sieh' da, Pollio ist eingenickt," scherzte er dabei. „Kein Wunder, er kann kein volles Glas vor sich sehen und hat das seine schon wieder ausgetrunken." Lachend schüttelte er die Würfel und rief: „Nun sei mir gnädig, holde Venus."

Er warf und zählte die Augen. „Nur sechs, das ist wenig."

Marcus nahm die Würfel, einen nach dem anderen vom Tische und steckte sie bedächtig einen nach dem anderen in den Becher, den er in seinem Schoße hielt. Dann warf er.

„Achtzehn," rief Scipio betroffen. „Was Venus nur an Dir liebt, mein magerer Marcus? Ihr baust Du doch sicher keine Tempel?"

Damit stürzte er seinen Wein zornig hinab. Als er das Glas wieder füllte, sah er, daß Marcus gar nicht getrunken hatte.

„Du fastest?" sagte er spöttisch.

„So lange ich würfle, trinke ich keinen Tropfen," erwiderte Marcus. „Dionysos und Tyche waren niemals gute Freunde. Doch fahren wir fort."

„Fahren wir fort," wiederholte Scipio lallend, indem seine Augen gläsern wurden. Das Spiel ward erneuert. Scipio warf zwölf, Marcus fünfzehn. Als der dritte Wurf gethan war, hatte Scipio seine Mine verloren. Marcus schob ihm ein Wachstäfelchen hin, auf das er seine Schuld eintragen mußte. „Auch das führst Du bei Dir," sagte Scipio höhnisch. „In der That, Du bist die eiserne Zange, wie sie Dich nennen."

„Ich schulde Dir Ersatz," sagte Marcus gleichmüthig. „Würfeln wir um zwei Minen, so kannst Du Alles einbringen."

„Meinethalben," lachte Scipio und griff nach den Würfeln. Zweimal hatte er einen kleinen Vorsprung. Das dritte Mal warf Marcus fünfzehn und gewann so die dritte Mine.

„Ich spiele nicht weiter," sagte Scipio, indem er seine neue Schuld gebucht hatte. „Du brächtest mich um Haus und Hof."

„Ich komme nicht gern mit dem Gelde meines Wirthes nach Hause," erwiderte der Andere treuherzig. „Dein Alexander gefällt mir. Mehr als eine

Mine ist er nicht werth. Ich aber setze Deinen ganzen Verlust gegen diesen Burschen."

„Meinethalben," gab Scipio zurück. „Ihn habe ich minder nöthig als meine drei Minen." Und sie begannen aufs Neue zu würfeln, während von der Thüre angstvolle Blicke nach den geworfenen Augen schielten. „Er vertauscht die Würfel," flüsterte Lucian dem Bruder zu. „Siehst Du, wie er die Hand geballt hat." Alexander zitterte nur. Mit brennenden Augen schaute er nach dem Tische, auf dem über seine Zukunft gewürfelt wurde. „Wieder verloren," schrie Scipio grimmig. Und er schrieb einen neuen Vermerk in die Tafel des Marcus. „So spielen wir um Lucian," fuhr der hagere Versucher fort. Alexander wollte seinem Bruder die Hand drücken. „Dann blieben wir ja beisammen," flüsterte er; aber der Knabe war im Dunkel verschwunden. Eine Weile darauf sah er ihn am Brunnen des Viridarium stehen, wo er seine Hände in dem kalten Wasser kühlte. „Lucian ist unwohl," dachte er. War doch auch er selbst einer Ohnmacht nahe.

Dreimal wanderten drinnen die Becher herüber und hinüber zwischen dem trunkenen Scipio, dessen Antlitz wie im Fieber glühte, zu dem bleichen Marcus, der nun völlig einem Todtenkopfe glich. Zweimal gewann Scipio. Zum dritten Male aber ergriff Marcus den Becher; er schüttelte ihn auffallend lange und hielt ihn dann, um sich an Scipio's Angst zu weiden, verdeckt auf dem Tische. Da plötzlich legte sich eine kalte Hand auf die seine und als er aufblickte, fiel er mit einem Schrei in sein Polster zurück. Vor ihm stand der gestorbene Mucius. Stumm, mit erhobener Rechten, hielt die Truggestalt Stand. Selbst der tapfere Scipio erbleichte. „Wehe uns, daß wir tanzten in dem Hause, das er erst heute verließ," ertönte eine Stimme aus dem Hintergrunde. „Euere Flöten haben ihn herübergelockt aus seinem Grabmal." Der abergläubische Marcus ächzte und wand sich, während Scipio sich aufraffte, um dem Spuk zu Leibe zu gehen. Aber in demselben Augenblicke verlöschte die Flamme des Leuchters, und in dem ungewissen Scheine, der von draußen hereinfiel, sah man nur noch die dämmernde Gestalt des Gespenstes, die sich drohend über den zitternden Marcus beugte.

„Die Larven gehen um," fluchte Scipio und wich zurück. Die eiserne Hand des wiedergekehrten Mucius ergriff nun auch die zitternde Linke des Marcus, die dieser festgeschlossen hielt. Sie schienen miteinander zu ringen. Aber die Kraft des falschen Spielers war gelähmt. „Gnade," wimmerte er kläglich, „noch kann ich Alles wieder gut machen." Nun lief auch Scipio ein Frösteln über den Rücken. Die Sklaven schwiegen, und der schlafende Pollio fing an zu röcheln und zu zucken, als ob er in Todeskrämpfen läge.

Das Gespenst hatte sich inzwischen der Würfel bemächtigt, und nun ertönte eine fröhliche Stimme: „Vater, mache wieder hell! Der Betrüger ist überführt!"

Auch Timotheus war zuerst heftig erschrocken, als er in düstere Gedanken verloren und bedrückt von der Mitwisserschaft des Verbrechens, das sich vor seinen Augen begab und das er nicht verhinderte, plötzlich unter der Thüre die Gestalt seines gestorbenen Herr erblickte. Einen Augenblick meinte er sich zu täuschen, aber die Erscheinung wollte nicht weichen, obwohl er den Daumen einschlug und ein Stoßgebet murmelte. Greifbar deutlich stand sie dort und schaute

unverwandt nach den Händen des hageren Marcus. Da gewahrte Timotheus unter dem Gewande der Truggestalt die ihm wohlbekannten rothen Sandalen seines Lucian, die verrätherisch unter der grauen Toga hervorglänzten. Alsbald ward ihm die ganze Erscheinung klar. Der kecke Knabe hatte sich zu seinem Spuke der Maske und Kleidung des Mimen bedient, der heute bei dem Trauerzuge den todten Mucius so geschickt nachgeahmt hatte, und indem er humpelnden Schrittes auf den Tisch zuschritt, blieb er in nichts hinter seinem Vorbilde zurück. Sobald Timotheus begriffen, was sein schlauer Knabe beabsichtige, verdunkelte er im rechten Augenblicke die Flamme und unterstützte so aufs Beste die gespenstische Wirkung. Eigentlich wollte er dadurch nur seinem Sohne den Rückzug erleichtern, ehe Scipio sich auf ihn werfe; Lucian aber nahm, nachdem Timotheus den Deckel von der Lampe wieder entfernt hatte, weil es der Knabe so gebot, die Maske ab, und während er Marcus noch immer mit dem Arme vom Tische fernhielt, rief er: „Er hat Dich betrogen, Herr, sieh' hier den falschen Würfel!"

Die Stube war wieder hell. Marcus lag, seiner Glieder nicht mächtig, in seinen Kissen. Scipio lachte stumpf. Er nahm den vierten Würfel und spielte mit ihm. Bei jedem Wurfe zeigte er sechs. Aber die Entdeckung schien ihm keinen rechten Eindruck zu machen. Seine Bewegungen waren müde. Da begriff Timotheus die Sachlage. „Auch vergiftet hat er Dich," rief er dem Trunkenen zu. „Ich sah, wie er Etwas in den Mischkrug goß."

Langsam wälzte Scipio seine stieren Augen nach Marcus hinüber. Dann schien er plötzlich zu begreifen. Er erhob sich schwer mit seinem mächtigen Körper und faßte den dürren Giftmischer an den Schultern. „Trinke!" sagte er, indem er auf den unberührten Becher deutete.

Marcus zögerte.

„Trinke!" donnerte Scipio nochmals, „oder ich erwürge Dich." Da zuckte der Magere mit seinen Schultern und trank den Becher aus. Scipio schaute ihn verwundert an.

„Du siehst, daß Deine Sklaven lügen," krächzte Marcus.

„Er hat vorher ein Gegengift genommen," rief Timotheus. „Siehe, Pollio ist schon todt." Als die Blicke der Versammelten nach dem zurückliegenden Polster schauten, sahen sie auf demselben den Schläfer von vorhin als starre Leiche, mit fahlem Antlitz. Noch einmal raffte Scipio sich auf. „Gerechte Götter," rief er, während ihn selbst bereits Todesschauer schüttelten. Marcus wollte den Augenblick des Schreckens benützen, um zu entweichen; aber die beiden Knaben hielten den sich Sträubenden fest. In dem Ringen entfiel das Wachstäfelchen seiner Toga, und Lucian zerstampfte es an der Erde, um die Schuldurkunde zu vernichten.

„Bindet ihn!" rief Scipio, der bleicher und bleicher wurde, „und führt ihn, falls ich sterbe, zum Richter." Dann setzte er sich nieder, denn die Beine wurden ihm schwer. Die beiden jungen Sklaven aber fesselten den drohenden und fluchenden Giftmischer mit den Gürteln, die sie von ihrer Tunica lösten, und führten den Scheltenden hinaus, um ihn im Sklavenkerker zu bergen, der

keiner Villa fehlte. Als sie zurückkamen, fanden sie Timotheus starr zwischen zwei Leichen, die er mit finsterer Miene betrachtete.

Pollio lag mit bläulichem Angesichte auf seinem Polster, und seine Augen waren weit aus dem Kopfe gequollen, während Scipio, mit dem Haupte auf dem Credenztische, einem Schlafenden glich. Dem jungen Sklaven schauderte. Er bedeckte die Leichen mit ihrer eigenen Toga und murmelte ein Gebet; als er aber nach dem Vater aufblickte, erschrak er aufs Neue. „Was ist Dir?" rief er entsetzt. „Hast auch Du von dem tödtlichen Tranke genossen oder ängstest Du Dich wegen des Ausganges? Wird man uns beschuldigen?" Timotheus aber starrte noch immer, als ob er die Meduse gesehen hätte, ins Leere. Dann brach er in die Worte des Sklaven bei Plautus aus: „Ich weiß es, daß ein Kreuz mein harrt. Dort ruhen meine Väter!"

„Laß es harren, mein Vater," rief Lucian entschlossen. „In diesem Augenblicke sind wir die Herren der Villa. Falls der Giftmischer sein eigen Gebräu überlebt, können wir doch, bis er frei wird, in Neapolis sein. Dort verbergen wir uns, bis wir ein Schiff finden, das uns nach Afrika oder Hispanien trägt. Also voran, Alexander, rüste den Wagen! Vater, rufe die Frauen. Ich aber plündere die Villa."

„Der Entschlossenste ist Führer in solcher Stunde," dachte Timotheus und ging, um Sophia das Vorgefallene zu berichten. „Bleiben wir," sagte er ihr, als sie in Klagen ausbrach, „so wartet unser erst die Folter, dann das Kreuz. Thue also, was die Knaben rathen. Höre, Alexander schirrt schon die Rosse an. Raffe Alles zusammen, was sich bergen und mit Vortheil verkaufen läßt. In einer Stunde müssen wir fliehen, ehe der Dämon einen Verräther hierher führt. Wie leicht können die Leute des Pollio oder Marcus nach ihren Herren fragen, wenn sie finden, daß sie zu lange in diesem gastlichen Hause weilen. Hu, mich schauert, bis wir hinaus sind."

„O, Cybele, gnadenreiche Mutter," rief die alte Frau, „wie kann ich fliehen! Meine Glieder sind vom Schrecken wie gebrochen. Gleich am Morgen, ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung, strauchelte ich über meine Schwelle. Nun ist das Unglück da."

Seines Weibes Klagen gaben Timotheus die eigene Fassung zurück. „Jammere jetzt nicht," sagte er streng. „Raffe zusammen, was wir brauchen können und den Wagen nicht allzu sehr belastet. Theodora kleide als vornehme Dame, die uns als ihre Sklaven mit sich führt."

Als er gesehen, daß Sophia ihre nassen Augen getrocknet hatte, ging er hinaus, um Alexander bei dem Beladen des Wagens zu unterstützen. Als er durch das Bilderzimmer ging, fand er Lucian über der Geldkiste, die der muthige, listenkundige Knabe aufgebrochen hatte, im Begriffe die Geldsäcke herauszunehmen. „Schön, mein Lucian," sagte der Vater billigend. „Die Schuldurkunden lasse hier, ihr Verschwinden würde nur den Nachbarn zu gute kommen. Das baare Geld wollen wir zusammen nach dem Wagen tragen. Mit diesem Golde, das der Greis aufhäufte, sind wir geborgen. Sorge, daß die Frauen uns nicht mit verrätherischen Dingen beschweren und unnützen Ballast meiden."

Lucian legte die Beutel mit Silber in einen Korb, den er dem Vater überlieferte. Den mit Gold aber ließ er in die eigene Busentasche gleiten und ging dann, Mutter und Schwester zu unterweisen. Als Timotheus mit seinem Korbe in die Finsterniß hinaustrat, sah er einen sechssitzigen Wagen und vor demselben Alexander, der die feurigen Rosse beruhigte. Nachdem er seinen Korb geborgen, nahm er auf der vorderen Bank Platz und sagte Alexander, er solle die Straße am Meeresrande hin fahren, doch nicht allzu schnell, damit sie kein Aufsehen erregten. In Puteoli, wo stets viele Fremde einkehrten, solle er halten und die Pferde füttern. Dann könnten sie noch immer vor Anbruch des Morgens in Neapolis eintreffen, eine Wohnung miethen und den Wagen abladen, den man dann am besten durch einen unbekannten Boten nach einem fernen Orte an eine erfundene Persönlichkeit schicke, da der Verkauf zu gefährlich sei. „Der erfindungsreiche Lucian," tröstete er sich, „wird das Alles schon ordnen. Aber sie säumen," sagte er ungeduldig. „Wissen sie doch, was uns bevorsteht, falls wir gefangen werden. Im Circus aufzutreten vor den wilden Thieren, dürfte doch auch Theodora wenig gefallen, so gerne sie ihre Schönheit zur Schau stellt." Endlich erschienen die Frauen, jede einen hochbepackten Korb auf dem Kopfe. Hinter ihnen trug Lucian eine Reihe von Kisten heraus und schloß dann sorglich die Thüre. Sobald Alles aufgeladen und unter den Bänken und Decken verborgen war, setzte sich Timotheus neben Alexander; auf der zweiten Bank saßen die Frauen; auf der dritten nahm rittlings Lucian Platz, um nach allen Seiten spähen zu können, ob Gefahr in Sicht sei. Frau Sophia zitterte an allen Gliedern und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während ihre Tochter sie vergeblich zu beruhigen suchte. Alexander schlug auf die Pferde, und in scharfem Trabe ging es hinaus auf die Straße, die ein Schimmer vom Meere her und der weiße Sand des Ufers genugsam beleuchteten. Schwermüthig blickte Timotheus zu den Sternen empor, den silbernen Rindern Apollo's, die Hesperus ihm hütete. Die alte Frau stöhnte zuweilen und verlangte nach Wasser. Alexander aber trieb die Pferde um so eifriger vorwärts, und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Bald aber wurde es Timotheus bei dem Stoßen des Wagens auf der gepflasterten Straße so unwohl, daß der Schweiß ihm ausbrach, und von der dunkeln See her kam ein kühler Wind, der ihm Fröfteln erregte. Mühsam bekam er unter den Körben der Frauen eine Decke frei, in die er sich hüllte, um keiner Krankheit zur Beute zu fallen. Auch Lucian schien der kalte Luftzug nicht zu gefallen, und er öffnete einen Korb, den er in seiner Nähe geborgen hatte, und brachte eine Flasche zum Vorschein, die er geschickt entkorkte. Nachdem er daraus getrunken, reichte er sie der Mutter, die ruhiger wurde, nachdem sie einige kräftige Züge aus dem bauchigen Gefäße gethan hatte. Auch dem Vater stellte der edle bittersüße Trank vom Abhange des Vesuv die Kräfte wieder her, und nachdem der Knabe, der an Alles dachte, auch noch einen Korb mit Eßwaaren umhergereicht hatte, schien die Furcht der Frauen sich zu mindern, und in festerer Stimmung setzten sie ihre Reise fort.

„War es denn nöthig zu fliehen?" fragte Theodora, die gewohnt war, ihren Kopf für sich zu haben. „Wir hatten ja nichts verbrochen, was konnten sie uns denn anhaben?"

„Kind," erwiderte der Vater ernst, „Du weißt nicht, was Du redest. Vor den Richter hätte man uns unter allen Umständen gezogen, und Marcus hätte dann mich, den Tafelordner, des Giftmordes beschuldigt. Dann wäre das Erste gewesen, daß der Richter uns Alle der Folter unterworfen hätte. Wer weiß, was Du Alles bekannt hättest, wenn sie Deinen schönen Fuß in den Block spannten? Flehe zu den Göttern, daß sie uns günstig geleiten; noch sind wir nicht sicher vor den Fascen des Lictors und den Bestien der Arena."

In diesem Augenblicke, als ob die Warnung das Unheil herbeigezogen hätte, wurde Lucian auf seinem Rücksitze unruhig. Er spähte in die Nacht hinaus und befahl dann Alexander, er solle einen Augenblick halten. Als die Pferde standen, hörte man in der Ferne den hellen Hufschlag von Rossen. „Wir werden verfolgt," sagte Lucian. Jetzt hörten auch die Anderen Pferdegetrappel, das näher und näher kam. Es war kein Zweifel, daß sie es waren, denen man nachsetzte. Auch mußten die Verfolger sie bereits wahrgenommen haben; denn deutlich hörten sie in der Ferne das schreckliche „Halt, Halt!" Lucian aber rief: „Wir haben keine Aussicht, zu entrinnen, wenn wir auf der Straße bleiben. Lenke also hinter die nächste Lorbeerhecke oder den ersten dunkelnden Vorsprung. Vielleicht jagen sie dann vorüber."

Zum Glück wendete sich der Weg gerade jetzt um eine scharfe Ecke. Einige schattige Kastanien mit dichtem Unterholze standen am Wege. Des Bruders Befehlen gehorsam, führte Alexander den Wagen auf diesen rasigen Grund, wo das Geräusch der Räder sich dämpfte und das Gebüsch schützend über ihnen sich ausbreitete. Jetzt kam der Hufschlag näher. Lucian sprang vom Wagen, duckte sich unter die Büsche und kroch hinüber an die Straße. Nach einer bangen Pause sprengte ein Trupp Reiter eilig vorüber. Der Weg zog sich hier fortwährend an der Felswand hin, so daß die Verfolger stets glaubten, hinter der nächsten Ecke den fliehenden Wagen erreichen zu müssen. „Sie sind vorbei," sagte jetzt Lucian, indem er aus den Büschen auftauchte. „Es waren Drei, an der Spitze der Lictor, der seit dem Todestage des Mucius das Haus umschleicht."

„Ach, wir Unglückseligen, was sollen wir thun?" jammerte Sophia.

„Stille sein," erwiderte Lucian schroff. „Setzen wir den Weg fort, so laufen wir ihnen unfehlbar in die Hände, denn bereits einige hundert Schritte von hier können sie den Weg abwärts übersehen, und wenn sie keinen Wagen erblicken, kehren sie um. Wir warten also hier, bis sie zurückkehren. Sobald sie vorüber sind, fahren wir nach Puteoli weiter. Bei dem phönicischen Schenkwirth lassen wir den Wagen und bergen die Sachen. Der Mann ist zuverlässig, falls man ihm ein Drittel der Waare opfert. Dann aber trennen wir uns. Wer kann und mag, findet mich morgen Abend am Eingange der Villa des Pollio zu Neapel."

Timotheus wollte dieser Trennung widersprechen, aber Lucian machte ihm ein Zeichen zu schweigen und deutete nach der Straße. Die Reiter kamen zurück.

„Sie müssen irgendwo versteckt sein," sagte der Lictor, „falls sie nicht vom Felsen stürzten und die Nacht des Avernus Rosse und Wagen verschlang." Timotheus stand der Herzschlag still, als er den Verfolger so reden hörte; aber die Reiter zogen ruhig ihre Straße.

„Ich danke Dir, Pallas," dachte der alte Sklave, „Du legtest ihnen die Binde vor die Augen. Nun sind wir gerettet." Die beiden Knaben sprangen nach dem Wege, um zu sehen, ob Alles sicher sei. Dann kehrte Alexander zurück und zog die Rosse vorsichtig aus den Büschen. „Wo ist Lucian?" fragte Timotheus.

„Erwarte ihn nicht," antwortete Alexander düster. „Er hat uns verlassen."

„O," rief der Vater bitter. „Also dazu steckte er den Beutel mit Gold zu sich. Sohn, Sohn, das also ist dein Dank und deine Liebe!"

Aber es war keine Zeit zu Klagen. Alexander schlug auf die Pferde, und nachdem sie noch aufwärts um einige Felsnasen gefahren waren, rollte der Wagen lustig Puteoli entgegen. Auf einer Seitenstraße gelangten sie dann ohne weiteres Abenteuer, an dunkeln Gehöften vorbei, zu der Schenke des Phöniciers, und Alexander ging, um für die Pferde Sorge zu tragen. Auch Theodora sprang herab und half ihrer Mutter vom Wagen. Nach einer Weile erschien ein Sklave mit einer Laterne, um den Pferden eine volle Krippe und Wasser zu bringen. Dann wurde die Thüre geöffnet, und ein häßliches altes Weib kam zum Vorschein, das die Frauen zum Eintritt in die Schenke nöthigte. Bald sah Timotheus durch die offene Thüre, wie sie ein Feuer am Herde entflammte und sich in eifrige Verhandlungen mit Sophia und ihrer Tochter einließ. Als die Pferde ihre Krippe leer gefressen und die Wassereimer ausgetrunken hatten, knallte Alexander mit der Peitsche, und Timotheus rief in das Haus: „Kommt jetzt!" Aber nur Sophia trat hervor.

„Trautester," begann sie verlegen, „wir haben uns überlegt, daß es am sichersten sei, des klugen Lucian Rath zu befolgen. Fahren wir weiter, so wird der Morgen uns überraschen. Schon lichtet es sich am östlichen Himmel. Darum ist es besser, wir Frauen bleiben. Ladet uns unsere Körbe ab und gib uns von dem Silber. Die Phönicierin wird uns nicht verrathen."

Timotheus sah traurig in die Augen seines Weibes. Aber Alexander sagte: „Sie haben recht. Wir müssen uns trennen oder untergehen."

„Theodora ist noch jung," entschuldigte die Mutter. „Zürne ihr nicht. Süß ist die Jugend und der Tod entsetzlich."

„So lebet denn," rief Timotheus bitter. „Aber ich sorge, wenn sie am Abend sich niederlegt und der Schlaf die müden Glieder löst, dann naht sich ihrem Lager bluttriefenden Hauptes ein furchtbarer Drache, die Larve ihres Vaters, den sie kaltblütig verließ, als die Feinde nach ihm zielten."

Sophia schluchzte. Aber Alexander hatte bereits die Körbe der Frauen auf die Erde gestellt und einen Sack mit Silber hinzugefügt.

„Auch meinen Sack mit dem Gelde begehre ich," ließ sich jetzt die Stimme der Tochter vernehmen, die nunmehr unter der Thüre zum Vorschein kam.

„Gehe zum Styx!" rief Alexander, schwang sich auf den Sitz und trieb die Pferde zum Laufen. So fuhren die Beiden, Vater und Sohn, aufs Neue in die Nacht hinaus. Timotheus war es schwer ums Herz. Vergeblich suchte er sein Kind zu entschuldigen. Kalt, herzlos, gefallsüchtig war sie geworden in ihrem Sklavenleben. Wie hätte das auch anders sein sollen im Kampfe um die Gunst des Herrn. Aber er hatte geglaubt, daß sie an ihm so gut hänge wie an der Mutter. Oder hielt sie auch an dieser nur fest, weil sie sie brauchte? Er weigerte

sich, das zu glauben. „Furcht um das Leben, Aufregung, Hunger und Durst stacheln sie jetzt," so entschuldigte er sie in seinem weichen Vaterherzen. „Ihre Selbstsucht wird sich wieder beschwichtigen, wenn Ruhe und Vernunft die Angst gestillt haben. Liebe verreist wohl einmal, aber sie wandert nicht aus." Damit tröstete er sich selbst, so gut er es vermochte und legte zärtlich dem treuen Alexander den Arm um den Nacken, während sie auf der mit jedem Augenblicke helleren Straße dahinfuhren. Noch lagen die Inseln dunkel wie schwimmende Särge in dem stahlblauen Meere. Da sprang ein Strahl im Osten empor, ein Kranz von Strahlen. Rosig leuchteten die Eilande Prochyte und Capreä auf, violett färbten sich die Inseln Pithecusa und Nesio, die adelige, vornehm gebogene Linie des Vesuvius kam über dem sinkenden Nebel zum Vorschein, und tiefblau erglänzte der Golf von Neapolis. Die Straße wand sich hart am Rande des lichten Kalksteinfelsens empor, und Timotheus sah unter sich die hellblaue Fluth und die weißen Kämme der Brandung. „Groß bist Du, Poseidon," rief er, „und herrlich Dein Reich, und kühler ruhte es sich in Deinem Schoße als in des Lorbeerhaines Schattendunkel. Nur hier oben ist Hitze und Streit und Leidenschaft, bei Dir ist Friede! Sie schelten Dich treulos, Okeanos, und schmähen Deine Ungeheuer, und doch las ich von Delphinen, die dankbar den Sänger durch die Wellen trugen, in denen Menschen ihn ertränken wollten, und von jenem Seevogel, der gealtert und flugmüde von seinem Weibchen auf die Flügel genommen wird, damit er nicht verderbe. O, Sophia, o, Theodora, wie thatet ihr mir!" Schmerzlich gedachte er der kühlen Trennung von dem Kinde, das sein Augapfel gewesen war, und der trauernden Gattin. „Ach," seufzte er, „Sophia, noch immer fliegt mein thörichtes Herz Dir wie ein Vögelchen zu." In diesem Augenblicke erhob sich Alexander von seinem Sitze und schaute rückwärts. „Sie kommen," sprach er erbleichend. „Ich kann den Wagen bergauf nicht so rasch vorwärts treiben als sie auf ihren Rossen traben. Hier, Vater, nimm die Zügel." Mit diesen Worten warf der Knabe dem Vater die Zügel zu, griff unter die Bank und ließ die beiden letzten Beutel in seinen Busen gleiten. Dann sprang er vom Wagen und kletterte den Abhang empor, wo er bald in dem dornigen Gestrüppe von Aloe und Cactus verschwand. Timotheus sah ihm trübe nach. „Auch er," sagte er schmerzlich. Traurig ließ er die Pferde vorwärts gehen, wie sie mochten, und schaute mit stumpfem Gleichmuth zurück, wie der Abstand zwischen ihm und den Reitern mit jedem Augenblicke geringer wurde. Das Leben schien ihm gleichgültig geworden zu sein, seit er erkannt hatte, daß in dieser Welt der Verfolgten und Gehetzten keine Treue zu finden sei, sondern Jeder nur auf sich selbst stehe. Dann erhob er sich von seinem Sitze und schaute in die schwindelnde Tiefe hinab. „Wäre ich da unten," seufzte er, „da würdest du schlafen, o Herz, schlafen würde der ewige Lärm und all' das unermessene Leid!"

Als er zurückschaute, waren die drei Reiter ihm wieder näher gekommen. Offenbar spornten sie ihre Rosse. Sie suchten ihn. Und was bedeutete es, wenn sie ihn fingen? Er wußte es zu gut. „Es sind nicht mehr als Dreie," sagte er bitter. „Hätten die Knaben ausgeharrt, vielleicht hätten wir uns ihrer erwehrt. Aber sie sind Sklaven, und nicht wie Freie gelehrt, auf der Feinde

Lanzen selbstvertrauend zuzuschreiten. Ich aber will auch allein mein Leben theuer verkaufen!" Er lenkte den Wagen um. „Lebendig sollen sie mich nicht greifen und mindestens Zweie mir folgen zum Avernus." Ruhig wartete er, bis die Verfolger die letzte Biegung des Weges nahezu erreicht hatten. Bereits hörte er das Keuchen ihrer abgetriebenen Rosse, während seine Pferde verschnauften. Dann, als nur noch eine schnurgerade Straße zwischen ihm und den Reitern lag, schwang er die Peitsche und pfeilschnell flog sein Wagen die steile Steigung abwärts. Die Räder schossen dahin und stießen an die Füße der Pferde, so daß diese in wahnsinnigen Sätzen ausgriffen. Die Reiter sahen das tolle Gespann sich entgegenjagen. Der Vorderste trieb sein Roß hart an den Felshang, um den Zusammenstoß zu vermeiden. Der Lictor wollte umwenden und so dem Wagen entfliehen. Da faßte ihn bereits die Deichsel des bergabschießenden Gespannes in der Seite. Timotheus sah, wie das Roß des Verhaßten zur Seite sprang und mit dem Reiter den Abhang hinabschlug. Aber ihm nach schossen seine eigenen Pferde über die Krümmung der Straße in den Abgrund. Ein Krachen, Wirbeln, Brausen umgab ihn. Hart schlug er auf der Erde auf und stieß sein Haupt auf dem festen Grunde und — er erwachte.

VIII.

Als er um sich schaute, lag er wirklich und wahrhaftig an der Erde. Die Aloestengel und Cactushecken waren verschwunden, dagegen hing der wohlbekannte Hollunderbusch mit seinen Blättern über ihm, und die Epheuranken knisterten unter der Last seines Körpers. Jetzt besann er sich, wo er war. Die Traumbank mußte unter der Wucht seiner letzten Bewegungen zusammengebrochen sein, denn sie lag wie ein verendetes Pferd mit ausgestreckten Füßen unter seinem Leibe. Mühsam arbeitete der alte Herr sich empor. Ihm war wirr und weh' zu Muthe. Sein Haupt schmerzte, und in seinen Ohren brauste noch der Golf von Neapel. Tiefsinnig starrte er auf die Trümmer seines Sitzes und dachte: „Irgend ein Geheimniß muß dabei sein, daß ich hier immer in eine andere Welt entrückt werde. Da liegt es, das Polster des Asklepios, ich aber danke für weitere Incubationen. Es ist wohl am besten, ich lasse die Planke spalten, und Sabina verwendet sie in der Küche. Merkwürdig," sagte er, indem er die Trümmer zusammenlas, um sie hinunter zu tragen, „noch gestern war ich in Folge meines bösen Pfaffentraumes geneigt, die ganze mittelalterliche Cultur für eine Krankheitsperiode zu halten, in der die Menschheit verkümmerte; heute muß ich doch sagen, es war gut, daß diese Christianer dazwischen kamen. Das war ja eine ganz verfluchte Gesellschaft, als die Naturgottheiten noch die schöne Welt regierten."

Frau Sophia und ihre Söhne waren nicht wenig verwundert, als Herr Timotheus heute, ein Brett unter dem einen Arme und vier Bankfüße unter dem anderen, aus dem Wäldchen hervortrat. „O weh, die Traumbank," rief Lutz betrübt. „Mein Werk hat freilich schon drei Sommer gehalten."

„Also Du hast dieses geheimnißvolle Wesen gezimmert," sagte der Vater und legte das Brett säuberlich auf den Tisch.

„Es ist Sykomorenholz," belehrte Alexander die Anderen. „Lutz nahm zu seinem Meisterstücke den Deckel der Kiste, in der die Mumie für das Schulmuseum

angekommen ist, die der Schuldiener in dem Kloster zu Memmingen kaufte. Solch' rothes Holz kennen wir hier nicht."

„Und sieh'," fügte die Frau Rector hinzu, „welche seltsame Figuren hier eingepreßt sind."

In der That kamen, wenn man das Brett in gleicher Höhe mit dem Auge hielt, schwache reliefartige Vertiefungen zum Vorschein.

„Du warst ja ein wahrer Vandale, Lutz, daß Du dieses Alterthum in solcher Weise vermöbeltest!" rief Alexander.

„Papa wollte eine Bank," entschuldigte sich der Gescholtene, „und ich fand nichts Anderes."

„Nun begreife ich meine seltsamen Träume," rief der Rector lächelnd. „Dieses Brett mag viertausend Jahre alt sein und hat die Luft der verschiedenen Culturepochen eingesogen, die es bei dieser Julihitze geheimnißvoll wieder aushaucht. Darum träumte ich solche alte Geschichten." In guter Stimmung erzählte er nun den Knaben kurz den Inhalt seiner drei Träume.

„Aber das ist ja höchst merkwürdig," rief Lutz. „Da will ich die Bank sofort wieder herstellen, vielleicht mit drei Beinen macht sich die Sache noch besser. Auf einem pythischen Dreifuß wirst Du am Ende noch merkwürdigere Aufschlüsse erhalten.

„Nein, ich danke," sagte der Emeritus. „Nun kämen die tieferen ägyptischen Schichten an die Reihe, und wenn die erst frei werden, unter dem Einfluß der tropischen Hitze, sehe ich mich am Ende noch als ägyptischer Priester und füttere mit verhältnißmäßiger Heiterkeit meine heiligen Krokodile mit den Armen und Beinen meiner Gattin. Drei Stationen der Geschichte bin ich zurückgefahren; schon auf der ersten war es entschieden ungemüthlich, die zweite war traurig, die dritte abscheulich; da begehre ich die Grenzen der Menschheit nimmer zu schauen."

„Aber was sollen wir mit dem ehrwürdigen Brette anfangen?" fragte die Mutter lachend.

„Gib es der alten Sabine, sie soll unsern Kaffee damit kochen," entschied der Rector.

„Ich finde aber, Vater," sagte Lutz mit einem Nasenrümpfen, „daß wir keineswegs eine sehr erbauliche Rolle spielen in Deinen Träumen."

„Das haben mir Deine vorwitzigen Zwischenrufe während meiner Erzählung bereits sattsam gesagt," erwiderte der Rector. „Dennoch hatte mein Traum vollkommen recht. So und nicht besser hätten wir uns unter den damaligen Verhältnissen entwickelt. Was wir heute sind, sind wir nicht aus eigener Kraft, sondern hundert und hundert Generationen mußten ringen, kämpfen, leiden, bis nur der mäßige Zustand des Rechtsgefühls und der Sittlichkeit erreicht ward, dessen wir uns heute erfreuen. Ich schöpfe daraus den Trost, daß auch die, die nach uns kommen, besser sein werden, als wir es sind und werden konnten. Schauen sie dann auf die Rohheit unserer Kämpfe mit dem gleichen Abscheu zurück, wie wir heute auf die Junkerwirthschaft und den Werberunfug des patriarchalischen Regiments, auf Hexenprocesse und Ketzerrichter des Mittelalters, auf den Sklavenjammer und die allgemeine Treulosigkeit der antiken Welt

schauen, um so besser! Dieser Abscheu vor uns wird nur einen weiteren Fortschritt des menschlichen Geschlechtes bedeuten. Aber Eines habe ich erkannt. Wir müssen kämpfen, wir müssen thätig sein. Der eigentliche Feind alles Fortschritts ist doch immer die Selbstsucht der Mächtigen, die Tyrannei der Starken gegen die Schwachen. Nur die Gleichheit der Rechte schützt vor gefährlicher Gewaltherrschaft und schmählichem Sklavensinne."

In diesem Augenblick ertönte über der Villa wieder ein Böllerschuß, der die Stimmberechtigten mahnen sollte, ihrer Wahlpflicht eingedenk zu sein. „Ja, Du hast ganz recht, trefflicher Kammerjäger," rief der Emeritus fröhlich. „Wären unsere Vorfahren zu Hause geblieben, wenn es galt, zu kämpfen um die Freiheit, so wärest Du noch ein Sklave, und ich wäre ein Sklave, und Lumpe wären wir beide. Rasch, Lutz, hole mir meinen Hut! Noch ist es Zeit, meine Pflicht als Bürger unseres glücklichen Jahrhunderts zu erfüllen. Gib mir einen Zettel, Alex. Es lebe das allgemeine Wahlrecht! Auch ich stimme für Rollmops."

Der internationale Arbeiterschutz.

Von

Dr. **Georg Adler,**

Docent der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. Br.

I.

Die denkwürdigen Erlasse des deutschen Kaisers vom 4. Februar, durch welche er die Lösung der Frage des Arbeiterschutzes in seine mächtige Hand genommen hat, bezeichnen wie mit Flammenschrift den Beginn einer neuen Aera der europäischen Wirthschafts- und Socialpolitik. Denn wahrlich, bedenkt man, wie vor hundert Jahren nur durch den Sturz von Thronen und durch ein Meer von Blut die französische Revolution die politische Befreiung des dritten Standes zu erwirken vermochte, so kann es für den wahren Menschenfreund kein erhabeneres Schauspiel geben, als jetzt zu sehen, wie die wirthschaftliche Emancipation des vierten Standes, welche einen noch weit greuelvolleren Weltenbrand zu entfachen drohte, durch diese zielbewußten und wahrhaft volksfreundlichen Maßnahmen auf dem Wege friedlicher und vernünftiger Reformen ins Werk gesetzt wird.

Die Idee, durch internationale Vereinbarungen dem Arbeiter ausreichenderen Schutz zu gewährleisten, als es eine bloß nationale Gesetzgebung vermag, ist durchaus nicht neu, sondern schon fast ein halbes Jahrhundert alt, und, was nicht übersehen werden darf, diese Idee ist nicht doctrinärer Buchgelehrsamkeit entsprungen, sondern unmittelbar aus der Erfahrung des socialen Lebens, aus einer rationellen Betrachtung der praktischen Verhältnisse hat sie sich ergeben. Ein elsässischer Fabrikant, Daniel Legrand, ist es gewesen, der (1841) durch die Berathungen der französischen Kammern über Maßregeln zum Besten der Arbeiter auf den Gedanken gebracht worden ist, eine internationale Verständigung über das, was hier zu geschehen habe, vorzuschlagen. Von den geräuschvollen Wellen der politischen Bewegung in den vierziger Jahren verschlungen, tauchte 1855 dieser Gedanke wieder auf, als der Canton Glarus sich mit der gesetzlichen Fürsorge für die Arbeiter der Baumwollspinnereien zu beschäftigen hatte.

Beide Male ging man von der Erkenntniß aus: daß der Arbeiterschutz für die Industrie meist eine Vertheuerung der Productionskosten zur Folge haben, mithin die inländischen Gewerbe in ihrem Concurrenzkampfe mit dem Auslande

so lange ungünstiger stellen müsse, als nicht auch das Letztere seinen Arbeitern die gleiche staatliche Hülfe gewähre und damit seiner Production die gleiche Belastung auferlege. Diese Wendung, welche bis heute das Hauptargument bei der Befürwortung des internationalen Arbeiterschutzes geblieben ist und auch in dem Erlaß des Kaisers wiederkehrt, bedarf einer eingehenderen Charakteristik.

Mit dem gesetzlichen Arbeiterschutz will man vor Allem erreichen, daß in gewerblichen Etablissements *Kinder* in einem allzu jugendlichen Alter (z. B. unter zwölf Jahren) überhaupt nicht zur Arbeit zugelassen werden, und daß die beschäftigten *jungen* Personen sowie die *weiblichen* Arbeitskräfte nur eine gewisse beschränkte Zahl von Stunden täglich (z. B. zehn Stunden höchstens) und niemals während der Nachtzeit in Anspruch genommen werden. Man hat nämlich in allen Ländern die Erfahrung gemacht, daß, so lange der Staat nicht intervenirt, Kinder und Frauen trotz ihrer schwächeren Constitution erbarmungslos in ganz derselben Weise wie die Männer zu anstrengender, harter und überlanger Arbeit herangezogen werden[1]).

---

[1]) Man ist neuerdings auch auf deutschem Boden über die Heimsuchungen des Arbeiterstandes einigermaßen orientirt, seitdem eine Anzahl jüngerer Gelehrter in verschiedenen Industriebezirken verläßliche und genaue Generalstabskarten der socialen Noth aufgenommen hat. Sie brauchten den Capitalismus und sein Verhalten gegen die Proletarier nur einfach zu *schildern*, um sich als seine gefährlichsten Feinde zu erweisen. — Hier müssen natürlich einige Daten zur allgemeinen Kennzeichnung genügen. Das Mühlhausener Gebiet galt noch bis vor Kurzem als ein wahres Musterland väterlicher Fürsorge der Fabrikanten für ihre Arbeiter, bis *Heinrich Herkner* in seinem gründlichen Werke über die oberelsässische Baumwollindustrie (1887) die Wahrheit an den Tag brachte. Danach setzte diese Industrie damals 49 000 Personen in Thätigkeit, unter ihnen 26 000 Frauen und 6700 Kinder; die Kinder von 12—14 Jahren arbeiteten 10—11 Stunden pro Tag; alle anderen Kinder, sowie die Frauen und Männer mußten gleichmäßig täglich 12½ Stunden schaffen, ja bei flottem Geschäftsgange noch länger, so namentlich an den Samstagen während der Wintersaison 15½—17½ Stunden! (Bei allen Zahlenangaben über die Arbeitszeit sind die Pausen *nicht* mitgerechnet.) — In anderen Branchen, besonders in den landwirthschaftlichen Industriezweigen (z. B. Zucker- und Stärkefabriken, Ziegeleien und Mühlen) haben es die Arbeiter fast im ganzen Deutschen Reiche — laut den amtlichen Mittheilungen der Fabrikinspectoren — noch schlimmer. Hier wird in sehr vielen Fällen von einer regelmäßigen täglichen effectiven Arbeitszeit von 14—21 Stunden berichtet. Da kann es natürlich nicht Wunder nehmen, daß ein Fabrikinspector als Wirkung der harten Arbeit z. B. bei den Ziegelstreichern constatirt: „Im Frühjahr beginnen sie kräftig, und im Herbst sind sie wahre Schattengestalten." — In manchen anderen Ländern, wie z. B. in Italien, ist die Lage des Proletariats noch eine weit traurigere. Dort sind nämlich — wie *Werner Sombart* (in seinen „Lohnstatistischen Studien", 1889) auf Grund amtlicher Erhebungen berichtet — unter zehn Textilarbeitern *neun* Frauen; von 1 332 000 in dieser Industrie thätigen Erwachsenen sind männlichen Geschlechts nur: 136 000. Ebenso erfreut sich dort auch die Kinderarbeit bei den Fabrikanten einer allgemeinen Beliebtheit: so sind in dem genannten Gewerbe 100 000 Kinder unter 14 Jahren beschäftigt! In den Schwefelgruben Siciliens arbeiten gar 9000 Kinder neben 19 600 Erwachsenen.

Die Uebelstände, welche sich als Folge der Kinder-, der übermäßigen Frauen- und der allzu lang währenden Männerarbeit ergeben, lassen sich kurz, wie folgt, zusammenfassen. Die regelmäßige gewerbliche Arbeit des *Kindes* greift seine Gesundheit an; das Wachsthum und die normale Entwicklung desselben wird durch den Aufenthalt in den mit schlechter Luft angefüllten Arbeitsstätten und durch die angestrengte Thätigkeit, welche meist gewisse Glieder ausschließlich in Anspruch nimmt, geschädigt; schon frühzeitig nimmt das wenig widerstandsfähige Kind den Keim von Gewerbekrankheiten in sich auf; die dem Kinde versagte Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten in Verbindung mit der eintönigen gewerblichen Beschäftigung bewirkt geistige Verödung und

Um nun solchen Zuständen, deren letzte Consequenz unfehlbar die Degeneration des Arbeiterstandes sein muß, ein Ende zu machen, werden durch Gesetz Schranken für die Verwendung von Kindern, jungen Personen und Frauen zur industriellen Arbeit gesetzt. Dieser Eingriff geht aber gegen das Interesse des Fabrikanten, da er ihn nöthigt, die theurere Arbeitskraft des Mannes zu benutzen. Der Fabrikant hat also mehr Kosten als früher. Wenn nun bloß ein Land sich zur Einführung der in Rede stehenden Gesetze entschloß, während das Ausland nichts dergleichen that, so hatte der ausländische Fabrikant bei seiner Production offenbar weniger Kosten aufzuwenden. Letzterer hatte daher, unter sonst gleichen Umständen, bei dem internationalen Concurrenzkampfe eine um so festere Position inne: er konnte, wenn aus irgend einem Grunde der Absatz der Waaren zum alten hohen Preise ins Stocken gerieth, leichter einen Preisnachlaß gewähren, als der durch den Arbeiterschutz mit außergewöhnlichen Kosten belastete Industrielle.

Dies ist mithin die inhärente Schwierigkeit aller Arbeitsgesetze, soweit sie nur bei einer Nation und nicht auch bei den anderen Culturstaaten in Geltung treten. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß jedes bloß nationale Gesetz dieser Art schon deshalb schädlich wirken müßte und abzuweisen wäre. Denn wenn z. B. ein Gesetz die gewerbliche Ausnutzung von Kindern unter zwölf Jahren verbot, dagegen die Arbeit von Personen über zwölf Jahren uneingeschränkt gestattete, so konnte dies Vorgehen nur eine ganz kleine Erhöhung der Productionskosten zur Folge haben; eine so geringe Belastung vermochte aber nun und nimmer die davon betroffene Industrie concurrenzunfähig zu machen. Doch selbst eine erheblichere Belastung kann von den Industriellen eines Landes ohne Schaden getragen werden, wenn jene nur durch Vortheile in den übrigen Productionsbedingungen dem Auslande gegenüber wieder wett gemacht wird (z. B. durch billigere Erlangung der Rohstoffe oder durch besondere Tüchtigkeit der Arbeiter). Schließlich aber konnten die für den einheimischen Arbeiterstand geschaffenen Wohlthaten gegen etwaige Behinderungen der Industrie so bedeutend ins Gewicht fallen, daß man trotz alledem sich lieber für den bloß nationalen

Stumpfsinn; endlich wird durch das Zusammensein mit den Erwachsenen während der Arbeit und durch den Mangel des Familienlebens die moralische Entwicklung der Kinder schwer geschädigt. — Die übermäßige Arbeit der Frauen gereicht denselben zum ganz besonderen Nachtheil, weil sie viel schwächlicher als die Männer sind; das Zusammenarbeiten mit Männern führt zur Unmoral und Unsittlichkeit: die Todtgeburten nehmen sehr zu, und ebenso wächst die Säuglingssterblichkeit; die verheiratheten Arbeiterinnen können sich wenig um ihre Familie und ihr Hauswesen kümmern; die Folge ist Verwahrlosung der Kinder und Gefährdung des häuslichen Friedens und der Moralität des Mannes, dessen Heim so sehr vernachlässigt ist. — Endlich ein zu langer Arbeitstag des Mannes untergräbt seine Gesundheit, seine Lebens- und Arbeitskraft; sein Körper wird um so empfänglicher für specifische Gewerbekrankheiten; sein Familienleben wird zerstört; sein ganzes Dasein wird im Wesentlichen auf Arbeit und den zur Erhaltung des Daseins gerade nothwendigen Schlaf reducirt, während Alles, was den Zustand des Menschen über denjenigen eines thierischen Vegetirens erhebt — Geselligkeit, Bethätigung und freies Spiel der geistigen Kräfte, Beschäftigung mit den Angelegenheiten von Staat und Gesellschaft, überhaupt Theilnahme an entwickelter Cultur und Civilisation — auf ein Minimum beschränkt wird. (Vergl. die ausführliche Begründung dieser Thesen in Georg Adler's „Frage des internationalen Arbeiterschutzes". München, 1888.)

Arbeiterschutz entschied, als daß man unthätig zusah, wie der Arbeiterstand, hülflos preisgegeben der Ausbeutung durch gewissenlose Unternehmer, immer mehr der Entartung anheimfiel.

Die sociale Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts liefert für alle diese Behauptungen reichlich Belege. So hat z. B. die deutsche Arbeiterversicherung die Concurrenzfähigkeit der heimischen Industrie auf dem Weltmarkte bis jetzt *nicht* beeinträchtigt. Und das leuchtet auch ohne Weiteres ein, sobald wir von der Statistik darüber belehrt werden, daß z. B. die Krankenversicherung den Unternehmer für jeden von ihm beschäftigten Arbeiter durchschnittlich nur vier Mark jährlich kostet. Lasten dieser Art können natürlich höchstens in gewissen speciellen Fällen drückend empfunden werden. — Wenn indeß der weitere Ausbau des deutschen Arbeiterversicherungssystems versucht, vor Allem wenn auch für die Arbeitslosen ausreichend gesorgt werden soll, kann es sich vielleicht herausstellen, daß alle die Lasten der verschiedenen Arten der Arbeiterversicherung *zusammengenommen* eine erhebliche Kürzung der geschäftlichen Profite bewirken und daher thatsächlich eine Schädigung der inländischen Exportindustrieen zur Folge haben.

Ein weiteres Beispiel bietet England, das zuerst in der Culturwelt das Vorbild einer ausreichenden gesetzlichen Einschränkung der Kinder- und Frauenarbeit gegeben und doch bis hinein in die Mitte der siebziger Jahre keinerlei Schädigung seiner Concurrenzfähigkeit erfahren hat, trotzdem lange Zeit kein Land mit auch nur entfernt vergleichbarer Energie den Weg der socialen Reform beschritten hatte. Die britische Industrie glich eben die Erhöhung der Productionskosten durch Kapitalreichthum, technische Entwicklung und Tüchtigkeit ihrer Arbeiter bei Weitem wieder aus. Neuerdings ist das freilich anders geworden. Das continentale Gewerbe hat sich nach und nach die Vorzüge der britischen Industrie größtentheils anzueignen gewußt und macht ihr nunmehr eine um so empfindlichere Concurrenz, als dasselbe in Folge einer mangelhaften Arbeitsgesetzgebung eine günstigere Position einnimmt. Wenngleich dies Resultat durch eine umfassende Enquête amtlich festgestellt ist, wird man doch nicht an den englischen Gesetzen zum Schutze der Arbeiterklasse mäkeln dürfen: denn ihnen allein verdankt England, daß Millionen von Proletariern sich in befriedigenden wirthschaftlichen Verhältnissen befinden.

In Belgien ist die sociale Situation genau die umgekehrte, wie in England: für den Arbeiterstand ist gar nichts gethan worden, und dadurch hat die Industrie des Landes unzweifelhaft an Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte gewonnen. Durch seine rücksichtslose Ausbeutung der Arbeitskräfte ist Belgien in den Stand gesetzt, alle concurrirenden Nationen — und, wie amtlich festgestellt ist, nicht zum mindesten auch die deutsche — schwer zu schädigen. Aber die somit erreichte „Blüthe" der belgischen Industrie ist durch namenloses, unbeschreibliches Elend der Arbeiterklasse, durch Ausschluß derselben von allen Segnungen der Cultur viel zu theuer erkauft worden. Mit Gesetzen, wie sie in England zum Schutze der Arbeiterklasse eingeführt worden sind, hätte sicherlich die Industrie Belgiens nicht eine solche Exportfähigkeit erlangt, aber die Lage des Haupttheils der Arbeiterklasse wäre eine leidlich befriedigende gewesen, und die Letztere,

selber theilnehmend an den Gütern der modernen Civilisation, würde nicht, wie sie es jetzt thut, auf Mittel zu deren Vernichtung und Untergang sinnen. Durch das Beispiel Belgiens wird mithin nur eine neue Bestätigung des Satzes geliefert, daß der Arbeiterschutz, selbst bloß national durchgeführt, eine unabweisbare Nothwendigkeit ist, auch wenn er die Concurrenzfähigkeit der nationalen Industrie behindert.

Also: die nationale Arbeiterschutzgesetzgebung ist bis zu einer gewissen Grenze möglich und nothwendig. Die Weite dieser Grenze wird aber wesentlich durch die Concurrenzfähigkeit des betreffenden Landes auf dem Weltmarkte bestimmt. Was lag mithin näher, als daß immer wieder von Neuem auf den internationalen Arbeiterschutz hingewiesen wurde als auf das einzige Mittel, der Arbeiterklasse nachdrücklich und wirksam zu helfen, weil dann diese besonderen Lasten alle concurrirenden Industriestaaten gleichmäßig trafen, und so der status quo wieder hergestellt war?

Noch nothwendiger ist eine internationale Ordnung, wenn es sich um das Verbot gesundheitsgefährlicher Fabrikationsmethoden, etwa der Verwendung von Blei, Quecksilber, Phosphor und Arsenik handelt. Wenn durch den Gebrauch dieser giftigen Stoffe bei der Fabrikation das Product thatsächlich vorzüglicher oder beliebter wird, so ist im Falle eines bloß nationalen Verbots zu befürchten, daß das consumirende Publikum — zumal des Auslandes — die Artikel in der gewünschten Form von der, keiner Beschränkung unterworfenen fremden Industrie bezieht. So klagen z. B. die deutschen Fabrikinspectoren, daß das Verbot der Verwendung des arsenikhaltigen Schweinfurter Grüns zum Färben von Papieren nicht durchzuführen sei, weil die französischen und englischen Abnehmer der Buntpapierfabrikate den deutschen Producenten mit Entziehung der Kundschaft gedroht hätten, wenn ihnen nicht das grüne Papier der Bestellung gemäß geliefert würde. —

Somit ist es nicht bloß rücksichtsloser Egoismus der Fabrikanten, wenn sie sich der weiteren Ausbildung der nationalen Schutzgesetze mit allen Mitteln widersetzen, sondern sie kämpfen oft thatsächlich nur um ihr Dasein. Und diese Erkenntniß ist es, welche auch die nicht unmittelbar interessirten Kreise der Nation, wie Beamte, Gelehrte u. A. m., die ein offenes Auge und Herz für die Wohlfahrt ihrer Mitbürger haben, mit dem geschädigten Fabrikanten gemeinsame Sache machen läßt, und deren vereinigte Opposition dann an und für sich wohlthätige und oft sogar nothwendige Schutzgesetze zu Falle bringt. Werden diese Beschränkungen der Fabrikation aber auf die Producenten aller Industriestaaten ausgedehnt, werden also durch internationale Gesetzgebung z. B. die gesundheitsgefährdenden Fabrikationsmethoden überhaupt aufgehoben oder nur in ganz bestimmter Modification zugelassen, dann fallen die früheren gegentheiligen Argumente in sich zusammen, und der Widerstand aller uninteressirten Elemente muß aufhören, weil er keine Berechtigung mehr hat: nur einige Fabrikanten mögen noch ein leises Alpdrücken bei dem Gedanken spüren, daß die beabsichtigte staatliche Intervention die industriellen Profite schmälern könnte.

So läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie dem einzelnen Staate eine wahrhaft ersprießliche und nothwendige weitere Ausbildung seiner Maß-

nahmen zum Schutze der arbeitenden Klassen nicht bloß erschwert, sondern oft geradezu unmöglich gemacht wird. Ja, noch mehr! Bei dem erbitterten Wettkampfe der Industrieen auf dem Weltmarkte, der jeden Staat zwingt, seinen Producenten alle nur möglichen Vortheile und Erleichterungen zu gewährleisten, wird nicht nur ein größerer Schutz des Proletariats verhindert, sondern selbst alles Das, was bisher diesem allein ein menschliches Dasein noch sicherte, gefährdet.

In England sind bekanntlich die Löhne einer, mehrere Millionen industrieller Arbeiter umfassenden Volksschicht durch die Gewerkvereine und die (indirect) von der Arbeiterschutzgesetzgebung gewährte Unterstützung sehr hoch im Vergleiche zu den continentalen Verhältnissen. Wenn nun, wie sicher anzunehmen ist, die gewerbliche Concurrenz des Continents sich immer mehr steigert, wenn von den mit billigen Arbeitskosten producirenden continentalen Industriellen die Waaren zu niedrigen Preisen auf den Markt geworfen werden, so werden die englischen Fabrikanten sich vor die Wahl gestellt sehen: entweder ihre Production einzuschränken, unter Umständen auch dieselbe ganz einzustellen, oder aber die Arbeitskosten ebenfalls herabzusetzen. Da zur Erreichung des letzteren Zieles eine Verlängerung der Arbeitszeit (vor Allem mit Rücksicht auf die geltenden Gesetze) meist nicht statthaft sein wird, so wird als einziges anwendbares Mittel zur Erhaltung der englischen Industrieen die Herabsetzung der relativ hohen Löhne übrig bleiben; eine Nivellirung des zur Zeit sehr bedeutenden Unterschiedes im Lohne zwischen England einerseits, Deutschland, Frankreich und Belgien andererseits wird unausbleiblich sein. Eine traurige Perspective, die leider nicht ein theoretisches Phantom ist, sondern als unwiderlegliches Resultat aus den englischen „Reports of the Royal Commission appointed to inquire into the Depression of Trade and Industry“ (1885—1887) sich ergibt — wie auch der jüngst verstorbene Nasse in seiner gründlichen Abhandlung über diese Enquête constatirt hat. Ja, Nasse meint sogar mit Recht, dieser Proceß der Kürzung der Löhne habe in England bereits begonnen.

Nun, das einzige Mittel, um solchen traurigen Consequenzen vorzubeugen, ist: der internationale Arbeiterschutz. Indem dadurch auch auf dem Continent direct eine Verkürzung der Arbeitszeit und indirect eine Erhöhung des Lohnes bewirkt und somit eine Vergrößerung der Arbeitskosten der Production herbeigeführt wird, kann die continentale Industrie nicht mehr bloß wegen der schlechteren Existenz ihrer Arbeiter eine rapide Entwicklung nehmen und die englische Industrie von ihren bisherigen Absatzmärkten verdrängen. Dann aber wird die letztere sich behaupten können, ohne zu dem beklagenswerthen Mittel der Herabdrückung des Lohnes greifen zu müssen. So, und nur so, kann verhindert werden, daß die Concurrenz mit Hungerlöhnen und mit Nachtarbeit producirt, und daß dasjenige Land siegt, welches es hierin am weitesten gebracht hat.

Aber alle jene traurigen Ursachen, welche den Niedergang der englischen Löhne herbeiführen müssen, treffen ebenso gut die Exportindustrie jedes anderen Landes, welche einen erheblich höheren Lohn zahlt als anderswo, wo längere Arbeitszeit oder rücksichtslosere Exploitation der Kinder- und Frauenarbeit üblich ist. Auch hier kann einmal der Augenblick eintreten, wo die Industriellen durch

die mit billigeren Arbeitskosten arbeitende Concurrenz so sehr in ihrem Gewinn beeinträchtigt werden, daß sie sich für einen Theil des Verlustes durch Verkürzung der Löhne schadlos zu halten suchen. So kann es recht wohl noch einmal dahin kommen, daß der Lohn des deutschen Arbeiters auf das niedrige Maß des Lohnes eines Italieners oder schließlich gar eines Kuli sinkt. Mit Recht gab daher auch vor der erwähnten königlichen Commission ein als Zeuge vernommener Baumwollfabrikant aus Lancashire sein Gutachten dahin ab: „Die Frage entsteht, wird der britische Arbeiter durch die Concurrenz auf das Niveau des continentalen Arbeiters heruntergebracht werden und dann allmälig auch auf das des asiatischen?“ — —

Eine internationale Regelung der fraglichen Materie wird aber nicht bloß solche, Jedermann in die Augen springenden Vortheile ergeben, sondern ihr Segen wird ein noch viel reicherer sein. Denn dadurch wäre ferner — wonach man bisher so lange vergeblich gestrebt — ein fester Damm geschaffen, an welchem sich die verheerende Sturmfluth der Krisen zwar nicht brechen, aber doch erheblich abstumpfen würde.

Ist internationales Arbeitsrecht da, so kann der Fabrikant über seine Arbeiter nicht mehr in unbeschränktem Umfange disponiren, sondern dieses hindert ihn jetzt, in den Zeiten der sogenannten „aufsteigenden“ oder günstigen Conjuncturen seine Production nach Belieben zu erweitern und Waarenmassen über Waarenmassen auf den Weltmarkt zu werfen. Daher würde die durch die meisten günstigen Conjuncturen eintretende Ueberproduction sehr in Schranken gehalten werden. Die Folge hiervon müßte aber sein, daß auch der nothwendige Rückschlag, die Krise, um so viel gelinder auftrete, als es sonst der Fall gewesen wäre. Denn wenn in Folge des Arbeiterschutzes die producirten Waarenquantitäten nicht so bedeutend anwachsen können wie früher, so sind auch die in einem gegebenen Augenblicke auf dem Markt befindlichen Waarenmengen — deren Vorhandensein bei nachlassender Nachfrage den Preis so sehr drückt — minder bedeutend. Bedenkt man nun, welche furchtbaren Wunden die Absatzkrisen der Volkswirthschaft schlagen, so wird man gerade die eben besprochene Wirkung der internationalen Arbeitsgesetzgebung als eine höchst segensreiche bezeichnen — und zwar segensreich auch ganz speciell vom Standpunkte der Unternehmerclasse aus, welche von den Krisen ebenso schwer betroffen wird oder oft noch schwerer als ihre Arbeiter. Also auch das specifische Fabrikanteninteresse — und nicht bloß das humane Mitgefühl mit den Leiden von Millionen armer Menschenwesen und die sociale Gerechtigkeit sprechen laut und eindringlich für das hier vertretene Postulat.

Nur mit einem Worte braucht ferner an das hohe politische Interesse erinnert zu werden, das sich an die Erfüllung der alten und berechtigten Arbeiterforderungen durch eine von der ganzen Culturwelt acceptirte Gesetzgebung knüpfen müßte. Die Proletarier, soweit sie objectiver Erwägung zugänglich und noch nicht von blindem Hasse gegen alles Bestehende erfüllt sind, werden sich überzeugen lassen, daß auch auf dem Boden der heutigen Eigenthumsordnung ihr Schicksal verbessert und ihnen eine Zukunft gesichert werden kann, welche des Daseins Mühsal lohnt und ihnen die Freuden verschafft, auf welche alle Menschen ein Recht haben. Und es wäre nicht unmöglich, daß hierdurch der Anlaß ge-

geben würde, daß die bis jetzt immer noch wesentlich revolutionär und extrem gearteten continentalen Arbeiterparteien sich principiell und tactisch zu maßvollerem Verhalten bequemten und ihren Bestrebungen die Form einer verfassungsmäßigen Agitation verliehen; — wie ja thatsächlich in England, unter dem Regime der Arbeiterschutzgesetze, der völlige Niedergang des revolutionär-socialistischen „Chartismus" und die Herausbildung einer großartigen social-reformatorischen Arbeiterbewegung erfolgt ist.

II.

Die Erkenntniß der segensreichen Folgen des internationalen Arbeiterschutzes führte den Verfasser des vorliegenden Aufsatzes schon Anfang 1888 zu dem Schlusse: daß dieses Postulat „bei fortschreitendem Entwicklungsgange der capitalistischen Volkswirthschaft sich von selbst zur Realisirung aufdrängen müsse". Unsere socialwissenschaftliche Anschauungsweise mußte dieses Resultat als nothwendig erscheinen lassen. Denn die staatlich nicht reglementirte, capitalistische Productionsweise hat die Tendenz, den Proletarier in eine möglichst schlechte und daher unhaltbare Lage zu versetzen. Und hier ergibt sich dann die Alternative: entweder, befolgt der Staat nach wie vor in der socialen Praxis das unselige Princip des laisser faire, wirklich und wahrhaftig der Verfall der modernen Cultur; oder aber, der Staat entwickelt eine entschieden zugreifende sociale Reformthätigkeit, welche den internationalen Arbeiterschutz einschließt, dann segensreicher Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Cultur und Civilisation. Es ist nicht theoretischer Uebereifer, der diese Alternative erfindet, sondern es ist der sociale Naturproceß selber, welcher fest und bestimmt die Menschheit zwingt, auf die eine oder andere Weise ihren Weg zu nehmen. Darum ist internationaler Schutz des Arbeiterstandes nicht bloß wünschens- und erstrebenswerth, sondern er ergibt sich geradezu als unabweisbar nothwendige Consequenz. Und deshalb muß er sich früher oder später Allen, die in der capitalistischen Volkswirthschaft leiden, Allen, die mit diesen leidenden Classen Sympathie empfinden, Allen, die unabhängig objectiver Forschung obliegen, als Postulat aufdrängen, an dessen Realisirung mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet werden muß. „Daraus also" — bemerkte der Verfasser bereits damals — „schöpfen wir die feste Zuversicht, daß dieser Gedanke in der socialen Geschichte der Menschheit obsiegen wird; er wird siegen, weil er siegen muß"[1]). — —

Die vielen, schwerwiegenden Gründe, welche für das Postulat sprechen, haben es auch bewirkt, daß seit einigen Jahren eine literarische Bewegung zu seinen Gunsten entstanden ist, daß ein Arbeitercongreß nach dem anderen für dasselbe votirt hat, daß eine illustre Versammlung wie der „internationale Congreß für Hygiene und Demographie" entschieden dafür eingetreten ist, ja daß schließlich die schweizerische Regierung — die schon 1881 die verschiedenen Staaten vergeblich für diese Frage zu interessiren versucht hatte — neuerdings die europäischen Regierungen zur Betheiligung an einer internationalen Conferenz in Sachen des Arbeiterschutzes eingeladen hat.

Die Idee hat das seltene Glück gehabt, Personen und Parteien für sich zu gewinnen, die sonst sehr wenig miteinander gemein haben. Die Arbeiterparteien

[1]) Georg Adler, „Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes" (1888), S. 97 ff.

aller Nationen, die Christlich-Socialen evangelischer und katholischer Richtung in den verschiedenen Ländern, die Clericalen in Deutschland, Frankreich, Oesterreich und der Schweiz, die Demokraten in den Ländern deutscher Zunge, die Führer unserer liberalen Fractionen (Miquél, Oechelhäuser, Barth u. A.), ja viele Verbände von Unternehmern sind dem Gedanken warm zugethan[1]). Auch die deutsche Gelehrtenwelt — der gegenwärtig in der Nationalökonomie die führende Rolle zugefallen — ist fast ganz gewonnen: Adolf Wagner und Gustav Schönberg haben schon 1871, als sie durch ihre Brochüren über die „sociale Frage" resp. die „Arbeitsämter" die „katheder-socialistische" Aera einläuteten, energisch für internationale Vereinbarungen plädirt; seitdem haben sich nacheinander L. v. Stein, W. Lexis, F. J. Neumann, R. Friedberg, F. Kleinwächter, A. v. Miaskowski, J. Wolf u. A. öffentlich zu jener Idee bekannt; ja, schließlich hat selbst ein so vorsichtiger Gelehrter wie Roscher, der angesehenste aller lebenden Nationalökonomen, sich im Anschlusse an die Besprechung meiner Monographie über dieses Thema unumwunden dafür ausgesprochen[2]).

Der so mächtig fortschreitenden Bewegung zu Gunsten des internationalen Arbeiterschutzes konnten auch die Regierungen sich nicht mehr entziehen, und schließlich haben selbst der deutsche Kaiser und der Papst ihre Autorität zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfen. —

Immerhin darf nicht verhehlt werden, daß auch Bedenken von fachmännischer Seite geltend gemacht worden sind. Ich führe die Ansicht Paul Leroy-Beaulieu's an, des berühmtesten französischen Nationalökonomen.

„Für die These des Dr. Adler (betr. die internationale Arbeitsgesetzgebung) — bemerkt Leroy-Beaulieu in der „Revue des deux mondes" — sind die praktischen Schwierigkeiten als unüberwindlich anzusehen. Die Urtheile über diesen Gegenstand tragen keine Rechnung dem Unterschiede von Kraft und von Frühreife der menschlichen Wesen in den verschiedenen Ländern und unter den verschiedenen Klimaten. Der junge Hindu in einer Spinnerei in Bombay, der an seinem Teppichwebstuhl von Morgen bis Abend geduldig sitzende junge Perser, der in der Seiden- oder Baumwollspinnerei verwandte jugendliche italienische Arbeiter, der gründliche, etwas schwerfällige Knabe in Rouen, der feurige kleine Yankee mit seiner ruhelosen, immer gespannten Aufmerksamkeit, der junge, in harter Arbeit aufgewachsene Engländer, alle diese Menschenarten und

---

[1]) Manche Arbeitgeber machen das Verlangen nach internationalen Verträgen offenbar nur geltend, um die unbequeme Angelegenheit des Arbeiterschutzes wenn möglich ad calendas graecas zu vertagen, wie dies Kleinwächter für Oesterreich, Bücher für Deutschland und Herkner für Belgien constatirt haben. Ganz besonders verdächtig — bemerkt Herkner mit Recht in seiner interessanten Studie über die belgische Arbeiterenquête — müsse es erscheinen, daß die Schwärmerei für „internationale" Fabrikgesetzgebung gerade unter den Fabrikanten Belgiens, des einzigen industriell entwickelten Landes ohne Arbeiterschutz, so verbreitet sei, da man ja dort zur Zeit nicht einmal beabsichtige, so viel zu thun, als in den großen concurrirenden Nachbarreichen bereits geschehen sei. — Immerhin darf nicht übersehen werden, daß jenes Postulat auch gerade in Belgien von den — sicherlich uninteressirten — Gelehrten sehr warm empfohlen wird, so früher von Ducpétiaux und neuerdings von Laveleye (in der Brüsseler „Gazette"), von Denis (vor der socialen Enquêtecommission und in der Brüsseler „Réforme"), von Mahaim (in einer speciellen Abhandlung in der „Revue d'économie politique", 1888) und von dem unermüdlichen Boghaert-Vaché in verschiedenen Brochüren und zahllosen Journalartikeln.

[2]) Ausführlich ist die Geschichte der Idee dargestellt in G. Adler's „Frage des internationalen Arbeiterschutzes", S. 65—97. Vergl. auch Karl Bücher's werthvolle Abhandlung „Zur Geschichte der internationalen Fabrikgesetzgebung" (1888).

noch tausend andere neben ihnen, können unmöglich einer gemeinsamen Arbeitsmaßnahme unterworfen werden."

Herr Professor Leroy-Beaulieu vergißt nur, daß es sich nicht um eine genau gleichlautende Arbeitsgesetzgebung für die verschiedenen Nationen handelt, sondern nur um ein gleichmäßiges Minimum.

„Wo soll ferner — fährt Leroy-Beaulieu fort — die Controle in einer so verwickelten und so schweren Materie sein? Wer steht dafür ein, daß die von jedem Lande übernommenen Verpflichtungen gehalten werden? Sind internationale Controleure möglich? Welche Staatsgewalt würde eine solche Kürzung ihrer Unabhängigkeit, welche bis in ihr innerstes Tagesleben eingriffe, annehmen? Gesetzt den Fall, den wir für unmöglich halten, diese gemeinsame Gesetzgebung käme wirklich zu Stande, so könnte sie doch nur ein Trug sein."

Das ist der einzige Einwand von Bedeutung, der gegen die Idee erhoben werden kann. Denn es scheint allerdings unzweifelhaft, daß die gleichen Arbeitsgesetze in verschiedenen Ländern zunächst in verschiedener Weise befolgt werden würden; selbst wenn man — was höchst wünschenswerth — vorschreibt, daß die Fabrikinspectoren aller Staaten von Zeit zu Zeit Congresse abhalten, um sich über die Anwendung (und etwaige Fortbildung) dieser Gesetze zu berathen und zu verständigen. Ein Land, in dem ein tüchtiges Fabrikaufsichts- und Beamtenpersonal vorhanden ist und das sociale Gewissen lauter schlägt, wird dem Guerillakriege eines einseitigen capitalistischen Interesses gegen die fraglichen Gesetze recht bald zu Gunsten der letzteren ein Ende machen. Aber bei andern Nationen, deren Beamtenthum nicht so energisch und zuverlässig ist, würde der Widerstand egoistischer Fabrikanten nicht so leicht gebrochen werden, und es könnte sich möglicherweise ein Zustand herausbilden, der durch stillschweigende obrigkeitliche Duldung regelmäßiger Uebertretungen jener Gesetze von Seiten der Interessenten charakterisirt wäre, — in welchem Falle also hier nur eine Socialreform nach dem Muster Potemkin's geleistet worden wäre.

Indeß folgt hieraus noch lange nicht, daß dann der Arbeiterschutz in einigen Ländern auch auf die Dauer unausgeführt bleiben müßte. Denn es gibt ein Mittel, dem entgegen zu treten, das ist: in allen Ländern die öffentliche Meinung über den wahren Stand der Sache zu unterrichten und über die nothwendigen Folgen aufzuklären. Zu diesem Zweck hat man nur nöthig, eine internationale Commission einzusetzen, welche das Recht hat, directe Mittheilungen über die Handhabung der Gesetze von Betheiligten (Industriellen und Arbeitern) und Unbetheiligten entgegenzunehmen und diese Mittheilungen in ihre amtlichen Publicationen aufzunehmen; ferner die etwa betheiligten aufsichtführenden Behörden zur Berichterstattung über die betreffenden Fälle aufzufordern und darüber das Urtheil zu publiciren. Inwieweit dann die Regierung des in Betracht kommenden Landes sich diesem Gutachten anschließt und sich daher zu einem Einschreiten veranlaßt sieht, — das kann man getrost als Sache des betreffenden Staates ansehen. Denn auf die Dauer muß dies Mittel gerade im vorliegenden Falle unwiderstehlich wirken, wo es sich um ein von der ganzen Culturwelt als höchst segensreich anerkanntes Werk von eminent civilisatorischer Tragweite handelt. Regelmäßig wird jede einzelne Regierung und vor Allem die öffentliche Meinung jedes Landes erfahren, wie es um die wirkliche Anwendung der internationalen Gesetze steht; die Behörden werden wissen, daß etwaige Unterlassungssünden dem Urtheile oder richtiger der Verurtheilung von

Seiten der öffentlichen Meinung unterliegen, und sie werden in Folge dessen im Laufe der Zeit achtsam und unnachsichtlich werden, wenn sie es nicht schon von vornherein sind. Dann aber wird sich auch an die Feststellungen jener Centralcommission unzweifelhaft eine reiche internationale Literatur knüpfen, welche mit der Fackel der rücksichtslosen Wahrheitsliebe die Thatsachen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes beleuchten wird.

Auf diese Weise wird eine internationale öffentliche Meinung entstehen, eine Meinung zunächst der interessirten Klassen, dann der nicht direct interessirten Kreise, der Parteien, der Beamten, der wissenschaftlichen Welt, — und diese öffentliche Meinung wird es sein, welche die Regierungen antreiben wird, entschieden fortzufahren auf der einmal betretenen Bahn. Gewisse Verschiedenheiten in der Handhabung der Gesetze werden ja nach wie vor bestehen bleiben: aber so lange sie sich in mäßigen Grenzen halten, hat das nicht viel zu bedeuten. Werden doch heutzutage selbst die bloß nationalen Arbeitsgesetze in verschiedenen Theilen desselben Landes auch nicht gleichmäßig angewendet, ohne daß bisher Jemand darin ein Argument gegen die Nützlichkeit dieser Gesetze hätte erblicken wollen.

Daß trotz alledem Schwierigkeiten der mannigfachsten Art sich ergeben, daß vielfache Hindernisse sich aufthürmen werden, daß die Durchführung der internationalen Gesetze in diesem oder jenem Lande zunächst noch mancherlei wird zu wünschen übrig lassen, ist zweifellos. Aber wie der Schulzwang trotz Allem, was sich ihm entgegengestellt hat, heute allgemein als eine segensreiche Institution anerkannt ist, so wird auch in späteren Zeiten die internationale Arbeiterschutz-Gesetzgebung, trotz aller Mängel in der Durchführung, gerühmt werden als ein Werk von gewaltiger Tragweite, als ein Werk, das die Degeneration der Arbeiterbevölkerung verhindert und die Volkskraft gestärkt hat.

So sehr wir nun auch die gewaltige Bedeutung der internationalen Arbeitsgesetzgebung für die Gegenwart und alle Zukunft haben hervorheben müssen, — so sehr muß auf der anderen Seite davor gewarnt werden, die nationalen Gesetze in allzugroße Abhängigkeit von internationalen Verträgen zu setzen. Letztere sollen immer nur ein Minimum für alle Culturstaaten verbürgen. Niemals aber darf eine durch den Einzelstaat wohl ausführbare Reform zu Gunsten des Proletariats aus Rücksicht auf die internationale Schutzgesetzgebung vereitelt werden. Die Parole ist vielmehr: möglichst viel Arbeiterschutz auf nationaler oder internationaler Basis! Gedanken, die ganz vornehmlich von Miquél energisch — und mit Recht — betont worden sind.

Wird auf diese Weise vorgegangen, und hat die kühne Initiative des deutschen Kaisers den verdienten und gebührenden Erfolg, so wird es unzweifelhaft im Laufe der Zeit gelingen, die Sphinx der socialen Frage in den Abgrund zu stürzen und die schweren Gebresten der modernen Gesellschaft zu heilen. Zwar wird alle wirthschaftliche Unzufriedenheit nicht verschwinden: aber sie wird dem Schaume des Meeres nur gleichen, der von Tag zu Tag verrinnt, und nicht seinen gewaltigen Wogen. Eine neue Epoche wird eingeleitet werden, eine Epoche der friedlichen Reformarbeit und der Aussöhnung der socialen Klassen unter der Aegide und nach der Norm des strahlenden Suum cuique.

Aristokratischer Radicalismus.

Eine Abhandlung über Friedrich Nietzsche.

Von

Georg Brandes.

In der Literatur des gegenwärtigen Deutschlands scheint Friedrich Nietzsche mir einer der interessantesten Schriftsteller zu sein. Obgleich selbst in seinem Vaterlande wenig gekannt, ist er ein Geist von bedeutendem Rang, der es vollauf verdient, daß man ihn studirt, erörtert, bekämpft und sich aneignet. Unter anderen guten Eigenschaften besitzt er die, Stimmung mitzutheilen und Gedanken in Bewegung zu setzen.

Während achtzehn Jahren hat Nietzsche eine lange Reihe Bücher und Hefte geschrieben. Die meisten dieser Bände bestehen aus Aphorismen, und die meisten und neuesten dieser Sprüche beschäftigen sich mit den moralischen Vorurtheilen. Seine bleibende Bedeutung liegt auf diesem Gebiete. Im Uebrigen aber hat er die verschiedenartigsten Fragen behandelt und über Cultur und Geschichte, Kunst und Frauen, geselliges und einsames Leben, Staat und Gesellschaft, Lebenskampf und Tod geschrieben.

Er wurde am 15. October 1844 auf dem Schlachtfeld von Lützen geboren. Der erste fremde Name, den er als Kind hörte, war der Name Gustav Adolf's. Seine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niëzky), und es scheint, als hätte sich der polnische Typus an diesem ihrem Nachkommen erhalten trotz dreier Generationen deutscher Mütter; denn im Auslande ist er oft für einen Polen angesehen worden. Seine Großmutter gehörte dem Goethe'schen Kreise in Weimar an.

Er hatte als Kind das Glück, in eine vortreffliche Schule gegeben zu werden — das Institut Schulpforta in Preußen, aus dem mehrere ausgezeichnete Männer der deutschen Literatur (Klopstock, J. E. Schlegel, Fichte, Ranke u. s. w.) hervorgegangen sind. Die Lehrer an dieser Schule hätten nach Nietzsche's Zeugniß jeder Universität Ehre gemacht. Er studirte zuerst in Bonn, dann in Leipzig, wo der alte Ritschl, damals der erste Philologe Deutschland's, ihn früh auszeichnete. Von seinem 22. Jahre an war er Mitarbeiter des „Literarischen Centralblatts". Er begründete den philologischen Verein in Leipzig, der noch besteht.

Im Jahre 1868 bot die Universität Basel ihm eine Professur der Philologie an. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt und noch nicht Doctor. Später gab die Universität Leipzig ihm den Doctorgrad ohne vorhergehende Disputation. Er unterbrach seine Lehrthätigkeit, um am französisch-deutschen Kriege theilzunehmen.

Von 1869 bis 1879 war Nietzsche Professor in Basel. Er wurde indessen gezwungen, seine deutsche Nationalität aufzugeben, da er als Offizier (in der reitenden Artillerie) zu oft einberufen und dadurch in seiner akademischen Arbeit gestört wurde. „Ich verstehe mich," schrieb er eines Tages in einem Privatbriefe, „auf zweierlei Waffen, Säbel und Kanone, und vielleicht noch auf eine dritte . . . ."

Es ging Nietzsche sehr gut in Basel, trotz seiner Jugend, die es mit sich brachte, daß die Examinanden oft älter waren als der Examinator. Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er in Verbindung kam, war der ausgezeichnete Culturhistoriker der Renaissance Jakob Burkhardt und Richard Wagner, der mit seiner Gattin Cosima damals in einem Landhause bei Luzern wohnte, nachdem er die Brücke mit seinem ganzen früheren Umgangskreis abgebrochen hatte. Für Burkhardt hat Nietzsche's Bewunderung und Ergebenheit sich erhalten. In seiner Stimmung Wagner gegenüber ist dagegen im Laufe der Jahre ein vollständiger Umschlag eingetreten. Nachdem er Wagner's Verkündiger gewesen, entwickelte er sich zu seinem leidenschaftlichsten Bekämpfer. Nietzsche war immer mit Leib und Seele Musiker; er hat sich sogar in seinem Hymnus an das Leben (ein Chorwerk mit Orchester 1888) als Componist versucht, und der Verkehr mit Wagner hat tiefe Spuren in seinen frühesten Schriften hinterlassen. Aber die Oper Parsifal mit ihrer katholisirenden Tendenz und ihrer Verherrlichung der asketischen Ideale, die Wagner früher am allerfernsten gelegen, ließ Nietzsche in dem großen Componisten eine Gefahr, einen Feind, ein Krankheitsphänomen erblicken, indem jenes letzte Werk in seinen Augen über alle die früheren Opern ein neues Licht warf.

Während seines Schweizer Aufenthalts lernte Nietzsche einen Flor interessanter Menschen kennen, „viel und mancherlei von dem Besten, was zwischen Paris und St. Petersburg wächst".

Im Jahre 1876 fing es an, mit seiner Gesundheit rückwärts zu gehen. Er suchte vergebens Linderung in einem Winteraufenthalt in Sorrent. Ein äußerst schmerzhaftes Kopfleiden, so beharrlich, daß es ihm ungefähr hundert Tage des Jahres raubte, marterte ihn während der nächsten sechs Jahre und brachte ihn an den Rand des Grabes; 1879 gab er seine Professur auf. Von 1882 bis 1888 besserte sich sein Gesundheitszustand stetig, wenn auch äußerst langsam. Seine Augen waren so schwach, daß er stets mit Blindheit bedroht war. Er war zur äußersten Vorsicht in seiner Lebensweise und in der Wahl seines Aufenthaltsortes gezwungen. Meistens brachte er die Winter in Nizza, die Sommer in Sils-Maria im Ober-Engadin zu. In den Jahren 1887 und 1888 war seine Productivität erstaunlich. In ihnen wurden hervorragende Arbeiten von sehr verschiedener Art herausgegeben und eine ganze Reihe neuer Werke vorbereitet. Dann erfolgte, gegen Schluß dieses Jahres, vielleicht als Folge

von Ueberanstrengung, ein heftiger Krankheitsanfall, von dem Nietzsche noch nicht genesen ist.

Als Denker ist er von Schopenhauer ausgegangen; er ist in seinen ersten Schriften geradezu sein Schüler. Aber da er nach mehrjährigem Schweigen, während dessen er seine erste geistige Krise durchlebt, wieder auftritt, ist er von jedem Schülerverhältniß befreit. Er macht nun eine so starke und rasche Entwicklung durch — weniger im Gedankenleben selbst, als im Muth, seine Gedanken auszusprechen — daß Schrift auf Schrift ein neues Stadium bezeichnet, bis er nach und nach sich auf eine einzige Grundfrage concentrirt, der Frage nach den moralischen Werthen. Er hatte schon in seinen ersten Anfängen als Denker und Schriftsteller David Strauß gegenüber wider jede moralische Ausdeutung vom Wesen des Alls protestirt und unserer Moral ihren Platz in der Welt der Erscheinungen angewiesen, „bald als Schein und Fehlgriff, bald als Zurechtlegung und Kunst". Und seine literarische Thätigkeit hat bisher ihre Höhe in einer Untersuchung vom Entstehen der Moralbegriffe erreicht, wie es seine Hoffnung und Absicht war, eine durchgeführte Kritik der moralischen Werthe, eine Untersuchung des Werths dieser (als gegeben betrachteten) Werthe zu liefern. Das erste Buch seines Werkes „Umwerthung aller Werthe" war fertig, als er krank wurde [1]).

I.

Nietzsche wurde zum ersten Male oft genannt, wenn auch nicht viel gerühmt, wegen einer bissigen, jugendlichen Streitschrift gegen David Strauß, von dessen Buch „Der alte und der neue Glaube" hervorgerufen. Nicht gegen den ersten kriegerischen Abschnitt des Werks, sondern gegen den ergänzenden, aufbauenden Theil desselben ist hier ein in seinem Tone pietätloser Angriff gerichtet. Dieser Angriff galt jedoch weniger der letzten Kraftanstrengung des einst so großen Kritikers als jener Mittelmäßigkeit, für welche dieses sein letztes Wort als das letzte Wort der Bildung überhaupt dastand.

Es war anderthalb Jahre nach dem Abschluß des deutsch-französischen Krieges. Der stürmische Siegesjubel war noch nicht verstummt. Niemals waren die Wogen des deutschen Selbstgefühls so hoch gegangen. Nach der allgemeinen Auffassung in Deutschland und den mit Deutschland befreundeten Ländern waren es nicht die deutschen Heere allein, welche die französischen geschlagen hatten, sondern die deutsche Cultur habe die französische besiegt. Da erhob sich diese Stimme und sagte:

Gesetzt hier hätten wirklich zwei Culturen mit einander gekämpft, so wäre das noch kein Grund, die siegende Cultur zu bekränzen; man müßte erst wissen, was die unterliegende werth war; ist ihr Werth sehr gering gewesen — und das sagt man ja von der französischen — so war die Ehre nicht groß. Aber es

[1]) Nietzsche's Schriften sind folgende: Unzeitgemäße Betrachtungen, I—IV. — Die Geburt der Tragödie, oder Griechenthum und Pessimismus. — Menschliches, Allzumenschliches, I und II. — Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile. — Die fröhliche Wissenschaft (La gaya scienza). — Jenseits von Gut und Böse. — Zur Genealogie der Moral. — Also sprach Zarathustra, I—IV. — Der Fall Wagner, ein Musikantenproblem. — Götzendämmerung, oder wie man mit dem Hammer philosophirt.

kann in diesem Fall überhaupt nicht die Rede von einem Sieg der deutschen Cultur sein, theils weil die französische noch besteht, theils weil die Deutschen jetzt wie früher noch von ihr abhängig sind. Es war Kriegszucht, natürliche Tapferkeit, Ausdauer, die Ueberlegenheit der Führer, der Gehorsam der Geführten, „kurz Elemente, die nichts mit der Cultur zu thun haben", was Deutschland zum Sieg verhalf. Und schließlich hat die deutsche Cultur besonders aus dem guten Grunde nicht gesiegt, weil in Deutschland der reine Begriff von Cultur verloren gegangen ist.

Es war erst ein Jahr her, daß Nietzsche selbst die größten Erwartungen an die Zukunft Deutschlands geknüpft, auf dessen nahe bevorstehende Befreiung vom Gängelband der romanischen Civilisation gehofft und die günstigsten Weissagungen aus der deutschen Musik herausgehört hatte[1]). Der geistige Verfall, der ihm von der Aufrichtung des Reichs unzweifelhaft zu beginnen schien, veranlaßte ihn jetzt, der herrschenden Volksstimmung mit rücksichtslosem Trotz zu begegnen.

Er behauptet, daß Cultur sich zuerst und vor Allem als künstlerische Stileinheit durch alle Lebensäußerungen eines Volkes offenbare. Viel gelernt zu haben und viel zu wissen dagegen, ist, wie er zeigt, weder ein nothwendiges Mittel zur Cultur noch ein Zeichen von Cultur; beides kann vortrefflich mit Barbarei zusammengehen, das heißt mit Stillosigkeit, oder mit einem bunten Mischmasch von Stilarten. Und seine einfache Behauptung ist: mit einer Cultur, die aus Mischmasch besteht, kann man keinen Feind bezwingen, am wenigsten einen Feind wie die Franzosen, die lange eine wirkliche, fruchtbare Cultur besessen, man lege ihr nun größeren oder geringeren Werth bei.

Er beruft sich auf ein Wort Goethe's an Eckermann: „Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Für Nietzsche decken, wie man sieht, die Begriffe Cultur und einheitliche Cultur einander. Um einheitlich zu sein, muß eine Cultur ein gewisses Alter erreicht haben und in ihrer Eigenthümlichkeit so stark geworden sein, daß sie alle Lebensformen durchdrungen hat. Einheitliche Cultur ist aber natürlicherweise nicht dasselbe, wie eingeborene Cultur. Eine einheitliche Cultur hatte das alte Hellas, aber sie war die Frucht ägyptischer und asiatischer Einflüsse; eine einheitliche Cultur hatte das alte Island, obgleich ihre Blüthe gerade durch den lebendigen Verkehr mit Europa herbeigeführt ward; eine einheitliche Cultur hatte Italien unter der Renaissance, England im sechzehnten, Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, obgleich Italien seine Cultur aus griechischen, römischen und spanischen Eindrücken aufbaute, Frankreich die seinige aus antiken, keltischen, spanischen und italienischen Elementen und obgleich die Engländer vor allen ein Mischvolk sind. Es ist zwar nur anderthalb Jahrhunderte her, seit die Deutschen anfingen, sich von der französischen Cultur freizumachen, und kaum

[1]) Die Geburt der Tragödie, S. 112 ff.

mehr als hundert Jahre, seit sie der Schule der Franzosen entrannen, deren Einwirkung gleichwohl noch heutzutage zu spüren ist; aber doch wird Niemand die Existenz einer deutschen Cultur leugnen können, wenn sie auch verhältnißmäßig jung und im Werden ist. Ebensowenig wird der, welcher Sinn für die Uebereinstimmung zwischen deutscher Musik und deutscher Philosophie, Gehör für die Uebereinstimmung zwischen deutscher Musik und deutscher lyrischer Poesie, Auge für die Vorzüge und Mängel der deutschen bildenden Kunst hat, die Ergebniß desselben Grundhanges sind, der in dem ganzen deutschen Gedanken- und Gefühlsleben erscheint, geneigt sein, Deutschland von vornherein einheitliche Cultur abzusprechen. Bedenklicher wird das Verhältniß für solche kleineren Länder, wo die Abhängigkeit vom Ausland nicht selten Abhängigkeit in zweiter Potenz ist.

Für Nietzsche ist indessen dieser Punkt der verhältnißmäßig unwichtigere. Er ist überzeugt, daß die Stunde der nationalen Culturen bald schlagen wird, da die Zeit nicht mehr fern sei, wo überhaupt nur noch von einer europäischen oder europäisch-amerikanischen Cultur geredet werden könne. Er geht von der Thatsache aus, daß die entwickelten Menschen aller Länder sich bereits jetzt schon als Europäer, als Landsleute, ja, als Bundesgenossen fühlen, und von dem Glauben, daß schon das nächste Jahrhundert den Krieg um die Herrschaft über die Erde bringen werde.

Wenn dann aus dem Resultat dieses Krieges ein biegender, brechender Sturmwind über alle nationalen Eitelkeiten hinfährt, worauf wird es dann ankommen?

Es gilt dann, meint Nietzsche, ganz in Uebereinstimmung mit den hervorragendsten Franzosen unserer Zeit, ob es bis dahin gelungen sein wird, eine Art Rasse hervorragender Geister aufzuzüchten und zu erziehen, welche die centrale Macht ergreifen können.

Das Grundunglück ist daher nicht, daß ein Land noch keine echte, einheitliche und durchgeführte Cultur habe, sondern, daß man sich cultivirt glaubt. Und den Blick auf Deutschland gerichtet, fragt Nietzsche, wie es zugegangen ist, daß ein so ungeheurer Gegensatz wie der zwischen dem Mangel an wahrer Cultur und dem selbstzufriedenen Glauben, gerade die einzig wahre zu besitzen, entstehen konnte, und er findet die Antwort in dem Umstande, daß eine Classe Menschen zur Macht gekommen ist, die kein früheres Jahrhundert gekannt hat und die er (1873) auf den Namen Bildungsphilister taufte.

Der Bildungsphilister hält seine unpersönliche Bildung für die eigentliche Cultur; wenn er davon hat reden hören, Cultur setze ein einheitliches Geistesgepräge voraus, so bestärkt ihn das in seiner guten Meinung von sich selbst, da er überall Gebildete von seiner Art findet und da Schulen, Hochschulen und Kunstanstalten nach seinen Bedürfnissen und einem seiner Bildung entsprechenden Muster eingerichtet sind. Da er sozusagen überall denselben stillschweigenden Convenienzen hinsichtlich Religion, Moral und Literatur, hinsichtlich Ehe, Familie, Gemeinde und Staat begegnet, so scheint ihm bewiesen, diese imponirende Gleichartigkeit sei Cultur. Er ahnt nicht, daß diese wohlgeordnete und wohlzusammenhängende Philisterei, die an Schreibtischen und auf Ehrenplätzen sitzt, keineswegs deswegen Cultur geworden ist, weil ein Zusammenwirken zwischen ihren Organen

stattfindet. Das ist, sagt Nietzsche, nicht einmal schlechte Cultur; das ist nach Vermögen solid verschanzte Barbarei, nur ganz ohne die Frische und wilde Kraft der ursprünglichen Barbarei; und er hat viele malende Ausdrücke, um das Bildungsphilisterium als den Morast zu schildern, in dem alle Müdigkeit stecken bleibt und in dessen giftigem Nebel alles Streben dahinsiecht.

In die Gesellschaft der Bildungsphilister werden wir in der Regel Alle hineingeboren, und in ihr wachsen wir auf. Sie empfängt uns mit herrschenden Meinungen, die wir unbewußt annehmen, und selbst wenn die Meinungen getheilt sind, so sind sie doch bloß in Parteimeinungen getheilt — in öffentliche Meinungen.

Ein Aphorismus von Nietzsche lautet: „Was sind öffentliche Meinungen? Es sind private Faulheiten." Der Satz ist nicht unbedingt wahr. Es gibt einzelne Fälle, wo die öffentliche Meinung etwas werth sein kann. John Morley hat ein gutes Buch darüber geschrieben. Gegenüber gewissen groben Fällen, wo Treu und Glauben gebrochen werden, und gewissen grob niederträchtigen Kränkungen von Menschenrecht kann die öffentliche Meinung ein seltenes Mal sich wie eine Macht erheben, die es verdient, daß man ihr folgt. Sonst ist sie in der Regel ein Fabrikat, das im Dienst des Bildungsphilisteriums hergestellt wird.

Bei ihrem Eintreten ins Leben begegnet die Jugend also verschiedenen etwas mehr oder weniger philiströsen Gruppenmeinungen. Je mehr der Einzelne zu einem wirklichen Menschen veranlagt ist, desto mehr Widerstand leistet er dagegen, mit der Herde zu gehen. Aber selbst wenn eine innere Stimme zu ihm sagt: Bleibe dir selbst treu! Sei du selbst! so hört er mit Mißmuth diesen Zuruf. Hat er ein Selbst? er weiß es nicht; er kennt es noch nicht.

Er sieht sich nach einem Lehrer um, einem Erzieher, Einem, der ihn nicht etwas Fremdes lehren will, sondern ihn lehren will, er selbst zu werden, dieser Einzelne.

Es gab in Dänemark einen großen Mann, der mit eindringlicher Kraft die Zumuthung an seine Zeitgenossen richtete, sie sollten *Einzelne* werden. Aber die Aufforderung war von Seiten Sören Kierkegaard's nicht so unbedingt gemeint, wie sie ausgesprochen wurde. Denn das Ziel war gegeben. Sie sollten Einzelne werden, nicht um sich zu freien Persönlichkeiten zu entwickeln, sondern um auf diesem Wege wahre Christen zu werden. Sie wurden nur anscheinend frei gestellt, über ihnen schwebte ein: Du sollst glauben! und ein: Du sollst gehorchen! Sie hatten selbst als Einzelne eine Schlinge um den Hals und an der anderen Seite des Engpasses der Einzelheit, durch den die Herde getrieben wurde, wartete wieder die Herde: *ein* Hirt, *eine* Herde[1]).

Es ist nicht, um seine Persönlichkeit sofort wieder aufzugeben, daß der Jüngling unserer Tage danach strebt, er selbst zu werden und einen Erzieher sucht. Er will sich kein Dogma vormalen lassen, in dem er wieder landen soll. Und er fühlt mit Unruhe, daß er mit Dogmen angefüllt ist. Wie sich selbst in sich selber finden, wie sich selbst aus sich selber ausgraben? Dazu sollte der Erzieher ihm helfen. Ein Erzieher kann nur ein Befreier sein.

---

[1]) Sören Kierkegaard. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. Leipzig. 1879.

Einen solchen befreienden Erzieher suchte Nietzsche als Jüngling und fand ihn in Schopenhauer. Einen solchen findet Jeder, der danach sucht, in der Persönlichkeit, die in seiner Entwicklungszeit am tiefsten befreiend auf ihn wirkt. Nietzsche sagt: nachdem er die erste Seite von Schopenhauer gelesen, wußte er, daß er jede Seite von ihm lesen und auf jedes Wort Acht geben würde, selbst auf die Irrthümer, die bei diesem Schriftsteller ihm begegnen könnten. Jeder geistig Strebende wird Männer nennen können, die er auf dieselbe Art gelesen.

Allerdings blieb für Nietzsche, wie im Allgemeinen für jeden Strebenden, noch ein Schritt übrig — sich von dem Befreier zu befreien. Wir finden in seinen ältesten Schriften gewisse Schopenhauer'sche Lieblingsausdrücke, die später nicht mehr bei ihm vorkommen. Aber die Befreiung ist hier eine ruhige Entwicklung zur Selbständigkeit, während welcher die tiefe Dankbarkeit sich erhält, nicht wie im Verhältniß zu Wagner ein gewaltsamer Umschlag, der ihn veranlaßte, *den* Werken allen Werth abzusprechen, die ihm früher die werthvollsten von allen gewesen.

Er rühmt an Schopenhauer seine hohe Ehrlichkeit, neben die er nur diejenige Montaigne's stellen kann, seine Klarheit, seine Beständigkeit, sein reinliches Verhältniß zu Gesellschaft, Staat und Staatsreligion. Bei Schopenhauer nie eine Einräumung, nie ein Liebäugeln.

Und Nietzsche erstaunt über den Umstand, daß Schopenhauer überhaupt das Leben in Deutschland aushielt. Ein neuerer Engländer hat gesagt: „Shelley hätte nicht in England leben können, und eine Rasse von Shelley's würde unmöglich gewesen sein!" Diese Art Geister werden geistig gebrochen, dann schwermüthig, zuletzt krank oder irrsinnig. Die Gesellschaft der Bildungsphilister macht den ungewöhnlichen Menschen das Leben sauer. Beispiele finden sich massenhaft in der Literatur aller Länder, und die Gegenprobe läßt sich beständig machen. Man braucht nur an die zahlreichen Talente zu denken, die früher oder später um Pardon gebeten und dem Philisterium Einräumungen gemacht haben, um zu existiren. Aber selbst an den Stärksten verräth der unnütz aufreibende Kampf sich in Zügen und Runzeln. Nietzsche citirt das Wort eines geübten Diplomaten, der Goethe nur oberflächlich gesehen und gesprochen: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins," und Goethe's Zusatz, als er es seinen Freunden erzählt: „Wenn sich nun in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn Alles, was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt, dieselben Spuren trägt." Und das ist Goethe, commentirt Nietzsche, auf den unsere Bildungsphilister als auf den glücklichsten Deutschen hinzeigen.

Schopenhauer war bekanntlich bis in seine letzten Lebensjahre ein ganz einsamer Mann. Keiner verstand ihn, keiner las ihn. Der größte Theil der ersten Auflage seines Werks: „Die Welt als Wille und Vorstellung" mußte als Maculatur verkauft werden. Das Buch erschien 1819 und blieb dreißig Jahre lang unbeachtet. Noch 1837 ist Schopenhauer's Persönlichkeit in Dänemark so wenig bekannt, daß Poul Möller, ein dänischer Dichter und Denker, der ihn früh gelesen hatte, ihn für einen Professor in Berlin hält, und 1841 widerfährt der

„Gesellschaft der Wissenschaften" in Kopenhagen das bekannte Unglück, daß sie ihm ihre Prämie für eine seiner berühmtesten Arbeiten verweigert.

In unseren Tagen ist die Taine'sche Anschauung stark verbreitet worden, daß der große Mann ganz und gar durch das Zeitalter bestimmt wird, dessen Kind er ist, es unbewußt resumirt und ihm mit Bewußtsein Ausdruck zu geben bestrebt sein soll. Aber obgleich der große Mann selbstverständlich nicht außerhalb des Gangs der Geschichte steht und immer auf Vorgängern fußt, so keimt eine Idee doch stets in einem Einzelnen, oder in einigen Einzelnen auf, und diese Einzelne sind nicht zerstreute Punkte in der niedrigstehenden Menge, sondern Hochbegabte, welche die Menge an sich ziehen und nicht von ihr gezogen werden. Das, was man den Zeitgeist nennt, entsteht zuerst in ganz wenigen Gehirnen.

Nietzsche, der von Anfang an, wohl meist durch Schopenhauer's Einwirkung, stark von dem Satz erfüllt war, der große Mann sei nicht das Kind, sondern das Stiefkind der Zeit, fordert von dem hervorragenden Erzieher, daß er die Jungen *gegen* die Zeit erziehe — eine, so im Allgemeinen formulirt, recht ungereimte Forderung, aber für ihren Urheber sehr bezeichnend.

Es scheint ihm, daß die neuere Zeit besonders drei Menschentypen nach einander zur Nachahmung und Nachfolge hervorgebracht hat. Zuerst den Menschen Rousseau's, den Titanen, der, von den höheren Kasten gedrückt und gebunden, sich erhebt und in seiner Noth die heilige Natur anruft. Dann den Goethe'schen Menschen. Nicht Werther und die verwandten revolutionären Gestalten, die noch von Rousseau abstammen, nicht die ursprüngliche Faustfigur, sondern Faust, wie er sich nach und nach entwickelt. Er ist kein Weltbefreier, sondern ein Weltbeschauer. Er ist nicht der wirkende Mensch. Nietzsche erinnert an Jarno's Wort gegen Wilhelm Meister: „Sie sind verdrießlich und bitter, das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser sein."

Einmal recht zornig zu werden, damit es besser werde, dazu will nach der Meinung des dreißigjährigen Nietzsche der Schopenhauer'sche Mensch aufmuntern. Dieser Mensch nimmt freiwillig das Leiden auf sich, die Wahrheit zu sagen. Sein Grundgedanke ist der: Ein glückliches Leben ist unmöglich; das Höchste, was der Mensch erreichen kann, ist ein heroisches Leben, d. h. ein Leben, in dem unter den größten Schwierigkeiten für Etwas gekämpft wird, was auf die eine oder andere Art Allen zu Gute kommt. Zu dem wahrhaft Menschlichen heben nur die wahren Menschen uns empor, die, welche durch einen Sprung in der Natur geworden zu sein scheinen, die Denker und Entdecker, die Künstler und Hervorbringer und die, welche mehr durch ihr Wesen wirken, als durch ihr Wirken: die Edlen, die im großen Stil Guten, Die, in denen der Genius des Guten wirkt.

Diese Menschen sind der Zweck der Geschichte.

Nietzsche formulirt den Satz: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen — und dies und nichts Anderes sonst ist ihre Aufgabe" [1]). Das ist dieselbe Formel, zu der mehrere aristokratische Geister der Gegenwart gelangt sind. So heißt es bei Renan fast gleichlautend: „In Summa ist der Zweck der Menschheit die Erzeugung großer Menschen ....

[1]) Unzeitgemäße Betrachtungen. Drittes Stück, S. 60.

nichts als große Menschen; die Rettung wird durch große Menschen kommen[1])." Und man sieht aus Flaubert's Briefen an George Sand, wie überzeugt auch er davon war. Er sagt z. B. „Das einzige Vernünftige ist und bleibt eine Regierung von Mandarinen, vorausgesetzt, daß die Mandarinen etwas können, oder richtiger, daß sie viel können . . . . Es hat wenig zu bedeuten, ob einige Bauern mehr oder weniger lesen können und ihren Pastor nicht hören, aber es ist unendlich wichtig, daß viele Menschen wie Renan und Littré leben können und gehört werden. Unsere Rettung liegt jetzt in einer wirklichen Aristokratie[2])." Sowohl Renan wie Flaubert würden Nietzsche's Grundidee unterschreiben, daß ein Volk der Umweg ist, den die Natur macht, um ein Dutzend großer Männer hervorzubringen.

Aber obgleich es diesem Grundgedanken nicht an Fürsprechern fehlt, soll damit nicht gesagt werden, daß er in der europäischen Philosophie der herrschende ist. In Deutschland denkt z. B. Eduard von Hartmann sehr verschieden über das Ziel der Geschichte. Ihm kommt es unzweifelhaft vor, daß die Geschichte, oder, mit einem größeren Wort, der Weltprozeß ein Ziel haben müsse und daß dieses Ziel nur negativ sein könne, da ein goldenes Zeitalter in seinen Augen nur ein dummes Hirngespinst ist. Daher seine Phantasien über einen, von den höchstbegabten Menschen freiwillig herbeigeführten Weltuntergang. Und im Zusammenhang damit steht seine Lehre, daß die Menschheit nun in das Mannesalter eingetreten zu sein scheine, also über die Entwicklungsstufe hinaus sei, wo Genies nothwendig waren.

Diesem Gedanken gegenüber vom Weltprozeß, dessen Ziel Vernichtung oder Erlösung ist, Erlösung der leidenden Gottheit vom Dasein, erscheint Nietzsche nüchtern und rationell mit seinem einfachen Glauben, daß das Ziel der Menschheit kein in das Unendliche hinausgeschobenes sei, sondern in ihren höchsten Exemplaren liegen müsse, obwohl er dabei die Hauptfrage offen läßt, ob denn diese größten Menschen nicht wiederum Ziele haben, die sich ja nicht auf ihre Selbsterhaltung beschränken.

Hiermit hat er jedoch seine schließliche Beantwortung der Frage erreicht: Was ist Cultur? Denn auf jenem Verhältniß beruhen der Grundgedanke der Cultur und die Pflichten, die sie auferlegt. Sie erlegt mir die Pflicht auf, mich selbstthätig in ein Verhältniß zu den großen Menschenidealen zu setzen. Ihr Grundgedanke ist der: sie weist jedem Einzelnen, der für sie arbeiten und an ihr theilnehmen will, die Aufgabe zu: in sich und außer sich auf die Erzeugung des Denkers und Künstlers, des wahrheits- und schönheitsliebenden Menschen, der reinen und guten Persönlichkeit und damit auf die Vollendung der Natur hinzuarbeiten, also nach dem Ziel hin: vollendete Natur.

Wann herrscht Culturzustand? Wenn die Menschen einer Gesellschaft beständig darauf hinarbeiten, die Existenz großer Menschen zu fördern Aus diesem höchsten Ziel folgen alle anderen. Und welcher Zustand ist am weitesten vom Culturzustand entfernt? Der, in welchem die Menschen instinctiv und mit ver-

---

[1]) Renan, Dialogues et fragments philosophiques, S. 103.

[2]) Flaubert, Lettres à George Sand, S. 139 ff.

einten Kräften das Aufkommen großer Menschen erschweren, indem sie theils das Aufackern des Erdbodens verhindern, der erforderlich ist, damit das Geniale emporwachsen kann, theils hartnäckig alles Geniale bekämpfen, das sich unter ihnen erhebt. Ein solcher Zustand ist weiter von Cultur entfernt, als die reine Barbarei.

Aber gibt es einen solchen? wird vielleicht der Eine oder Andere fragen. Die meisten kleineren Völker könnten sich die Antwort aus der Geschichte ihres Vaterlandes herauslesen. Man wird da, in dem Grade, wie die „Bildung" steigt, das Bildungsklima sich verbreiten sehen, in dem das Genie nicht gedeihen kann. Und das ist um so bedenklicher, da es scheint, daß in den modernen Zeiten und unter den Rassen, die jetzt die Macht über die Erde unter sich getheilt haben, Staatsverbände von ein paar, oder einigen paar Millionen selten zahlreich genug sind, um Geister vom allerersten Rang hervorzubringen. Es scheint, als würden die Genies erst aus dreißig oder vierzig Millionen herausdestillirt. Um so mehr Grund für die kleineren Genossenschaften, aus allen Kräften auf Cultur hinzuarbeiten.

Man ist in neuerer Zeit mit dem Gedanken vertraut, das Ziel, auf das es hinzuarbeiten gelte, sei das Glück: das Glück Aller, oder doch der Meisten. Worin das Glück besteht, wird seltener erwogen, und doch läßt die Frage sich nicht abweisen, ob nicht ein Jahr, ein Tag, eine Stunde im Paradiese mehr Glück enthält, als ein Leben in der Ofenecke. Aber gleichviel. So vertraut man auch mit dem Gedanken ist, einem ganzen Land, einer Menschenmenge Opfer zu bringen, so unsinnig scheint es, daß ein Mensch um einzelner anderer Menschen willen da sein sollte, die Pflicht haben könnte, ihnen sein Leben zu weihen, um damit die Cultur zu fördern. Aber vielleicht läßt jenes größtmögliche Glück, welches es der Bentham-Mill'schen Moral zufolge gilt der größtmöglichen Zahl zu sichern, sich überhaupt nur von den einzelnen großen Persönlichkeiten erlangen, und auf die Culturfrage, wie das einzelne Menschenleben den höchsten Werth und die größte Bedeutung erhalte, muß doch die Antwort lauten: dadurch, daß es zum Vortheil der seltensten und werthvollsten Exemplare des Menschengeschlechts gelebt wird. So richtet der Einzelne auch am meisten dafür aus, daß das Leben der Meisten werthvoller werde.

In unseren Tagen bedeutet eine sogenannte Culturinstitution nur zu oft eine Einrichtung, kraft welcher die Gebildeten in geschlossener Reihe vorgehen und alle Einsamen und Widerspenstigen, deren Streben auf höhere Ziele gerichtet ist, zur Seite drängen; auch den Gelehrten fehlt daher in der Regel aller Sinn für den werdenden Genius und jedes Gefühl für den Werth des gleichzeitigen und strebenden Genies. Darum haben, trotz des unbestreitbaren und rastlosen Fortschrittes auf allen technischen und fachwissenschaftlichen Gebieten, die Bedingungen für die Entstehung des Großen sich so wenig verbessert, daß der Widerwille gegen das Geniale eher zu- als abgenommen hat.

Vom Staate können die hervorragenden Individuen nicht viel erwarten. Er nützt ihnen selten, indem er sie in seinen Dienst nimmt; er nützt ihnen mit Sicherheit nur, indem er ihnen volle Unabhängigkeit schenkt. Nur wirkliche Cultur kann dem entgegenarbeiten, daß sie zu frühe müde oder erschöpft werden, und sie vor dem aufreibenden Kampf mit dem Bildungsphilisterium bewahren.

Nietzsche's Werth beruht darauf, daß er ein solcher Culturträger ist: ein Geist, der, selbst unabhängig, Unabhängigkeit mittheilt und der für Andere jene befreiende Macht werden kann, die Schopenhauer in seiner Jugend für ihn geworden.

II.

Vier von Nietzsche's Jugendschriften führen den gemeinsamen Titel: „Unzeitgemäße Betrachtungen", ein Titel, der bezeichnend für seinen früh gefaßten Vorsatz ist, gegen den Strom zu gehen.

Eins der Gebiete, auf dem er sich gegen den Zeitgeist in Deutschland gekehrt hat, ist das der Erziehung, indem er auf unbändige Art die ganze historische Erziehung, auf die Deutschland stolz ist und die man in der Regel überall als wünschenswerth betrachtet, verurtheilt hat.

Sein Grundgedanke ist der: Was das Geschlecht frei zu athmen und kühn zu wollen verhindert, ist die allzu lange Vorzeit, die es hinter sich, wie eine Kugel am Bein herschleppt. Er meint, die historische Erziehung verhindere das Geschlecht sowohl daran zu handeln, wie zu genießen, da Der, welcher sich nicht ganz im Augenblick sammeln und in ihm leben kann, weder selbst Glück zu fühlen noch etwas auszurichten vermag, das Andere glücklich macht. Ohne die Fähigkeit, unhistorisch zu fühlen, kein Glück. Und ebenso gehört zu allem Handeln Vergessen, oder richtiger Nichtwissen des Vergangenen. Das Vergessen, das Unhistorische ist, wie die einhüllende Luft, der Dunstkreis, in dem allein Leben entstehen kann. Man denke, um das zu verstehen, sagt Nietzsche, an einen Jüngling, der von Leidenschaft für ein Weib, oder an einen Mann, der von Leidenschaft für eine Aufgabe ergriffen wird. Für beide existirt, was hinter ihnen liegt, nicht mehr, und doch ist dieser Zustand, der völlig unhistorische, derjenige, in dem jede Handlung, jede Großthat ersonnen und vollbracht wird. Dem analog aber gibt es, wie Nietzsche meint, einen gewissen Grad historischen Wissens, der vernichtend für die menschliche Thatkraft und verderblich für die schöpferische Kraft eines Volkes ist.

Man hört den gelehrten Philologen, dessen Beobachtungen meist auf deutsche Gelehrte und Künstler gerichtet gewesen, aus diesem Raisonnement heraus. Denn daß der deutsche Kaufmannsstand oder Bauernstand, das deutsche Militär oder die deutschen Industriellen unter einem Uebermaß von historischer Bildung leiden sollten, wäre es ungereimt anzunehmen. Indessen dürfte selbst für deutsche Dichter, Forscher und Künstler das Uebel, worauf hier hingewiesen wird, von der Art sein, daß ihm nicht durch bloße Abschaffung des historischen Unterrichts beizukommen ist. Die, deren Schaffenstrieb durch das historische Wissen gehemmt und getödtet werden kann, waren sicher von vornherein so ohnmächtig und thatunkräftig, daß die Welt durch ihre Production nicht bereichert worden wäre. Und was da lähmt, ist ja außerdem nicht so sehr die ungleichartige Masse von todten historischen Kenntnissen (über Regierungshandlungen, politische Schachzüge, Kriegsthaten, künstlerische Stilarten u. s. w.), wie die Bekanntschaft mit einzelnen großen Geistern der Vergangenheit, mit deren Thaten verglichen Alles, was der Mensch noch leisten kann, von so verschwindender Be-

deutung zu sein scheint, daß es gleichgültig wird, ob seine Arbeit zur Welt komme oder nicht. Goethe allein kann einen beginnenden deutschen Dichter zur Verzweiflung bringen. Aber ein Heldenverehrer wie Nietzsche kann consequenter Weise die Bekanntschaft mit den Größten nicht verringert wünschen.

Der Mangel an künstlerischem Muth und geistiger Kühnheit hat gewiß tiefer liegende Ursachen, vor Allem das Zerbröckeln der Persönlichkeit, das die moderne Gesellschaftsordnung mit sich führt. Starke Menschen vertragen eine große Summe Geschichte, ohne zum Leben ungeeignet zu werden.

Was indessen interessant und bezeichnend für Nietzsche's geistigen Standpunkt ist, das sind seine Untersuchungen darüber, in welchem Grade das Leben überhaupt für die Geschichte Gebrauch hat. Die Geschichte gehört nach seiner Auffassung dem, der einen großen Kampf kämpft und Vorbilder, Lehrer Tröster nöthig hat, die er unter seinen Zeitgenossen nicht findet. Ohne die Geschichte würde der Höhenzug von großen Augenblicken großer Menschen, der sich durch die Jahrtausende erstreckt, nicht lebendig und klar vor mir stehen können. Einer, der sieht, daß ungefähr kaum hundert Menschen die Cultur der Renaissance herbeiführten, wird z. B. zu der Ueberzeugung gelangen können, daß hundert produktive Menschen, in einem neuen Geist erzogen, dem Bildungsphilisterium ein Ende machen könnten. Verderblich dagegen kann die Geschichte wirken in der Hand unfruchtbarer Menschen. Man jagt z. B. die jungen Künstler in die Galerien, statt in die Natur hinaus, sendet sie mit noch unbefestigtem Sinn in Kunststädte, wo sie den Muth verlieren. Und in allen ihren Formen kann, seiner Ansicht nach, die Geschichte zum Leben untauglich machen: als *monumentale*, indem sie den Irrthum hervorruft, daß es bestimmte, immer wiederkehrende Constellationen gäbe, so daß, was einmal möglich war, jetzt unter ganz veränderten Umständen wieder möglich sei; als *antiquarische* durch Erwecken der Pietät für das Alte und Vergangene, welche den Handelnden lähmt, der immer die eine oder andere Pietät kränken muß; endlich als *kritische* Geschichte durch das niederschlagende Gefühl, das sie hervorruft, daß wir gerade die Irrthümer der Vergangenheit, über die wir uns zu erheben streben, als Erbschaft und Kindheitseindrücke in unserem Blut tragen, so daß wir beständig in einem inneren Streit zwischen unserer alten und neuen Natur leben.

Auf diesem Punkt, wie auf anderen früher berührten, will Nietzsche in letzter Instanz der Kreuzlahmheit der modernen Bildung zu Leibe. Daß „gebildet" und „historisch gebildet" in unserer Zeit fast gleiche Begriffe sind, ist ihm ein trauriges Symptom. Es ist, sagt er, spurlos vergessen, daß Bildung sein sollte, was sie bei den Griechen war: Beweggrund, Fähigkeit zum Entschluß; heutzutage wird Bildung als Innerlichkeit bezeichnet, da sie ein todter inwendiger Klumpen ist, der seinen Besitzer nicht bewegt. Die am meisten „Gebildeten" sind Conversationslexikons. Wenn sie handeln, ist es kraft einer allgemeinen anerkannten Convenienz oder aus der flachen Rohheit heraus.

An diese auf den allgemeinen Zustand zielenden Betrachtung knüpft sich dann eine Klage, die vielleicht besonders in dem modernen Deutschland entspringen mußte, die Klage darüber, wie drückend die historische Größe in dem Epigonenbewußtsein der Nachgeborenen wirke, in jener Ueberzeugung, ein Spätling, eine

Nachgeburt einer größeren Zeit zu sein, Einer, der wohl Geschichte lernen, aber nie Geschichte hervorbringen könne.

Sogar die Philosophie, klagt Nietzsche, mit einem Seitenblick auf die deutschen Universitäten, sei mehr und mehr zu einer Geschichte der Philosophie geworden, zu einer Mittheilung darüber, was alle Welt über alles Mögliche gemeint. Man betont in den verschiedenen Ländern wie eine Ehrensache, daß man Gedankenfreiheit habe. In Wirklichkeit sei das nur eine dürftige Freiheit. Man darf auf hundert Arten denken — handeln dagegen darf man nur auf eine einzige Art, — und dieser Zustand ist es, der als Zustand der Bildung bezeichnet wird und in Wirklichkeit nur eine Form, „und zudem eine schlechte Form, Uniform ist".

Nietzsche greift jene Auffassung an, nach welcher die historische Bildung vor unserem Bewußtsein als die vor allen anderen gerecht urtheilende steht. Man liebt den Historiker, welcher der reinen Erkenntniß zustrebt, aus welcher nichts folgt. Aber es gibt viele gleichgültige Wahrheiten, und es ist ein Unglück, wenn ganze Bataillone von Forschern sich darüber hermachen, selbst wenn diese engen Geister ehrliche Charaktere sind. Man hält den Historiker für objectiv, der die Vergangenheit an den Lieblingsmeinungen seiner Zeitgenossen mißt und den für subjectiv, der diese Meinungen nicht als Muster betrachtet. Man hält den für am meisten berufen, ein Moment der Vergangenheit darzustellen, dem diese ganz gleichgültig ist. Aber nur wer an der Zukunft mitbaut, versteht die Vergangenheit, und nur zum Kunstwerk umgebildet kann die Geschichte Instincte aufrecht erhalten oder erwecken.

Wie die historische Erziehung jetzt betrieben wird, vermittelt man eine solche Fülle von Eindrücken, daß Stumpfheit, ein Gefühl, alt in einem alten Volk geboren zu sein, die Folge ist — obgleich uns nicht dreißig Menschenleben, jedes auf siebzig Jahr berechnet, vom Beginn unserer Zeitrechnung trennen. — Und hiermit verbunden ist der ungeheure Aberglaube an den Werth der Weltgeschichte. Unaufhörlich wird der Schiller'sche Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" wiederholt, als könnte es ein anderes historisches Gericht geben als den Gedanken; und hartnäckig hat sich die Hegel'sche Auffassung von der Weltgeschichte als der immer deutlicheren Selbstoffenbarung der Gottheit gehalten, bloß daß sie nach und nach in reine Bewunderung für den Erfolg, in Billigung eines jeden Factums, sei es auch noch so brutal, übergegangen ist. Aber Größe hat nichts mit dem Resultat zu schaffen und nichts mit dem glücklichen Ausgang. Demosthenes, der umsonst redete, ist größer, als Philipp, der immer siegte. Alles scheint, behauptet Nietzsche, in unseren Tagen in der Ordnung, sobald es eine fertige Thatsache ist; selbst wenn ein Genie in seinem blühenden Alter stirbt, findet man Beweise dafür, daß es zur rechten Zeit gestorben ist. Und das bischen Geschichte, das wir haben, nennt man den „Weltprozeß"; man zerbricht sich den Kopf über den Ursprung und das Endziel desselben — was doch ein Zeitverlust sein dürfte. Weshalb du da bist, denkt Nietzsche wie S. Kierkegaard, das kann dir Niemand in der Welt im Voraus sagen; aber da du nun einmal da bist, so suche deinem Dasein einen Sinn zu geben, indem du dir ein so hohes und edles Ziel steckst, wie du kannst.

Bezeichnend für Nietzsche's später so ausgeprägt aristokratische Tendenz ist

sein Eifern gegen den Respect der modernen Geschichtschreibung vor den Massen. Ehemals, raisonnirt er, schrieb man Geschichte aus dem Gesichtspunkt der Regenten und verweilte ausschließlich bei ihnen, wie mittelmäßig oder schlecht sie auch waren. Nun ist man dazu übergegangen, sie aus dem Gesichtspunkt der Massen zu schreiben. Für Nietzsche ist die Masse nicht 1 + 1 + 1 . . . . . (bis die Zahl derselben herauskommt), sondern 1 + 1 + 1 . . . . . + x d. h. die Bestialität, die in den Einzelnen dadurch entwickelt wird, daß sie Masse werden. So aufgefaßt sind ihm denn die Massen entweder Copien großer Persönlichkeiten, schlechte Copien, verwischte Copien aus schlechtem Material, oder sie sind Widerstand gegen die Großen, oder sie sind Werkzeuge der Großen. Im Uebrigen sind sie etwas für die Statistik, die in den Massentrieben: Nachäffen, Faulheit, Hunger und Geschlechtstrieb sogenannte historische Gesetze findet. Groß nennt man dann, was während langer Zeit eine solche Masse in Bewegung gesetzt hat. Und man tauft es historische Macht. Wenn z. B. die plumpe Masse sich den einen oder anderen Religionsgedanken angeeignet, oder ihren Bedürfnissen angepaßt, ihn mit Zähigkeit vertheidigt und durch Jahrhunderte mit sich geschleppt hat, so nennt man den Erfinder dieses Gedankens groß. Das Zeugniß von Jahrtausenden spricht dafür, heißt es. Aber — das ist Nietzsche's und Kierkegaard's gemeinsamer Gedanke — das Edelste, Höchste wirkt überhaupt gar nicht auf die Massen, weder gleich noch später. Darum spricht das historische Glück, die Zähigkeit und Dauerhaftigkeit einer Religion eher gegen die Größe ihres Stifters, als für sie.

Will man eins der historischen Ereignisse nennen, die vollständig geglückt sind, so nennt man gerne die Reformation. Nietzsche macht gegen die Bedeutung dieses Erfolgs nicht die gewöhnlich angeführten Thatsachen geltend: Luther's frühzeitige Verweltlichung derselben, seine Compromisse mit den Machthabern, das Interesse der Fürsten, sich von der Obermacht der Kirche zu befreien und sich zugleich des Kirchengutes und einer unterthänigen, abhängigen Geistlichkeit zu versichern, an Stelle der ehemaligen freien und von der Staatsgewalt unabhängigen. Er erblickt die Hauptursache des Gelingens der Reformation in dem Mangel der Cultur der nordeuropäischen Volksstämme. Der Versuch, im Alterthum neue griechische Religionen zu stiften, scheiterte wiederholt. Obgleich Männer wie Pythagoras, Plato, vielleicht Empedokles Eigenschaften von Religionsstiftern besaßen, waren die Individualitäten zu verschiedenartig, als daß ihnen mit einer Durchschnittsanweisung auf Glauben und Hoffnung hätte geholfen werden können. Daß Luther's Reformation im Norden gelang, war dementsprechend ein Zeichen, daß die Cultur des Nordens hinter der Südeuropa's zurückstand. Entweder gehorchte man blind, wie im skandinavischen Norden, der Losung von oben, oder, wo der Umschlag eine Gewissenssache war, offenbarte diese, wie wenig individualisirt die Bevölkerung war, wie einsartig in ihren geistigen Bedürfnissen. Solchermaßen war auch ursprünglich die Bekehrung des heidnischen Alterthums nur wegen der reichlichen Vermischung von römischem Blut mit Barbarenblut gelungen, die stattgefunden hatte. Die neue Lehre wurde von Barbaren und Sklaven den Weltherrschern aufgezwungen.

Hier hat nun der Leser Proben der Argumente, mit denen Nietzsche seine Behauptung begründet, die Geschichte als Geschichte gäbe nicht das gesunde und

stärkende Erziehungselement für die jungen Generationen ab, wie man glaubt: nur der, welcher das Leben kennen gelernt habe und zum Handeln gerüstet sei, brauche die Geschichte und verstehe sie anzuwenden. Die Anderen drücke sie, mache sie unfruchtbar, indem sie ihnen das Epigonengefühl mittheile und sie veranlasse, auf allen Gebieten dem Erfolg zu huldigen.

Nietzsche's Polemik in dieser Sache ist eine Polemik gegen jeden historischen Optimismus, aber er wendet sich energisch von dem gewöhnlichen Pessimismus ab, der seiner Ansicht nach aus dem Verfall, aus entarteten oder geschwächten Instincten, entspringt. Er schwärmt jugendlich für die siegreiche Durchführung einer „tragischen" Cultur, getragen von einem aufwachsenden Geschlecht mit unerschrockenem Sinn, in dem das griechische Alterthum wiedergeboren werden könne. Er verwirft den Schopenhauer'schen Pessimismus, denn er verabscheut früh jede Askese; aber er sucht einen Pessimismus der Gesundheit, der aus der Stärke, der überströmenden Kraft herstammt, und er glaubt ihn bei den Griechen zu finden. Er hat diese seine Auffassung in seiner gelehrten und tiefsinnigen Jugendschrift: „Die Geburt der Tragödie oder Griechenthum und Pessimismus" entwickelt, in der er zwei neue Bezeichnungen „apollinisch" und „dionysisch" einführte: Die beiden Kunstgottheiten der Griechen, Apollo und Dionysos, deuten den Gegensatz zwischen der bildenden Kunst und der Musik an. Der erstere entspricht dem Traum, der andere dem Rausch. Im Traum traten die Göttergestalten zuerst vor die Menschen hin; der Traum ist die Welt des schönen Scheins. Sehen wir dagegen in den tiefsten Grund der Menschen unter der Sphäre des Gedankens und der Phantasie hinab, so begegnen wir einer Welt von Grauen und Entzücken, dem Reich des Dionysos. Oben herrscht Schönheit, Maß und Grenze, drunter aber wogt frei das Uebermaß der Natur in Lust und Qual. Von einer späteren Entwickelungsstufe Nietzsche's betrachtet, offenbart sich das tiefere Motiv dieser forschenden, spürenden Versenkung in das griechische Alterthum. Schon auf jenem Zeitpunkt findet er in dem, was für Moral gilt, ein Verkleinerungsprincip der Natur gegenüber, sucht den principiellen Gegensatz davon und findet ihn in dem rein künstlerischen, vom Christenthum entferntesten Princip, das er das „dionysische" tauft.

Psychologisch gesehen, treten schon hier die Grundzüge dieses Schriftstellers deutlich hervor. Was für eine Natur ist es, die mit einem so wilden Haß das Philisterthum bis hinauf zu David Strauß verfolgt? Eine Künstlernatur augenscheinlich. Was für ein Schriftsteller ist es, der mit so tiefer Ueberzeugung vor den Gefahren der historischen Bildung warnt? Ein Philolog augenscheinlich, der sie an sich selbst erlebt hat, sich selbst davon bedroht gefühlt hat, Epigone zu werden, und nahe daran gewesen ist, den historischen Erfolg zu verehren. Was für ein Wesen ist es, das so leidenschaftlich Cultur als Geniecultus definirt? Gewiß kein Eckermann-Naturell, aber ein Schwärmer, der anfangs willig war zu gehorchen, wo er nicht befehlen konnte, dem bald aber sein eigener Herrschertrieb klar wurde, und der früh begriff, daß die Menschheit noch weit davon entfernt ist, über den alten Gegensatz: gehorchen und befehlen, hinausgekommen zu sein. Napoleons Auftreten ist ihm, wie vielen Anderen, ein Beweis davon: die Freude, die Tausende ergriff, daß endlich wieder Einer gekommen war, der zu befehlen verstand.

Aber er ist nicht dazu angelangt, auf dem Gebiete der Moral Gehorsam zu predigen. Im Gegentheil, wie er veranlagt ist, leitet er die Schlaffheit und Niedrigkeit unserer modernen Moral davon ab, daß sie noch immer als höchstes Gebot Gehorsam setzt, anstatt der Fähigkeit, sich selbst seine Moral zu schreiben.

Die militärische Schule und die Theilnahme am Krieg haben ihn wahrscheinlich in sich selbst etwas Hartes und Männliches entdecken lassen, und ihm einen weitgehenden Abscheu vor Weichlichkeit und Feminimus beigebracht. Er wendete sich mit Unwillen von der Mitleidsmoral in Schopenhauer's Philosophie ab und ebenso von dem Romantisch-Katholischen in Wagner's Musik, denen er früher beiden gehuldigt. Er sah ein, daß er in seiner Phantasie beide Meister nach seinen Bedürfnissen umgebildet, und er verstand recht wohl den Instinct der Selbsterhaltung, der sich darin geltend gemacht hatte. Der strebende Geist formt sich die Helfer zurecht, deren er bedarf. So widmete er später sein Buch: „Menschliches, Allzumenschliches", das zum hundertjährigen Gedächtnißtage Voltaire's herausgegeben wurde, den „freien Geistern" unter seinen Zeitgenossen; er träumte sich die Bundesgenossen zu, die er im Leben noch nicht getroffen hatte.

Die schwere, schmerzvolle Krankheit, die mit seinem zweiunddreißigsten Jahre beginnt und ihn für lange Zeiten zum Einsiedler macht, löst ihn von aller Romantik und befreit seinen Geist von allen Banden der Pietät. Sie führt ihn weit weg vom Pessimismus, kraft seines stolzen Gedankens: „Ein Leidender hat kein Recht zum Pessimismus." Diese Krankheit macht ihn in strengem Sinne zum Philosophen. Sein Gedanke schleicht fragelustig auf verbotenen Wegen: dies gilt für einen Werth. Kann man ihn nicht umkehren? — Dies wird für ein Gutes gehalten. Ist es nicht eher ein Böses? — Ist Gott nicht widerlegt? Aber kann man sagen, daß der Teufel es ist? — Sind wir nicht Betrogene? Und betrogene Betrüger, Alle? . . . .

Und so steigt aus langer Kränklichkeit eine leidenschaftliche Begierde nach Gesundheit, die Freude des Genesenden am Leben, am Licht, an Wärme, an Leichtigkeit und Freiheit des Geistes, an dem Ueberblick und den weiten Horizonten des Gedankens, am Schauen „neuer Morgenröthen", an der Gestaltungsfähigkeit, an der dichterischen Kraft empor. Und er tritt in das hohe Selbstgefühl und den Entzückungszustand einer langen ununterbrochenen Production hinein.

III.

Es ist weder möglich noch nothwendig, die ganze lange Reihe seiner Schriften hier durchzugehen. Um was es sich für den handelt, der das Interesse auf einen noch wenig gelesenen Schriftsteller hinleiten will, das ist, seine eigenthümlichsten Gedanken und Ausdrücke in Relief zu setzen, so daß der Leser sich mit geringer Mühe eine Vorstellung über seine Art und Weise als Denker und Geist bilden kann. Die Arbeit wird in diesem Fall dadurch erschwert, daß Nietzsche in Aphorismen denkt, und dadurch erleichtert, daß er jedem Gedanken einen Hochdruck zu geben pflegt, der ihm eine paradoxale Physiognomie verleiht.

Die englische Wohlfahrtsmoral hat in Deutschland nicht angeschlagen; unter den lebenden Denkern sind wohl Eugen Dühring und Friedrich Paulsen ihre

hervorragendsten Vertreter. Eduard von Hartmann hat sich in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" bestrebt, die Unmöglichkeit darzulegen, zugleich für den Culturfortschritt und für das Menschenglück zu arbeiten. Nietzsche findet neue Schwierigkeiten bei einer Untersuchung des Begriffs Glück. Das Ziel der Wohlfahrtsmoral ist, den Menschen so viel Lust und so wenig Unlust wie möglich zu schaffen. Aber wie, wenn Lust und Schmerz so verknüpft sind, daß Der, welcher so viel Lust wie möglich haben will, auch eine entsprechende Summe Unlust mit in den Kauf nehmen muß? Es heißt in Clärchens Lied: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt." Wer weiß, ob das Letztere nicht die Bedingung für das Erstere ist? Die Stoiker glaubten es und verlangten, um der Qual zu entgehen, so wenig Lust wie möglich vom Leben. Offenbar muß man daher auch in unseren Tagen dem Menschen keine starken Freuden versprechen, wenn man sie vor großen Leiden bewahren will.

Man sieht, Nietzsche spielt die Frage auf das höchste geistige Gebiet hinüber, ohne Rücksicht darauf, daß das niedrigste und verbreitetste Unglück: Hunger, körperliche Verkümmerung, überanstrengende, die Gesundheit zerstörende Arbeit keinen Ersatz in heftigen Freuden bietet. Selbst wenn aller Genuß theuer erkauft wird, ist damit noch nicht gesagt, daß jegliche Qual durch heftigen Genuß unterbrochen und aufgewogen wird.

In Uebereinstimmung mit seiner aristokratischen Geistesrichtung greift er demnächst die Bentham'sche Formel: „Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl" an. Das Ideal war ursprünglich, das Glück *aller* Menschen zu schaffen. Da sich das nicht thun läßt, erhält das Princip die angeführte Begrenzung. Aber warum Glück für die größte Anzahl? man könnte sich denken für die Besten, die Edelsten, die Genialsten, und es muß erlaubt sein, zu fragen, ob dürftiger Wohlstand und dürftiges Wohlsein wirklich jener Ungleichheit der Lebensbedingungen vorzuziehen sind, deren Stachel die Cultur zu stetigem Steigen zwingt.

Nietzsche mag hierin Recht haben, ohne deshalb mit diesem Angriff Entscheidendes gegen das Wohlfahrtsprincip in der Moral vorgebracht zu haben. Er faßt die Begriffe Lust und Glück zu eng. Wenn der Culturfortschritt auch manchmal auf seiner Bahn das Glück der Individuen vernichtet, so zielt es doch in letzter Instanz darauf, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern. Das sogenannte Glück des Wilden ist nicht nur nicht das höchste, sondern kein echtes. Man nenne den höheren Zustand Glück, oder man gebe ihm einen anderen Namen: das Entscheidende ist, daß die höhere Empfänglichkeit auch für den Schmerz kein zu theurer Preis ist für die Steigerung des ganzen Lebensinhalts.

Und ebenso wenig streitet die Ansicht Nietzsche's von der großen Persönlichkeit als geschichtlichen Zweck principiell gegen das Moralprincip der Wohlfahrt. Ich huldige zwar durchaus nicht der Betrachtungsweise, nach welcher die große Persönlichkeit nur als Mittel zum Zweck oder als Diener der Menschheit aufgefaßt wird. Der große Mensch ist insofern Selbstzweck, als er (wie Leonardo oder Goethe) vor Allem sich selbst befriedigen will und muß. Aber nicht desto weniger bringt er eben dadurch etwas hervor, das auf irgend eine Weise unzähligen Geschlechtern zu Gute kommt.

Gewichtiger ist Nietzsche's Polemik gegen die Entsagungsmoral. Es wird Selbstlosigkeit gelehrt. Moralisch sein, heißt uneigennützig sein. Es ist gut, selbstlos zu sein, heißt es. Aber was heißt das: gut? gut für wen? Nicht für den sich selbst Aufopfernden, aber für seinen Nächsten. Wer die Tugend der Selbstlosigkeit preist, preist Etwas, was der Gesellschaft zu Gute kommt, aber dem Einzelnen zum Schaden gereicht. Und der Nächste, der uneigennützig geliebt werden will, ist selbst nicht uneigennützig. Der Grundwiderspruch in dieser Moral ist, daß sie ein Verzichtleisten auf das Wohl des Ich fordert und empfiehlt, welches zum Besten eines anderen Ichs stattfindet.

Der wesentliche und unschätzbare Werth aller Moral besteht für Nietzsche ursprünglich nur darin, daß sie ein langwieriger Zwang ist. Wie die Sprache durch den metrischen Zwang Kraft und Freiheit gewinnt, wie Alles, was in der bildenden Kunst, der Musik, dem Tanz u. s. w. von Freiheit und Feinheit sich findet, kraft willkürlicher Gesetze geworden ist, so gelangt auch die Menschennatur nur durch Zwang zur Entwicklung. Damit wird der Natur nicht Gewalt angethan; das ist selbst Natur.

Das Wesentliche ist, daß gehorcht werde, lange und in einer Richtung. Du sollst gehorchen, irgendwem und lange, sonst gehst du zu Grunde, das scheint das moralische Gebot der Natur zu sein, das zwar nicht kategorisch ist (wie Kant meinte), auch nicht sich an den Einzelnen wendet (die Natur bekümmert sich nicht um den Einzelnen), sondern das an Völker, Stände, Zeitalter, Rassen, ja an die Menschheit gerichtet zu sein scheint. Alle Moral dagegen, die sich an den Einzelnen zu seinem eigenen Besten, um seines Wohlergehens willen wendet, ist, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, nichts Anderes als Klugheitsregel, Recept gegen Leidenschaften, und all diese Moral ist in ihrer Form ungereimt, da sie sich an Alle wendet und verallgemeinert, was sich nicht verallgemeinern läßt. Kant gab mit seinem kategorischen Imperativ eine Richtschnur. Aber diese Richtschnur ist in unseren Händen geborsten. Es nützt nichts, uns zu sagen: „Handle, wie Andere in diesem Falle handeln sollten." Denn wir wissen, daß es keine gleichen Handlungen gibt oder geben kann, sondern, daß jede Handlung einzig in ihrer Art ist, so daß alle Vorschriften sich nur auf die grobe Außenseite der Handlung beziehen.

Aber die Stimme und das Urtheil des Gewissens? Die Schwierigkeit ist nur, daß wir ein Gewissen hinter unserem Gewissen haben, ein intellectuelles hinter dem moralischen. Wir haben entdeckt, daß das Urtheil von N. N.'s Gewissen eine Vorgeschichte in seinen Trieben, Sympathien, Antipathien, Erfahrungen, oder Mangel an Erfahrungen hat. Wir sehen recht wohl ein, daß unsere Ansichten über das Rechte und Gute, unsere moralischen Werthbestimmungen kräftige Hebel sind, wo es sich um Thaten handelt; aber wir müssen damit anfangen, unsere Ansichten zu läutern und uns selbständig neue Werthtafeln zu schaffen.

Und was das Moralpredigen für Alle angeht, so ist es ganz ebenso leer wie das moralische Geklatsch der geselligen Persönlichkeiten über einander. Nietzsche gibt den Morallehrern den guten Rath, daß sie, anstatt sich mit der Erziehung des Menschengeschlechts zu bemühen, lieber wie die Pädagogen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert thun sollten, die ihre ganze Kraft darauf

concentrirten, einen einzelnen Menschen zu erziehen. Aber in der Regel sind die moralischen Schreihälse selbst ganz unerzogene Menschen und ihre Kinder erheben sich selten über die moralische Mittelmäßigkeit.

Wer da fühlt, daß er in seinem innersten Wesen mit Anderen außer Vergleich ist, der will sein eigener Gesetzgeber sein. Denn eins ist vonnöthen: seinem Charakter Stil geben. Diese Kunst wird von dem geübt, der mit Blick für die starken und schwachen Seiten seiner Natur dies und jenes aus seinem Wesen entfernt, demnächst durch tägliche Uebung und erkämpfte Gewohnheit Neues hinzufügt, das ihm zur zweiten Natur wird, sich also einem Zwang unterwirft, um nach und nach sein Wesen unter sein eigenes Gesetz zu beugen. Nur so erlangt ein Mensch Zufriedenheit mit sich selbst, und nur so wird er erträglich für Andere. Die Unzufriedenen und Mißglückten rächen sich nämlich in der Regel immer an Anderen. Selbst saugen sie Gift aus Allem, aus ihren schwachen Fähigkeiten, wie aus ihren geringen Mitteln, und leben mit einem beständigen Durst nach Rache gegen Die, in deren Wesen sie Harmonie ahnen. Immer führen solche Menschen die Moralworte im Munde, die ganze Janitscharenmusik: Sittlichkeit, Ernst, Keuschheit, die Forderungen des Ideal; immer rast in ihrem Herzen der Neid gegen Die, welche Gleichgewicht erlangt haben und deswegen genießen können.

Jahrtausende hindurch war Sittlichkeit Gehorsam gegen die herrschende Sitte, Ehrfurcht vor den ererbten Gewohnheiten. Der freie, originale Mensch war unsittlich, weil er mit der Ueberlieferung brach, vor der die Anderen eine abergläubische Furcht hegten. Häufig sah er sich selbst auch dafür an und wurde selbst von dem Schauder ergriffen, den er erweckte. Unbewußt wurde dann eine solche Volksmoral der Gewohnheitssittlichkeit von allen Denen ausgearbeitet, die zum Stamm gehörten, indem man beständig neue Beispiele und Beweise dafür fand, daß das angebliche Verhältniß zwischen Schuld und Strafe vorhanden war: Führt man sich so und so auf, so geht es Einem schlecht. — Da es Einem nun häufig schlecht geht, wurde die Behauptung nie entkräftet und die Volksmoral immer aufs Neue bestätigt.

Sitte und Gebrauch repräsentirten die Erfahrungen früherer Geschlechter hinsichtlich des vermeintlich Nützlichen oder Schädlichen; aber das Gefühl für das Sittliche steht in keinem Verhältniß zu diesen Erfahrungen als solchen, sondern zu ihrem Alter, ihrer Ehrwürdigkeit und ihrer daraus folgenden Unbestreitbarkeit.

In dem Kriegszustand, in dem ein von allen Seiten bedrohter Stamm im Alterthum lebte, war unter der Herrschaft der strengsten Gewohnheitssittlichkeit kein Genuß größer als Grausamkeit. Grausamkeit gehört zu den ältesten Fest- und Siegesfreuden der Menschheit. Man dachte sich auch die Götter ergötzt und festlich gestimmt, wenn man ihnen das Schauspiel von Grausamkeiten bot, — und so schlich sich die Vorstellung in die Welt ein, daß auch freiwillige Selbstplagerei, Kasteiung, Askese von großem Werth seien, nicht als Zucht, sondern als ein süßer Geruch in der Nase des Herrn.

Das Christenthum hat als Religion des Alterthums ununterbrochen Seelenqual gepredigt und angewendet. Man denke sich den Zustand eines Christen des

Mittelalters, der voraussetzt, daß er der ewigen Qual nicht mehr entrinnen kann. — Eros und Aphrodite waren in seinen Augen Höllenmächte und der Tod Entsetzen.

Der Grausamkeitsmoral ist die Mitleidsmoral gefolgt. Das Mitleid wird als unegoistisch gepriesen, so z. B. ganz besonders von Schopenhauer.

Schon Eduard von Hartmann hat in seinem gedankenreichen Werke „Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (217—240) die Unmöglichkeit nachgewiesen, im Mitgefühl die wichtigste moralische Triebfeder zu sehen, geschweige denn die einzige, wie Schopenhauer will. Nietzsche greift die Mitleidsmoral aus anderen Gesichtspunkten an. Er beweist, daß sie nichts weniger als unegoistisch ist. Das Unglück des Anderen peinigt uns, kränkt uns, stempelt uns vielleicht als feige, wenn wir nicht Hülfe bringen. Oder es liegt in ihr ein Fingerzeig einer möglichen Gefahr für uns selbst; wir fühlen außerdem Lust, wenn wir unseren eigenen Zustand mit dem des Unglücklichen vergleichen, und Lust, wenn wir als die Mächtigen, die Helfenden auftreten können. Die Hülfe, die wir bringen, wird von uns selbst als ein Glück empfunden, oder entreißt uns vielleicht nur der Langeweile.

Das Mitleid als wirkliches Mitleiden wäre eine Schwäche, ja ein Unglück, denn es würde die Leiden in der Welt vermehren. Der, welcher sich im Ernst dem Mitleid mit der Qual, welche ihn umgibt, ergeben wollte, würde einfach dadurch zu Grunde gehen.

Unter den Wilden hat man ein Grauen davor, Mitleid zu erwecken. Der, welcher es thut, gilt als verächtlich. Mitleid mit Einem zu fühlen, bedeutet im Gedankengang der Wilden, daß man ihn verachtet. Aber man findet kein Vergnügen daran, ein verächtliches Geschöpf leiden zu sehen. Dagegen einen Feind leiden zu sehen, der unter Qualen seinen Stolz nicht aufgibt, das ist ein Genuß; das erweckt Bewunderung.

Man predigt gern die Mitleidsmoral unter der Formel: „Liebe deinen Nächsten!"

Nietzsche klammert sich im Interesse seines Angriffs an das Wort der Nächste. Er betont nicht bloß, was Kierkegaard „eine teleologische Suspension des Ethischen" nannte, sondern er fühlt sich dadurch gereizt, daß das wahre Wesen des Moralischen darin liegen sollte, daß wir den Blick auf die nächsten Folgen unserer Handlungen richteten und die zur Richtschnur nähmen. Dem Engen, Spießbürgerlichen in dieser Moral stellt er diejenige gegenüber, die über die nächsten Folgen wegsieht und sogar durch Mittel, die dem Nächsten Qual verursachen, ferneren Zielen zustrebt, z. B. Einsicht fördert, obgleich dieselbe Sorge und Zweifel und böse Leidenschaften beim Nächsten erweckt. Wir brauchen deswegen nicht ohne Mitleid zu sein, aber wir können unser Mitleid um des Ziels willen gefangen nehmen.

Und so ungereimt es ist, das Mitleid als unegoistisch zu bezeichnen und es heilig zu sprechen, so ungereimt ist es, eine Reihe Handlungen in die Gewalt des bösen Gewissens zu geben, bloß weil sie als egoistisch gebrandmarkt sind. Und was anders ist in letzterer Zeit geschehen, als daß man den Selbstverleug-

nungs- und Selbstaufopferungsinstinct und Alles, was unegoistisch ist, verherrlicht hat, als wären das die wahren moralischen Werthe.

Die englischen Moralisten, die zur Zeit Europa beherrschen, erklären den Ursprung der Moral auf folgende Weise: unegoistische Handlungen wurden ursprünglich gute von Denen genannt, denen sie erwiesen wurden und zum Nutzen gereichten; später hat man die ursprüngliche Ursache, weshalb sie gelobt wurden, vergessen und die unegoistischen Handlungen an und für sich als etwas Gutes betrachtet.

Es war nach Nietzsche's eigener Aussage die Schrift eines der englischen Richtung angehörenden deutschen Schriftstellers: „Der Ursprung der moralischen Empfindungen" (Chemnitz 1877) von Dr. Paul Rée, die ihn zu einem so leidenschaftlichen Widerspruch Punkt für Punkt aufstachelte, daß er durch diese Schrift den Stoß empfing, seine eigenen Gedanken darüber zu klären und zu entwickeln.

Was indessen verwundert, ist Folgendes: mißvergnügt mit jener ersten Schrift arbeitete Rée ein anderes und weit bedeutenderes Buch über dasselbe Thema aus: „Die Entstehung des Gewissens" (Berlin 1885), in dem der Standpunkt, an welchem Nietzsche Aergerniß nahm, verlassen ist und mehrere der Grundgedanken, die dieser gegen Rée geltend macht, mit einer Menge Beweisstellen aus verschiedenen Schriftstellern und Völkern angeführt werden.

Die beiden Philosophen haben einander gekannt und persönlich mit einander verkehrt. Es ist mir aber unmöglich zu sehen, wer von den Beiden den Anderen beeinflußt hat, und warum Nietzsche 1887 seinen Unwillen gegen Rée's 1877 ausgesprochene Anschauungen berührt, ohne zu erwähnen, wie nahe dieser seiner Auffassung in dem ein paar Jahre vor seinem eigenen herausgegebenen Werk gestanden.

Schon Rée hat eine Menge Beispiele dafür angeführt, daß die verschiedensten alten Völker keine andere moralische Classification der Menschen kannten, als die in Vornehme und Geringe, Mächtige und Schwache, so daß die älteste Bedeutung von gut sowohl in Griechenland wie auf Island vornehm, mächtig, reich war.

Nietzsche baut seine ganze Lehre auf dieser Grundlage auf. Sein Gedankengang ist folgender:

Die Bezeichnung „gut" rührt nicht von dem her, dem Güte erwiesen wurde. Die älteste Werthbestimmung war folgende: Die Vornehmen, Mächtigen, Hochgestellten, Hochgesinnten hielten sich selbst und ihr Thun und Lassen für „gut" — ersten Ranges — im Gegensatz zu allem Niedrigen und Niedriggesinnten. Vornehm, edel im Sinne des Standesgefühls einer höheren Kaste ist der Grundbegriff, woraus „gut" sich als seelisch hochgeboren entwickelt. Die Niedrigstehenden werden als „schlecht" (nicht als böse) bezeichnet. Schlecht erhält erst spät seine unbedingt herabsetzende Bedeutung. Es ist von Seiten des gemeinen Mannes ein lobendes Wort: schlecht und recht.

Die herrschende Kaste nennt die ihr Angehörigen zuweilen bloß die Mächtigen, zuweilen die Wahrhaftigen; so der griechische Adel, dessen Organ Theognis ist. Bei ihm hat schön, gut, edel immer die Bedeutung adlig. Die vornehme

Moral-Werthbestimmung geht von einem triumphirenden Bejahen aus, wie wir es bei den homerischen Helden finden: wir Vornehmen, Schönen, Tapfern — wir sind die Guten, die von den Göttern Geliebten. Es sind starke, mit Kraft geladene Menschen, deren Lust es ist, zu handeln und streiten, für die das Glück mit anderen Worten etwas Aktives ist.

Es war selbstverständlich unvermeidlich, daß diese Vornehmen die gemeine Schar verkannten und verachteten, die von ihnen beherrscht wurde. Doch spürt man in der Regel bei ihnen Beklagen der unterjochten Kaste von Arbeitssklaven und Lastthieren, eine Nachsicht mit Denen, für die das Glück ein Ausruhen, ein Sabbath, etwas Passives ist.

In den Niedrigstehenden lebt nothwendigerweise umgekehrt ein durch Haß und Neid entstelltes Bild der Herrenkaste. In dieser Entstehung ist Rache[1]).

Im Gegensatz zu der aristokratischen Werthschätzung (gut = vornehm, schön, glücklich, gottbegnadet) formulirt sich die Sklavenmoral folgendermaßen: die Elenden allein sind die „Guten"; die, welche leiden und beschwert sind, die Kranken, die Häßlichen, die sind die einzigen Frommen. Dagegen ihr, ihr Vornehmen und Reichen, ihr seid in alle Ewigkeit die „Bösen", die Grausamen, die Unersättlichen, die Gottlosen und nach dem Tode die Verdammten. Während die vornehme Moral der Ausschlag des großen Selbstgefühls war, ein beständiges Bejahen, ist die Sklavenmoral ein beständiges Nein gegen etwas Anderes, ein „du sollst nicht", eine Negation.

Dem gut — schlecht (schlecht = werthlos) der vornehmen Werthschätzung entspricht die Gegenüberstellung der Sklavenmoral: gut — böse. Und wer sind die Bösen für diese Moral der Unterdrückten? Eben dieselben, die für die andere Moral die Guten waren.

Man lese die isländischen Sagen, vertiefe sich in die Moral der alten Nordländer und stelle ihr die Klagen über die Unthaten der Wikinger gegenüber. Und man wird sehen, daß diese Aristokraten, deren Sittlichkeit in vielen Punkten hoch stand, ihren Feinden gegenüber nicht besser waren, als losgelassene Raubthiere. Sie schlugen nieder auf die Bewohner der christlichen Küstenländer, wie Adler auf Lämmer. Man kann sagen, sie folgten einem Adlerideal. Aber man wird sich dann auch nicht darüber verwundern, daß die, welche diesen fürchterlichen Uebergriffen ausgesetzt waren, sich um ein ganz entgegengesetztes moralisches Ideal scharten, nämlich das des Lammes.

Im dritten Kapitel seiner Nützlichkeitsmoral versucht Stuart Mill zu beweisen, wie das Gerechtigkeitsgefühl sich aus der thierischen Begierde, einen Schaden oder einen Verlust zu vergelten, entwickelt hat. In einer Abhandlung

---

[1]) Nietzsche unterstützt seine Hypothese mit einigen Etymologien. Das lateinische malus, neben das er μέλας schwarz stellt, geht auf die vorarischen Bewohner von Italiens Erde im Gegensatz zu der blonden, arischen Eroberrasse. Im Gälischen bedeutet fin (Adelsmann, Fingal) ursprünglich Blondkopf, später der Gute, Edle, Reine im Gegensatz zu den schwarzhaarigen Ureinwohnern. Er faßt bonus als Krieger auf, von einem älteren duonus (bellum = duellum = duenlum). Also bonus, der Mann des Kriegs, des Zwists. Virtus ist ja zuerst Tapferkeit, später Tugend. — Seine Etymologie gut von gothisch ist unrichtig. Got ist Hengst, Mann.

über „die transcendente Befriedigung des Rachegefühls“ (Anhang zur ersten Ausgabe vom „Werth des Lebens“) hat Eugen Dühring nach ihm versucht, die ganze Strafrechtslehre auf dem Wiedervergeltungstrieb zu begründen. In seiner „Phänomenologie“ hat Ed. von Hartmann nachgewiesen, wie dieser Trieb, streng genommen, immer nur ein neues Leiden, eine neue Kränkung herbeiführt, um Genugthuung für die ältere zu gewinnen, so daß das Vergeltungsprincip nie zu einem sittlichen Princip werden kann.

Nietzsche macht einen gewaltsamen, leidenschaftlichen Versuch, die Hauptsumme falscher moderner Moral nicht auf den Wiedervergeltungstrieb, oder das Rachegefühl im Allgemeinen, sondern auf eine engere Form derselben: Groll, Neid, „Rancune“ zurückzuführen. Für ihn ist, was er Sklavenmoral nennt, die reine Neidmoral. Und diese Neidmoral hat alle Ideale umgeprägt: Ohnmacht, die nicht vergilt, wurde Güte; ängstliche Niedrigkeit Demuth; Unterwerfung unter den, welchen man fürchtet, wurde Gehorsam; Sichnichträchenkönnen wurde Sichnichträchenwollen, wurde Vergebung, wurde Liebe zu den Feinden. Die Erbärmlichkeit wurde eine Auszeichnung, eine Distinction; Gott züchtigt, wen er liebt. Oder sie wurde eine Vorbereitung, eine Prüfung, eine Schule, noch mehr: Etwas, das einmal mit Zinsen aufgewogen, als Seligkeit zurückbezahlt wird. Was diesen Demüthigen auf Erden zu lieben blieb, waren ihre Brüder und Schwestern im Haß, die sie ihre Brüder und Schwestern in der Liebe nannten. Den von ihnen erwarteten, kommenden Zustand nannten sie ein Kommen ihres Reiches, des Reiches Gottes. Worauf sie hofften, das war nicht die Süßigkeit der Rache, sondern der Sieg der Gerechtigkeit.

Wenn Nietzsche die Absicht gehabt hat, mit dieser Schilderung das historische Christenthum zu treffen, so hat er — wie Jeder sehen kann — eine Karikatur im Geist und Stil des achtzehnten Jahrhunderts geliefert. Aber daß seine Beschreibung einen gewissen Typus der Apostel der Neidmoral trifft, läßt sich nicht leugnen, und selten ist all der Selbstbetrug, der sich unter einer Moralverkündigung bergen kann, mit größerer Energie entschleiert worden. (Man vergleiche: „Jenseits von Gut und Böse“, „Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft“ und „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift.“)

IV.

Eine Definition des Menschen würde für Nietzsche die folgende sein: Der Mensch ist ein Thier, das Gelübde geben und halten kann.

Er erblickt den eigentlichen Adel des Menschen darin, daß er etwas versprechen, für sich selbst einstehen, eine Verantwortung übernehmen kann — da der Mensch mit der Herrschaft über sich selbst, welche dieses Verhältniß voraussetzt, auch Herrschaft über die äußeren Umstände und die übrigen Geschöpfe erlangt, deren Wille nicht so anhaltend ist.

Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit nennt der souveräne Mensch sein Gewissen.

Was ist nun die Vorgeschichte dieser Verantwortlichkeit, dieses Gewissens? Sie ist lang und blutig. Durch fürchterliche Mittel ist im Laufe der Geschichte ein Gedächtniß für das einmal schweigend oder laut Versprochene oder Gewollte

aufgezüchtet worden. Jahrtausende hindurch wurde der Mensch in die Zwangsjacke der Gewohnheitssittlichkeit geschnürt und durch Strafen, wie Steinigung, Rädern oder Verbrennen, durch lebendig Begrabenwerden, durch Ertränken in einem Sack oder mit einem Stein am Halse, durch Zerrissenwerden von vier Pferden, durch Peitschen, Schinden, Brandmarken — durch alle diese Mittel wurde dem vergeßlichen Thier Mensch ein langes Gedächtniß für das Versprochene eingebrannt — gegen den Ersatz, die Vortheile zu genießen, die mit dem Gesellschaftsverband verknüpft sind.

Nach Nietzsche's Hypothese entsteht das Schuldbewußtsein einfach als Bewußtsein einer Schuld. Das Contractverhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner, das so alt ist wie die ältesten Grundformen des menschlichen Verkehrs in Kauf, Verkauf, Tausch u. s. w., ist das Verhältniß, das hier zu Grunde liegt. Der Schuldner verspricht (um Vertrauen auf sein Versprechen der Zurückzahlung einzuflößen) irgend Etwas, was er besitzt: seine Freiheit, sein Weib, sein Leben; oder er gibt dem Gläubiger das Recht, im Verhältniß zur Schuld ein größeres oder kleineres Stück Fleisch aus seinem Körper zu schneiden (das Zwölftafelgesetz; noch im „Kaufmann von Venedig").

Die Logik hierin, die uns ziemlich fremd geworden, ist folgende: als Ersatz des Verlustes wird dem Gläubiger eine Art Wollustgefühl zugestanden, dasjenige, welches darin besteht, seine Macht an dem Machtlosen auszuüben.

Der Leser kann bei Rée (angef. Schrift S. 13 u. s. w.) die Beweise für Nietzsche's Behauptung finden, daß die Auffassung der Menschheit Jahrtausende hindurch gewesen ist: Andere leiden sehen, thue wohl; aber Anderen Leiden zufügen, das sei ein Fest, während dessen der Glückliche von Machtgefühl schwelle. Man kann dort auch die Beweise dafür finden, daß die Triebe zum Mitleid, zur Billigkeit, zur Milde, die später als Tugenden verherrlicht wurden, ursprünglich fast überall als moralisch werthlos, ja als Schwachheitssymptome betrachtet worden sind.

In Kauf und Verkauf und Allem, was seelisch dazu gehört und älter als jede Gesellschaftsordnung ist, liegt nach Nietzsche's Auffassung der Keim von Ersatz, Ausgleichung, Recht, Pflicht. Der Mensch ist früh darauf stolz gewesen, ein Werthe abmessendes Wesen zu sein. Einer der frühesten Gemeingedanken war der: Jedes Ding hat seinen Preis. Und der Gedanke: Alles kann abgezahlt werden, war die älteste und naivste Richtschnur der Gerechtigkeit.

Nun steht die ganze Gesellschaft, wie sie sich nach und nach entwickelt hat, in demselben Verhältniß zu ihren Mitgliedern, wie der Gläubiger zu dem Schuldner. Die Gesellschaft beschützt ihre Mitglieder; sie sind vor dem friedlosen Zustande gesichert, wenn sie ihre Verpflichtungen gegen sie nicht brechen. Der, welcher seine Zusage bricht, der Verbrecher, wird dem vogelfreien Zustande zurückgegeben, der den Ausschluß von der Gesellschaft mit sich führt.

Da Nietzsche mit seinem ausschließlich psychologischen Interesse allen gelehrten Apparat liegen läßt, können seine Behauptungen nicht direct controlirt werden. Man findet bei Rée in seinen Paragraphen über Rachlust und Gerechtigkeitsgefühl und in dem Abschnitt über das Abkaufen der Rache, das Ausgleichen durch Bußen, die historischen Data gesammelt.

Andere Denker als Nietzsche (so E. von Hartmann und Rée) haben die Auffassung bestritten, daß die Gerechtigkeitsidee aus der Rachsucht entstehe, und Nietzsche hat kaum ein neues, überzeugendes Argument zu Tage gefördert; aber das für ihn als Schriftsteller Eigenthümliche ist das Uebermaß persönlicher Leidenschaft, womit er gegen diesen Gedanken protestirt, augenscheinlich aus dem Grunde, daß derselbe dem modernen, demokratischen Gedankengange geläufig ist.

In vielen modernen Forderungen von Gerechtigkeit klingt ein Ton plebejischen Grolls und Neides mit. Unwillkürlich hat mancher moderne Gelehrte von bürgerlicher oder kleinbürgerlicher Abstammung etwas Größeres und Werthvolleres als vernünftig war, in den Rückschlagsaffecten gesehen, die dem lange Unterdrückten eigenthümlich sind, wie Haß, Groll, Neid, Rachsucht.

Nietzsche beschäftigt sich nicht einen Augenblick mit dem Zustande, in dem die Rache als einziges Strafrecht fungirt; denn die Blutrache ist ja kein Ergebniß von Sklavenhaß gegen den Herrn, sondern von Ehrbegriffen unter Ebenbürtigen. Er verweilt ausschließlich bei dem Gegensatz zwischen der herrschenden und der unterworfenen Kaste und nährt eine stets aufs Neue hervorbrechende Erbitterung gegen Theorien, welche die unter den Mitlebenden, die mit dem Fortschritt sympathisiren, nachsichtig gegen die plebejischen Instincte und statt dessen mißtrauisch oder feindlich gesinnt gegen die Herrschergeister gemacht haben. Seine rein persönliche Eigenthümlichkeit, das Unphilosophische und Temperamentbestimmte an ihm, verräth sich indessen in dem Zuge, daß er, der nur Haß und Verachtung für die unterdrückte Kaste oder Rasse, für ihre „Rancune" und die aus eingeklemmtem Neid entspringende Sklavenmoral hat, in der Machtfreude der herrschenden Kaste förmlich schwelgt, die Atmosphäre von Gesundheit, Freiheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit, in der sie lebt, nicht genug preisen kann. Ihre Uebergriffe entschuldigt oder vertheidigt er. Das Bild, das sie sich von der Sklavenkaste macht, findet er bei Weitem nicht so falsch, wie dasjenige, das diese sich von der Herrenkaste bildet.

Auch nicht von wirklichem Unrecht, das diese Kaste begangen, kann für ihn im Ernste die Rede sein. Denn an und für sich gibt es weder Recht noch Unrecht. An und für sich ist ein Schadenzufügen, ein Vergewaltigen, Ausnutzen, Vernichten kein Unrecht, kann kein Unrecht sein, da das Leben in seinem Wesen, in seinen Grundfunctionen nichts als Ueberwältigen, Ausnutzen, Vernichten ist. Rechtszustände können nie etwas Anderes als Ausnahmezustände sein, nämlich als Einschränkung der eigentlichen Lebensbegierde, deren Ziel Macht ist.

Nietzsche ersetzt den Schopenhauer'schen „Willen zum Leben" und den Darwin'schen „Kampf ums Dasein" mit dem Ausdruck „Wille zur Macht". Nicht um das Leben, das bloße Leben wird nach seiner Auffassung gekämpft, sondern um die Macht. Und er hat viele — wenig treffende — Worte darüber, was für kleine und ärmliche Verhältnisse die Engländer vor Augen gehabt haben müssen, die den Begriff „struggle for life" mit seiner Genügsamkeit aufstellten. Es kommt ihm vor, als hätten sie sich eine Welt gedacht, in welcher Jeder froh ist, wenn er nur das Leben fristen kann. Aber das Leben ist ja nur der Minimumausdruck. An sich fordert das Leben nicht bloß Selbstbewahrung, sondern Selbstvermehrung, und solchermaßen ist es gerade „Wille zur

Macht". Es leuchtet übrigens ein, daß kein Grundunterschied zwischen dem neuen und dem alten Kunstwort vorhanden ist; denn der Kampf ums Dasein führt nothwendiger Weise den Kampf der Mächte und den Kampf um die Macht mit sich. Nun ist eine Rechtsordnung, von diesem Gesichtspunkte gesehen, ein Mittel im Kampf der Mächte. Als souverän, als Mittel gegen allen Kampf überhaupt gedacht, wäre sie ein lebensfeindliches, ein die Zukunft und den Fortschritt des Menschen niederbrechendes Princip.

Etwas Aehnliches meinte schon Lassalle, als er den Ausspruch that, der Rechtsstandpunkt sei ein schlechter Standpunkt im Leben der Völker. Das für Nietzsche Bezeichnende ist die Freude über den Kampf als solchen im Gegensatz zur Betrachtungsweise des modernen Humanismus. Für Nietzsche mißt sich die Größe eines Fortschritts daran, wieviel ihm geopfert werden muß. Die Hygieine, die das Leben in Millionen schwacher und unnützer Wesen aufrecht erhält, die eher sterben sollten, ist für ihn kein wirklicher Fortschritt. Ein Durchschnittsglück der Mittelmäßigkeit, das der größtmöglichen Anzahl der elenden Geschöpfe gesichert würde, die wir heutzutage Menschen nennen, wäre für ihn kein wirklicher Fortschritt. Aber für ihn, wie für Renan, würde die Erziehung von einer stärkeren, höheren Menschenart, als die, welche uns umgibt („der Uebermensch"), selbst wenn sie nur dadurch erreicht werden könnte, daß Massen von Menschen, wie wir sie kennen, hingeopfert werden müßten, ein großer und wirklicher Fortschritt sein. Nietzsche's mit vollem Ernst ausgesprochene Zukunftsphantasien über die Erziehung des Uebermenschen und dessen Ergreifen der Macht auf Erden, haben eine solche Aehnlichkeit mit Renan's halb scherzend, halb skeptisch entworfenen Träumereien von einem neuen Asgaard, einer wirklichen Fabrik von Asen (Dialogues phil. 117), daß man kaum an einer Beeinflussung zweifeln kann. Nur, daß Renan unter dem überwältigenden Eindruck der Commune in Paris in Dialogform so schrieb, daß Pro und Contra zu Worte kommen, während bei Nietzsche der leichte Traum sich zu einer dogmatischen Ueberzeugung krystallisirt hat. Es verwundert und verletzt daher ein wenig, daß Nietzsche nie andere Aeußerungen als antipathische über Renan vorbringt. Er berührt kaum seine geistesaristokratische Tendenz, aber er verabscheut die Ehrfurcht vor dem Evangelium der Demüthigen, die Renan überall an den Tag legt und die freilich in einem gewissen Streit mit der gehofften Errichtung einer Brutanstalt für Uebermenschen steht.

Renan und Taine nach ihm haben sich gegen die fast religiösen Gefühle gewandt, die im neuen Europa lange für die französische Revolution genährt wurden. Renan hat früh aus nationalen Gründen die Revolution bedauert, Taine, der ursprünglich mit ihr sympathisirte, schlug nach gründlicherem Studium um. Nietzsche geht in ihren Spuren. Es ist natürlich, daß moderne Schriftsteller, die sich als Kinder der Revolution fühlen, Sympathie hegen für die Männer der großen Empörung, und sicher sind viele von ihnen nicht zu ihrem Recht gekommen unter der gegenwärtigen, antirevolutionären Stimmung in Europa. Aber die Schriftsteller haben u. A. in ihrer Scheu vor dem, was in dem politischen Jargon Cäsarismus genannt wird und in ihrem Aberglauben an Massenbewegungen übersehen, daß die größten Empörer und Befreier nicht

die vereinten Kleinen sind, sondern die wenigen Großen; nicht die kleinen Mißgönner, sondern die großen Gönner, die den Anderen Recht, Wohlergehen und geistiges Wachsthum gönnen.

Es gibt zwei Klassen revolutionärer Geister, die, welche sich instinctiv zu Brutus und die, welche sich ebenso instinctiv zu Cäsar gezogen fühlen. Cäsar ist der große Typus; Friedrich II. und Napoleon besaßen jeder nur eine Gruppe seiner Eigenschaften. Die moderne Freiheitspoesie aus den vierziger Jahren wimmelt von Lobgesängen auf Brutus. Aber kein Dichter hat Cäsar besungen. Selbst ein so antidemokratischer Dichter wie Shakespeare war ganz ohne Blick für seine Größe, verherrlichte Brutus nach der Vorschrift Plutarch's auf seine Kosten und gab die Gestalt Cäsars in einer bloßen Karikatur. Nicht einmal Shakespeare hat verstanden, daß Cäsar einen ganz anderen Einsatz auf den Tisch des Lebens legte, als sein armer Mörder. Cäsar stammte von Venus ab, seine Form war Anmuth. Sein Geist hatte die große Einfachheit, die das Merkmal der Größten ist; sein Wesen war Adel. Er, nach dem noch heute alle höchste Macht ihren Namen trägt, konnte Alles, wußte und kannte Alles, was ein Heerführer und Herrscher ersten Ranges können und kennen muß. Nur einige Männer der italienischen Renaissance haben sich zu einer solchen Höhe von Genie erhoben. Für alle Fortschritte, die sich in jenen Tagen ausführen ließen, war sein Leben Bürgschaft. Brutus' Wesen war Doctrin, sein Merkmal die Beschränktheit, die todte Zustände zurückführen will und die Vorbedeutung einer Berufung in der Zufälligkeit eines Namens sieht. Sein Stil war trocken und angestrengt, sein Geist unfruchtbar. Sein Laster war Habgier, Wucher seine Lust. Für ihn waren die Provinzen rechtlose Eroberungen. Er ließ fünf Senatoren in Salamin Hungers sterben, weil die Stadt nicht bezahlen konnte. Und dieser unfruchtbare Kopf ist wegen eines Dolchstoßes, der nichts ausrichtete und nichts von dem verhinderte, was er verhindern sollte, eine Art Genius der Freiheit geworden, nur weil man nicht verstanden hat, was Ausstattung der stärksten, reichsten, adeligen Natur mit der höchsten Machtfülle bedeutet.

Es läßt sich aus dem Angeführten leicht verstehen, daß Nietzsche die Gerechtigkeit allein aus activen Gemüthsbewegungen ableitet, da die Rückschlagsgefühle für ihn immer niedrige sind. Auf diesem Punkte hat er sich indessen nicht aufgehalten. Die Aelteren hatten in dem Vergeltungstrieb den Ursprung der Strafe gesehen. Stuart Mill hatte in seiner Nützlichkeitsmoral die Gerechtigkeit von der bereits angeführten Strafbestimmung (justum von jussum) abgeleitet, die Sicherheitsmaßregel, keine Vergeltung war. Rée hat in seinem Buche vom „Ursprung des Gewissens" den verwandten Satz vertheidigt, daß die Strafe keine Folge des Gerechtigkeitsgefühls, sondern das Gerechtigkeitsgefühl eine Folge der Strafe sei. Die englischen Philosophen im Allgemeinen leiten das böse Gewissen von der Strafe ab. Ihr Werth soll darin bestehen, das Gefühl des Vergehens im Schuldigen zu erwecken.

Hiergegen protestirt Nietzsche. Er behauptet, daß die Strafe den Menschen nur verhärtet und kühlt, ja daß der Verbrecher sogar durch die Gerichtshandlung ihm gegenüber daran verhindert wird, sein Thun als verwerflich zu betrachten; denn er sieht genau dieselben Handlungen, welche er begangen: Spionage, Fallen-

legen, Ueberlisten, Qualzufügen, im Dienste der Justiz gegen sich ausgeübt und dann gebilligt. Während langer Zeiten kümmerte man sich auch gar nicht um die Sünde des Verbrechers, man betrachtete ihn nur als schädlich, nicht als schuldig, sah in ihm ein Stück Schicksal, und der Verbrecher seinerseits nahm die Strafe auch als ein Stück Schicksal, das über ihn hereinbrach und trug sie mit demselben Fatalismus, mit dem die Russen noch heutzutage leiden. Im Allgemeinen kann man sagen, die Strafe zähmt den Menschen, sie bessert ihn nicht.

Der Ursprung des bösen Gewissens ist also noch unerklärt. Nietzsche stellt folgende geniale Hypothese auf: Das böse Gewissen ist der tiefgehende Krankheitszustand, der im Menschen unter dem Druck der gründlichsten Veränderung zum Ausbruch kam, die er überhaupt durchgemacht, nämlich da er sich endgültig in eine Gesellschaft eingesperrt fand, die gefriedet war. Alle die starken und wilden Triebe, wie Unternehmungslust, Tollkühnheit, Verschlagenheit, Raubsucht, Herrschsucht, die bis dahin nicht bloß geehrt, sondern förmlich aufgezüchtet worden, wurden plötzlich als gefährlich gestempelt und schrittweis als unsittlich und verbrecherisch gebrandmarkt. Wesen, die zu einem umherstreifenden, kriegerischen Abenteurerleben paßten, sahen auf einmal alle ihre Instincte als werthlos, ja als verboten bezeichnet. Ein ungeheurer Mißmuth, eine Niedergeschlagenheit ohne Gleichen bemächtigte sich ihrer. Und alle die Instincte, die sich nicht nach außen Luft machen durften, wandten sich nun nach innen, gegen den Menschen selbst: das Feindschaftsgefühl, die Grausamkeit, der Drang nach Abwechselung, Wagespiel, Ueberfall, Verfolgung, Verwüstung — da entstand das böse Gewissen.

Als der Staat errichtet wurde — nicht durch einen Gesellschaftsvertrag, wie Rousseau und seine Zeitgenossen voraussetzten — sondern dadurch, daß eine Eroberrasse mit furchtbarer Tyrannei auf eine zahlreichere, aber unorganisirte Bevölkerung niederschlug — da wandten sich alle die Freiheitsinstinkte derselben nach innen; die active Kraft, die Begierde nach Macht kehrte sich gegen den Menschen selbst. Und in diesem Erdreich sprießen dann die Schönheitsideale: Selbstverleugnung, Selbstaufopferung, Uneigennützigkeit empor. Die Lust an der Selbstaufopferung ist in ihrem Keim eine Art Grausamkeitsdrang; das böse Gewissen ist die Begierde nach Selbstmißhandlung.

Man fühlte nun nach und nach das Verbrochene als eine Schuld, Schuld gegen die Vorzeit, die Vorfahren, welche durch Opfer bezahlt werden mußte, — anfangs durch Nahrung im gröbsten Verstand — durch Ehrenbezeugungen und durch Gehorsam; denn alle Gebräuche sind als Werke der Vorväter auch ihre Befehle[1]). Man lebte in einer ewigen Angst, ihnen nicht genug zu geben, man opferte ihnen das Erstgeborene, den Erstgeborenen. Die Furcht vor dem Stammvater stieg in dem Maße, wie die Macht des Geschlechts zunahm. Bisweilen wird er zum Gott umgeschaffen, wobei der Ursprung des Gottes aus der Furcht deutlich zu erkennen ist.

Das Schuldgefühl gegen die Gottheit ist Jahrhunderte hindurch stetig gestiegen, bis die Anerkennung der christlichen Gottheit als Universalgott ein Maximum von Schuldgefühl zum Ausbruch brachte. Erst in unseren Tagen spürt

[1]) Man vergleiche Lassalle's Theorie des römischen Testaments.

man ein merkbares Abnehmen dieses Schuldgefühls; aber wo das Sündenbewußtsein seinen Höhepunkt erreicht hat, da hat das böse Gewissen um sich gefressen wie ein Krebs, indem das Gefühl der Schuld, für die Sünden unmöglich Genüge thun zu können, das alleinherrschende wurde, und der Gedanke einer ewigen Strafe sich mit ihm verband. Der Stammvater (Adam) wird nun von einem Fluch getroffen gedacht, die Sünde ist Erbsünde. Ja, in der Natur selbst, aus deren Schoß der Mensch hervorgeht, wird das böse Princip verlegt: sie ist verflucht, verteufelt — bis wir vor dem paradoxen Ausweg stehen, in dem die gemarterte Menschheit ein paar tausend Jahre Trost gefunden hat: Gott opfert sich für die Menschheit und macht sich bezahlt in seinem eigenen Fleisch und Blut.

Was hier geschah, ist, daß der nach innen gekehrte Grausamkeitstrieb sich in Selbstpeinigung verwandelt hat und alle thierisch-menschlichen Instincte als Schuld gegen Gott gedeutet worden sind. Jedes Nein, das der Mensch zu seiner Natur, seinem wirklichen Wesen sagt, schleudert er als ein Ja, eine Wirklichkeitserklärung aus sich heraus, um die Heiligkeit des Gottes, sein Richterwesen und demnächst Ewigkeit, Jenseits, Qual ohne Ende zu bestätigen.

Um das Entstehen der asketischen Ideale recht zu verstehen, muß man außerdem bedenken, daß die ältesten Geschlechter geistiger und contemplativer Naturen unter einem fürchterlichen Druck von Geringschätzung seitens der Jäger und Todtschläger lebten. Das Unkriegerische an ihnen war diesen verächtlich. Sie konnten sich nicht anders helfen, als indem sie Furcht erweckten. Das konnten sie nur thun durch Grausamkeit gegen sich selbst, durch Kasteiung und Selbstqual in einem Einsiedlerleben. Als Priester, Wahrsager, Zauberer schlugen sie die Massen mit abergläubischem Entsetzen. Der asketische Priester ist also für Nietzsche die häßliche Larve, aus welcher der gesunde Denker sich entwickelt hat. Unter seiner Herrschaft wurde unsere Erde der asketische Planet: ein Rabennest im Himmelsraum, von mißvergnügten, hochmüthigen Geschöpfen bewohnt, denen vor dem Leben ekelte, die ihren Planeten als ein Jammerthal verabscheuten und, von Unwillen gegen Schönheit und Freude erfüllt, sich selbst soviel Böses wie möglich zufügten.

Nicht desto weniger ist der Widerspruch, den wir in der Askese finden: Das Leben *gegen* das Leben gebraucht, nur ein scheinbarer. In Wirklichkeit entspricht das asketische Ideal dem tiefen Hang und Drang eines hinsiechenden Lebens nach Pflege und Heilung. Es ist ein Ideal, das auf Schwächung und Müdigkeit hindeutet; auch mit seiner Hülfe kämpft das Leben gegen den Tod. Es ist ein Kunstgriff zur Selbsterhaltung des Lebens. Die Voraussetzung dafür ist der Krankheitszustand des gezähmten Menschen, der Ekel am Leben mit dem Wunsch, etwas Anderes zu sein, irgendwo anders zu sein, zur höchsten Innerlichkeit und Leidenschaft potenzirt.

Der asketische Priester ist die Verkörperung dieses Wunsches. Kraft seiner hält er die ganze Herde verstimmter, entmuthigter, verzweifelter, verunglückter Wesen am Leben fest. Gerade weil er selbst krank ist, ist er ihr geborener Hirte. Wäre er gesund, würde er sich mit Unwillen von all dieser Begierde abwenden: Schwäche, Neid, Pharisäismus, falsche Sittlichkeit als Tugend umzustempeln. Aber krank, wie er ist, ist er dazu berufen, Krankenwächter

in dem großen Hospital von Sündern und Sünderinnen zu sein. Er geht beständig mit Leidenden um, die die Ursachen ihrer Qual außer sich suchen; er lehrt den Leidenden, daß die schuldige Ursache seiner Qual er selbst ist. So gibt er dem Groll des mißglückten Menschen eine andere Richtung, macht ihn ungefährlicher, indem er ihn nöthigt, einen großen Theil seines Grolls über sich selbst ergehen zu lassen. Einen Arzt kann man den asketischen Priester eigentlich nicht nennen; aber er mildert Leiden, erfindet Trost jeder Art, bald Betäubungs-, bald Reizungsmittel.

Sein Hauptmittel war immer, daß er das Schuldgefühl in Sünde umdeutete. Das innere Leiden wurde Strafe. Der Kranke wurde Sünder. Nietzsche vergleicht den Unglücklichen, der diese Erklärung seiner Qual erhält, mit dem Huhn, um das man einen Kreidestrich gezogen. Jetzt kann er nicht weiter kommen. Wohin man während einer langen Reihe von Jahrhunderten sieht, da sieht man den hypnotischen Blick des Sünders — trotz Hiob — auf die Schuld als die einzige Ursache des Leidens starren. Ueberall das böse Gewissen, die Geißel, das Bußhemd und Thränen und Zähneknirschen und der Ruf: mehr Schmerz, mehr Schmerz! Alles diente dem asketischen Ideal. Und so entstanden epileptische Epidemien, wie die der St. Veitstänzer und Flagellanten und die Hexenhysterie und die großen Massendelirien in extravaganten Sekten (die noch in Phänomenen wie die Heilsarmee u. dergl. spuken).

Das asketische Ideal hat noch keine wirklichen Angreifer, keine bestimmten Verkündiger eines neuen Ideals. Insofern als die Wissenschaft seit Copernicus stets darauf ausgegangen ist, den Menschen ihren früheren starken Glauben an die eigene Bedeutung zu rauben, wirkt sie eher in Uebereinstimmung mit ihm. Seine wirklichen Feinde und Untergraber hat das asketische Ideal zur Zeit im Grunde nur in Comödianten dieses Ideals, in heuchlerischen Verfechtern desselben, die das Mißtrauen dagegen erwecken und aufrecht erhalten.

Da die Sinnlosigkeit der Leiden als ein Fluch empfunden wurde, gab das asketische Ideal ihnen einen Sinn; einen Sinn, der einen neuen Strom von Leiden mit sich führte, aber besser war, als keiner. Ein neues Ideal ist gegenwärtig im Begriff, sich zu bilden, ein Ideal, das im Leiden eine Lebensbedingung, eine Glücksbedingung sieht und im Namen einer neuen Cultur dasjenige bestreitet, was wir bisher Cultur genannt haben.

V.

Es gibt unter Nietzsche's Werken ein sonderbares Buch, das den Titel hat: „Also sprach Zarathustra." Es besteht aus vier Theilen, in den Jahren 1883 bis 1885 geschrieben, jeder Theil ungefähr in zehn Tagen, Abschnitt nach Abschnitt auf langen Wanderungen erzeugt — „unter einem Gefühl von Inspiration, als würde jeder Satz dem Verfasser zugerufen", wie Nietzsche einmal in einem Privatbrief geäußert hat.

Die Hauptperson und Einiges in der Form ist der Avesta der Perser entlehnt. Zarathustra ist der mystische Religionsstifter, der meist Zoroaster genannt wird. Seine Religion ist die Religion der Reinheit; seine Weisheit ist leicht und freimüthig, wie die Weisheit dessen, der gleich nach seiner Geburt lachte;

sein Wesen ist Licht und Lohe. Der Adler und die Schlange, die beiden Thiere, die er bei sich in seiner Berghöhle hat, das stolzeste und das klügste Thier, sind alte persische Symbole.

Dieses Werk enthält Nietzsche's Theorien sozusagen in Form von Religion. Es ist der Koran, oder richtiger die Avesta, die es ihm ein Bedürfniß war zu hinterlassen — dunkel und tief, hochfliegend und abstract, prophetisch und zukunftstrunken, bis an den Rand gefüllt mit dem Selbst seines Urhebers, das wiederum ganz von sich selbst erfüllt ist.

Von modernen Werken, die diesen Ton angeschlagen und diesen symbolisch-allegorischen Stil angewandt haben, sind zu nennen Mickiewicz' „Buch der polnischen Pilger", Slowacki's „Anheli" und „Das Wort eines Gläubigen" von dem von Mickiewicz beeinflußten Lamennais. Aber alle diese Bücher sind biblisch in ihrer Sprache. „Zarathustra" dagegen ist ein Erbauungsbuch für freie Geister.

Nietzsche selbst stellt dieses Werk am höchsten unter seinen Schriften. Ich theile diese Auffassung nicht. Die Einbildungskraft, von der er getragen wird, ist nicht gestaltenbildend genug, und eine gewisse Monotonie ist unzertrennlich von der archaistischen, in Typen sich bewegenden Darstellung.

Aber es ist ein Buch für Diejenigen, welche die nur Gedanken enthaltenden Werke Nietzsche's nicht zu bewältigen vermögen; es enthält alle seine Grundgedanken in rhetorisch-dichterischer Form. Der Vorzug dieses Werkes ist ein Stil, der vom ersten bis zum letzten Worte volltönend, tiefklingend, starkstimmend ist; hie und da ein wenig salbungsvoll in seinem streitbaren Urtheilen und Verurtheilen; immer ein Ausdruck für Selbstfreude, ja Selbstberauschung, aber reich an Feinheiten, wie an Kühnheiten, sicher und zuweilen groß. Hinter diesem Stil liegt eine Stimmung wie Windstille in einer Bergluft, die so leicht, so ätherrein ist, daß keine Ansteckungsstoffe in ihr vorhanden sind, keine Bakterien in ihr gedeihen — und kein Lärm, kein Stank, kein Staub, kein Stein, kein Steg hinaufreicht.

Droben reiner Himmel, am Fuß des Berges das freie Meer und drüber ein Lichthimmel, ein Lichtabgrund, eine Azurglocke, die sich stumm über brausende Wasser und mächtige Bergrücken wölbt. Droben ist Zarathustra mit sich allein, reine Luft in vollen tiefen Zügen athmend, allein mit der aufgehenden Sonne, allein mit dem Glühen des Mittags, das nicht die Frische vermindert; allein mit den blinkenden, sprechenden Sternen der Nacht.

Ein gutes, tiefes Buch ist es. Ein Buch, hell durch seine Lebensfreude, dunkel durch seine Räthselsprache, ein Buch für geistige Bergsteiger und Wagehälse und für die nicht Vielen, die in der großen Menschenverachtung aufgeübt sind, die das Gewimmel verabscheut und in der großen Menschenliebe, die nur darum so tief verabscheut, weil ihr das Bild einer höheren tapfereren Menschheit vorschwebt, die sie aufziehen und aufzüchten will.

Zarathustra ist hinaufgeflüchtet in seine Höhle auf dem Berge aus Ekel vor dem kleinen Glück und den kleinen Tugenden. Er hat gesehen, daß die Lehre der Menschen über Tugend und Zufriedenheit sie beständig kleiner macht: ihre Güte besteht meist darin, daß sie wollen, Niemand solle ihnen Böses thun, darum

kommen sie den Anderen zuvor, indem sie ihnen etwas Gutes thun. Das ist Feigheit und wird Tugend genannt. Freilich greifen sie auch gerne an und schaden gerne, aber doch nur denen, die ein für allemal preisgegeben sind, und denen man ohne Gefahr zu nahe treten darf. Das wird Tapferkeit genannt und ist nur noch tiefere Feigheit. Aber wenn Zarathustra die feigen Teufel aus den Menschen austreiben will, so rufen sie ihm entgegen: „Zarathustra ist gottlos."

Er ist einsam, denn alle seine früheren Gefährten sind von ihm abgefallen; die jungen Herzen wurden alt und nicht einmal alt, nur müde und träg, nur gemein — sie nennen das, aufs Neue fromm geworden sein. „Um Licht und Freiheit flatterten sie einst, gleich Mücken und jungen Dichtern. Ein wenig älter, ein wenig kälter, und schon sind sie Dunkler und Munkler und Ofenhocker." Sie haben ihr Zeitalter verstanden. Sie wählten Zeit und Stunde gut. „Denn eben wieder fliegen die Nachtvögel aus. Die Stunde kam allem lichtscheuen Volke."

Zarathustra verabscheut die große Stadt wie eine Hölle für Einsiedlergedanken. „Alle Läster und Laster sind hier zu Hause; aber es gibt hier auch Tugendhafte, es gibt viel anstellige, angestellte Tugend. Viel anstellige Tugend mit Schreibfingern und hartem Sitz- und Wartefleisch."

Und Zarathustra verabscheut den Staat, verabscheut ihn wie Henrik Ibsen im Norden und tiefer als er.

Für ihn ist der Staat das kälteste aller kalten Ungeheuer. Seine Grundlüge ist, daß er das Volk ist. „Nein, schaffende Geister waren es, die das Volk schufen und ihm einen Glauben und eine Liebe gaben; so dienten sie dem Leben; jedes Volk ist eigenthümlich, aber der Staat ist überall gleich." Staat ist für Zarathustra das, „wo der langsame Selbstmord Aller Leben genannt wird". Der Staat ist für die Vielzuvielen. Erst wo der Staat aufhört, fängt der Mensch an, der nicht überflüssig ist; der Mensch, der die Brücke ist zum Uebermenschen.

Vor den Staaten ist Zarathustra auf seinen Berg geflüchtet, in seine Höhle.

In Schonung und Mitleid lag die größte Gefahr für ihn. Reich an den kleinen Lügen des Mitleids lebte er unter den Menschen.

„Zerstochen von giftigen Fliegen und ausgehöhlt, dem Steine gleich, von vielen Tropfen Bosheit, so saß ich unter ihnen und redete mir noch zu: „unschuldig ist alles Kleine an seiner Kleinheit. Sonderlich die, welche sich „die Guten" heißen, stechen in aller Unschuld, sie lügen in aller Unschuld; wie vermöchten sie, gegen mich gerecht zu sein?"

„Wer unter den Guten lebt, den lehrt Mitleid lügen. Mitleid macht dumpfe Luft allen freien Seelen. Die Dummheit der Guten nämlich ist unergründlich."

„Ihre steifen Weisen, ich hieß sie weise, nicht steif. Ihre Todtengräber, ich hieß sie Forscher und Prüfer — so lernte ich Worte vertauschen. Die Todtengräber graben sich Krankheiten an. Unter altem Schutt ruhen schlimme Dünste. Auf Bergen soll man leben."

Und mit seligen Nüstern athmet er wieder Bergfreiheit ein. Erlöst sind nun seine Athemzüge von dem Geruch alles Menschenwesens. Da sitzt Zara-

thustra mit den alten zerbrochenen Tafeln des Gesetzes und neuen halbbeschriebenen Tafeln um sich herum und wartet auf seine Stunde, die Stunde, da der Löwe kommt mit dem Taubenschwarm, die Kraft mit der Sanftmuth, und ihm huldigt. Und er reicht den Menschen eine neue Tafel, auf der solche Lehren, wie diese stehen:

Schone nicht deinen Nächsten! Die große Liebe zu den Fernsten gebietet es. Der Nächste ist etwas, das überwunden werden muß.

Sage nicht: Ich thue gegen Andere, wie ich will, daß Andere gegen mich thun sollen. Was du thust, kann Keiner dir thun. Es gibt keine Wiedervergeltung.

Glaube nicht, daß du nicht rauben sollst. Ein Recht, das du dir rauben kannst, sollst du dir niemals schenken lassen.

Hüte dich vor den guten Menschen. Sie sprechen nie die Wahrheit. Denn Alles, was sie böse nennen: das verwegene Wagen, das lange Mißtrauen, das grausame Nein, der tiefe Ekel vor den Menschen, die Fähigkeit und der Wille, in Lebendiges zu schneiden, das Alles muß hinzu, wo eine Wahrheit geboren werden soll.

Alles Vergangene ist preisgegeben. Aber da es so ist, könnte es geschehen, daß der Pöbel Herr würde und Alles in seinen flachen Wassern erstickte, oder daß ein Gewaltherrscher sich Alles zueignete. Darum bedürfen wir eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewaltherrischen Widersacher ist, und der auf neue Tafeln das Wort schreibt: edel. Sicherlich keines Adels, den man kaufen kann, oder, dessen Vorväter Kreuzzüge ins gelobte Land machten, oder dessen Tugend nur diejenige ist, das Vaterland zu lieben. Nein, lehrt Zarathustra, vertrieben sollt ihr sein von euren Vaterländern und von euren Großvaterländern und Urgroßvaterländern. Nicht eurer Väter Land sollt ihr lieben, sondern eurer Kinder Land. Diese Liebe, das ist der neue Adel, die Liebe zu dem neuen Land, dem unentdeckten, das fern liegt in dem fernsten Meer. An euern Kindern sollt ihr das Unglück gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid. Alles Vergangene sollt ihr auf diese Weise erlösen.

Zarathustra ist voll von Milde. Andere haben gesagt: du sollst nicht ehebrechen. Zarathustra lehrt: die Redlichen sollen zu einander sagen: „Laßt uns zusehen, daß wir einander lieb behalten, laßt uns einander eine Frist setzen, damit wir versuchen können, ob wir eine längere Frist wünschen.“ Was nicht gebogen werden kann, wird gebrochen. Ein Weib sagte zu Zarathustra: Wohl brach ich die Ehe; aber zuerst brach die Ehe mich.

Und Zarathustra ist ohne Gnade. Es heißt: Stoße nicht an den Wagen, der abwärts geht. Aber Zarathustra sagt: was reif zum Fall ist, daran sollt ihr stoßen. Alles, was unserer Zeit angehört, fällt und verfällt. Keiner kann es aufhalten, aber Zarathustra will noch danach stoßen.

Zarathustra liebt die Tapferen. Aber nicht die Tapferkeit, die jeden Angriff beantwortet. Es gehört oft mehr Tapferkeit dazu, sich zurückzuhalten und vorbeizugehen und sich für den würdigeren Feind aufzusparen. Zarathustra lehrt nicht: Ihr sollt eure Feinde lieben, sondern: Ihr sollt euch nicht in Kampf mit Feinden einlassen, die ihr verachtet.

Warum so hart? rufen die Menschen Zarathustra zu. Er antwortet: warum so hart, sprach zum Diamanten einst die Küchenkohle: sind wir denn nicht Nah-Verwandte? Die Schaffenden sind hart. Ihre Seligkeit ist, ihre Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs.

Keine Lehre empört Zarathustra mehr, als die von der Eitelkeit und Bedeutungslosigkeit des Lebens. Sie ist in seinen Augen altes Geschwätz, Altweibergeschwätz. Und die Lehre des Pessimismus von der überwiegenden Unlust als Summe des Lebens ist Gegenstand seines entschiedenen Abscheues.

Dieselbe schwärmerische Liebe zum Leben hat Nietzsche in dem „Hymnus an das Leben" ausgesprochen, den er selbst für Chor und Orchester gesetzt hat. Es heißt darin:

Gewiß, so liebt ein Freund den Freund
Wie ich dich liebe, räthselvolles Leben,
Ob ich gejauchzt in dir, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben.
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Und das Gedicht schließt:

Hast du kein Glück mehr übrig mir zu schenken,
Wohlan, noch hast du deine Pein.

Wenn Achilles es vorzog, Tagelöhner auf der Erde, statt König im Reich der Schatten zu sein, so ist die Aeußerung schwach und zahm im Vergleich mit diesem Ausbruch von Lebensdurst, der in seiner Paradoxie selbst nach dem Kelch der Qualen lechzt.

Eduard von Hartmann glaubt an den Beginn und das Ende des „Weltprocesses". Er meint, daß keine Ewigkeit hinter uns liegen kann; sonst müßten schon alle Möglichkeiten eingetreten sein, was — nach seiner Behauptung — nicht der Fall ist. Auch auf diesem Punkt in scharfem Gegensatz zu ihm, lehrt Zarathustra mit eigenthümlicher Mystik das ewige Wiederkommen, d. h. daß alle Dinge ewig zurückkehren und wir selbst auch, daß wir schon seit ewigen Zeiten gewesen sind und alle Dinge mit uns. Die große Uhr der Welt ist für ihn eine Sanduhr, ein Stundenglas, das sich immer von Neuem umkehrt, um immer wieder auszulaufen. Es ist das genaue Gegenstück zu Hartmann's Weltuntergangslehre.

Bei seinem Tode wird Zarathustra sagen: nun schwinde und sterbe ich; in einem Nu bin ich nichts, denn die Seele ist sterblich, wie der Körper; aber der Knoten von Ursachen, in den ich hineinverknüpft bin, kehrt wieder und wird mich immer wieder hervorbringen.

Am Schluß des dritten Theils von Zarathustra ist ein Capitel mit der Ueberschrift: „Das andere Tanzlied." Tanz ist in Nietzsche's Sprache immer der Ausdruck für den hohen Leichtsinn, der über der Erdenschwere und über all dem dummen Ernst erhaben ist. Dieses in sprachlicher Hinsicht höchst merkwürdige Lied ist eine gute Probe des Stils in diesem Werk, wo er sich zu dem höchsten

dichterischen Flug erhebt. Zarathustra sieht das Leben vor sich als ein Weib; sie schlägt Kastagnetten, und er tanzt mit ihr, all seinen Zorn auf das Leben und alle seine Liebe zum Leben hinaussingend:

Wer haßte dich nicht, dich große Binderin, Umwinderin, Versucherin, Finderin! Wer liebte dich nicht, dich unschuldige, ungeduldige, windseilige, kindsäugige Sünderin!

In diesem Gespräch zwischen dem Leben und seinem Liebhaber, Tänzerin und Tänzer, kommen die Worte vor: O Zarathustra, du liebst mich bei Weitem nicht so hoch, wie du sagst, du bist mir nicht treu genug. Es gibt eine alte schwere Brummglocke; die brummt Nachts bis zu deiner Höhle hinauf. Hörst du die Glocke Mitternachts die Stunde schlagen, so denkst du bis Mittag, daß du mich bald verlassen willst.

Und so folgt zum Schluß das Lied der alten Mitternachtsglocke. Aber im vierten Bande des Werks, im Abschnitt „Nachtwandlerlied" wird Zeile für Zeile jene kurze Strophe glossirt und commentirt, die halb wie ein mittelalterliches Wächterlied, halb wie der Psalm eines Mystikers geformt, die geheimnißvolle Stimmung in Nietzsche's Geheimlehre zur kürzesten Formel zusammengedrängt enthält:

Es geht gegen Mitternacht, und so heimlich, so schrecklich, so herzlich, wie die Mitternachtsglocke zu Zarathustra redet, ruft er den höheren Menschen zu: Um Mitternacht hört man Vieles, was am Tage nicht laut werden darf, und die Mitternacht spricht: O Mensch, gib Acht!

Wo ist die Zeit hin? Sank ich nicht in tiefe Brunnen? Die Welt schläft. Und kälteschauernd fragt es: Wer soll der Erde Herr sein? Was spricht die tiefe Mitternacht?

Die Glocke brummt, der Holzwurm pickt, der Herzenswurm nagt: Ach! Die Welt ist tief.

Aber die alte Glocke ist wie ein klangvolles Instrument; alle Qual hat sie ins Herz gebissen, der Väter und der Urväter Schmerz und alles Glück hat sie in Schwingung gesetzt, der Väter und der Urväter Glück — es steigt aus der Glocke wie Ewigkeitsduft, ein rosenseliger Goldweingeruch von altem Glück und dieses Lied: Die Welt ist tief und tiefer, als der Tag gedacht.

Ich bin zu rein für die plumpen Hände des Tages. Die Reinsten sollten die Herren der Erde sein, die Unerkanntesten, die Stärksten, die Mitternachtsseelen, die heller und tiefer sind, als jeder Tag. Tief ist ihr Weh.

Aber Lust geht tiefer, als Herzensqual. Denn die Qual spricht: brich mein Herz. Flieg weg, meine Klage! Weh spricht: vergeh!

Doch Ihr höheren Menschen! sagtet Ihr jemals Ja zu einer Lust, so sagtet Ihr auch Ja zu allem Wehe. Denn Lust und Qual sind verkettet, verliebt ineinander, unzertrennlich. Und Alles beginnt von Neuem, Alles ist ewig. Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Also ist dies das Mitternachtslied:

O Mensch! Gib Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —

Aus tiefem Traum bin ich erwacht.
Die Welt ist tief
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —
Lust — tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

VI.

So also ist er, dieser streitbare Mystiker, Dichter und Denker, dieser Immoralist, der nicht müde wird zu verkündigen. Kommt man zu ihm von den englischen Philosophen, so tritt man in eine ganz andere Welt hinein. Die Engländer sind alle zusammen geduldige Geister, deren Wesen auf Aneinanderreihen und Umspannen einer Menge kleiner Thatsachen ausgeht, um dadurch ein Gesetz zu finden. Die besten unter ihnen sind aristotelische Köpfe. Wenige fesseln persönlich, oder scheinen als Persönlichkeiten sehr zusammengesetzt zu sein. Sie wirken mehr durch das, was sie thun, als durch das, was sie sind. Nietzsche dagegen ist (wie Schopenhauer) ein Errather, ein Seher, ein Künstler, weniger interessant durch das, was er thut, als durch das, was er ist.

So wenig deutsch er sich auch fühlt, setzt er doch die metaphysische und intuitive Ueberlieferung der deutschen Philosophie fort und hegt den tiefen Widerwillen der deutschen Denker gegen jeden Nützlichkeitsgesichtspunkt. In seiner leidenschaftlichen, aphoristischen Form ist er unbedingt original; durch seinen Gedankeninhalt erinnert er hin und wieder an viele Andere, sowohl in dem Deutschland, wie in dem Frankreich der Gegenwart; er hält es indessen augenscheinlich für rein unmöglich, daß er einem Zeitgenossen etwas zu danken habe, und zürnt gegen Alle, die ihm in dem einen oder anderen Punkte gleichen.

Es ist schon berührt worden, in wie hohem Grade er an Ernest Renan durch seine Auffassung der Cultur und seine Hoffnung auf eine Geistesaristokratie, welche die Herrschaft der Erde ergreifen könnte, erinnert. Nichtsdestoweniger hat er nie ein anerkennendes Wort für Renan übrig.

Es ist gleichfalls berührt worden, daß er in seinem Kampf mit der Schopenhauer'schen Mitleidsmoral Eduard von Hartmann zum Vorgänger hat. In diesem Schriftsteller, dessen Ernst und großes Talent unbestreitbar sind, will Nietzsche nach Art einiger deutscher Universitätslehrer mit unkritischer Ungerechtigkeit einen Charlatan sehen. Hartmann's Wesen besteht aus schwereren Stoffen, als das Nietzsche's. Er ist schwerfällig, suffisant, grundgermanisch und endlich, im Gegensatz zu Nietzsche, ganz unberührt von französischem Geist und südlichem Sonnenbrand. Aber es gibt Berührungspunkte zwischen ihnen, die auf den historischen Verhältnissen in dem Deutschland beruhen, das sie Beide erzogen hat.

In erster Linie ist etwas Gleichartiges in ihrer Lebensstellung, da sie Beide als Artillerieofficiere dieselbe Schule durchgemacht haben; demnächst in ihrer Bildung, insofern sie beide von Schopenhauer ausgegangen sind und nichtsdestoweniger große Ehrerbietung für Hegel bewahrt haben, also diese beiden feindlichen Brüder in ihrem Cultus vereinen. Weiter stimmen sie in ihrer gleich fremden

Stellung zur christlichen Religiosität und christlichen Moral überein, ebenso in ihrer ganz modern deutschen Geringschätzung der Demokratie.

Nietzsche gleicht Hartmann in seinen Angriffen auf Anarchisten und Socialisten, nur daß Hartmann's Haltung hier wissenschaftlicher ist, während Nietzsche sich in geschmackloser Weise darin gefällt, von den „anarchistischen Hunden" zu sprechen und das in demselben Athemzug, in dem er Abscheu für den Staat hegt und ausspricht. Nietzsche gleicht Hartmann weiter in seiner immer wiederkehrenden Aufweisung der Unmöglichkeit des Gleichheitsideals und des Friedensideals, da das Leben nichts als Ungleichheit und Krieg ist. — „Was ist gut? tapfer zu sein ist gut. Nicht die gute Sache heiligt den Krieg, sondern der gute Krieg heiligt jede Sache." Wie sein Vorgänger verweilt er bei der Nothwendigkeit des Kampfes um die Macht und bei dem vermeintlichen Culturnutzen des Krieges.

In diesen beiden, doch verhältnißmäßig so unabhängigen Schriftstellern, von denen der eine ein mystischer Naturphilosoph, der andere ein mystischer Immoralist ist, spiegelt sich der in dem neuen deutschen Reiche vorherrschende Militarismus. Hartmann nähert sich auf vielen Punkten dem gewöhnlichen deutschen Nationalgefühl. Nietzsche steht in principiellem Streit sowohl mit ihm wie mit dem leitenden Staatsmann Deutschlands; aber etwas von Bismarck's Geist liegt gleichwohl über den Werken beider Männer. Was die Kriegsfrage angeht, so ist der Unterschied zwischen ihnen nur der, daß Nietzsche den Krieg nicht um einer phantastischen Welterlösung willen liebt, sondern damit die Mannheit nicht aus der Welt verschwinde.

In seiner Geringschätzung des Weibes, seinem Schmähen ihrer Befreiungsversuche begegnet sich Nietzsche wieder mit Hartmann, doch nur insoweit Beide hierin an Schopenhauer erinnern, dessen Schüler auf diesem Gebiet Hartmann ist. Doch während Hartmann hier nur als Doctrinär mit einem gewissen Anstrich von Pedanterie auftritt, spürt man bei Nietzsche unter seinen Ausfällen gegen das weibliche Geschlecht einen feinen Sinn für die Gefährlichkeit des Weibes, der auf schmerzliche, persönliche Erfahrung hindeutet. Viele Frauen scheint er nicht gekannt zu haben, aber die er gekannt hat, hat er augenscheinlich geliebt und gehaßt, doch am meisten geringgeschätzt. Immer wieder kommt er darauf zurück, wie ungeeignet der freie, genialische Geist für die Ehe ist. Es liegt in diesen Aeußerungen an mehreren Stellen etwas stark Individuelles, so besonders in der hartnäckig betonten Nothwendigkeit vom einsamen Leben des Denkers. Was aber das weniger persönliche Raisonnement über das Weib angeht, so spricht das altväterische Deutschland aus Nietzsche wie aus Hartmann, dieses Land, dessen Frauen Jahrhunderte hindurch, im Gegensatz zu den Frauen Frankreichs und Englands, auf das häusliche und streng private Leben hingewiesen waren. Man muß an diesen deutschen Schriftstellern im Allgemeinen anerkennen, daß sie Blick für den tiefen Gegensatz und beständigen Krieg zwischen den Geschlechtern haben, den Stuart Mill nicht sah und nicht verstand. Aber doch ist die Ungerechtigkeit gegen den Mann und die ziemlich flache Billigkeit gegen das Weib, in welche Mill's bewunderungswürdiger Befreiungsversuch zuweilen herausläuft, bei Weitem der brutalen Unbilligkeit Nietzsche's vorzuziehen, der es behauptet, daß

wir in unserer Behandlung des Weibes zu der „ungeheuern Vernunft des alten Asiens" zurückkehren müssen.

In seinem Kampf gegen den Pessimismus hat Nietzsche endlich Eugen Dühring (besonders in dessen „Der Werth des Lebens") zum Vorgänger, und dieser Umstand scheint ihm so viel Unwillen, ja Verbitterung eingeflößt zu haben, daß er in einer bisweilen versteckten, bisweilen offenen Polemik Dühring als seinen Affen bezeichnet. Dühring ist ihm ein Greuel, als Plebejer, als Antisemit, als Racheapostel, als Schüler von Comte und den Engländern; aber Nietzsche hat kein Wort übrig für das sehr Bedeutende an Dühring, das nicht in Bezeichnungen wie jene aufgeht. Man versteht inzwischen recht wohl, wenn man Nietzsche's eigenes Schicksal bedenkt, daß Dühring, der blinde Mann, der lange ignorirte Denker, der auf die officiellen Gelehrten herabsieht, der außerhalb der Universitäten lehrende Philosoph, der, obwohl ihn das Leben so wenig verwöhnt hat, seine Liebe zum Leben laut bekennt — vor Nietzsche wie seine eigene Carricatur dasteht. Das sollte indessen kein Grund für ihn sein, selbst dann und wann den Dühring'schen Scheltton anzuschlagen.

Merkwürdig ist es, daß dieser Mann, der so unendlich viel von französischen Moralisten und Psychologen wie La Rochefoucauld, Chamfort und Stendhal gelernt hat, sich nur so wenig von der Beherrschung in ihrer Form hat aneignen können. Er ist dem Zwange nicht unterworfen gewesen, den der literarische Ton in Frankreich Jedem hinsichtlich der Erwähnung und Schilderung der eigenen Person auferlegt. Lange scheint er dafür gekämpft zu haben, sich selbst zu finden und ganz er selbst zu werden. Um sich zu finden, kroch er in seine Einsamkeit wie Zarathustra in seine Höhle hinein. Als es ihm gelungen war, zu einer ganz selbständigen Entwicklung zu gelangen und er den eigenthümlichen Gedankenborn reich in seinem Innern strömen fühlte, hatte er allen äußeren Maßstab für seinen eigenen Werth verloren; alle Brücken zur umgebenden Welt waren abgebrochen. Daß die äußere Anerkennung ausblieb, steigerte nur sein Selbstgefühl. Der erste Schimmer einer Anerkennung von außen her, gab diesem Selbstgefühl noch einen Hochdruck. Zuletzt ist es über seinem Kopf zusammengeschlagen und hat für eine Zeit lang diesen so seltenen und ausgezeichneten Geist verdunkelt.[1]) Doch wie er im Augenblick in seinem unvollendeten Lebenswerk ausgeprägt dasteht, ist er ein Schriftsteller, der es wohl verdient, sorgsam studirt zu werden.

[1]) In Nietzsche's vorletztem Buch heißt es: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen." In dem letzten heißt es: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt."

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

III. Stuttgart.
(1843—1851.)

Der Vorabend der Revolution traf Dingelstedt in der heitersten Laune, zurückgekehrt von Wien, wo seine Gemahlin ihre alten Verehrer in einem Gastspiel aufs Neue entzückte. Dem Freund in Kassel scheint es um diese Zeit nicht so wohl gewesen zu sein: der Eingang nachfolgenden Briefes deutet ohne Zweifel auf eines jener kleinen und kleinlichen Scharmützel, welche dem größeren und mannhaften Kampfe Friedrich Oetker's für seines Vaterlandes Recht und Verfassung vorangingen. Paris gährte schon und nur noch zwei Tage waren bis zum 24. Februar 1848, als Dingelstedt an Oetker schrieb:

In der Hoffnung, daß deine Anrüchigkeit, sehr stänkriger Friedrich, durch die berühmte Explosion vor Hohem Stadtgerichte, — ich las sie meiner Frau in Wien vor, aus einer verbotenen Zeitschrift, — ihre Endschaft gefunden hat, wage ich es mit gegenwärtigen Zeilen wiederum an dich zu treten.

Erschrick nicht, wackerer Kurhesse, das Couvert kann nicht geöffnet worden sein vor dir; es ist österreichisches Privilegiums-Couvert.

Sechs Wochen in Wien, vom 17. Nov. bis 10. Jan., vergingen mir wie ein Rausch. Fritz, was ist dieser Ort 1) schön und 2) angenehm — mit a, α, N ad libitum auszuführen. Ich schwamm einmal wieder in meinem Elemente, wieder oben auf, getragen von einer großen Stadt, gehätschelt von ordentlichen Leuten, mit meiner wackeren Frau und durch sie populär geworden. Es war eine göttliche Zeit.

Katzenjammer und Nüchternheit kommen nun hinterdrein, wie natürlich, wie nothwendig. Ich strohwittwere mit einer Tante und mit meinem ungeschlachten Buben, der bald 2 Jahr alt wird, — während Jenny und Jella noch in Wien sind. Das Geschäft geht gut, vortrefflich sogar; Wien ist über alles Erwarten eingeschlagen, Prag, Dresden, Frankfurt, Mannheim, Hamburg drängen schon mit Einladungen heran. Da der große Schritt einmal geschah, glücklich geschah, wollen wir auch alles mitnehmen, was am Wege liegt. Diesen Sommer ruhen wir in Helgoland 4 Wochen aus und fangen im Herbst in Berlin auf's Neue an. Ich ruhe nicht eher bis meine 200,000 fl. voll da sind. So lange mag und muß mein braves Weib noch kämpfen.

Ich gehe ab und zu bei ihr, wie es der Urlaub gestatten will; ein Leben das bei aller Zerfahrenheit und Halbheit auch seinen Reiz hat. Die Ehe verjüngt sich auf diese Art immer wieder, und der künstlerische Nimbus giebt ihr einen anregenden Hintergrund. Ich bin meiner guten kleinen Frau gewiß, und so sind alle Theile zufrieden gestellt. Ohne Kummer und Ärger geht's freilich nicht ab; allein hab' ich den nicht hier auch, hatt' ich ihn nicht in Kassel, in Fulda? Soll's einmal Sturm sein, lieb' ich ihn im offenen Meer, nicht im Sumpfe. Und vielleicht find' ich auf meinen neuen Irrfahrten einen Hafen, der mir besser zusagt als Stuttgart. Wien? Da ist's für unser einen noch nicht Zeit. Berlin? Wollen sehen! Ich fange an zu begreifen, daß Jenny und ich eigentlich nur in einer dieser beiden Städte leben können, wenn's einmal in Deutschland gelebt sein muß.

Von Dir, Herbold II.[1]), erwarte ich einen „Zuzug", sobald du meine Frau oder mich einmal in deiner Nähe scheinen siehst. Jenny singt im April in Frankfurt; sehen wir uns ihren unvergleichlichen „Liebestrank" einmal an? Oder im hohen Sommer Hamburg, ein paar Abende auf Sathorn, am Falm, bei Mr. Mohr, ein paar Morgen auf der Düne? Mit Italien ist's nichts. Wir zwei haben kein Glück: Du, Barbarossa, wirst dich dort schwerlich für einen schwarzäugigen Enkel Cicero's oder Cicerucchio's ausgeben können, sie zerreißen dich, wenn du dich sehen läßt. Ich sollte voriges Jahr und dann dieses mit meinem König hingehen, nun kann der Selbst nicht, der Verhältnisse wegen. Wir müssen, Du und Ich, ausgezeichnete Zukünfte in der deutschen Geschichte haben, daß uns das Geschick vor dem tragischen Ende der Hohenstaufen so hartnäckig schützt!

Ohne Spaß, welches sind deine Sommerplane? Oder sitzest du noch tief im Wintergespinnste? Alles, was Du willst; nur sprich mir nicht wieder von Krankheit. Das ist eine Einbildung. Sieh' mich an; seit ich lebe, bin ich gesund. So lang' es dauert, meinethalben; ich bin es doch, und ich lebe.

Mein Hans hat Lust Hessen zu sehen, und ich habe sie Euch gewisser Maßen vor achtzehn Monaten versprochen. Natürlich, daß sie in Kassel nicht für Geld Komödie spielen würde. Wir kämen, auf dem Hin- oder Herwege, als particuliers an und stiegen wohl am besten bei Ahlborn gleich ab? Glaubst Du, daß der jetzige Hof *uns* so aufnimmt, wie der einstige *mich*, daß man für meine Frau in Wilhelmshöhe ebenso ist wie in Scheveningen? Meinetwegen könnte sie auch einmal gaukeln, für irgend einen hessischen „Zweck." Es würde mir Spaß machen, die Kasselaner auch mit dieser Waffe zu erobern.

Nach Rinteln gehen wir nicht, mein' ich, sehen aber meinen Alten und Auguste in Bremen, Hannover, Köln, wo sie wollen.

Ich mache keine Verse mehr, auch keine Prosa, — außer Geld, — sonst antwortete ich[2]). Es war eine Kinderkrankheit, welche mir die Ärzte, die deutschen Literaten, abgewöhnt und ausgeheilt haben. Schade um das hübsche Talent, — das mir in drei Jahren so viel abwarf, wie meine Frau in drei Abenden erfingt!

Dein Bruder? Die Deinigen? Deine „Stellung"? Die Heimath?

Julius ist in Heidelberg zu den Schwaben gegangen. Er hätt' es nicht nöthig gehabt. Als mein Bruder wär' er ohnehin vor der berühmten Quarantaine nicht vernünftig geworden. Ich bin 34, — merkst Du die Nähe des großen Stufenjahres nicht?!

Lebe wohl! Schreib' mir bald, und bleibe gut

22. Febr. 48. Deinem Franz.

Inzwischen war der Ausbruch erfolgt. Wer von der älteren Generation, die damals jung war, jener wunderbaren Februar- und Märztage sich erinnert, dem mag es wohl noch einmal wie Frühlingsschauer durch die Seele brausen; und damals war es auch, daß ich, ein Schüler des Rintelner Gymnasiums, in welchem zwanzig Jahre vor mir Dingelstedt und Oetker gesessen, auf den Straßen

[1]) Herbold, ein Küfermeister in Kassel, war die populäre Person der Bewegung von 1831, welche dem Lande die Verfassung brachte.

[2]) Es handelte sich hier um einen neuen Angriff gegen ihn, diesmal aus Dresden, von Kühne.

und in den Volksversammlungen den Namen zuerst hörte, der von nun ab als der des angestammten Vertreters der heimathlichen Grafschaft aus der Geschichte des hessischen Verfassungskampfes und später der Einigung Deutschlands nie mehr verschwinden wird. Dingelstedt, den Dichter, kannte ich längst aus unseren Schulbüchern, in welchen sein Lied von der Weser und die Ballade vom Scharffenstein einen Ehrenplatz hatten; aber auch Oetker sollte ich jetzt näher treten, und nicht ohne Rührung kann ich heute, nach so vielen Jahren, den darauf bezüglichen Passus in seinen „Lebenserinnerungen" (I, 310) lesen: „Von jüngeren Kräften nenne ich besonders" — hier befindet sich mein Name — „der im Unterhaltungsblatte wohl zum ersten Male seine Schwingen regte. Er war noch Gymnasiast in Rinteln und sandte ein Gedicht auf Robert Blum, das zwar über den politischen Standpunkt der Zeitung hinausflog, aber doch mit einer kleinen Verwahrung anerkennend zum Abdruck gebracht wurde." Das genannte Blatt war die belletristische Sonntagsbeilage zur „Neuen Hessischen Zeitung", welche, damals von Oetker begründet, die Geschicke des Herausgebers theilte, nach dessen Heimkehr aus dem Exil aber, als „Hessische Morgenzeitung" wieder auflebend, lange noch eine Macht war in unserem engeren Vaterlande. Von welcher Art die nächste Wirkung der unerwarteten Explosion auf Dingelstedt war, geht aus folgendem Brief an Vogel hervor:

St. 12. März 48.

Wie magst Du glauben, ich hätte in solcher Zeit ein Gedächtnis für alten Hader, alte Misverständnisse? Bleibt mir doch kaum eines für älteste Freundschaften und nächste Beziehungen. Jeder steht eben auf sich, für sich, bis er — fällt. Ein neuer Tag, ein neuer Kampf. Ich wollt' es wäre Abend und Schlafenszeit.

Suchst Du Halt und Hilfe bei mir, so bist Du schlecht berathen, armer Junge. Meine Kinder durch den fast nothwendigen Staatsbankbruch in Österreich — Bettler. Meine Stellung durch die politische Bewegung fast unhaltbar gemacht. Meine Stelle durch alle Eventualitäten bedroht. Ich habe nur eine Aussicht, und die ist verbaut nach vielen Seiten, düster nach allen: Rückkehr in die Literatur, Beschränkung in allem Leben.

So stehe ich. Was kann ich Dir sein, was Du mir? Die Welt geht in lauter Egoismen, in Zweikämpfe und Massenkämpfe auf. Sauve qui peut! Ich fliehe nicht, weil es feig wäre, jetzt seinen Posten zu verlassen. Verläßt er mich, desto besser am Ende.

Meine arme, arme Frau zieht in der Welt umher und singt. Sie muß dieser Tage in Dresden eintreffen. Dort und in Prag fesseln sie eingegangene Verpflichtungen noch auf kurze Zeit. Dann kehrt sie hierher zurück. Welches Wiedersehen, nach welchem Abschied! Vor zwei Monaten verließ ich sie in Wien auf der Höhe alten Glanzes, neues Glückes, und heute — —

Aber der Einzelne hat kein Recht zu klagen. Die Herzogin von Orleans verlor mehr als Jenny Lutzer.

Danke Gott, daß Du allein stehst in solcher Zeit, daß Du eine Zeitung hast, — das einzige aller Papiere, das steigt, auch wenn Kanonenschüsse fallen, die einzige Standesherrschaft, die auch gegen Bauernkrieg sicher ist.

Ich ergreife die Rechte, die Du mir bietest, und drücke sie herzlich. Weiter willst Du nichts, weiter kann ich nichts. Mit alter Liebe Dein

Fr. Dingelstedt.

Zwei Tage später, in einer die Lage ruhiger überschauenden Stimmung, deren ironischer Ausdruck freilich die Sorge des Herzens nur leicht verhüllt, schreibt er an Oetker:

Du bist auf richtigem Wege, lieber Fritze, Hessens Crémieux zu werden, und die fehlende Beschneidung wird bei Dir keinen großen Unterschied machen. Ich folge wie Du begreifst mit wachsender Theilnahme und Spannung Deinen „großen Ansprachen" und „fliegenden Blättchen", die uns auf diplomatischem Wege als Aktenstück der hessischen Revolution zugehen. Mein Herz ist mehr mit Euch, als mit den Bewegungen in nächster Nähe, deren Führer und Zwecke mir gleich fremd sind. Ich hätte jetzt in Kassel sein sollen, Dir die Stimme leihen, mit einem Jordansliedan die Spitze treten.

Das Erste, was Du zu thun hast, ist, da Ihr ja jetzt die freie Presse auch wohl besitzt, ein Blatt zu gründen: „Der blinde Hesse." Dies schreibst Du so viel als möglich allein, mit ganzer juridischer und logischer Schärfe, ohne stylistischen Anspruch und Schmuck, durchweg populär, giebst es für 4 Thaler jährlich, 1 mal wöchentlich einen Bogen, als Niemeyer der neuen Zeit[1]).

So war der Kassler Bote, den Du in Philippinenhof sinnbildlich darstelltest, eine Profezeiung.

Die Presse und das Advokatenthum regieren jetzt die Welt, bis Schwert und Knüppel beide zerschlagen.

Findest Du in Eurem Neubau eine Stelle für mich, so rufe. Ich danke hier ab, wenn Du mir nur eine Wahl in die dortige Kammer sicherst. Außerdem wäre vielleicht unter Eberhard[2]) im Cultministerium, in der Theater- oder Akademie-Direkzion, im Cabinet des Kurfürsten ein Platz'

Sag' es doch einmal in der Kölner, Heidelberger Deutschen, Frankfurter, Augsburger Zeitung, was du dem „Morgenblatt" in's Ohr geflistert hast: Wir möchten den D. wieder haben; er besitzt etwas Vermittelndes, eine Persönlichkeit, die uns in unsern Zuständen nützlich werden könnte. Er hat das Vertrauen des Volkes als Dichter der Kasseler Spaziergänge und des Jordansliedes, und die Neigung des Kurfürsten wird er sich nach seinen württembergischen Antecedenzien auch erwerben. Wo er jetzt ist, steht er schief und unsicher: ihm fehlt das was er als Dichter und als Mensch braucht, öffentliches Vertrauen; er selbst scheint angestoßen zu haben bei den Schwaben u. s. w. u. s. w.

Die Wahrheit ist, daß ich fortmuß. Mit dem Theater jetzt nix, natürlich: meine Frau kehrt zurück, sobald eingegangene Verpflichtungen es gestatten. Hier ist die Opposition in die Position, an's Ruder, getreten. Ich kann mich ihnen nicht nähern, ohne den Schein abermaligen Farbenwechsels auf mich zu laden. Sie werden freilich als erste Opfer fallen, von ihrer eigenen Partei zerrißen, allein bis dahin können sie den ganzen Hof- und Staatshaushalt umgeworfen und uns Fremde moralisch hinausgestoßen haben.

So steh' ich. Was bei Euch ist, seh' ich wohl. Bei Euch wie bei uns handelt es sich um eine Reduktion von 30 in 3 oder 4, mit Einem sichtbaren Oberhaupte. Wir werden trotz der russischen Verwandtschaft mediatisirt, wenn kein Krieg kommt; Ihr ohnehin, factisch sind wir's, seid Ihr's bereits. Es handelt sich also nicht um eine Hof- sondern um eine Volks-Stellung für uns alle; bei mir mit schöngeistiger Spezialität.

Schreib' mir Eigenheiten über Euere Vorgänge. Warum hast Du jetzt nicht Berichte an die Allg. Zeitg. geschickt? Die Gelegenheit war günstig.

Leb' woll, trémieux! Dein

14. März 1848. (Lamartine) Lahmer Martin.

Dieser Brief, mit seinem erneuten und dringenden Verlangen nach einem Wirkungskreis in der Heimath, zeigt uns Dingelstedt ungefähr auf demselben Standpunkte, welchen Oetker damals einnahm. Später freilich, als die Scheidung sich vollzogen, finden wir Letzteren im Lager der Gothaer und Ersteren, wie namentlich aus seinen 1851 publicirten neuen Zeitgedichten „Nacht und Morgen"

---

[1]) Einen Tag, nachdem dieser Brief geschrieben worden, am 15. März 1848, erschien die Probenummer der „Neuen Hessischen Zeitung".

[2]) Der Vorstand des hessischen Märzministeriums, zuvor Bürgermeister von Hanau.

hervorgeht, in dem der Großdeutschen. Aber dennoch hat eine politische Differenz diese Beiden niemals ernstlich getrennt; sie blieben die alten Freunde trotzdem, in allen Lagen, Dingelstedt als Hofmann, Oetker als Flüchtling, und lange, noch vor der Auseinandersetzung mit Oesterreich hat Dingelstedt den welthistorischen Beruf Preußens klar erkannt und sich, in Berlin selbst, dichterisch zu demselben bekannt. Auch die staatliche Neubildung Deutschlands unter „Einem sichtbaren Oberhaupte" (wenn es auch nicht das sein mochte, für welches Oetker von Anfang an eingetreten ist) sah er jetzt schon voraus. Allerdings, mit den Sangesgenossen vom Anfang der vierziger Jahre konnte, wollte er nicht gehen — nicht mit Freiligrath, der jetzt seine herrlichen Revolutionslieder aus London wie zündende Brandraketen in die Bewegung warf, noch mit Herwegh, den die Lächerlichkeit von Schopfheim moralisch tödtete. Sich aber ausgeschlossen zu wissen von dem großen Ringen der Geister, mag ihm unerträglich gewesen sein; er suchte Fühlung nach allen Seiten hin, und sehr merkwürdig in dieser Beziehung ist ein Brief an Ruge, der zuerst in der von Nerrlich herausgegebenen Sammlung abgedruckt worden ist[1]):

Sie sind mein Freund nicht, Sie haben mir im Gegentheil oft weh und unrecht gethan, was mich von Ihnen mehr als von vielen Anderen verwunderte und verletzte[2]). Und doch nehme ich keinen Anstand, Ihnen beiliegendes Gedicht zu schicken, mit der Bitte um beliebige Veröffentlichung durch ein Leipziger oder Berliner Blatt, deren ich keines mehr zur Disposition habe.

Ich unterschreibe das Gedicht nicht, weil in solchem Falle alles auf Wirkung ankommt und, meiner Ansicht nach, mein Name diese nicht fördern würde. Es ist weder eine bestellte Hofschmeichelei, ausgegangen von officieller Begeisterung, noch eine literärische Speculation, und persönliche Rehabilitation abzweckend. Der Drang, nicht länger müßig und schweigsam zu trauern, wo alle Welt sich rührt, treibt mich aus meiner Vereinsamung hinaus. Die auf lange und genaue Erkenntniß gegründete Ueberzeugung, daß der König von Württemberg — wie er auch bisher der localen Opposition erschienen und von ihr dargestellt worden sein mag — der Einzige ist, den wir an der Spitze der Bewegung und des deutschen Bundes brauchen können, diese Ueberzeugung und der Wunsch, umhertastenden Sympathien ein festes Ziel zu geben, haben mich zu dem Gedichte getrieben.

Gefällt es Ihnen und versprechen Sie sich Eindruck davon, so sorgen Sie in Ost und Nord für dessen Verbreitung und Wirkung, auf diejenige Art, welche Ihnen als Journalist und Parteichef die rechte scheint. Ich habe es, natürlich auch anonym, an ein hiesiges und an ein Frankfurter Localblatt geschickt, damit es gleichzeitig an mehreren Enden erscheint.

Mit freundlichem Gruße, der Ihrige, quand-même,

Stuttgart, 18. März 48. Fr. Dingelstedt.

Daß dies Umhertasten zu keinem Resultate führte, braucht nicht gesagt zu werden. Wenige Monate später schrieb Dingelstedt an Oetker:

Dein Brief, lieber Fritz, kam an meinem Geburtstage an. Omen accipiens, legte ich ihn zu dem Glase, das du mir, zehn Jahre früher, an einem unvergeßlichen Abend in der Wilhelmshöher Allée geschenkt. Ich beantworte ihn umgehend; sieh daraus, was ich Dir nicht zu sagen brauche.

Fort von hier komme ich nicht; der König, das Haus lassen mich nicht. Es ist der erste Sommer, welchen ich in dem Stuttgarter Dampfkessel verseufze. Der erste und — gefällt's Gott! — der letzte.

---

[1]) Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Zwei Bände. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886. Bd. II, S. 9.

[2]) Bezieht sich unter Anderem auf Ruge's Anzeige von Dingelstedt's „Sechs Jahrhunderte aus Guttenberg's Leben". Hallische Jahrbücher 1840, S. 184.

Gehst Du nach Nauheim, so reiße drei Tage für mich heraus; komm nach Stuttgart. Lockt dich die See, so gieb mir ein Rendez-vous in Mannheim oder Mainz. Nach Frankfurt mag ich nicht.

Sehen möcht' ich, müßt' ich Dich. Ich bin „sick at my heart and utterly disgusted." Vielleicht giebst Du mir das Lächerlichste, was ein Mensch dem anderen geben kann, — einen guten Rath.

Über deine Zeitung und meine Beiträge mündlich. Nur so viel jetzt schon: laß sie nicht fallen!

Was ich „lebe" und „wirke"? Als 1) Hofdiener 2) Abtrünnling und 3) Ausländer bin ich hier mehr als anderwärts in der Welt, jetzt mehr als irgendwann nach allen Seiten „unmöglich". Daß ich meine Pflicht als Bürgerwehrmann erfülle, wird mir schon als Unrecht angeschrieben. Ich muß aus der Sackgasse, in die ich mich verrannt, sobald die Krise vorüber, einen Ausgang finden, und dein gutes Auge hilft mir wohl suchen, bevor das meine allen Schimmer verloren hat.

Auf baldiges Wiedersehen denn! Mit herzlichen Grüßen aus dem Hause

Dein

1. Juli 48. Fr. Dingelstedt.

Je weniger Dingelstedt den gesuchten Stützpunkt auf der einen Seite fand, desto natürlicher war es, daß er, durch das Gesetz der Selbsterhaltung zuerst, und nicht zuletzt durch das der Pflicht bestimmt, sich der anderen fester anschloß. Im November dieses Jahres 1848 schrieb er an Voge

Ist es wahr, was ich höre und lese, daß Du, lieber Vogel, von der „Schnellpost" abtrittst, so wird Dir vielleicht mit der Anerbietung der Übernahme der technischen Redaktion der „Laterne" gedient sein, welche letztere von Neujahr an 2 bis 3mal erscheinen soll. Große Ansprüche würden an Dich nicht gemacht werden, Dir vielmehr neben geringer Arbeit Gelegenheit zu anderweitem Verdienste geboten sein. Wogegen Du freilich auch mit einstweilem geringem Gehalt Dich begnügen und, was sich ohnehin versteht, die von der „Schnellpost" letztlichst verfolgte Richtung nicht auf unser Blatt übertragen dürftest. Deiner baldigen Äußerung entgegensehend, grüßt Dich

Dein treuer Freund

Fr. Dingelstedt.

Die „Laterne" war ein kleines Witzblatt, welchem der Herausgeber selber eine lange Dauer nicht prognosticirte, wie es denn in der That nur vom August 1848 bis März 1849 gelebt hat. Als Vogel, den vielleicht politische Bedenken abhielten, die technische Leitung der „Laterne" zu übernehmen, in die Redaction des „Nürnberger Correspondenten" eingetreten war, schrieb ihm Dingelstedt unter dem 2. December 1848:

Was ich hier Dir bieten könnte und nur bot, weil ich Dich in augenblicklicher Verlegenheit wähnte, ist, gegenüber den Nürnberger Aussichten, keiner Rede werth. 300 fl. Jahrgehalt oder vielmehr 25 fl. monatlich, da nur auf 3 Monate abgehoben wird. Das Blatt ist durchaus ein Geschöpf meiner Laune — ich halte es und lasse es fallen, wie's mir beliebt. Eine Sicherung hat und bietet also seine Dauer nicht. Subvenzion will ich nicht; ich habe mich capricirt, unabhängig zu sein, so weit, daß ich sogar keine Actien auf das Blatt zulassen mag. Ich zahle, mit Hackländer, das Deficit aus meiner Tasche. Wie da unsere „Fonds" aussehen, kannst Du dir einbilden. Vielleicht geht die Geschichte schon im März wieder zu Ende. Frucht ist ja so keine davon zu erwarten; die Partei, der das Blatt zu dienen strebt, scheint à tout prix untergehen zu wollen. Schlimm genug, daß ich auf Einem Schiffe mit ihr dahintreibe, durch die Ehre gehalten. Warum Dich noch herüberziehen?

Und in einem Schreiben vom 17. December, in welchem er es ablehnt, dem Freund Empfehlungen an den Eigenthümer des Nürnberger Blattes mitzugeben oder ihm Beiträge für dasselbe in Aussicht zu stellen, heißt es: „Geniere Dich

auch in journalistischer Hinsicht nicht: ich bin es gewöhnt, im größten Theil der Presse Gegner zu haben, und meine Freunde sollen sich meinethalben nicht compromittiren."

Auf dem ersten Blatt des Tagebuchs von 1848 findet sich ein kurzer Eintrag, in welchem Dingelstedt gleichsam das Resumé des Jahres zieht und in der That eine Kritik seines Lebens gibt, erbarmungsloser als irgend einer seiner Gegner sie hätte formuliren können:

„Trop tard!" Devise für 1848, für mich.

1841. Ich verlasse Hessen; vierzehn Tage darauf fällt der Minister, dessen System mich vertrieben hatte.

Ich schreibe ein radicales Buch, den „Nachtwächter"; gleich darauf tritt die Reakzion ein.

1844. Ich heurathe eine große Künstlerin; sie muß auf ihre Größe verzichten.

Das Schicksal wirft mich an einen Hof; bald darauf bricht eine Bewegung aus, die alle Höfe „unmöglich" macht.

1847. Jenny kehrt zur Kunst zurück, ich knüpfe literarisch aufs Neue an; Tags darauf Revoluzion, die Künste werden pensionirt.

Ich bekomme ein Vermögen; da ich's kaum genossen — Staatsbankerott, die Kinder — Bettler!

So düster, so verzweifelt war seine Lage wohl nicht; aber richtig ist, daß der Sturm, den er kaum durch sein Schweigen beschwichtigt, aufs Neue sich erhob, als er wieder zu reden begann.

Vornehmlich war es das „Geschöpf seiner Laune", die „Laterne", welche Dingelstedt in den Ruf gebracht hat, anti-liberal zu sein, wiewohl die aus der Zeitschrift in seine Sammlung „Nacht und Morgen" übergegangenen Epigramme, „Fresken in der Paulskirche", höchstens beweisen, daß er anti-demokratisch war. Laube hatte seinerzeit „in einem ungezogenen Briefe, auf den ich nur mit Schweigen und Bruch antwortete", wie Dingelstedt an Kolb schrieb[1]), ihm die Auslassung des „Nachtwächters" aus seinen Gedichten vorgeworfen; wie grundlos und ungerecht die Beschuldigung war, geht aus der neuen Sammlung hervor, welche sich in allen Stücken, in ihrem Titel „Nacht und Morgen", in den Capitelüberschriften „Letzte Nachtwachen", „Tagesanbruch" als Fortsetzung der alten Nachtwächterlieder ankündigt, und in welcher sogar der „Nachtwächter als Hofpoet" sich selber persiflirt. Wohl kommen, was wir übrigens bei „zweiten Theilen" gewohnt sind, die neuen Lieder den alten an Kraft und Ursprünglichkeit nicht gleich, wie denn in der That es auch leichter und lohnender war, auf die Verhältnisse vom Anfang als auf die vom Ende der vierziger Jahre eine Satyre zu schreiben. Aber wenn nichts Anderes, so würde doch das einleitende Gedicht des Bandes dafür zeugen, daß Dingelstedt den Jugendidealen nicht untreu geworden:

— — — — — — — — —

Ja doch: Das Licht! — In blut'ger Röthe
Von allen Bergen kam's empor,
Statt von friedsamer Hirtenflöte
Empfangen vom Drommeten-Chor;
Am Himmel stand er, hell und glänzend,

[1]) Karpeles im Feuilleton der „Neuen Freien Presse", 30. Juni 1886.

Der Tag, den wir noch fern geglaubt,
Mit frischer Rosen Zier bekränzend
Das thaugesalbte Siegerhaupt.
— — — — —
Der Staat hat seine Form zerbrochen;
Wann brichst du deine freie Kunst?
Verlaß, in die du dich verkrochen,
Die Stubenluft, den Nebeldunst;
Dein zu Besitz und zu Gestaltung
Harrt reicher Stoff und gold'ner Ruhm:
Drum auf in freudiger Entfaltung,
Du neugebor'nes Dichterthum!

Uns freilich, fährt der nun schon zu den Alten sich zählende Poet wehmüthig fort, uns, die wir Euch Glücklichen vorangegangen, fiel ein minder süßes Loos:

Im Dunkel euch die Wege bahnen,
Mit unsrem Leib die Brücke bau'n;
Zum Lohne dann und wann ein Ahnen
Und Hoffen — nie erfülltes Schau'n!
— — — — —
Sei's drum! Auch diese Zwielicht-Sendung
Wird endlich nicht verloren sein;
Sie steht am Ziel mit rascher Wendung,
Tritt erst der volle Morgen ein.
Die Stimmen aus der Nacht verklingen,
Sogar die frühe Lerche schweigt,
Wann hoch am Tag auf mächt'gen Schwingen
Der Adler selbst zur Sonne steigt!

Wer will dem Dichter einen Vorwurf daraus machen, daß ihm damals, wie dem ganzen Süddeutschland und so ziemlich allen von Mißtrauen gegen Preußen erfüllten Kleinstaaten, dieser Adler der Doppeladler Oesterreichs war?

Im Februar 1849 schreibt Dingelstedt an Vogel:

In die „österreichische Politik" des Nürnb. Korresp. wirst Du Dich bei näherem Nachdenken gut finden. Auch wir befolgen im Augenblick keine andere. Für Baiern und Württemberg nicht allein, sondern auch für Deutschland ist in Preußen kein Ziel. Das Berlinerthum der Herren Bunsen, Radowitz, Canitz und Consorten, steckte uns gern unbesehens in Sack, schleppte das ganze Deutschland im Tau der englischen Handelspolitik hinter sich her und brächte Verhältnisse und Persönlichkeiten, wie sie in Preußen täglich sich überstürzen, über ganz Deutschland. Das geht nicht.

Hast Du, wie Andeutungen in deinem Schmalkalder Briefe mich schließen lassen, wirklich freundliches Andenken für mich in Hessen gefunden, so unterhalte mir das. Vielleicht wird es seiner Zeit stark genug, um meine Wahl nach Frankfurt dort durchzusetzen? Ich gehe gleich, ja, ich trete, bei einiger Aussicht auf Erfolg, als Bewerber auf. Mein ganzer Sinn steht auf die parlamentarische Carrière. Nicht weil ich eine Rolle auf der Bühne der Paulskirche zu spielen brennte, im Gegentheil, sie kam mir sehr pauvre vor, und ihre Helden, links wie rechts, Vogt wie Vincke, dächte ich mit einer einzigen Rede einzuholen. Aber viel mehr als die Scene reizten mich die Coulissen, die Clubbs, die politischen Salons. Das wäre mein Feld. Ich habe ein paar sehr lehrreiche, anregende und auch hinlänglich fruchtbare Wochen dort zugebracht und gehe, sobald ich kann, wieder hin. Ob Schmalkalden mich zum nächsten Reichstag schicken würde, wenn ich persönlich würbe?

Überleg's Dir, frage an, falls es angeht und gieb Antwort.

Treulichst Dein

21. Febr. 49. Fr. Dingelstedt.

Demnächst heißt es, in einem Briefe an denselben vom 2. Juni 1850:

Verzeih, lieber Vogel, wenn ich Dir Unrecht und weh gethan; Dein Brief und Dein Feuilleton, für welches beides ich Dir danke, herzlich danke, haben mich eines Besseren belehrt. Ich bin so oft in der litterarischen und persönlichen Welt betrogen worden, daß der Zweifel selbst am Nächsten mir zu anderer Natur wird. Eine schlechte Natur freilich, und — Du kennst mich — nicht meine eigene!

Mit Deinem Artikel war und bin ich vollkommen zufrieden; er war klug und fein und hat mich nicht nur für mich, sondern auch für Dich gefreut, als Zeichen Deines „Fortschritts".

Du fragst, warum der politische Theil des Korrespondenten es mit mir verdorben? Er hat, gelegentlich der famosen Thronrede und auch der deutschen Frage, in seiner Münchner VT-Korrespondenz meine Stuttgarter ♂-Korrespondenz in der A. Z. nicht nur bekämpft, — das verstände sich von selbst und wäre mir ganz recht, — sondern sie als „geheime-legationsräthliche" persönlich denuncirt. Das ist perfide Polemik, auf die ich natürlich nicht eingehe, die mir aber das Blatt verleidet.

Auch Du gefällst Dir nicht darin. Ich glaub' es, lieber Junge, aber ich bitte Dich doch, auszuharren. Deine Stellung ist nützlich, wenn sie auch nicht angenehm ist. Du bleibst Allen im Auge, das allein ist viel werth. Vielleicht gehen unsere Wege bald wieder zusammen. Mein König ist 70 Jahre alt; ich kann Ihn nicht verlassen, am wenigsten jetzt, wo so vieles Ihn verläßt, ich halte aber nur aus, so lange Er hält. Hernach — flugs wieder in's Weite. Meine Schiffe sind gebaut, liegen vor Anker, lustig wie ehemals mit der Schreibfeder bewimpelt; so bald ich die Kette zerbreche, — Kette war sie mir längst, wenn gleich goldene, — treib' ich wieder in's Weite. Mein Kiel hat Raum auch für Dich, und Du sollst willkommen sein, wenn Du in eine längst vorbereitete große Zeitungs-Unternehmung mit eintreten willst.

Doch, das sind Luftschlösser für heute und für morgen. Stehen sie fest, so wird's Zeit sein, Dich zum Besuch einzuladen. Einstweilen überwintere ich hier, fleißig und rührig. Dein Rath, zu produziren, wird neben meiner Nothwendigkeit zu kritisiren und zu politisiren, treu befolgt. Ich schreibe, wie in meiner besten und frühesten Zeit, täglich einen halben Druckbogen wenigstens.

Von hier nichts Neues von Belang, weder im Haus, noch draußen. Daß ich die Dramaturgie aufgegeben, weißt Du wohl schon? Ich mußte die Hand frei haben, um schreiben zu können. Doch bin ich in bestem Frieden von Gall[1]) geschieden.

Ich komme den Sommer schwerlich fort, es sei denn der König ginge auf kurze Zeit, wo ich Ihn begleiten müßte. Frau und Kinder sind wohl auf und grüßen freundlichst. Wenn Du wieder einmal reisest, komm zu uns. Mit der Eisenbahn geht das jetzt so rasch. Im September könntest Du hier unsere Feste[2]) mitmachen und schildern.

Mit alter Liebe Dein

Fr. Dingelstedt.

Durch die gewaltsamen Erschütterungen der Revolution von 1848 ward ein Werk unterbrochen, von allen vielleicht dasjenige, welches dem Talent und der Neigung Dingelstedt's am meisten entsprach, und noch als Fragment das interessanteste Stück seines Nachlasses:

SIEBEN JAHRE.

Roman

von

Franz Dingelstedt.

Erster Band.

[1]) Damals Intendant des Stuttgarter Hoftheaters.

[2]) Es sind die Septemberfeste gemeint, von denen bereits weiter oben die Rede gewesen.

So steht es, in seiner schönsten Fracturschrift, auf dem ersten eines Convoluts von Blättern in Hochquart, denen eine Menge von Notizheften und Zetteln aller Art beiliegt, darauf deutend, wie lang und ernsthaft sich Dingelstedt mit dieser Arbeit beschäftigt, welche dennoch nicht über den Anfang hinausgekommen ist. Aber ein Anfang, so vielverheißend, so sprudelnd von Leben, Lust und Liebe, daß man die Blätter nicht ohne schmerzliches Bedauern, weil nicht ohne das bestimmte Gefühl lesen wird, hier seien für den Dichter alle Bedingungen erfüllt gewesen, um Etwas zu schaffen, was in der Reihe seiner Werke den ersten und, als charakteristisches Denkmal der Zeit, in der Literatur einen bleibenden Platz sich gewonnen hätte. Nichts hat Dingelstedt mehr mit dem Herzen und kaum etwas Anderes je mit solcher Freudigkeit geschrieben, als dieß, wo die liebsten Erinnerungen seiner Jugend ihm die Feder führten.

Sie waren, ich weiß nicht ob absichtlich und im Hinblick auf das Werk, wieder aufgefrischt worden durch einen Ausflug nach Hessen, den er im Spätherbst 1846 unternahm, und über welchen sein Tagebuch uns Nachricht gibt.

18. October. Frankfurt. Abends 7 Uhr im Coupé des Eilwagens nach Kassel.

19. October. Marburg im Nebel durchflogen. Halsdorf: Onkel! Alte Scene, sehr öde und ernst.

Halsdorf war sein Geburtsort, die Stätte seiner ersten Kindheit, vor der Uebersiedelung der Familie nach Rinteln. Am Abend ist er in Kassel. Fünf Jahre waren verflossen, seitdem er, ein Flüchtling, die Heimath verlassen, und sieben, seitdem er zum letzten Male durch die Straßen dieser Stadt gegangen, ein armer Gymnasialhülfslehrer, von der Allerhöchsten Ungnade betroffen und in die Verbannung nach Fulda geschickt.

22. October. Bei S. K. Hoheit dem Kurprinzen-Mitregenten.

23. October. Abends Hofball. Vergleiche zwischen jetzt und früher, hier und dort. Souper bis 12.

27. October. Abschiedsaudienz beim Kurprinzen.

Dazwischen Wiedersehen und fröhliches Zusammensein mit den alten Freunden. „Abendgang mit Oetker." „Schöner Herbsttag. Wanderungen durch Alt-Kassel."

Kaum nach Stuttgart zurückgekehrt, und nach Erledigung der nothwendigsten Vorarbeiten, beginnt der Gedanke festere Form anzunehmen.

24. bis 27. Januar (1847). Plane zum Roman, erweitert, hingeworfen.

28. bis 30. Januar. Fortgesetzte Plane für den westfälischen Roman.

11. Februar. „Sieben Jahre".

Darunter mit Rothstift und in Fractur: „Mit Gott angefangen."

Bis Ende 1847 wird wohl das Meiste von dem, was wir haben, geschrieben worden sein; dann, während der nun eintretenden Erschütterungen, stockt das Werk und ruht fast ein Jahr:

24. bis 27. September (1848). Den Roman „Sieben Jahre" wieder aufgenommen, und am 2. Bande gearbeitet.

Aber das Erz, das im Tiegel erkaltet, ließ sich schwer wieder in Fluß bringen, und nach einer abermals halbjährigen Pause heißt es:

24. April (1849). Zwei Kapitel aus dem Westfälischen Roman (für Oetker) geschrieben.

Dies ist die letzte Tagebuchnotiz über die „Sieben Jahre", die nun für immer liegen blieben — ein stiller, lebenslanger Vorwurf für den Dichter, der wohl fühlte, was ihm hier verloren gegangen.

Der Roman sollte ganz in der Heimath spielen — in den oberhessischen Dörfern, die Dingelstedt so wohl kannte; in Schmalkalden, das er mit seinem Schulkameraden Vogel in den Ferien durchwandert; in Hersfeld, welches er von Fulda aus manchmal besucht, wenn er sich mit den dortigen Freunden einen guten Tag machen wollte, und in Kassel, das er bis zuletzt sehr geliebt hat. Es ist nicht schwer, in den Hauptfiguren und einigen Nebenfiguren die Vorbilder wieder zu erkennen, in einzelnen Zügen des abenteuernden Helden selbst den braven Vogel, in dem Geschwisterpaar Valentin und Johanne den Reflex des eigenen Verhältnisses zu seiner Schwester Auguste — „mein frommes, zuversichtliches, starkes Schwesterlein" — und in dem Castellan des alten kurfürstlichen Schlosses, dem Schloßvoigt, den eigenen Vater, den Klostervoigt — „ein Rest der zersprengten, ohne Schwertstreich gelieferten hessischen Armee, wie sie bis zum Jahre Sechs gewesen." Die „Sieben Jahre" waren die Jahre des westfälischen Königreichs, welche der alte Herr selber durchlebt hatte und deren Reminiscenzen durch ihn dem Sohne gleichsam unmittelbar und persönlich überliefert worden waren. „Ja, da stand sie leibhaftig, die gute, alte Zeit: von der drei Finger breiten Halsbinde aus Buchbinderpappe mit schwarzem Perkan überzogen, oben herausschauend ein schmaler, weißer Streif, ebenso ängstlich nach Linien, als der Zopf nach Zollen gemessen am spanischen Rohr des Capitains oder Feldwebels, bis hinab zu den schwarzen Gamaschen aus grobem Commißtuche, deren Knöpfe systematisch gezählt, angesetzt, offen gelassen oder eingereiht waren. Es fehlte nichts als die Uniform, welche der Greis vor neun Monaten ausgezogen hatte, da es hieß, sein Kurfürst sei außer Landes gegangen, ohne das Schloß und den Garten, wo er oft und gern verweilt, noch einmal zu sehen, und er werde niemals wiederkommen; dafür säßen die Franzosen bereits in Kassel, und eines schönen Morgens könne der neue König bei ihm anpochen und ihn französisch anfahren, um ihn hernach zum Teufel zu jagen, weil er ein alter Hund sei, und nicht Französisch verstehe." —

Mit der Erinnerung an den Vater belebt sich auch die wieder an das Dörflein in Oberhessen, welches Dingelstedt eben noch, auf seiner Herbstreise, gesehen. Aber ein freundlicheres Bild als im Tagebuch entrollt uns der Dichter im Roman:

Es ist noch nicht so lange her, daß jede ordentliche Landstraße im lieben deutschen Vaterlande als würdiges Kunstziel es sich vorgesteckt hatte, jede in ihrer Richtung möglicher Weise erreichbare Anhöhe, nebst entsprechender Vertiefung, unterwegs aufzusuchen und nebenbei, in menschenfreundlicher Uebung des Grundsatzes: Leben und leben lassen, alle Oerter und Oertchen, Weiler und Wirthshäuser, Meilen weit in der Runde, gleich Perlen an einer Schnur, an ihrer malerischen Windung in bunter Wechselfolge einladend aufzureihen. Das war die gute alte Zeit, da die Welt von Eisenbahnen so wenig wußte wie von Vereinen gegen Thierquälerei: das liebe Vieh rackerte sich auf den steilen, staubigen Steigungen des Weges ehrlich ab, und der Mensch ging pommadig zu Fuße nebenher, weil es ihn noch nicht, wie heute, eher anzukommen, als abzureisen drängte. Die gesegnete Postschnecke — „Déhlischankse" auf althessisch — brauchte damals auf der Strecke zwischen Kassel und Frankfurt drei volle Tage und drei volle Nächte, und dreimal bloß umgeworfen, auf dem Bilbeler Berg, am Steinweg zu Marburg, und bei Melsungen, das galt für eine ausnehmend glückliche Fahrt. Da konnte Einer noch mit Fug und Recht ausrufen: „O welche Luft gewährt das Reisen!"

Auf dieser großen, sehr belebten Heerstraße von Frankfurt nach Kassel liegt, zwei Meilen von Marburg, der Mitte, entfernt, ein Oertlein mit Namen Halsdorf, oder Holzdorf, wie andere Leute sprechen und schreiben. Wir wollen über den richtigeren Namen nicht streiten, wie über Grätz und Gratz die Gelehrten thun; es würde nicht der Mühe lohnen um so ein dunkles, schlichtes Dorf. In der Zeit, worin wir es mit dem geneigten Leser besuchen, war wenigstens noch etwas Lustiges und Lebendiges in diesem Dorf: die Post wechselte Pferde drin. Später wurde, einer halsbrechenden Höhe mitten in Halsdorf zu Liebe, Straße und Station verlegt. Diese ist zu Josbach, jene macht einen stolzen Bogen um den niederen Kirchthurm und das Wäldchen von Halsdorf. Die Perle, von der Schnur abgefallen, liegt abseits verloren im Sande: ein Gleichniß, schier zu kostbar für den bescheidenen, stillen Flecken.

Das letztere, still, war er freilich nicht, vielmehr das gerade Gegentheil, als der letzte Sonntag im Mai des Jahres 1809 mit tiefer Himmelsbläue und hellen Nachmittagsstrahlen über seinen Hütten lag. Ein Sonntag in einem oberhessischen Dorf, in jener fruchtbaren Gegend zwischen Lahn und Schwalm, ist sonst, — und die Zeit wird darin wenig verändert haben oder verändern, — ein rechtes Bild des Friedens und der Behäbigkeit, das bloß im Herbste, um die Kirmeß herum, lautere und bewegtere Staffage anzunehmen pflegt. An gewöhnlichen Sonntagen sieht das Auge weit und breit nichts als je nach der Jahreszeit grüne, gelbe, weiße, braune Felder; Wiesenstreifen, Baumgruppen, Stroh- und Ziegeldächer dazwischen; einen Bach mit einem Steg; einen Kirchthurm und darauf der durch Wind und Wetter schiefgewordene Hahn oder ein sorgsam gehegtes Storchennest; ein sanfter Hügelzug umschlingt das Ganze. Die jungen Burschen, mit ihren blendendweißen Kitteln und den rothgestreiften Mützen, deren Quaste bis zur Schulter herabfällt, gar stattlich anzusehen, gehen in der Nähe des Dorfes spazieren, Jeder sein Mädchen an der Hand schwenkend, alle diese ebenfalls aufs Beste herausgeputzt, mit wallenden, breiten, bunten Bändern an der Haube und an den kurzen, kaum das Knie erreichenden Röcken. Sämmtliche Kinder der Gemeinde, — struppige Blondköpfe in wimmelnder Vielzahl, — spielen um die Linde herum, schaukeln sich auf einem gefälligen Balken des nahen Bauplatzes oder schneiden Pfeifen aus den Weidenbäumen am Wasser. Die Alten sitzen daheim im Wirthshaus, die kurze Pfeife, Stummel geheißen, fest zwischen den letzten Zähnen, das spitze Branntweinglas vor sich auf dem fliegenschwarzen Tische. Dann und wann ein scharfstimmiger Gesang, welcher über die Wogen des Kornes und in den stillen Abend hinzieht, der heisere Schlag der Dorfuhr, oder ein Posthornton, bei dem die kleinen, bleigefaßten Fenster rechts und links an der Heerstraße sich emporschieben und neugierige, grüßende Gesichter dem durcheilenden Wandersmann nachstarren.

Nicht minder anmuthig geschildert ist der erste Blick auf Kassel, von der Gegend der „jedem Kasseler Kinde bekannten Knallhütte: kein schöner Name, aber eine desto schönere Stelle". Dann heißt es weiter:

Das Fuldathal innerhalb seiner sanft angezogenen und verschlungenen Hügelketten breitet sich zu Füßen aus wie ein von Künstlerhand gebautes und bis ins Kleinste ausgearbeitetes Rundgemälde. Links streicht in dunklem Nadel- und Laubholz der Habichtswald. Auf einem Vorsprunge desselben winken aus vollem Grün hernieder die weißen Mauern, die schlanken Säulen, die majestätischen Zinnen der Wilhelmshöhe, ehemals Weißenstein und einstmals Napoleonshöhe getauft. Ueber ihnen erhebt sich, — eine der kühnsten Dichtungen in Stein, ein wahres Waldmärchen, — der Wunderbau der Kaskaden, das Riesenschloß, die Pyramide, die Herkulessäule darauf, eines auf dem anderen emporgethürmt zu einer meilenweit sichtbaren, den Rücken des Höhenzuges keck durchschneidenden und überbietenden Spitze. Rechts senken sich mildere Hügel in weicherer Färbung als das dunkle Gegenüber zu den Ufern des aus weißen Steinbrüchen in das grüne Thal hinunterwandelnden Flusses.

Die Stadt liegt malerisch im Mittelgrunde des Bildes, umfaßt und überragt von allen Seiten durch sanft ansteigende und in einander übergehende Höhen. Die hellen Linien ihrer Hauptstraßen, einzelne hervorragende Pracht- und Ziergebäude, Kuppeln und Thürme, ein buntes Gewirr von Giebeln, durch die Schlangenwindungen des Wassers getrennt und vereinigt zugleich, heben sich auf der unvergleichlichen Farbenmasse der Au überraschend ab. Wenn Herbst oder Frühling die Natur stimmen, dann steigt in diesen Höhen und Gärten eine farbige Tonleiter auf und nieder, wie sie so leicht nicht wieder in der Welt vorkommt, von dem düsteren Schwarz

des Nadelholzes an bis zum frischen Saftgrün des ersten Buchenlaubes und zum Silbergrau der Weide und Birke. Dazu laufen, wie unzählige Strahlen, eine Menge Alleen, bald von der plötzlich aufschießenden Pappel gebildet und bald von der gefälligen, dunklen Wölbung der Linde, von allen Seiten auf die Stadt, wie auf ihre Sonne zu, und in heiterem Kranze umgeben sie zahllose Gärten mit Land- und Lusthäusern, ragende Schlösser, nach allen Seiten zerstreute Dörfer, gleichsam die äußersten, verlorenen Wellenschläge des bewegten Mittelpunktes. Es ist ein Bild, das in seinen künstlerischen Einzelheiten, in Zusammenstellung und Anordnung jedes andere aus unserer reichen deutschen Schule neben sich leiden kann, wenn schon die Natur nicht ihre eigentlichen Größen und ersten Kräfte, Hochgebirge, See oder Strom, dazu hergeliehen hat.

Es ist Dingelstedt in seinen jungen Jahren gegangen wie uns Anderen all' in jener stillen, glücklich beschränkten Zeit, da wir unser kleines Hessen so sehr und ausschließlich liebten, daß wir vor seinen Grenzsteinen mit dem goldnen Löwen und den weiß-rothen Schlagbäumen standen mit dem Gefühl der Abneigung gegen und der Geringschätzung für Alles, was jenseits derselben lag. Kassel war uns der Inbegriff aller Herrlichkeit; und da es für die meisten von uns hessischen Gymnasiasten damals weit ab lag und erst erreichbar ward mit der in gleich goldner Ferne winkenden Studentenzeit, so umwob es die kindliche Phantasie mit einem doppelten Zauber. „Du weißt ja," läßt Dingelstedt seinen Helden im Roman der Schwester sagen, „mit welcher Ungeduld ich immer auf dieses Ziel hingetrieben habe: Kassel. Seit Jahr und Tag träum' ich nur von Kassel. Weil ich es von Jugend auf als das Größte in meinem kleinen Leben habe nennen hören, als Hauptstadt unseres Ländchens, bin ich gewöhnt worden, es selbst so anzusehen und mir ein Bild davon zu machen."

Heut' ist Kassel eine Stadt, doppelt so groß und mit noch einmal so viel Einwohnern als vor vierzig Jahren; aber es ist uns fremd geworden, und ich zweifle, daß einem hessischen Jüngling „das Herz befangener als sonst und in verdoppelten Schlägen an die Brust klopft," wenn er es zum erstenmal erblickt. Aber es war anders, als es noch uns, uns allein gehörte und das, was ihm an materieller Entwicklung gebrach, durch den traulichen Reiz seiner Erscheinung und die Stärke unseres Heimathsgefühls ersetzt ward. In dieses Kassel führt Dingelstedt das geschwisterliche Paar seines Romans:

Der Weg durch die Oberneustadt, den sie einschlugen, war ganz geeignet, wie er es noch ist, diesen Eindruck einer großen Stadt zu verstärken. Unmittelbar an die letzte steile Ansteigung der Landstraße stößt ohne Vorstadt und Uebergang die hohe Doppelreihe der Frankfurter Straße, deren eine Seite zur Hälfte von einem einzigen Palast, dem Bellevue-Palais, eingenommen ist. Perspektivisch eröffnet sich dann, mit jedem Schritte weiter und herrlicher aufgethan, der Blick auf den Friedrichsplatz. Das Standbild des großen Landgrafen und sein Museum schimmern marmorweiß in blendenden Farben und ungeheueren Massen, — Säulen, Treppen, Bogen, Fenstern, — mit fast gespenstischer Pracht und Größe durch die Dämmerung, die auf der weiten Fläche lagert, indessen von der offenen Seite her das Waldgeräusch der nahen Au und der Gebirgsathem des fern herüberragenden Meißner in das Herz der Stadt getragen werden. Rund um den Platz, den Valentin und seine Schwester noch mit grünem Rasen bedeckt kennen lernten, von Fußwegen kreuz und quer durchschnitten, schlingt sich ein stattlicher Kranz von Bäumen und Gebäuden, während am oberen Saume die schönste Straße der Stadt, ihre eigentliche Lebensader, die Königsstraße, in lebendiger Bewegung vorüberstreicht. Durch sie hängt mit dem Rechtecke des Friedrichsplatzes das regelmäßige Rund des Königsplatzes zusammen, unter welchem das wimmelnde Durcheinander der Altstädter-Gassen seinen Anfang nimmt.

Aus der folgenden Selbstschilderung des Helden — eine vornehme Dame des Jerôme'schen Hofes hat ihn in Audienz empfangen — wird der Leser ohne

Mühe schließen können auf das Original, nach welchem Dingelstedt gezeichnet, oder sagen wir gleich: porträtirt hat.

Mit dem Frühjahr 1802 bezog ich die Universität. Ich hatte nach damals bestehenden Vorschriften bei der Regierung um Erlaubniß, mich dem Studium der Rechte widmen zu dürfen, angesucht. Die Erlaubniß kam, aber sie lautete auf — Gottesgelahrtheit; ein Fall, der, so unglaublich er klingen mag, sich doch mehrere Male zugetragen. So warf mich äußerer Zwang, dem ich mich nicht zu entziehen im Stande war, in einen, meinen Neigungen wildfremden, widersprechenden Beruf. Ich besuchte theologische Vorlesungen, daneben jedoch hörte ich auch, gleichsam verstohlen, die besten Rechtslehrer und lief sogar in medicinische Collegien . . . . Es brannte in mir ein unlöschbarer Durst, ein nagender Heißhunger nach Kenntnissen in allen Fächern nützlicher Wissenschaft.

Da mir jeder andere Weg verschlossen war um emporzukommen, sollte mir eine umfassende Bildung, für jede mögliche Wendung meines Schicksals gerecht, das erobern, was Anderen eine große That, oder Geld, oder Geburt erringen, eine Stellung in der Welt, ein Feld für die in mir gährende Kraft, für den wilden Ehrgeiz und Thatendrang, der mein Inneres wie unterirdisches Feuer aushöhlte und verzehrte.

Es war eine unruhige Zeit damals und ist es heute noch, deren Morgenröthe mit dem Aufglühen jugendlicher Leidenschaften und Bestrebungen überall zündend zusammenfällt. Allenthalben löst sich die alte, hundertjährige Ordnung der Dinge auf, Einrichtungen, die für ewig galten, stürzen über Nacht in Trümmer, und ein neues Geschlecht, neue Sitten und Verhältnisse schwingen sich mit kräftigem Lebenstriebe empor. Frankreichs ungeheuere Wiedergeburt sahen wir Knaben und Jünglinge aus der Ferne mit an, athemlos vor Entsetzen, Bewunderung, Freude, Hoffnung; kein Zug des großen Bildes ging uns verloren, wie man auch bemüht war, es vor unseren lodernden Blicken zu verhüllen, zu entstellen. Die deutschen Hochschulen, immerdar der Heerd, wohin bei uns die ersten Funken jeder Bewegung im Reiche der Geister fallen, wo sie zuerst zünden, fingen auch die von Westen wehende Flamme am frühesten auf. Es bildeten sich Parteien im Herzen Deutschlands unter seiner Jugend, welche den Parteien Frankreichs an Gluth und Entschiedenheit der Ueberzeugung nichts nachgaben. Während unsere Fürsten gegen den jungen Freistaat zagsam und zögernd rüsteten, kämpften die Sympathieen des Volkes schon lange unter seinen Fahnen, mit seinen Helden und Heeren. Es war die Sache aller Unterdrückten, so schien es uns, die dort geschlagen und gewonnen wurde. Die französische Sprache, bisher nur heimisch im geschlossenen Kreise der Vornehmen, der Begünstigten, stieg herab auf den Markt, unter die lauschenden Massen, zu der Beifall klatschenden Jugend. Ich umfaßte sie, wie man eine Geliebte umfaßt; ein alter, nach Marburg verschlagener Haarkräusler ward mein lebendiger Meister darin, die Reden Mirabeau's und Robespierre's meine Sprachlehre. Es war, als ob mir eine Ahnung gesagt hätte: Gehe ihr entgegen, dieser Sprache, welche ihre große Botschaftsreise um die Welt antritt; hole sie ein auf der Grenze Deiner stillen Heimath, begleite ihren siegreichen Einzug!

So schwanden mir drei Jahre, kurz wie ein Traum und doch ihrem Inhalte nach unbegreiflich reich, die Jahre zwei bis fünf, in denen äußerlich ein großes, welterschütterndes und umgestaltendes Ereigniß das andere jagte, während ich durch unermüdliche Arbeit Tag und Nacht in dem abgeschiedenen Erdenwinkel unserer Hochschule innerlich ebenso mich auszudehnen, ebenso zu erobern und zu gewinnen trachtete, wie ich es draußen geschehen und gelingen sah. Es erscheint mir beim Rückblick auf jene drei Jahre das Werk eines Riesen, das ich vollbracht: neben dem freien Dienste der Wissenschaft, die Frohnarbeit um das tägliche Brot, das ich mir selbst gewinnen mußte, als Lehrer oder als Abschreiber; neben meinen Lieblingsbeschäftigungen und den Studien nach eigener Wahl noch die aufgedrungene, gewaltsam zum Ende zu schleppende, fremde Aufgabe. Wahrlich, im deutschen Studenten liegt eine unglaubliche Kraft und Zähigkeit verborgen, wenn sie sich auch bisher immer hat abschließen und bewegen müssen in dem Kreislauf einer inneren Welt, den ein Fremder so selten zu begreifen vermag. Der deutsche Geist hat keine eigenthümlichere Pflanzstätte und zugleich keine höhere Schöpfung, als seine Hochschulen. Andere Völker taufen die Neugeburt ihrer Ideen in Feuer und Blut; wir säugen sie mit der Milch unserer Wissenschaften groß, und wenn sie darum weniger wild und gebietend in die Welt treten, so sind sie doch ebenso stark und lebensfähig, wachsen ebenso gedeihlich empor wie jene!

Und nun, aus dem fruchtbaren Zirkel meiner Arbeiten, aus dieser schönen Freiheit und Selbstbestimmung auf einmal wieder in die dumpfe Stickluft meines Vaterhauses, die Stirn des Denkers ins Joch, das Flügelpferd an die schmale Krippe des Stiers und vor den schweren Pflug täglicher Dienstbarkeit! Aber was half es? Meine drei Jahre waren dahin; ich ging. Eine Anstellung gab es nicht gleich, selbst wenn ich sie gesucht. Nun galt es, am Teiche Bethesda liegen und harren, bis das Wasser sich bewegte, andere, die auch harrten, und wer weiß wie lange und wie schmerzlich, auf die Seite stoßen und den rechten Augenblick, den rechten Platz erspähen. Wie gähnte sie mich an, die trostlose Aussicht auf eine Dorfpfarrei: lebendig begraben, ehe ich gelebt; mit zweiundzwanzig Jahren ein Greis! Lehrsätze fortpflanzen, an die ich das Messer des Zweifels hatte setzen lernen, und Täuschungen überliefern, die vor meiner eigenen Wissenschaft längst zerrissen!

Valentin ist, im Grunde seines Herzens, Dingelstedt selber — Dingelstedt, der Sohn des Feldwebels, zurückversetzt in jene Zeit, in welcher ein Corporal Kaiser und seine Brüder Könige geworden, in welcher es lange keinen anderen Adelsbrief gab, als Glück und Talent. So sehr identificirt sich, Leib und Seele, der Dichter mit seinem Helden, daß er überall nur Selbsterlebtes, Selbstgeschautes, Selbstgehörtes zu berichten scheint. Es ist der Tag, der 7. Dezember 1807, an welchem König Jerôme und seine Gemahlin ihren Einzug halten in Kassel:

Die blasse Sonne stand beinahe in ihrem Zenith, als fünfzig Kanonenschüsse, das Geschmetter von vier und zwanzig Posthörnern, einfallendes Geläut von allen Thürmen, Trommelwirbel, Trompetenstöße, verwirrte Kommandorufe, dröhnende Hufschläge und die unaufhaltsam heranbrausende Fluth der Menschenwoge das Nahen des Zuges verkündete. Valentin berichtete dazu aus dem Programm: Jetzt ist er am Thore, — jetzt kriegt er vom Bürgermeister die Schlüssel der Stadt, — jetzt hält er unter dem Triumphbogen, — jetzt überreicht ihm der Oberschultheiß ein Gedicht .... hier entfiel ihm der Zettel. Fünfzig Lanciers mit flatternden Fähnlein, auf schweißtriefenden Rossen, — dann zwei Sechsspänner, darin die provisorischen Minister, — „Der Jollivet hat Spatgebä'", kreischt eine Druselstimme, — dann die Schützengarde, — dann endlose Vivats, geschwenkte Tücher, auffliegende Hüte und Mützen, — Präsentirt's G'wehr, Présentez les armes, — die Fahnen senken sich, das Spiel wird gerührt — —

Der König!

Die Königin!

Ein mit Vergoldung und Zierrath überladener Prachtwagen, mit acht Pferden bespannt, drum herum und dicht dahinter zahllose Generaladjutanten und Oberhofchargen, starrend von kriegerischem Schmucke und adeliger Pracht, die rothen Uniformen der Nobelgarde, und dann in endlosem Zuge die berittenen Kasseler Bürger, eine Reihe sechsspänniger Hofwagen mit den Damen der Königin, Lanzenreiter und — „Volk."

Das Volk, wie überall, sogar auf allen Komödienzetteln, hübsch zuletzt!

Aber der König? Aber die Königin? — Durch das Spalier von Kriegern und Bürgern, durch die kaum handbreiten, obendrein hinaufgezogenen Glasfenster der Staatskarosse, durch den raschen Schritt, worin sie dahinrauschte, blieb die irdische Majestät auch hier, auch jetzt noch dem gewöhnlichen Staube, so gut wie unsichtbar. Im Fluge gesehen und verschwunden: Ein feines, kleines Profil, ein glattes, glänzend schwarzes Haar, ein weißer Handschuh nebst gesticktem Uniformaufschlag, der nach Links und nach Rechts winkte, — das war der König. Ein frisches, rosiges Gesicht, eine hochblonde Locke und ebenfalls ein weißer Handschuh, ebenfalls nach allen Seiten grüßend, kaum kleiner, als der erste, andere, — das war die Königin.

Als Dingelstedt dies schrieb, war er bereits „hoffähig"; aber er konnte sich wohl der Zeit erinnern, da er es so wenig war, wie sein Valentin jetzt, und mit leichter Ironie ruft er das Recht an, „welches die freie Kunst uns verleiht", um sein im Domino maskirtes Ebenbild auf eine jener Königlichen Redouten zu führen, welche die Höhe des Jerôme'schen Regiments bezeichneten, ebenso be-

rühmt wegen ihrer fabelhaften Pracht, wie wegen ihrer zügellosen Freiheit. Als Jemand flüsternd von der Anwesenheit der Königin sprach, rief der König laut und ärgerlich: „La reine! Qui parle donc de la reine! Je ne connais pas de reine ici!“ Es war ein rauschender Festzug, ein Bacchanal, scheinbar ohne Ende. „Morgen wieder luschtick!“ sagte der König; und „treten wir ein!“ sagt der Dichter — dem es ja selber wie ein Zauber vorkommen mußte, daß er jüngst durch diese nämlichen Räume gewandelt, in Württembergischer Hofuniform, ein Gast des Kurprinzen und Mitregenten:

Es ist Dienstag, die neunte Abendstunde des 14. Februar 1809. Treten wir ein, kraft dem Rechte, welches die freie Kunst uns verleiht, obgleich sie nicht „hoffähig“ macht. Treten wir ein in den goldenen Saal, dessen stolz geschwungene Wölbung und weißgypsernes Laubwerk von den majestätischen Weisen der ersten Polonaise bald widerhallen wird, dessen reiche Vergoldung in hundert Spiegeln bei dem Schein von tausend und abertausend Kerzen flammend sich wiederholt, dessen ganze Länge, 150 Fuß, dessen ganze Breite, 40 Fuß, von einem Gewirr der malerischesten Trachten, von einem Geschwirre der süßesten Stimmen belebt ist. Treten wir ein! — — — — — —

Selbst unter der Verkleidung können wir aus ihrer Mitte das deutsche Blut und das fremde scheiden. Sie ragen hervor und gewinnen den Preis der Schönheit, die vollen, hohen deutschen Gestalten, die Töchter altadeliger Geschlechter aus Preußen, Hannover, Hessen, Braunschweig, die Scheele, die Hardenberg, die Oberg, die Löwenstein, die Truchseß: berühmte Sterne der germanischen Heraldik, welche es nicht verschmähten, um den korsischen Kometen ihre feiernde Bahn zu ziehen und den Liebeshof dieses neuen provençalischen Fabelkönigs zu schmücken. Neben ihnen das kleine, zarte, schwarzäugige, bewegliche Franzosenthum: Madame Boucheporn, das einzige Kind eines Präfekten im fränkischen Kaiserreich, in Kassel die Gattin des Präfekten des königlichen Palastes, — Madame Simeon, des Ministers Schwiegertochter, eine kernige Pariserin, bis zur Derbheit natürlich, voll gaukelnder Lebendigkeit, — Madame du Coudras, ein halbes Kind noch, kaum der heimathlichen Pension entnommen und in eine westphälische Gräfin Bernterode umgetauft. Um Kopfeslänge ragt über sie hervor Bianca La Flêche, die Italiänerin, anzuschauen wie eine wandelnde Marmorstatue aus dem Vatikan. Und damit kein Stamm, kein Völkername, kein Erdtheil fast fehle in diesem Kongreß der Schönheiten, geht dort auch eine Amerikanerin umher, Madame Rewbel, die Schwiegertochter des berühmten pariser Konventsmannes, — für König Jerôme eine nicht immer willkommene Mahnung an ihre Freundin, seine geschiedene Frau, Miß Patterson.

Wir begreifen, welche Fascination diese Welt, kommend wie ein Märchen und gehend wie ein Spuk, für den Dichter haben mußte, als sie zuerst aus ihren Trümmern ihm entgegentrat, von der nüchternen Helle des Tages nur nothdürftig verhüllt. Für Dingelstedt war dieses Kassel, damals noch voll von lebendigen Zeugnissen und Zeugen der westphälischen Zeit, gleichsam der Schein einer Wirklichkeit, aus welcher diese hervortauchte, wie sie war, wenn sein Dichterwort sie beschwor:

Schlafen rings in dumpfer Stille sonder Licht und Widerhall
Jene hohen Häuserreihen und darin die Menschen all',
Dann betret' ich euch, ihr Steine, deren Herz Natur belebt,
Daß ihr meiner späten Stimme die vermißte Antwort gebt[1]).

Frühe schon hatte der General von Bardeleben seinen jungen Freund ob dessen unnatürlicher Vorliebe für das Königreich Jerôme's, dieses Reich der Fäulniß und der Schmach und Schande für jedes deutsch fühlende Herz getadelt.

[1]) Spaziergänge eines Kasseler Poeten: Auf dem Königsplatz. — Sämmtliche Werke, Bd. VII, S. 125.

Aber der wackere Mann wird sich gefreut haben, als er im Frühling 1849 die ersten, in Kassel selbst publicirten Proben des neuen Romanes von Dingelstedt las. Denn in dieser großartig geplanten Darstellung der sieben Jahre sollte es endlich zum Austrag kommen zwischen dem Dichter und dem Patrioten, und kein Zweifel, daß der Patriot den Sieg davongetragen haben würde. Denn wenn es freilich heut' auch dem ernstesten Bemühen nicht mehr gelingen wird, die durcheinanderlaufenden Fäden des Entwurfs hinlänglich zu entwirren, um der romanhaften Entwicklung als solcher folgen oder einen bestimmten Verlauf der Handlung angeben zu können: so viel doch steht fest, daß der Dichter seinen Helden aus den mannigfachen Versuchungen und Gefahren, die an den ehrgeizig träumenden und doch idealisch angelegten Jüngling herantreten, aus all' den Liebes- und anderen Händeln, zuletzt geläutert und gestählt, als deutschen Freiheitskämpfer hervorgehen lassen wollte. Der mißglückte Dörnberg'sche Aufstand sollte die Peripetie bilden: schon in dem schimmernden Gewühl des Fastnachtsballes werden sie uns gezeigt, die nicht viel später, am „Aschermittwoch," ihr Blut verspritzt für eine, damals noch hoffnungslose Sache: „ein halb Dutzend Masken etwa, alle in dunkle Dominos gehüllt," und um einen Farotisch versammelt. . . . Es war Jonas, der amerikanische Agent, Oberst von Dörnberg, Emmerich, der alte abenteuernde Parteigänger, und noch ein paar Häupter aus dem uns bekannten Club: ein ganzes Nest voll Verschwörer, die mitten im königlichen Schloß zusammensteckten; kühne Waghälse, welche unter einem scheinbaren Hazardspiele ihr wirkliches Spiel, um den Einsatz einer Krone, verbargen. Man entnimmt den vorhandenen Skizzen, welch' eine Fülle charakteristischer Gestalten dem Auge des Dichters vorschwebte, während die bereits ausgeführten Stücke die Kraft und Farbe der Diction zeigen, mit welcher er sie auszustatten gedachte; und in der That, die heimisch vertrauten Zustände, gesehen unter dem Licht einer abenteuerlichen Romantik — französischer Leichtsinn und französische Grazie dargestellt im Gegensatz und Kampf mit dem starren, beschränkten, aber grundbraven Althessenthum, von welchem ein Vertreter ihm noch im eigenen Vater lebte: es konnte für Dingelstedt kein glücklicheres Thema geben. Das Letzte, was vollendet vorliegt, ist eine ländliche Scene, deren Schauplatz, Halsdorf, wir aus der Schilderung des Dichters schon kennen gelernt haben. Hier sprechen die Bauern untereinander und mit ihrem Postmeister, Metzger mit Namen, gleichzeitig ein geschickter Advocat, der sich „Herr Syndicus" tituliren ließ, in der besten oberhessischen Mundart — durch die offenen Fenster schallt es jubelnd zurück: „Naus met de ladansche Brokke! Naus met de pariser Hungerleeder! Naus met dem kläne Krotze, dem Jeronemus;" [1]) und das Ganze klingt aus mit zwei schönen Liedern, die man heute noch in Hessen singen hören kann; das eine von den Bauernmädchen:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' einen Schatz, und der ist weit.

In ferne Lande mag ich nicht,
Und lange Kleider trag' ich nicht.

[1]) Hinaus mit den lateinischen Brocken! Hinaus mit den Pariser Hungerleidern! Hinaus mit dem kleinen Knirps, dem Hieronymus!

Denn lange Kleider und spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu!

Das andere von den Bauernburschen:

Bruder Hannjoost, weißt Du was:
Trink mit mir aus Einem Glas!

Der Kohrförscht soll lewe,
Der Kohrprinz darnewe

Un alle brafe Offencier:
Kohrhessen seint wir!

Hier bricht das Romanfragment ab; und der Verfasser mochte mit Lust oder Unlust, es fortzuführen, noch kämpfen, als er sich Anfang 1849 auf Oetker's Drängen entschloß, „Drei Kapitel aus Dingelstedt's Roman: Sieben Jahre" im „Unterhaltungsblatt zur Neuen Hessischen Zeitung" zu veröffentlichen. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Begeisterung in Hessen man diese Capitel (Einzug Jerôme's, Maskenball und Dorfscene) aufnahm, und welche Erwartungen man daran knüpfte. Dingelstedt selber leitete die Publication (4. März 1849) durch folgendes Vorwort ein:

Dem Wunsche des befreundeten Herausgebers dieser Blätter Folge leistend, theile ich demselben zu beliebiger Veröffentlichung drei Bruchstücke aus meinem, seit Jahr und Tag angekündigten „westfälischen" Romane mit. Meinetwegen mögen die abgerissenen Blätter für Noah's-tauben genommen werden, ausgesendet, um zu erkunden, ob die großen Wasser hinlänglich sich verlaufen haben, so daß für die Dichtung eine feste Scholle zu grünem Anbau wieder möglich geworden ist. Das Ganze wird deßungeachtet auf seine Erscheinung theilnehmende Freunde immer noch ein Weniges warten lassen. Früher hielt mich von rascher und voller Ausgabe eine vielleicht übertriebene Bedenklichkeit ab; ich wollte das mit Liebe und Fleiß gehegte Werk vieler Jahre einer persönlichen Ungunst und augenblicklichen Verstimmung gegen den Verfasser nicht überantworten. In diesen Zweifeln und so zu sagen mitten in der letzten Arbeitsnacht überraschte mich die Morgenröthe einer großen Revolution: sicher nicht der rechte Hintergrund für ein geschichtliches Gemälde, wie ich es zusammengestellt und ausgeführt habe. Zudem mußte es durch eine wunderliche Fügung des Schicksals, romanhafter als mein Roman, sich begeben, daß eben durch jene Revolution die Gestalten der Napoleoniden, unter ihnen auch mein König Jerôme, auf einmal handelnd und lebendig auf der Weltbühne wieder auftraten, nachdem wir sie als unser gutes Eigenthum für die Dichtkunst vollkommen gewonnen, d. h. für die Wirklichkeit vollkommen beseitigt geglaubt hatten. Weit entfernt, in diesem Umstande eine Förderung meiner künstlerischen Zwecke und Mittel zu erkennen, fühlte ich diese vielmehr in unbequemster Weise gestört und verwirrt; es ist — um im allerneuesten Jargon der politischen Tribüne zu reden — die ganze Tragweite meiner Erfindungen verändert, das so unendlich wichtige und demnach mit größter Gewissenhaftigkeit zu bestimmende Verhältniß zwischen Wahrheit und Dichtung gründlich verrückt worden. So haben im Laufe weniger Jahre nicht nur die allgemeinen Bedingungen der Kunst, nicht nur die großen Weltzustände und Zeitfragen, sondern auch die einzelnen Standpunkte innerhalb und außerhalb meines Romans, die persönlichen Beziehungen des Verfassers zum Publikum und zur Kritik einen dergestalt durchgreifenden Wechsel erlitten, daß ein unbefangenes Urtheil mich der Ziererei und absichtsvollen Zurückhaltung mit demselben nicht beschuldigen wird. Diejenigen Schriftsteller, welche über sich und ihren Beruf zur Klarheit gekommen sind, werden mich verstehen, wenn ich überhaupt eine gewisse, mit jedem Buche wachsende Zagsamkeit und innere Scheu vor dem literärischen Markte offen bekenne. Jene glückliche Naivetät und Sorglosigkeit, womit wir im Flügelkleide vor das Publikum eilen, jungen Mädchen vergleichbar, welche die Stunde des ersten Balles nicht erwarten können, sie weicht, je ernstere Ansprüche wir selbst im Namen der Welt und der Kunst an uns stellen, einer zögernden, mit sich selbst niemals zufriedenen und durch keinen Erfolg gelösten Befangenheit. Ich hoffe nicht,

daß diese dem Leser im Buche selbst fühlbar und lästig sein wird, wie auch ich in den alle Zweifel und alle Mühen überschwänglich lohnenden Stunden des Schaffens sie immer fest und glücklich überwunden habe; aber sie begleitet mich, so oft ich an die letzte Förderung meines Werkes Hand anlegen und der Nichts zurückgebenden Presse es überliefern will. Ja, sie verläßt mich nicht einmal bei diesen ersten Schritten, womit ich einzelne Gestalten und Bilder aus dem Ganzen versuchsweise an das prüfende Tageslicht und seine unbestechliche Beleuchtung hinaustrage. Ist darum zu befürchten, daß dieß Ganze geringer, werthloser und welker sich darstellen werde, als manche frühere, mit beneidenswerthem Leichtsinne hinausgeschleuderte und mit ebenso beneidenswerthem Glück aufgenommene Skizze? Die Hand auf's Herz, ich glaub' es nicht; der Leser entscheide, ebenfalls die Hand auf's Herz. —

Stuttgart, 25. Januar 1849. Fr. Dingelstedt.

Ob Dingelstedt, als er diese Worte schrieb, wirklich noch an die Vollendung geglaubt oder sie auch nur ernstlich beabsichtigt hat? Beabsichtigt, gewiß; geglaubt, eben so gewiß nicht. Der Riß, den auch hier das Jahr 1848 gemacht, war zu tief: wir alle, die Welt, die Menschen und die Dinge waren andre, vorher und nachher, als ob eine Verständigung zwischen Diesseits und Jenseits nicht mehr möglich; und wenn Dingelstedt sagt, daß, romanhafter als der Roman, die Napoleoniden auf der Weltbühne wieder aufgetreten, wer weiß, ob ihn leise nicht zuweilen eine Ahnung beschlichen habe, daß ebenso gut die Kurfürsten wieder „abtreten" könnten? Der Verfassungsconflict in Hessen, zusammen mit der schleswig-holstein'schen Frage, der Ausgangspunkt der deutschen Einheitsbewegung, hatte begonnen. Auf hessischem Boden sollten zum ersten Male, und gleichsam zum Vorpostengefecht vor dem großen Entscheidungskampf, der Süden und der Norden Deutschlands, Oesterreich und Preußen, einander unter den Waffen begegnen. Was in den zornigen oder witzigen Reimen der politischen Dichter bisher nur ein Spiel der Phantasie gewesen, gewann nun, in furchtbarem Aufruhr, wirkliche Gestalt; und ihm, der auf den entlegenen Pfaden seines Romans mit der Sicherheit dahingeschritten war, daß Vergangenes vergangen sei, mochte nun plötzlich zu Muthe werden, wie dem Nachtwandler, der sich angerufen hört. Das Werk blieb liegen; immer noch einmal, bis zu seinen letzten Tagen, in Wien, regte sich bei Dingelstedt der Gedanke, das Abgebrochene weiterzuführen — aber die Stimmung kehrte nicht wieder, und nicht ohne Wehmuth trennen wir uns von einem Torso, auf welchen so viel Arbeit und so viel Liebe — vergeblich! — verwandt worden sind.

Dr. Laurentius Scholz von Rosenau,

ein Arzt und Botaniker der Renaissance[1]).

Von

Ferdinand Cohn (Breslau).

I.

Einen Völkerfrühling, wie ihn das Zeitalter der Renaissance in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts erlebte, hat die Weltgeschichte nur noch einmal gesehen, in jener Epoche, die wir als die Blüthe Griechenlands bezeichnen. Aber damals war es doch nur ein einziges, kleines Volk gewesen, das mit genialer Begabung auf allen Gebieten geistigen Strebens und künstlerischen Schaffens Unvergängliches hervorgebracht hat; und wenn gleich unsere Cultur noch heut an den Früchten zehrt, die in jenem hellenischen Blüthenalter gereift sind, so liegt doch jene Zeit uns so fern, und das antike Leben ist uns so fremd, daß wir nur schwer zu einem vollen Verständniß jener Epoche gelangen. Aber von den Männern der Renaissance fühlen wir, daß sie Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut sind; die Häuser stehen noch, die sie sich erbaut; wir wandeln in den nämlichen Straßen, in denen sie gewohnt; die Interessen, von denen sie bewegt wurden,

---

[1]) Calagius, Andreas (1549—1609) Hortus D. Laur. Scholzii celebratus carmine Wratislaviae apud. Georg. Baumann 1592.

Acidalius, Valens (1567—1595) Janus quadrifrons in hortum Laurentii Scholtzii med. Wratisl. ibid. 1594.

In Laurentii Scholzii med. Wratisl. hortum epigrammata amicorum ibid.

Leges hortenses. — Leges convivales. ibid.

Catalogus arborum fruticum ac plantarum tum indigenarum quum exoticarum horti Scholziani med. Wratisl. ibid.

Goeppert, Heinrich (1800—1884) Ueber die ältere schlesische Pflanzenkunde als Beitrag zur schlesischen Culturgeschichte. Schlesische Provinzialblätter 1832, Bd. 96, S. 108 ff.

Henschel, August Wilhelm (1790—1856) Zur Geschichte der botanischen Gärten und der Botanik überhaupt in Schlesien im 15. und 16. Jahrhundert. Otto und Dietrich's Allgem. Gartenzeitung 1857, S. 171 ff.

Grätzer, Jonas (1806—1889) Lebensbilder hervorragender schlesischer Aerzte aus vier Jahrhunderten. Breslau, 1889.

beherrschen noch unser ganzes modernes Leben. Aber was uns jene Männer besonders sympathisch macht, das ist der Idealismus und der Feuereifer, der sie beseelt; sie sind sich dessen bewußt, daß sie im Dienste der Humanität wirken, daß sie der Menschheit die verloren gegangenen Güter edler Bildung, sittlicher Vervollkommnung, daß sie ihr Gedanken- und Gewissensfreiheit erringen. Der Druck, welcher auf den Völkern des Abendlandes während des Mittelalters, und in den letzten Jahrhunderten schwerer, als je, gelastet hatte, war unerträglich geworden; war es bis dahin gelungen, die Auflehnung, welche freiheitsdurstige Geister von Zeit zu Zeit versucht, durch Folterqualen und Scheiterhaufen niederzudrücken, so ließ sich der grausame Terrorismus nicht länger aufrecht erhalten; nachdem zuerst in Italien unter der Sonne des neuen Frühlings das Eis vielhundertjähriger Erstarrung geschmolzen war, brachen überall in Europa die Keime, bald auch die Blüthen frischen Geisteslebens freudig hervor.

Die wahre Bedeutung der Renaissance beruht in der Rückkehr zur Natur. Die Menschheit hatte sich im Laufe des Mittelalters der Natur völlig entfremdet; im trüben Spiegel finsterer Askese und haarspaltender Scholastik erschien die Natur als ein Zerrbild des himmlischen Paradieses, von bösen Geistern geschaffen, um die Menschen ihrer wahren Heimath zu entfremden und durch Verlockung zur Sinnenlust in Verdammniß zu führen. Mit der Verachtung der Natur ging allmälig auch die Fähigkeit verloren, dieselbe unbefangen zu beobachten — geschweige denn, dieselbe wissenschaftlich zu erforschen. Wer den frevelhaften Versuch machte, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, ward als Zauberer angesehen, der mit dem Teufel im Bunde stand, und war den Henkern der Inquisition verfallen. Nun aber, da man wieder die Augen zu öffnen wagte, erkannte man mit freudiger Ueberraschung, daß die Natur ein harmonisch geordnetes Werk des Schöpfers sei, dessen Größe und Schönheit sich um so herrlicher offenbare, je tiefer man in dieselbe eindringe. So wurde die Renaissance die Wiege der Naturwissenschaft.

Man gibt gewöhnlich an, die Renaissance sei ausgegangen von der Wiederbelebung der antiken Tradition, von der Wiederaufnahme der klassischen Studien in Italien. Wahr ist, daß die Männer, welche die neue Zeit begründeten, der eigenen Kraft mißtrauend, eine Anlehnung und Stütze suchten in der Autorität der alten Griechen und Römer, daß sie darum eifrig die Ueberreste der antiken Kunst aus tausendjährigem Schutt ausgruben, die verschollenen Handschriften aus dem Staube der Klosterbibliotheken hervorsuchten, und voll Begeisterung sich bestrebten, ihre Sprache zu verstehen, ihren Geist zu erfassen. Aber in Wahrheit war doch die Natur die Lehrmeisterin der großen Künstler und Gelehrten der Renaissance. Naturalisten waren die Donatello, die Masaccio, wie alle ihre Nachfolger; aber der nämliche Geist, welcher die italienischen Künstler des Quattrocento und Cinquecento antrieb, von den erstarrten Formeln der Gothik sich loszureißen und die Kunst durch Schöpfen aus dem frischen Born der lebendigen Natur zu verjüngen, beseelte auch ihre Zeitgenossen, welche den Grundstein legten für den Aufbau der Naturwissenschaft, der Physik und der Astronomie, für die Erforschung der Thier- und der Pflanzenwelt, ihrer Anatomie und Physiologie und für die Schöpfung der wissenschaftlichen Medizin.

Am meisten kam der neue Geist den Universitäten zu Gute. Die Universitäten des Mittelalters waren klösterliche Bildungsanstalten gewesen, gestiftet und unterhalten von der Kirche; Geistliche waren die Doctoren; der größte Theil der Schüler hatte zum Mindesten die niederen Weihen empfangen. In der Facultät der Juristen wurde nur kanonisches Recht gelehrt: in der der Artisten drehte sich der Unterricht um den scholastischen Streit der Realisten und der Nominalisten. Ein medicinisches Studium gab es überhaupt nicht mehr, seit die Schulen zu Salerno und Montpellier, in denen unter orientalischem Einfluß die medicinische Wissenschaft um die Wende des ersten Jahrtausends die letzte Pflege gefunden hatte, von der philosophisch theologischen Zeitrichtung überwuchert worden waren. Mit dem Anbruch der Renaissance wurden die Universitäten verweltlicht, zuerst in Italien, wo die Republik Venedig, die Fürsten der Häuser Este und Medici und die päpstliche Curie in edlem Wetteifer in ihren Universitäten zu Padua, Ferrara, Pisa und Bologna Stätten der freien Forschung und Lehre eröffneten. Sie wurden die Bildungsstätten des gesammten Europa; hierhin strömte auch die deutsche Jugend; hier empfingen Erasmus, Reuchlin, Ulrich von Hutten ihre klassische Bildung, die sie dann über die Alpen trugen, wo die geistige Bewegung sich mit überraschender Schnelligkeit fortpflanzte bis an die Ufer der Nordsee, und dann weiter nach Osten bis tief hinein in die slawischen Lande.

Diesseits der Alpen und ganz besonders in Deutschland nahm die Renaissance ein neues Element auf: sie verschmolz mit der Reformation. In Italien hatte sie vor den Einrichtungen der Kirche Halt gemacht; waren doch die Kirchenfürsten selbst die eifrigsten Förderer der Renaissance gewesen: Aber auch die sittliche Fäulniß, das traurige Erbtheil mittelalterlicher Verwilderung, hatte sie nicht zu heilen vermocht; so ist es gekommen, daß wir trotz des Glanzes seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen an dem goldenen Zeitalter des italienischen Cinquecento doch keine volle Freude empfinden können. Es lag an der Gemüthstiefe, der ernsteren Lebensauffassung des Nordens, daß in Deutschland die Renaissance sofort auch bessernde Hand an die Einrichtungen der Kirche legte, nicht in gewaltthätiger Revolution, sondern in allmäliger Umgestaltung, getragen von dem Volksgewissen und der offenen oder stillen Sympathie der höheren Geistlichkeit. Thatsache ist, daß alle jene Männer, welche dem Humanismus, der veredelten, wahrhaft menschlichen Geistesbildung, den verjüngten Künsten und Wissenschaften in Deutschland die Bahn eröffneten, zugleich die Träger der Reformation gewesen sind.

II.

Das fünfzehnte Jahrhundert war noch nicht zum Abschluß gelangt, als die Renaissance auch in Schlesien ihren Einzug hielt. Hier hatte sich aus der Mischung slawischen und germanischen Blutes ein tüchtiges Volksthum entwickelt, in dem nord- und süddeutsche Charaktereigenthümlichkeiten sich glücklich vereinigten, und das seinen geistigen, wie seinen geographischen Mittelpunkt in der Landeshauptstadt Breslau fand. Obwohl Breslau damals kaum 40,000 Einwohner zählte, so nahm es doch als deutsche Grenzwacht und Vorposten des Hansabundes

eine bedeutungsvollere Stellung ein, als vielleicht heutzutage; war doch Wien auch nicht größer, und von Berlin, das nur den vierten Theil jener Einwohnerzahl besaß, war noch kaum die Rede. Durch seine Verbindungen mit Krakau und Kiew, mit Thorn und Danzig auf der einen, mit Venedig, Nürnberg und Antwerpen auf der anderen Seite wurde Breslau die Vermittlerin des Handels zwischen dem slawischen Osten und dem deutschen Westen und Norden. Auf dem Breslauer Salzring (heute Blücherplatz) stapelte das Salz von Wieliczka; kleinrussische Fuhrleute, deren Quartier die noch heute nach ihnen benannte Reusche (Reußische) Straße war, brachten Pelzwerk aus dem Moskowiterland, Pottasche, Wachs aus den galizischen Wäldern, Wein aus Ungarn und verführten dafür indische Gewürze, florentinische Seide, niederländische Tuche, schlesische Leinwand in ihre Heimathsländer. So erwuchs im Laufe des Mittelalters in Breslau eine mächtige Kaufmannschaft, deren Geschlechter die gesammte Stadtverwaltung und Rechtspflege für sich in Anspruch nahmen und deshalb mit den aufstrebenden Zünften in unablässigen, oft blutigen Kämpfen lebten; aber die bürgerliche Freiheit gegen den Bischof, die schlesischen Fürsten und den böhmischen König kraftvoll zu vertheidigen wußten. Wälsche Meister hatten seit 1488 die neuen Kunstformen der Renaissance in Breslau eingeführt; im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gelangten dieselben zur allgemeinen Herrschaft und verdrängten vollständig die gothische Tradition. Die Häuser der durch blühenden Handel und Gewerbfleiß zum Wohlstand gelangten Bürgerschaft wurden nun alle im neuen Stile umgebaut; sie erhielten jene malerischen Giebelfronten, jene kunstvollen Steinportale, welche den Hauptstraßen des alten Breslau, und insbesondere seinem Ring, trotz mancherlei späterer Veränderungen, noch heute sein patrizisches Gepräge verleihen. Die ehrwürdigen Kirchen waren schon von dem frommen Glaubenseifer, das stolze Rathhaus von dem kräftigen Bürgersinn des Mittelalters gegründet worden; nun wurden sie vollendet, mit Renaissancekunstwerken ausgeschmückt und erhielten die zierlichen Thurmhelme, die für das Breslauer Stadtbild so charakteristisch sind.

Gleichzeitig mit der Kunst der Renaissance zog auch die wiedergeborene Wissenschaft in Schlesien ein. Aus Prag und Krakau, wie aus dem deutschen Westen kamen die Missionäre der humanistischen Bildung; mit offenen Armen wurden sie von den Städten aufgenommen; an Stelle der verkommenen Stadt- und Klosterschulen wurden moderne Gymnasien gegründet; hier wurde die Jugend durch das Studium der klassischen Vorbilder für den Geist der neuen Zeit vorbereitet; sie lernten lateinisch sprechen und schreiben, wie Cicero, lateinisch dichten, wie Ovid und Horaz. Aber auch für die Natur wurde der Sinn geweckt, als die Reformation in Schlesien eindrang und sich in wenig Jahren über das ganze Land verbreitete. Hatte doch Martin Luther in seinem „Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherrn von allerlei Städten in Deutschen Landen" den Unterricht in der Naturkunde für die Schule eindringlich empfohlen: „wir sehen die Creatur recht an, mehr denn im Papstthum; wir beginnen Gottes heilige Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen; in seinen Creaturen schauen wir die Macht seines Wortes." Schon 1558 konnte Melanchthon von

den Schlesiern rühmen, „es gebe nirgends in Deutschland so viele Leute aus dem Volke, die Künste und Wissenschaften pflegten, wie in Schlesien".

Mit der Ausbreitung der Bildung änderte sich auch der schlesische Volkscharakter: Im Adel starben die rohen Szlachschitzen des Mittelalters aus, die ihre Kraft in unablässigen Fehden, in unmäßigen Trinkgelagen vergeudet hatten. Die jungen Adligen wetteiferten mit den Söhnen der reichen Kaufleute im Streben nach feiner Sitte. Nachdem sie auf einer deutschen Hochschule eine philologische und philosophische Vorbildung gewonnen, gingen sie zur Vollendung ihrer Erziehung nach Italien und Frankreich: nicht, wie heute üblich, mit dem Rundreisebillet in dreißig Tagen; sie machten sich in allen größeren Städten heimisch, studirten an den dortigen Universitäten, traten in Verkehr mit den berühmtesten Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern; sie erlernten nicht nur die Universalsprache jener Zeit, das klassische Latein, sondern sie beherrschten auch fließend die modernen Landessprachen, italienisch, französisch, spanisch; das Englisch gehörte damals noch nicht zu den Requisiten der höheren Bildung. Heimgekehrt suchten sie ihren Ruhm, der Adel in der Regierung des Landes, die Patricier in der weisen Verwaltung ihrer Vaterstadt. Sie wurden Beschützer der Künste und Wissenschaften, sie sammelten Kunstwerke und Bibliotheken. Bald stellte sich neben den Geschlechteradel, der auf Reichthum und Glanz der Familie beruhte, als gleichberechtigt der Gelehrtenadel, dessen Adelsbrief das Doctordiplom war; zu diesem Gelehrtenadel gehörten nunmehr auch die Aerzte. Im Mittelalter war die Ausübung der Medicin in Schlesien, wie überall, eine Function der Geistlichen gewesen; die Mönche heilten ihre Kranken mit Beschwörungen und Reliquien; sie kannten nur wenige Hausmittel, denen der Volksglaube Wunderkräfte zuschrieb. Allerdings gab es an den Domkapiteln stets einen oder mehrere gelehrte Kanoniker, welche ihre Studien an den Universitäten gemacht und dort Doctoren der Arzneikunde geworden waren; aber auch ihr Wissen war nur aus Büchern geschöpft, zumeist aus den Uebersetzungen arabischer Aerzte, welche im Reiche der Chalifen in Bagdad, Cairo oder Cordova geblüht, und die selbst wieder ihre Weisheit zumeist den Uebersetzungen der griechischen Mediciner entlehnt hatten. Aber die Oeffnung der Leichen war den Geistlichen untersagt gewesen, ebenso wie jede chirurgische Operation, bei der Blut vergossen werden mußte; diese wurden den Badern oder den Scharfrichtern überlassen. Führte der Weg zur Medicin durch die Klosterpforte, „so ging der Weg zur Chirurgie durch die Barbierstube."

Nun war an den Universitäten Italiens die wissenschaftliche Medicin wieder erstanden, die ihr Lebensprincip nicht aus den verfälschten Ueberlieferungen des Avicenna oder des Averrhoes, sondern aus der unbefangenen Erforschung des Menschen und seiner Natur schöpfte. Unter dem Schutze des Senats von Venedig hatte Vesal in Padua das erste anatomische Theater eröffnet; von da ging er nach Pisa und Bologna, und nun wurde durch ihn und seine Nachfolger auch an diesen Universitäten den Studirenden der Medicin in Leichenöffnungen Gelegenheit geboten, sich klare Anschauungen von der wunderbaren Organisation des Menschenleibes zu erwerben, ohne die weder eine Diagnose noch eine Therapie der Krankheiten möglich ist.

Gleichzeitig wurde noch ein anderer Zweig der Heilkunde in die neuen Bahnen des Experiments und der Beobachtung geleitet. Die Heilmittel der griechischen Aerzte waren zum allergrößten Theil dem Pflanzenreich entnommen; ein römischer Militärarzt, Dioscorides, hatte in der ersten Kaiserzeit eine Bearbeitung des Heilschatzes in griechischer Sprache geschrieben, die seitdem als unfehlbare Autorität gegolten hatte. Aber im Laufe von anderthalb Jahrtausenden waren die griechischen Namen der antiken Heilpflanzen größtentheils verschollen oder auf andere Gewächse übertragen worden. Es war daher eine der ersten Aufgaben, welche die Naturforscher und Aerzte der Renaissance sich stellten, die Pflanzen des Dioscorides wieder aufzufinden und ihre Heilkräfte auf dem Wege des Experiments auszuproben. Auch hier ging Venedig allen Anderen voran. Im Jahre 1533 wurde zu Padua, in der Nähe des Doms des heiligen Antonius der erste botanische Garten gegründet, in welchem alle Heilpflanzen der klassischen Medicin und die nachträglich noch aufgefundenen angebaut und durch einen besonders dafür angestellten Ostensator den studirenden Aerzten vorgezeigt und erläutert werden sollten. Dem Beispiele von Padua folgten in kurzen Zwischenräumen Pisa (1544) und Bologna (1563); aus den Demonstratoren der officinellen Pflanzen, die zugleich Vorsteher der botanischen Universitätsgärten waren, sind die modernen Professuren der Botanik hervorgegangen.

Der Ruf der großen Aerzte, Anatomen und Naturforscher, die an den italienischen Universitäten lehrten, lockte aus ganz Europa die Studirenden der Medicin über die Alpen; auch aus Schlesien gingen zahlreiche junge Aerzte nach Padua und Bologna, und kehrten nach Jahr und Tag, mit der Laurea in der Philosophie und Medicin gekrönt, in die Heimath zurück. Viele unter ihnen haben als Professoren an deutschen Universitäten oder als medicinische Schriftsteller ein bleibendes, ehrenvolles Andenken hinterlassen. Sie standen untereinander in regstem wissenschaftlichen Verkehr; sie nahmen in der damaligen Gesellschaft eine angesehene Stellung ein; sie waren mit den vornehmsten Patricierfamilien verschwägert. An der Spitze der schlesischen Aerzte im Zeitalter der Renaissance steht Crato von Krafftheim, der Sohn eines armen Breslauer Kaufmannsdieners, der sich durch sein Wissen und Können zum einflußreichen Förderer der Reformation, zum Leibarzt dreier Kaiser, zum kaiserlichen Pfalzgrafen und Erbherrn auf Rückerts bei Reinerz, gleichzeitig aber auch zu einem der berühmtesten Aerzte seiner Zeit erhoben hatte.

Wenn ich hier versuchen will, von einem unter den schlesischen Aerzten der Renaissance, dem Dr. Laurentius Scholz, das Lebensbild auszuführen, so ist es nicht etwa, weil derselbe in wissenschaftlichen Leistungen die anderen überragt hätte; denn obwohl seine Zeitgenossen diesen Mann als einen der ersten Aerzte und Botaniker seines Jahrhunderts gepriesen haben, so hätte doch die unparteiische Geschichte der Wissenschaft wenig Veranlassung, sich noch heute mit ihm näher zu beschäftigen. Aber Laurentius Scholz ist einer der würdigsten und zugleich einer der liebenswürdigsten Repräsentanten einer hochinteressanten Culturepoche, wo im wissenschaftlichen, wie im geselligen Leben sich in Deutschland und insbesondere auch in Breslau eine Blüthe feiner Bildung und idealen Strebens entfaltet hatte, die es wohl verdient, selbst der Gegenwart als Spiegel vorgehalten zu werden.

III.

Ueber die Lebensgeschichte unseres Laurentius ist, wie von den meisten Gelehrten, nur wenig zu berichten. Er ist im Jahre 1552 in Breslau geboren, erhielt seine classische Bildung auf dem dortigen Elisabethgymnasium, und bezog in seinem zwanzigsten Jahre die Universität Wittenberg. Zwar war der hellste Glanz dieser Hochschule seit dem Tode Luther's und Melanchthon's erloschen; doch noch immer studirten mit Vorliebe die Söhne des protestantischen Deutschlands an der berühmten Geburtsstätte des deutschen Humanismus und der Reformation. Nach vierjährigem Aufenthalt in Wittenberg ging Laurentius, wie fast alle schlesischen Aerzte seines Jahrhunderts, nach Italien, zum Studium der Medicin und Naturwissenschaft; denn keine deutsche Universität besaß damals Lehrer und Institute, die den jungen Arzt in den neuen Geist dieser Wissenschaften hätten einführen können. Vier Jahre studirte Laurentius erst in Padua, dann in Bologna; er war ein eifriger Student, der sich die Theilnahme, dann die Freundschaft seiner Professoren erwarb; er nahm lebhaften Antheil an den botanischen, anatomischen und klinischen Uebungen; er schrieb fleißig die Vorlesungen nach und arbeitete sie zu Hause sorgfältig aus; denn in jener Zeit, wo es noch keine Lehrbücher gab, war ein Collegienheft, das man getrost nach Hause tragen konnte, in der That ein kostbarer Besitz. Die Breslauer Stadtbibliothek bewahrt noch mehrere seiner Collegienhefte; eins derselben, das er in Bologna nach einer anatomischen Vorlesung des Professor Arantius ausgearbeitet hatte, ließ er 1579 noch als Student zu Basel im Druck erscheinen[1]).

Mitte März 1579 verließ Laurentius Bologna und schloß sich einer Gesellschaft vornehmer Breslauer an, die eben ihre italienische Reise angetreten hatten. In ihrer Mitte befand sich der junge Nicolaus Rhediger, der Sohn des gleichnamigen Oberbürgermeisters, oder wie es damals hieß, des Landeshauptmanns von Breslau; dieser Handelsherr war mit einer Patriciertochter aus Augsburg vermählt und eiferte den Großkaufleuten von Augsburg, Nürnberg, ja selbst von Venedig und Florenz nach; gleich diesen übte er nicht bloß auf alle politischen und religiösen Stadthändel entscheidenden Einfluß aus, sondern er verwendete auch sein fürstliches, auf Handel und Landbesitz gegründetes Vermögen zur Unterstützung von Künsten und Wissenschaften[2]), so daß die Zeit seiner Regierung von 1579—1587 als die Rhediger'sche bezeichnet zu werden pflegt. Die Breslauer Reisegesellschaft war über Augsburg, Innsbruck und den Brenner gekommen, hatte bereits Venedig besucht und begab sich nun über Padua, Ferrara und Bologna nach Rom, von da nach Neapel, wo Capua und die herrliche Küste zwischen Puzzuoli, Bajä, Cumä und Cap Miseno besichtigt wurden; der Rückweg wurde über Florenz und Mailand angetreten. Wir können wohl mitfühlen, welchen mächtigen Eindruck auf die jungen Gemüther der Aufenthalt in Italien zurücklassen mußte, das damals in dem frischesten Glanze seiner Paläste und Kirchen, seiner Gemälde und

[1]) Jul. Caes. Arantii Bononiensis philosophi ac medici clarissimi medicinae et anatomiae in celeberrimo Bononiensium gymnasio professoris de humano foetu libellus a Laurentio Scholzio Silesio ejus discipulo in lucem editus. Basileae 1579.

[2]) Die Rhedigerena, die Bibliothek seines 1576 verstorbenen Sohnes Thomas, bildet den werthvollsten Grundstock der Breslauer Stadtbibliothek.

Statuen, seiner Villen und Gartenanlagen prangte, wo sich die höchste Blüthe seines Handels und Kunstgewerbes mit den Anregungen seiner hochgebildeten Gesellschaft und den unvergänglichen Reizen seiner Natur vereinigten. Noch fünfzehn Jahre später gedenkt Laurentius Scholz in der Vorrede einer Schrift, die er seinen Reisegefährten, Nicolaus Rhediger und dessen damaligem Mentor, dem inzwischen zum bischöflichen Kanzler aufgestiegenen Dr. Wacker von Wackenfels, widmet, der unvergeßlichen Erinnerungen aus jener Zeit, der anregenden Gespräche, die er mit ihnen und noch zwei andern Breslauer Patriciern geführt hatte, als sie mit dem nämlichen Vetturin von Padua nach Mailand fuhren. In Mailand trennten sich die Gefährten; Rhediger mit seinen Freunden wandte sich nach Genua, Laurentius Scholz mit dem späteren Breslauer Schöffen Martin Schilling über Basel nach Südfrankreich. In Valence, der Hauptstadt des kleinen Herzogthums, das einst Cesar Borgia beherrscht hatte, erreichte Laurentius Scholz den ehrenvollen Abschluß seiner achtjährigen Universitätsstudien. Zwei Professoren der dortigen Universität führten ihn in die vollzählig versammelte Facultät ein, von der er, nach einer siegreich durchgeführten Disputation unter dem Vorsitz des Bischofs und des Vicekanzlers, mit der Doctorwürde in der Philosophie und Medicin bekleidet wurde. In die Heimath 1580 zurückgekehrt, begründete Laurentius zunächst den eigenen Hausstand, indem er eine Waise aus angesehener Familie, Sara, die Tochter des 1568 verstorbenen Pastors und Schulinspectors Joh. Aurifaber, heimführte, der selbst wieder mit einer Tochter des Breslauer Reformators Joh. Heß verheirathet gewesen war. Zur Ausübung der ärztlichen Praxis ließ sich unser Laurentius zuerst in Freystadt bei Glogau nieder; nach dem Pestjahr 1585 machte er sich als Arzt in Breslau dauernd ansässig; kurz vor dem Abschluß des Jahrhunderts, am 22. April 1599 erlag er der Schwindsucht im siebenundvierzigsten Lebensjahre. Drei Jahre vorher war er in den böhmischen Adelstand unter dem Namen Scholz von Rosenau aufgenommen worden; sein Wappenschild, das ihm sein väterlicher Freund Crato kraft seiner Pfalzgrafenwürde schon 1585 verliehen hatte, zeigt einen aufrechtstehenden Sparren mit drei goldenen Rosen, das Helmkleinod zwei Adlerflügel, von dem Sparren mit den drei Rosen gekreuzt. Sein Wahlspruch lautete: „Fac officium, Deus providebit, Thue Deine Pflicht, Gott wird schon sorgen;" er bezeichnet den frommen pflichtgetreuen Mann, von dem wir gern glauben, was sein jüngerer Zeitgenosse, der Breslauer Syndicus Nicolaus Henel, von ihm aussagt, „daß in Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Reinheit des Charakters kaum jemals ein Mensch ihn übertroffen habe".

Auch im Jahrhundert der Renaissance verblieben einem jungen Arzte am Anfang seiner Praxis noch Mußestunden genug; Laurentius verwendete die seinen im Dienste seiner Wissenschaft, indem er aus den Schriften der griechischen, arabischen und modernen Aerzte die wichtigsten Lehrsätze aus dem Gesammtgebiete der theoretischen und praktischen Medicin zusammenstellte, und dieselben, in acht Abtheilungen übersichtlich geordnet, unter dem Titel „Medicinische Aphorismen" herausgab. Das Büchlein ist 1589 zu Breslau in der Druckerei von Joh. Scharffenberg, die noch heute unter der Firma Graß, Barth & Comp. in ihrem alten Hause fortbesteht, gedruckt und dem Breslauer Magistrat gewidmet.

Später mehrte sich die Praxis unseres Laurentius dermaßen, daß er die Anstrengungen und Sorgen derselben, zumal bei seiner angegriffenen Gesundheit, kaum zu ertragen vermochte; doch mag dieselbe nicht unlohnend gewesen sein, wie wir aus einem lateinischen Gedicht entnehmen, das ein Breslauer Poet, Andreas Calagius, ihm 1592 widmete und das mit folgendem, leichtverständlichem Winke schließt:

„Besseres hätt' ich geleistet vielleicht, wenn mir ein Mäcenas
Hätte Muße verlieh'n, wie einst Virgil sie besaß;
Doch nur dem Jus folgt Würde und Amt; euch (nämlich den Aerzten) Schätze; Poeten
Und Schulmeister bedrückt bitter im Hause die Noth."

Aber auch inmitten der aufreibenden Berufsarbeit blieb Laurentius literarisch thätig; war er auch kein selbständiger, originaler Forscher, so sammelte er doch unablässig die Briefe und Consilien der berühmtesten Aerzte und Naturforscher seiner Zeit, und veröffentlichte dieselben zwei Jahre vor seinem Tode in zwei starken Foliobänden[1]). Um den Dienst zu würdigen, den er durch diese Publicationen seinen Collegen erwies, müssen wir uns daran erinnern, daß man damals noch keine Zeitschriften hatte, wie sie heut jede neue Erscheinung auf wissenschaftlichem Gebiet sofort zur allgemeinen Kenntniß bringen; neue Erfahrungen und Entdeckungen wurden in der Privatcorrespondenz niedergelegt, der sich jene schreibfrohe Zeit mit größtem Eifer hingab. Für uns aber sind die Scholz'schen Sammlungen von unschätzbarem Werth, da wir ohne sie kaum von den Strömungen einer historisch bedeutungsvollen Epoche unterrichtet wären, in der die wissenschaftliche Medicin erst im Werden war.

IV.

Aber Laurentius Scholz hatte neben der Medicin noch eine zweite Leidenschaft, der er sich mit gleicher Hingebung widmete, das war die Botanik. Der Rector des Breslauer Elisabeth-Gymnasiums, Nicolaus Steinberg, sagt von ihm in einem lateinischen Epigramm:

„Morgens besuchst Du die Kranken; dann sitzest Du über den Büchern;
Was Dir an Zeit noch verbleibt, ist der Botanik geweiht."

Zu den Lehrern, denen sich unser Laurentius während seines Studiums in Padua am innigsten anschloß, gehörte der Professor der Botanik, Guilandinus. Er hieß eigentlich Weiland und war aus Königsberg gebürtig. Auf einer botanischen Forschungsreise nach dem Orient war er Corsaren in die Hände gefallen und von ihnen als Sclave verkauft worden. Nach seiner Befreiung wurde er Vorsteher des botanischen Universitätsgartens in Padua, und als solcher eifrig bestrebt, dessen Reichthum an medicinischen und anderen seltenen Pflanzen zu erhalten und zu mehren. Als Laurentius Scholz im Jahre 1579 Padua verließ, überreichte er dem Guilandinus beim Abschied sein Stammbuch — wir kennen die Scene aus Goethe's Faust — und dieser schrieb dem geliebten Schüler einen

[1]) Consiliorum medicinalium conscriptorum a praestantissimis atque exercitatissimis nostrorum temporum medicis liber singularis nunc primum studio et opera Laurentii Scholzii a Rosenau editus. Francof. ad Mœn. 1598 fol. — Epistolarum philosophicarum et chymicarum a summis nostrae aetatis philosophis et medicis exaratarum volumen. Francof. 1598 fol.

lateinischen Spruch hinein, den derselbe dann später als Motto in einer seiner Schriften abdrucken ließ.

Zu den Anregungen, welche Laurentius Scholz im „Orto botanico“ zu Padua empfangen hatte, gesellte sich der Eindruck der kunst- und pflanzenreichen Gartenanlagen, die derselbe im weiteren Verlauf seiner italienischen Reise kennen lernte. Denn zu den schönen Künsten, die im Zeitalter der Renaissance in Italien ihre Wiedergeburt erlebt hatten, gehörte auch die Gartenkunst. In der Verwilderung des Mittelalters waren die kunstvollen Gärten der Römer zu Grunde gegangen; innerhalb des engen Mauergürtels, in den die Bürger der Städte sich einschlossen, war kein Raum für Gartenanlagen, und außerhalb desselben erlaubte die allgemeine Unsicherheit des Landes nicht den ungestörten Genuß der schönen Natur. Was innerhalb der Klostermauern oder des Burgfriedens den Namen Garten führte, war stillos und kunstlos, wie unsere Bauerngärten; schlechte Obstbäume über den Rasen verstreut, Gemüsebeete, ein paar altbewährte Heilpflanzen bildeten den Bestand; Blumen gab es nur sehr wenig; die allzeit beliebten Rosen brachten kleine flache Blumen, wie wir sie in den Lieblingsbildern der mittelalterlichen Maler, der Madonna im Rosenhag, dargestellt sehen. Alles dies änderte sich, als die Renaissance in Italien anbrach. Große Künstler schufen für die Fürsten und die reichen Kaufleute auf Hügeln und Berglehnen Paläste und Lusthäuser, und entwarfen im Anschluß an diese Bauten die Zeichnung für den nicht minder kunstvollen Garten, mit geraden, rechtwinklig sich schneidenden Heckenwänden, mit den geometrischen Figuren des Blumenparterres, mit Grotten und Wasserkünsten, und dem reichen Schmuck von Statuen und andern plastischen und architektonischen Kunstwerken. Nun mehrte sich auch die Blumenfülle; es ist, als seien erst jetzt die Menschen sich bewußt geworden, welch' liebliche Schöpfungen die Pflanzenwelt über die Erde verstreut hat. Zuerst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erschien die Nelke und wurde bald die Lieblingsblume der Renaissance, so daß schon seit der Zeit der van Eyk's sich die Männer gern mit einer Nelke in der Hand porträtiren ließen. Der Fall Constantinopels kam den Gärten des Abendlandes in überraschender Weise zu Gute. Denn die Türken, welche die Erbschaft des Byzantinerreiches antraten, übertrafen ihre Vorgänger bei Weitem in der Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; sie scheuten nicht Mühe, nicht Kosten, um in den Gärten Stambuls die schönsten Blumen und Blüthensträucher des Orients einheimisch zu machen; und als um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich zwischen dem Kaiserhof in Wien und der hohen Pforte friedlichere Beziehungen anknüpften, fanden allmälig auch die Prachtgewächse der türkischen Gärten ihren Weg nach Wien und dem übrigen Europa. Damals erblickte man zuerst in den Gärten des Abendlandes die lilafarbigen Blüthensträuße des Flieders; die weißen Blumenpyramiden der Roßkastanie waren noch am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts dem europäischen Westen unbekannt. Bis dahin waren die Gärten während des ganzen Frühlings blumenleer geblieben; nun kamen aus Stambul die Hyacinthen und die Kaiserkronen, die Tulpen, die asiatischen Ranunkeln und die vollen süßduftigen Rosen von Damascus. Um dieselbe Zeit sendeten auch die canarischen Inseln, Afrika, Indien, China ihren Blumentribut in die Gärten Europa's; war ja doch die

Renaissance das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen. Im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts kamen die Pflanzenschätze Amerika's hinzu. Auch hier gingen die Fürsten und Patricier Italiens allen anderen voran; wie sie Handschriften und Kameen, antike und moderne Gemälde, Marmorreliefs und Statuen sammelten, so setzten sie ihren Stolz darein, in ihren Gärten die seltensten und kostbarsten Gewächse der alten und neuen Welt zusammen zu bringen. Nächst dem Garten von Padua galt als der reichste der des Herzogs Alfons von Ferrara, der uns aus Goethe's Tasso bekannt ist.

Als unser Laurentius Scholz im Jahre 1585 Breslau zum dauernden Wohnsitz erwählt hatte, beschloß er, seine Vaterstadt mit einer Gartenschöpfung zu schmücken, die nicht bloß in der Fülle seltener Pflanzen, sondern auch in der künstlerischen Anlage mit dem botanischen Garten von Padua, mit den Gärten der venetianischen und florentinischen Großkaufleute wetteifern sollte. Er besaß ein Gartengrundstück auf der Weidenstraße, das bis an die Taschenstraße reichte, und das er durch Ankäufe allmälig vergrößerte; ein Rest dieses Besitzthums besteht noch heute als öffentlicher Biergarten unter dem Namen „Pariser Garten". In wenigen Jahren hatte er hier mit emsigem Fleiß und bedeutenden Kosten eine Gartenanlage nach dem Vorbild der italienischen Villen zu Stande gebracht, die er bis an sein Lebensende zu pflegen und zu verschönern fortfuhr; sie wurde nicht nur von den Breslauer Mitbürgern und den schlesischen Landsleuten als eine Art Weltwunder angestaunt, sondern auch in ganz Deutschland, ja selbst im Auslande gepriesen. Kein Fremder von Distinction durfte Breslau verlassen, ohne den Scholz'schen Garten besucht zu haben. Der kaiserliche Dichter Salomon Frenkel von Friedenthal singt von ihm:

Wer von der Ferne besucht die Mauern des herrlichen Breslau,
Gehe zum Garten des Scholz, schaue die blühende Pracht;
Hat er dann Herz und Augen an Allem geweidet, so spricht er:
„Scholz, in die Vaterstadt hast Du Italien verpflanzt."

Es war dem Laurentius heiliger Ernst mit seiner Schöpfung; er beabsichtigte — und darin zeigt sich der Idealismus des Mannes und seines Zeitalters — zugleich eine wissenschaftliche Leistung und eine patriotische That; im Jahre 1588 ließ er an das Portal des Gartens eine lateinische Inschrift in Stein einmeißeln: „Zum Lob und Preis dem allmächtigen Gotte, zum Ruhm der Vaterstadt, zur Benutzung für seine Freunde und für die Studirenden der Botanik, endlich für sich selbst zur Erholung von den Arbeiten und Anstrengungen seines ärztlichen Berufes habe er diesen von Alters her verwahrlosten Garten auf eigene Kosten neu eingerichtet und mit einheimischen und ausländischen Pflanzen ausgestattet." In den Vorreden seiner Gelegenheitsschriften kommt Laurentius wiederholt auf seine Absichten zurück; den ärztlichen Collegen gedenkt er dadurch die Kenntniß der Heilpflanzen, die dieselben bisher mit Unrecht den Apothekern überlassen, zugänglich zu machen; dem Klima und Boden der Vaterstadt will er einen guten Namen verschaffen, indem er vor Mitbürgern und Fremden den Beweis liefert, daß die schönsten Pflanzen des Auslandes in Breslau nicht bloß zum Blühen, sondern auch zum Fruchttragen gebracht werden können; ja, damit noch nach seinem Ableben ein Zeugniß dafür zurückbleibe, läßt er mit großen Kosten seine

botanischen Raritäten von einem Breslauer Maler, Georg Freiberger, nach der Natur getreu abbilden; er hofft damit seinen einzigen Sohn, der gleich ihm zum Mediciner bestimmt ist, zum Studium der Botanik anzuspornen. Aber nicht für sich allein will er seines Gartens, als des süßesten Asyls oder Musensitzes sich erfreuen; er bestimmt denselben zum Mittelpunkt seines geselligen Verkehrs, zur Stätte fröhlicher Feste, die er unter dem Namen „floralia Vratislaviensia", Breslauer Blumenfeste, stiftet; hier sollte die Wissenschaft, ohne gelehrte Pedanterie, sich mit der Kunst und der Natur zur Belebung und Veredlung einer heiteren Geselligkeit vereinigen, wie sie einst Plato und Epikur in ihren Gärten, dann nach ihrem Vorbild die Mediceer bei den akademischen Zusammenkünften in ihren Villen gepflegt hatten.

Schon vor Achilles und Hektor hat es Helden gegeben; aber ihre Namen sind verschollen, weil sie keinen Homer gefunden haben. Auch der Scholz'sche Garten wäre heut wohl längst vergessen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von mehr als siebzig Dichtern, darunter von sechzehn Aerzten, besungen zu werden. Die Verse von etwa vierzig unter ihnen hat Scholz selbst 1594 unter dem Titel „Epigramme der Freunde auf meinen Garten" abdrucken lassen, die später hinzugekommenen in sein mit Papier durchschossenes Handexemplar, das die Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrt, eingetragen. Denn Einheimische, wie Fremde, die von Scholz in seinem Garten gastlich aufgenommen waren, hinterließen ihm als eine Art Gegengabe ein längeres oder kürzeres lateinisches Gedicht — was freilich in einer Zeit, wo lateinische Verse als Kennzeichen eines gebildeten Mannes galten, leichter zu erreichen war, als heutzutage. Dank diesen Gedichten sind wir nicht nur über die Anlage des Scholz'schen Gartens und über seine Pflanzenschätze vollständig unterrichtet, sondern wir können uns auch ein anschauliches Bild machen von den Kreisen, die darin verkehrten. Und es ist ein erfreuliches Bild, das uns das Breslau der Renaissance hier zeigt, wo die goldene Mitte zwischen der lockeren Sitte Italiens und der finsteren Frömmelei der englischen Puritaner eingehalten wird, und am Ufer der Ohle eine heitere, geistig angeregte Geselligkeit blüht, wie wir sie uns nur am Arno zu denken gewohnt sind.

V.

Versetzen wir uns dreihundert Jahre zurück; wir haben an einem schönen Sommertage eine Einladung zu einem Blumenfeste erhalten, das im Scholz'schen Garten gefeiert werden soll. Wir kommen von der Ohlischen Gasse und haben den Thorbogen in der Mitte derselben durchschritten, einen Ueberrest der ältesten Stadtbefestigung vom Ende des 13. Jahrhunderts; nachdem wir die Brücke über die Ohle[1]) passiert, wenden wir uns bei der Kirche St. Christophori rechts nach der Weidengasse, von der sich durch eine lange Mauer der Garten abgrenzt. An dem stattlichen Portal mit der stolzen Steininschrift empfängt uns der Wirth, der uns der übrigen Gesellschaft vorstellt; fast alle führen schöne lateinische

[1]) Die „Stadtohle" ist seit 1866 zugeschüttet, mit ihr sind auch Brücke und Thorbogen verschwunden.

Namen auf us, als regierte im römischen Reich noch Kaiser Augustus und nicht Rudolph II. von Habsburg. Es ist die Breslauer Elite, Gelehrte, Aerzte, Juristen, vornehme Kaufleute mit ihren Frauen, alle festlich gekleidet in den prächtigen, farbenreichen Gewändern der Renaissance, wie wir sie aus den Bildern des Tizian oder des Paolo Veronese kennen: die Damen nach der neuesten venetianischen oder florentiner Mode, in Sammet und Goldbrokat, mit Perlenketten und Goldgeschmeide; auch junge Mädchen sind dabei, doch nur hübsche; denn ein drakonischer Paragraph der Garten- und Festordnung, die wir beim Eintritt gedruckt erhalten, besagt, daß diejenigen, deren Gesicht oder Ruf einen Makel hat, nicht zugelassen werden sollen. Der Aufforderung des Wirthes Folge leistend, macht die Gesellschaft zuerst einen Rundgang durch den Garten; er ist durch zwei rechtwinklig sich schneidende Hauptalleen in vier Quartiere getheilt. Die erste Abtheilung ist der Blumengarten, ein Parterre in Form eines Quadrats, ausgefüllt mit einer zierlichen Zeichnung, deren Umrisse von Buchskanten eingefaßt und deren Farben aus Blumen gewebt sind. Zwar ist der erste Frühlingsflor schon verblüht; längst vorüber sind Christrosen, großes und kleines Schneeglöckchen, Frühlingscrocus, das blaue Leberblümchen, Himmelschlüssel und Veilchen; auch die Aurikeln, die Kaiserkronen, Blausterne und die orientalischen Hyacinthen haben abgeblüht. Aber noch blühen die letzten Tulpen, von denen nicht weniger als fünfzehn verschiedene Spielarten im Garten gezogen werden; sie sind der Stolz des Besitzers; denn noch sind es nicht dreißig Jahre, daß diese Prachtblume, die ihren Namen nach dem türkischen Turban führt, aus Stambul nach Deutschland gebracht wurde, und noch heut sind sie so rar und kostbar, daß eine Tulpenzwiebel als eines der werthvollsten Geschenke gilt, das einem Gartenfreunde gemacht werden kann. Noch vor kurzer Zeit hat ein Liebhaber für eine roth und weiß gestreifte Tulpe zweihundert Goldgulden gezahlt, und als man sie ihm für diesen Preis wieder abkaufen wollte, hat er sie nicht dafür geben mögen. In voller Farbenpracht hat sich bereits der Blumenflor des Sommers entwickelt: rother, weißer, blauer, einfacher und gefüllter Akeley; rothes, weißes und gelbes Löwenmaul; zehn Arten Iris, sechs Arten Kornblumen, vier Arten Lilien, vier Arten Fingerhut, zwölf Arten Mohn, dazu die Feuernelken, die Lichtnelken, die Steinnelken, die Federnelken[1]) und wie sie alle heißen. Den Mädchen wird Erlaubniß gegeben, hier abzuschneiden, soviel sie für Kränze und Sträuße bedürfen.

Die übrige Gesellschaft aber wendet sich zu der zweiten Gartenabtheilung, der medicinisch-botanischen Partie, welche die größten Seltenheiten und Kostbarkeiten enthält; sie ist nach dem Muster der botanischen Gärten in Italien und den Niederlanden zierlich in kleine Beete abgetheilt, deren jedes mit einer besonderen Pflanzenart besetzt ist. Mit lebhaftem Enthusiasmus erläutert der

---

[1]) Die Federnelke hieß damals die Stolze von Oesterreich, Superba austriaca, heute Dianthus superbus. Die feurige Lichtnelke (Lychnis chalcedonica) wird in dem Gartenkatalog, den L. Scholz 1587, und dann nochmals 1594, drucken ließ, als constantinopolitanische Blume (flos constantinopolitimus) aufgeführt; jetzt ist sie unter dem Namen „brennende Liebe" bekannt.

Wirth bei jedem Gewächs dessen merkwürdige Eigenschaften und medicinische Kräfte. Er erzählt von der Mühe, die er gehabt, sich den Samen von seinen Freunden und Correspondenten in Spanien, Frankreich und Italien, mit denen er in Tauschverkehr steht, zu erhalten, wie theures Geld ihm diese Knolle gekostet, wie schwierig es war, jene Zwiebel durch den Breslauer Winter hindurchzubringen und sie zum Blühen zu veranlassen. Eben blühen zwei Gewächse, die portugiesische Seefahrer vor nicht gar langer Zeit aus Indien eingeführt haben: die Canna und die Balsamine. Hier das afrikanische Chrysanthemum (Chr. carinatum) mit den goldenen, scharlachrothen oder weißen, auch dreifarbigen Blüthenköpfen hat 1535 Kaiser Karl V. aus Tunis mitgebracht, als er triumphirend in diesen Raubstaat einzog. Dort den Akanthus, einem korinthischen Säulencapitäl gleich, hat ein Freund von den Ruinen des Colosseums in Rom gesendet, zugleich mit dem Knöllchen der italienischen Gartenanemonen, von denen die eine durch die brennend rothen, die andere durch die tiefpurpurnen Blumen allgemeine Bewunderung erregt haben. In einem Kreis sind die Gewürzkräuter der italischen Gärten zusammengestellt, Basilicum, Majoran, Melisse, Ysop, Rosmarin, Raute und Diptam; in ihrer Nähe hat ein schwertlilienähnliches Gewächs Platz gefunden, dessen wasserliebende Wurzel vor einiger Zeit zu uns kam, wie die Einen sagen vom schwarzen Meer, nach Anderen aus Indien; es ist unser Kalmus. Besonders reich ist die Sammlung der officinellen Pflanzen; hier stehen nebeneinander: der indische Ricinus, die Meerzwiebel vom Mittelmeer, die Angelica, der Eisenhut, die Tollkirsche und das Meum von den heimischen Sudeten. Eine Novität ist für die Gesellschaft auch ein hohes Gewächs aus der Familie der Nachtschatten, mit stachligen Apfelfrüchten, das die seit noch nicht gar langer Zeit aus Osten eingewanderten Zigeuner mitgeschleppt, und das die Hexen zu ihren Zaubertränken benutzen; es ist unser Stechapfel. Mit besonderem Stolz zeigt unser Wirth eine Sammlung Pflanzen, die er vor Kurzem von spanischen Freunden zum Geschenk erhalten; sie kommen aus Peru, von den Gärten der Incas. Hier hat die Wunderblume Meragliniosa (Mirabilis) ihre bunten Blumentrichter entwickelt, dort rankt sich um einen Stab die indische Kresse mit feuerfarbenen Blüthen, unser Tropaeolum; zwei Nachtschattenarten haben bereits große saftige Früchte angesetzt, grün-violett die eine, orange die andere; es sind Eierpflanzen (Solanum Melongena) und Liebesapfel (Lycopersicum); die Früchte einer dritten Art gleichen scharlachrothen Schoten und brennen im Munde wie Pfeffer; es ist die Paprica (Capsicum). Von der wunderbaren Triebkraft jenes südamerikanischen Bodens zeugt ein Samenkorn, das im Laufe des Sommers seinen Stengel über Mannshöhe entwickelt hat und eine tellergroße Goldblume der Sonne zukehrt, es ist unsere Sonnenrose; kaum minder kräftig ist der indische Weizen oder Mais emporgeschossen, und die Tabakspflanze, von deren Blättern die Reisenden so wunderbare Wirkungen des Rauches berichtet haben. Die größte Seltenheit in dieser peruanischen Sammlung aber ist ein Kraut mit fleischfarbener Blumendolde, das an seinen Wurzeln kleine Knöllchen gebildet hat; noch hat kein Botaniker diese Pflanze beschrieben oder benannt; der Wirth hat sie unter ihrem in Quito üblichen Namen Papas erhalten. Niemand ahnt, daß

nach ein paar hundert Jahren diese Pflanze, unsere Kartoffel, auf allen Feldern angebaut und die allgemeine Volksnahrung werden wird[1]).

Nur mit Mühe trennen sich die Freunde der Botanik von den Schätzen dieses Quartiers, um noch einen Blick auf die beiden letzten Abtheilungen des Gartens zu werfen. Die eine ist als Labyrinth angelegt, das in keiner Gartenanlage der Renaissance fehlen darf; die verschlungenen Wege sind von Spalieren eingefaßt, die von Schlingpflanzen dicht umsponnen sind; theils sind es einheimische: Geisblatt und Waldrebe, Epheu und Zaunrübe; aber auch neue Einführungen aus Indien, Feuerbohnen, Gurken, Melonen und Kürbisse in vierzehn verschiedenen Arten. Hier befindet sich auch der Rosengarten, wo die neuen Rosen des Orients ihre vollen duftreichen Blumen entfalten, unter ihnen auch die seltenen gelben Rosen, Eglanterien, die erst vor Kurzem aus Verona gekommen sind.

Die letzte Abtheilung ist der Baumgarten; auf dem grünen Rasen stehen in Quincunx gepflanzte Obstbäume in edlen aus dem Süden stammenden Sorten. Hier reifen Aepfel und Birnen, türkische Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen, Mispeln und Quitten, Berberizen, Maulbeeren und Stachelbeeren, deutsche und italienische Haselnüsse; dazwischen sind einzelne Ziersträucher gesetzt: Goldregen, Blasenstrauch und Schneeball; der türkische Flieder erfüllt die Luft mit berauschendem Duft.

Nachdem der botanische Rundgang beendigt, zerstreut sich die Gesellschaft auf einige Zeit; die Jugend erlustigt sich an Gesellschaftsspielen, für die in dem hundert Ellen langen überwölbten Laubgange, der den Garten von Ost nach West durchzieht, Würfeltische, Kugelspiele und andere Geräthe aufgestellt sind. Einige üben sich im Scheibenschießen; Andere lassen sich zu traulichem Gespräch auf die Bänke an den Springbrunnen nieder, die in der Mitte der Quartiere angelegt sind. Hier sprudelt eine Quelle unter einem Lebensbaum (Thuja) hervor; es ist der größte und älteste in Schlesien von diesem Baumgeschlecht, das Franz I. von Frankreich aus Canada eingeführt hat. Aus der Mundöffnung einer Maske ergießt sich das Wasser in einen Fischweiher; daneben ist ein Trinkbrunnen eingerichtet und mit Bechern ausgestattet. Eine andere Fontäne ist mit dem Standbild der Flora, der Schutzpatronin dieses Gartens, ausgeschmückt. Noch

---

[1]) Dr. med. Valens Acidalius sagt in seinem im leichten Versmaß der römischen Komödie geschriebenen Gedichte „Janus quadrifrons in hortum Scholzianum“:

Mit großer Mühe und mit großen Kosten läßt
Der Herr jedwedem Kräutchen Pflege angedeihn.
Fast Alles, das Du hier findest, stammt vom Ausland her;
Die einen sind gekommen aus Italiens Gaun,
Aus Griechenland, aus Hispanien oder Gallien,
Aus Indien andere; ja selbst aus Arabien.
Und Alles, was hier wächst, hat des Herren Hand gepflanzt,
Er hat es gesät, er hat es gepflegt, und daher kommt
Die Kraft des Sprossens und des Wachsthums Leichtigkeit,
Daher das Glück beim Blühen und beim Fruchtansatz;
Daher stammt Glanz und Ordnung, die in dem Garten herrscht;
Drum haben die Pflanzen größeren Werth und der Garten selbst.

andere Kunstwerke sind im Garten vertheilt; wir bewundern einen sarazenischen, sogenannten Alhambrakrug, angeblich eine Copie des Weinkruges, in dem einst das Wunder von Cana verrichtet wurde; das Original, das Mustapha Pascha aus dem cyprischen Famagosta nach Constantinopel hatte bringen lassen, ist vor Kurzem durch Joachim v. Zinzendorf nach Wien gekommen. In einer Felsgrotte erblickt man den Cyklopen Polyphem, der dem Eintretenden einen Steinblock entgegenschleudert; er ist so naturwahr gebildet, daß, wer zum ersten Male hereingeführt wird, unwillkürlich zurückschreckt, zum Gelächter der übrigen Gesellschaft. An einer anderen Stelle steht Adam, der den Apfel der Eva darreicht. Anmuthig ist es auch, dem melodischen Gezwitscher der Singvögel zuzuhören, die in zwei Vogelhäusern gehalten werden; das eine ist viereckig, das andere hat die Gestalt einer Pyramide; beide sind mit blühendem Geisblatt und Bittersüß (Dulcamara) umrankt.

Die eine Seite des Gartens wird von einer Mauer begrenzt; an sie lehnt sich das Gewächshaus, in welchem während des Winters untergebracht sind:

> Bäume vom Süden kommend, die einen mit goldenen Aepfeln,
> Andre mit Feigen, Granaten; der Lorbeer schmückt sich mit Beeren,
> Und die Pistazie mit Nüssen; es nisten unter dem Dache
> Bald hellachend und bald aufseufzend türkische Tauben.

Jetzt ist die ganze Orangerie im Freien aufgestellt; wir bewundern hier außer den obengenannten, in Kübel gepflanzten Bäumen auch Myrte, Oleander, Stechpalme und den amerikanischen Feigencactus (Opuntia Ficus indica), der seit dieser Zeit nicht nur in allen Mittelmeerländern einheimisch geworden, sondern selbst bis zu den Felsgehängen oberhalb Gries bei Bozen sich angesiedelt hat. Die kahle Wandfläche über dem Gewächshaus ist nach italienischer Sitte al fresco bemalt. Wir sehen hier den Dogen von Venedig im Goldtalar mit der Dogaressa auf dem Prachtschiff des Bucentoro, wie er den Verlobungsring der Adria zuschleudert; daneben segeln stolze Indienfahrer und Kriegsgaleeren; dann folgen in bunter Reihe Franzosen in knappem Wamms, mit ihren Damen in langschleppenden Gewändern, Burgunder, Neapolitaner, Türken. Inmitten einer tropischen Landschaft klagt Orpheus um den Verlust seiner Eurydice, und das gibt dem Künstler Veranlassung, nicht nur die merkwürdigsten Pflanzen Indiens, Palmen, Bananen und Arumgewächse, sondern auch Löwen, Tiger, Elephanten, Affen, Kameele, Papageien, Strauße und andere seltene Thiere abzumalen, die dem Gesange lauschen.

Inzwischen ist die Zeit zum Mahle gekommen; die Gäste versammeln sich in dem Pavillon, der in der Mitte des Gartens, wo die Hauptalleen sich kreuzen, errichtet ist; es ist ein viereckiger Bau; nach allen vier Seiten offen, gewährt er nicht bloß den Lüften und Blumendüften freien Zugang, sondern bietet auch dem Auge den erfreuenden Ausblick in das Laubgrün ringsum. An den Wänden hängen Gemälde; der Wirth wäre kein Mann der Renaissance, wenn er nicht auch Kunstfreund und Kunstsammler wäre. Das berühmteste unter diesen Bildern ist eine Lucrezia von Lucas Cranach; ihr gegenüber hängt eine Judith mit dem Haupte des Holofernes. An der anderen Wand erblickt man als Gegenstücke eine Alte, die sich mit Gold die Gunst eines Jünglings erkaufen will, und einen

Greis, der sich um die Liebe eines jungen Mädchens bemüht, auf der dritten eine Ceres in Mitte goldener Saaten, und als Pendant eine Jungfrau auf blumigem Rasen, die sich einen Kranz aufs Haupt setzt. Auch die Plastik ist in zwei reizenden, mit natürlichen Farben bemalten Reliefs von Wachs vertreten, Werke venetianischer Künstler; das eine ist Venus mit Cupido, das andere eine Magdalena mit aufgelöstem Haare, die die schönen Arme bußfertig ringt. Zwei andere Reliefs, nicht minder kunstvoll von italienischen Meistern aus Alabaster gearbeitet, stellen Scenen aus der biblischen Geschichte dar, in dem einen Lot mit seinen Töchtern, im andern das Urtheil Salomonis[1]).

In der Mitte des Pavillons befindet sich der Tisch; er ist besetzt mit dem Speisegeräth, den Gläsern und Humpen in den schönen Formen der Renaissance; Blumensträuße und lose Blumen sind über das Tischtuch hingestreut; auch die Pokale sind bekränzt, und sämmtliche Gäste, die Herren wie die Damen, haben Blumenkränze aufs Haupt gesetzt, welche die Mädchen inzwischen geflochten; es ist ja ein Fest der Flora, das heute gefeiert wird. Ueber dem Tische ist eine amerikanische Aloe frei aufgehängt. Die Diener reichen Wasser zum Händewaschen, dann nehmen die Gäste Platz in bunter Reihe, wie der Wirth es angeordnet, der als Symposiarch und König des Festes obenan sitzt. Es sind im Ganzen neun Personen; die Zahl der Musen soll nicht überschritten werden; die Auswahl ist so getroffen, daß bei aller Rücksichtnahme auf Alter und Stand doch eine gewisse Gleichheit und daher auch Freiheit den Gästen gewahrt wird. Das Mahl ist aus einfachen Speisen zusammengesetzt, keine üppige Schwelgerei, wie sie in anderen Kreisen üblich ist. Die Erzeugnisse des Gartens liefern den Hauptantheil, Fischweiher und Vogelhaus versorgen die Küche, der Obstgarten den Nachtisch. Zwischen den Gästen entspinnt sich ein heiter angeregtes Gespräch; denn nicht Pythagoräer sollen die Gäste sein, die zum Schweigen verpflichtet sind; die sinnigen Tischreden bei den Symposien des Plato sollen ihr Vorbild sein; darum bemüht sich ein Jeder, sein Bestes zur Belebung der Unterhaltung beizutragen. Lustige Geschichten und Witzworte machen die Runde; der Wirth sorgt dafür, daß der Anstand nie verletzt wird, daß selbst ein Cato nicht Anstoß nehmen könnte. Nach der Mahlzeit fordert der Wirth einen der Gäste auf, ein neues Gedicht vorzulesen oder einen Vortrag über ein naturphilosophisches oder medicinisches Thema zu halten; doch darf dasselbe weder zu schwierig noch zu

[1]) Die Kunstsammlungen von Laurentius Scholz wurden nach dem Tode seines einzigen Sohnes († 1613) zerstreut; doch habe ich die Lucretia von Lucas Cranach im Provinzialmuseum von Breslau aufgefunden; sie ist in einem hellblauen Renaissancecostüm dargestellt, wie sie den Dolch in den entblößten Leib stößt. Aehnliche Darstellungen der Lucrezia aus der Cranach'schen Schule finden sich in anderen Museen; auch die Judith und die verliebten Alten sind häufig wiederholte Darstellungen der Cranach'schen Schule. Für die Ceres und das Mädchen mit dem Blumenkranze sind mir keine Vorbilder bekannt. Dagegen habe ich das schöne, venetianische Wachsrelief: Venus auf einem Lager ruhend, von einem Faun belauscht, zur Seite der spielende Amor — im Breslauer Museum für Schlesische Alterthümer wiedergefunden (Nr. 461—463 des Museumskatalogs); es ist dahin aus der Breslauer Stadtbibliothek gekommen, die einen Theil des Scholz'schen Nachlasses besitzt, es befindet sich noch in dem alten schwarzen, durch einen Schieber verschließbaren Holzrahmen (clausa quae conduntur in arca. Calagius); die Magdalena, vermuthlich eine Nachbildung der Tizian'schen, ist verschollen. Dagegen habe ich die beiden in breite Goldrahmen gefaßte Alabasterreliefs im Breslauer Alterthumsmuseum aufgefunden.

unbedeutend, es soll unterhaltend und anregend sein; besonders willkommen sind Gegenstände aus dem Gebiete der Gartenpflege und der Botanik. An den Vortrag knüpft sich eine allgemeine Debatte; doch darf dieselbe weder zu aufregend noch zu gründlich werden. Die Reden werden durch häufiges Pokuliren unterbrochen. Zuerst fordert der Wirth die Gäste auf, nach antiker Sitte drei Becher den Schutzgottheiten des Gartens zu spenden: den ersten der Flora und der Venus, den zweiten Apollo und den Musen, den letzten den Grazien und dem genius loci. Die Diener füllen jedesmal die Gläser von Neuem mit goldenem, ungewässertem Rheinwein; die Nymphen sind zum Feste der Flora nicht zugelassen. Nun bringt der vornehmste Gast einen Trinkspruch auf das Gedeihen des Gartens und seines Besitzers; der große Humpen macht die Runde rechts herum. Dann trinkt der Wirth auf das Wohl eines Freundes oder eines anderen verehrten Mannes; auch die Gäste trinken Einer dem Anderen zu; der Geforderte muß sofort und gewissenhaft nachkommen; die Gläser müssen jedesmal nach der Sitte der Altvorderen ehrlich bis zur Nagelprobe geleert werden.

Wenn den Reden und den Bechern Genüge geschehen, ersucht der Wirth Einen aus der Gesellschaft, ein Lied zu singen: ein Anderer holt von der Wand, an der Zithern, Flöten, Fiedeln und andere Musikinstrumente aufgehängt sind, eine Laute herab, den Gesang zu begleiten. Nun wechseln Lieder der Solisten und Instrumentalmusik mit fröhlichem Rundgesang. Das Fest verlängert sich bis tief in die Nacht. Endlich erinnert sich die Gesellschaft der Rücksicht, die sie dem Herrn schuldig ist; die Gäste erheben sich zum Aufbruch, schütteln sich die Hände und begeben sich auf den Heimweg. „Was aber," so lautet der letzte Paragraph der Gartengesetze, „bei dem Feste gesprochen oder nicht gesprochen, was gethan oder nicht gethan worden ist, das soll in den Wein geschrieben sein und nicht ins Gedächtniß. Wer sich am folgenden Tage doch noch daran erinnert, der möge sich daran genügen lassen, daß er es selber weiß, nicht aber Anderen in der Stadt es ausplaudern. Wer aber diese Gesetze übertritt, der soll aus der Gemeinschaft der Guten ausgestoßen und aus der Zahl der Freunde gestrichen werden."

Indem wir von dem Breslauer wissenschaftlichen und geselligen Leben des sechzehnten Jahrhunderts Abschied nehmen, drängt sich uns unwillkürlich der Vergleich mit der Gegenwart auf. Ohne Zweifel sind in den dreihundert Jahren, die dazwischen liegen, großartige Fortschritte gemacht worden. Die Zahl der Einwohner von Breslau hat sich fast verzehnfacht, und indem die Stadt als lebendiges Glied einem großen Staatsorganismus sich einordnete, sind auch für den Einzelnen die bürgerlichen und die staatsbürgerlichen Aufgaben gewachsen. Die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, hat sich in unaufhaltsamer Fortbildung zu einer früher nicht geahnten Höhe aufgeschwungen: und indem Handel und Gewerbe ihren Fortschritten auf dem Fuße folgten, haben sich auch alle socialen und materiellen Einrichtungen wesentlich vervollkommnet. Sorgen wir dafür, daß über dem materiellen Fortschritt jener Idealismus der Renaissance nicht verloren gehe, welcher im opferbereiten, selbstlosen Wirken für die Mitbürger seine Befriedigung findet, und der den edelsten Genuß nicht in sinnlichem Wohlleben, sondern im Hegen und Pflegen unseres geistigen Besitzes, der Kunst und Wissenschaft, erblickt.

Zur Erinnerung an Andrássy.

Daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei, dieser Ausspruch eines classischen Weisen, gilt ganz besonders in seiner Anwendung auf österreichische Staatsmänner. Erfolg oder Anerkennung, Eines oder das Andere, gehört jedoch dazu, daß ein leitender Staatsmann glücklich sei, oder doch mindestens sich glücklich fühle. Weitaus die Mehrzahl der Staatslenker des Kaiserreichs an der Donau muß sich damit bescheiden, entweder die erzielten Erfolge zu überleben, oder auf Anerkennung ihres Wirkens so lange zu warten, bis sich über ihrem irdischen Reste die stille Gruft geschlossen hat. Um nicht jener Persönlichkeiten zu gedenken, welchen nur „des Augenblickes Gunst" zu einem jähen Aufleuchten verholfen, — was weiß die jüngere Generation heute von dem Siebenbürger Magner, von Schuselka, von Mühlfeld und Kaiserfeld, denen noch vor drei Jahrzehnten das ganze liberale und deutsche Oesterreich zujubelte? — vermöchte man eine stattliche Reihe von Namen zu verzeichnen, deren Träger es erleben mußten, daß ihr Ruhm vor ihnen zu Grabe ging. Die Begeisterung, mit der ihnen einst das „dankbare Vaterland" den Lorbeer um die Schläfe gewunden, erlosch früher als ihr Lebenslicht; der Kranz welkte schneller als das Haupt ergraute. Nur zu viele Seiten der Memoiren des Grafen von Beust sind wehmuthsvollen, oft allzu sentimentalen Betrachtungen über dieses Thema gewidmet, und dasselbe Leit- und Leid-Motiv mag auch in gewissen Aufzeichnungen hindurchklingen, die heute noch im geheimsten Pultfache so manchen verdienstvollen Ministers oder Politikers „a. D." des Tages harren, da sie ohne Verletzung der loyal geübten Discretion die Erinnerung an die so gar rasch verschollenen Thaten einem nachlebenden Geschlechte wachrufen sollen. Wandelt nicht noch Herr von Schmerling unter uns, den sie einst als „Vater der Verfassung" dankbar feierten, um ihn, kaum daß sein Werk drei Jahre bestanden, von dem tarpejischen Felsen herabzustürzen, wie wenige Jahre später die Männer, denen sie selbst als den Befreiern von den Fesseln des Concordates, als den Pfadfindern auf dem Wege zur Eroberung der staatsbürgerlichen und der intellectuellen Freiheit die Palme schwangen?

Bekam der Mann, den sie vor wenigen Tagen in Ungarns prächtig aufblühender Hauptstadt mit fürstlichen Ehren, aber, was noch mehr werth ist, unter Thränen des Volkes zu Grabe trugen, bekam Graf Julius Andrássy nichts von dieser Bitterniß zu kosten? War seine Volksthümlichkeit auch zur Zeit, da er noch in Amt und Würden unter uns weilte, auf jener Höhe, auf der die Kundgebungen derselben nach seinem Tode standen? Lebte er noch, er würde mit jenem

Scharfblick, der ihn namentlich da nicht im Stich ließ, wo es sich um die Prüfung und Erkenntniß des eigenen Ich handelte, der Erste sein, diese Frage nur mit erheblicher Einschränkung zu bejahen: für Ungarn vielleicht, für Oesterreich nur theilweise. Ja, diese Sympathien datiren, selbst so weit die Deutschen Oesterreichs in Betracht kommen, erst aus neuerer Zeit. Sie knüpfen unmittelbar an das Bekanntwerden des Bündnißvertrages mit dem Deutschen Reiche. Und sie mußten um so gewisser und tiefer Wurzel fassen, als sich bei diesem Anlasse den Führern der Deutschen Oesterreichs zwei Empfindungen aufdrängen mochten, denen sich ihre Redlichkeit nicht verschließen durfte. Zunächst die Bewunderung vor der sonst nicht landesüblichen Selbstverleugnung des Politikers, der einen Erfolg von so epochemachender Bedeutung erzielt, ohne ihn an die große Glocke zu hängen, ja der sich im Augenblicke, da derselbe verbrieft und besiegelt ist, ruhig ins Stillleben auf das Altentheil zurückzieht. Sodann die Reue, wo nicht die Beschämung ob des Unrechtes, das man diesem Rathe der Krone angethan, als man ihm mit mehr Leidenschaftlichkeit als Ueberlegung vorwarf, daß er die Monarchie an den Rand des Verderbens bringe. Fürwahr, der Kranz, den die Abordnung der österreichischen Verfassungspartei an der Bahre im ungarischen Akademiegebäude niederlegte, reicht nicht hin, um in dem Protokoll über die so denkwürdige als verhängnißvolle Conferenz vom 22. October 1878 jene Worte des damaligen Parteiführers zu verhüllen, die ihre ätzende Spitze gegen einen Abwesenden richteten. An jenem Abend hatte Freiherr v. Pretis, als der Kaiser ihm die Neubildung des Cabinets übertragen, welches die Nachfolge des von der eigenen Partei im Stiche gelassenen Ministeriums Adolf Auersperg übernehmen sollte, die Mitglieder dieser Partei versammelt, um, nachdem er sich zuvor der Zustimmung ihres Führers versichert, auch mit den anderen Fractionen der damals bereits gespaltenen Partei sich auseinanderzusetzen. Groß war seine Ueberraschung, als sich derselbe Dr. Herbst, dessen Unterstützung er sich bereits gesichert glaubte, erhob, um zu erklären, „Oesterreich stehe am Vorabende einer finanziellen Katastrophe, wenn an der bisherigen auswärtigen Politik festgehalten werde. Eine Besserung der Verhältnisse scheine nur möglich, wenn der gegenwärtige Leiter dieser Politik zurücktrete, dessen Hand sich als eine verhängnißvolle erwiesen habe und von bedauerlichem Einflusse auf die parlamentarische Entwicklung Oesterreichs sei". Man könnte noch manche Redeblüthe jenes unseligen Abends, dessen Verblendung die Deutschen Oesterreichs mit einem ganzen neuen Capitel ihrer Passionsgeschichte büßen mußten, einflechten in den Kranz, der als Sühne schweren Irrthums den Sarg des Todten schmückte.

Worauf beruhte nun die außergewöhnliche Volksthümlichkeit dieses Mannes in Ungarn, die unbestrittene hohe Achtung, die er diesseits der Leitha genoß? Worauf die, wie gesagt, bei uns so seltene Erscheinung, daß es ihm gegönnt war, sich Beider zu erfreuen, selbst nachdem er sein Amt niedergelegt? Woher namentlich das, womöglich noch seltenere Phänomen, daß ungemindert durch jene Popularität und neben derselben, auch sein Ansehen „nach Oben", wie man in Oesterreich mit einer metaphorischen Abkürzung zu sagen liebt, nicht bloß ungeschmälert blieb, sondern eher in Zunahme begriffen war? Sucht man nach einer Antwort auf diese Fragen, so wird man vor Allem zugestehen müssen, daß er

weder das Eine, noch das Andere von den Göttern erfleht hat. Graf Andrássy lief der Gunst des Volks nicht nach und schlich sich nicht in die der herrschenden Kreise. Vielleicht liegt schon in diesem Zuge seines Charakters ein Theil der Erklärung. Und Charakter war bei ihm Alles, nicht Berechnung. Gab er sich so, wie er es that, so durfte man sein Gehaben nicht auf Vorbedacht zurückführen, es war einfach ein Ausfluß seiner Natur. Wohl konnte er sich in ihrer Aeußerung Gewalt anthun, so weit ihm solches bei seinem Temperament möglich war; allein diese Zurückhaltung war auch das Maximum dessen, was man ihm zumuthen durfte. Wie ihm alles Unnatürliche, Gekünstelte, Geschraubte ein Greuel war, so wies er es auch von sich, duldete es nicht um, nicht an sich. Es mußte ihm als großes Opfer erscheinen, und er litt auch in der That darunter, als er bei seinem Amtsantritte seinen Namen unter das Rundschreiben setzte, in welchem seine Politik als die Fortsetzung derjenigen seines Vorgängers bezeichnet wurde. „Ich habe mich" — so äußerte er damals zu Vertrauten — „zur Politik meines Vorgängers bekannt nur aus persönlicher Rücksicht für Herrn v. Beust, gegen meine innere Ueberzeugung. Denn sollte ich wirklich diese Politik befolgen müssen, so wäre Niemand reich genug, mich dafür zu bezahlen, daß ich vierundzwanzig Stunden lang auf diesem Platze aushalte." Zu derlei Concessionen aus persönlichen Rücksichten verstand er sich aber nicht leicht und jedenfalls nur pro foro externo. Seinem Volke und seinem Monarchen gegenüber trat er immer mit aller Offenheit auf, aber nicht mit jener Art von Aufrichtigkeit, die die Hand ans Herz legt und die Augen gen Himmel hebt. Nicht in der Stellung und im Tone des Marquis Posa, der um Gedankenfreiheit bittet, noch mit der finsteren Stirn eines Jeremias suchte Graf Andrássy dem Souverän jene Entschließungen abzugewinnen, die auf seine Anregung zurückzuführen sind. Sein Charakter ward ihm zum zuverlässigsten Wegweiser auf dem schlüpfrigen Boden in den Kaiserpalästen. Kaiser Franz Josef zählt zu seinen hervorleuchtendsten Regententugenden einen ritterlichen Sinn, das Erbtheil seines großen Ahnherrn Maximilian, und auf diesen mußte die Weise Andrássy's sympathisch wirken. Nie hatten jene Räthe, die dem Kaiser offen ins Auge zu schauen und mit Wahrung der Grenzen schuldiger Ehrerbietigung ihre Ueberzeugung zu vertreten wußten, sich über Ungnade zu beklagen. Als das „Bürgerministerium" ans Ruder kam, dessen Namen nach der Natur der Verhältnisse bei Hofe bis dahin nicht eben mit Wohlwollen genannt worden, war es Giskra, dessen frankes, männliches Auftreten, gehoben durch die Mittel seiner oratorischen Begabung, auf den ersten Schlag ihm das Herz des Kaisers eroberte, wie diesem auch der gestrenge Zahlmeister Brestel ob seines schlichten, anspruchslosen Wesens und trotz seines, die Carricatur herausfordernden Aeußeren wohlgefiel. Schade, daß sich Giskra selbst um die ihm entgegengebrachte Zuneigung, die der liberalen Sache sehr zu statten gekommen wäre, brachte, indem er bald eine gewisse rücksichtslose Rechthaberei und allerlei Intriguantenkünste an den Tag legte. Ganz und gar verdarb er es jedoch mit dem Kaiser in jener Ministerconferenz, in der es sich darum handelte, dem aus dem Cabinet geschiedenen Dr. Joh. Nep. Berger sein Ruhegehalt zu bemessen. Von einer Seite war mit Rücksicht darauf, daß Berger seinem Portefeuille eine der einträglichsten Advokatenkanzleien geopfert,

beantragt, ihm eine höhere als die übliche recht bescheidene Pension zuzugestehen. Da schlug Giskra, der sich damals in politischem Antagonismus zu seinem einstigen Collegen befand, mit geballter Faust auf den Tisch: „Wie, man soll der Schlange noch das Gift vermehren!“ Diese Aeußerung über einen Collegen und langjährigen Gesinnungsgenossen fand der Kaiser so unritterlich, daß er sich seither von Giskra nur abgestoßen fühlte. Herr v. Beust wußte den Monarchen auch nicht immer recht zu fassen; er war oft zu kleinlich, zu tergiversirend, meinte es sehr gut, aber verdarb wieder Alles durch ein übel angebrachtes Späßlein, das er nicht unterdrücken konnte, dessen Taktlosigkeit er nicht zu fühlen schien. So wenn er z. B. einem seiner Mitarbeiter gelegentlich einer nicht anerkennenden Bemerkung des Kaisers den Vers widmete:

„Oft heißt: Viribus unitis[1])
So viel als: die Suppe mit iß.“

Den Grafen Andrássy verließ dem Kaiser gegenüber der Takt nie; niemals würde er sich gewisse Vertraulichkeiten im Dialog erlaubt haben, wie sie seinem Vorgänger mitunter entschlüpften, weit entfernt dadurch seinen Beziehungen zum Träger der Krone jene Herzlichkeit zu verleihen, die zu erreichen dem ehemaligen Revolutionär und Exilirten gelang, ohne daß er es darauf absah. Mit dem Auge, das ein so langjähriger Verkehr mit Staatsdienern aller Schattirungen schärfen mußte, erkannte der Kaiser in Andrássy den Mann, der nie etwas verlangen oder vorschlagen werde, was er nicht innerlich als im Interesse der Dynastie und des Reiches geboten erachtete. Umgekehrt ließ Andrássy es nicht darauf ankommen, daß der Kaiser ihn mahnen mußte, seine Gefühle und Ueberzeugungen zu schonen. Als es galt, dem König von Italien einen Gegenbesuch abzustatten, und bekannt wurde, daß der Kaiser hierfür Venedig ausersehen, machte ein fremder Diplomat dem Grafen Andrássy Complimente über diesen Entschluß, die er indeß mit den Worten ablehnte: „Glauben Sie, ich hätte das Herz gehabt, dem Kaiser so etwas zu proponiren?“ So gestaltete das Verhältniß zwischen dem Landesherrn und seinem Berather sich zu einem durchaus und beiderseitig vertrauensvollen. Daß der Letztere hierin vielfach von seinem Glücksstern begünstigt wurde, soll allerdings nicht geleugnet werden. Darum konnte er es, kaum daß sein Ministerium nach Wochen zählte, wagen, das Vertrauen des Souveräns auf eine solche Probe zu stellen, wie es die war, da er im Jahr 1867 dem eben gekrönten König von Ungarn den Entschluß inspirirte, das großartige, von der Nation more avitico dargebrachte Krönungsgeschenk einer Stiftung für die Wittwen und Waisen der Honvéd aus den Jahren 1848—1849 zu widmen. Nicht einmal der „alte Herr“ Deák, dessen Loyalität außer Zweifel stand, hätte den Muth gehabt, sich dem Monarchen, dessen erste Waffenthat in der Bekämpfung jener „aufrührerischen Horden“ bestand, mit einer solchen Anregung zu nähern. Graf Andrássy aber brauchte nur die richtige Saite anklingen zu lassen, und der anfangs etwas erstaunte, damals siebenunddreißigjährige König ging mit der ihm eigenen Hochherzigkeit auf den Vorschlag ein, ebenso wie er später, ungeachtet des Entsetzens seiner militärischen Rathgeber, zustimmte, daß die ungarische Landwehr officiell den bis dahin verpönten Titel „honvéd“ führen möge. Beide

[1]) Bekanntlich die Devise des Kaisers von Oesterreich.

Maßnahmen begründeten die Popularität des mit seinem Volke wiederum versöhnten Monarchen, und befestigten die seines ersten Ministers.

Das Volk aber bekam es mit dem feinen Instincte, welcher manchmal die große Masse richtiger leitet als den Einzelnen, bald heraus, daß es keinen zuverlässigeren und mehr vermögenden Anwalt für seine Sache bei der Krone — nicht gegen dieselbe — zu erwerben im Stande wäre, als es einen solchen im Grafen Andrássy besaß. Und daß Andrássy diesen Einfluß niemals einem persönlichen und privaten Vortheile zur Verfügung stellte, ihn nicht in kleinen Dingen, mit unnützen, lediglich der Selbstbespiegelung dienenden Kraftproben zersplitterte, festigte denselben ebenso, wie es die Zuversicht steigerte, mit der sich die Nation seiner Leitung überließ. Er selbst kennzeichnete im Jahre 1869 diese Stellung und sein Verhältniß zum Monarchen mit den schlichten Worten: „Ich habe nur das einzige Verdienst, daß ich als Rath der Krone nie anders gesprochen, als: Herr, vertraue der ungarischen Nation! Wenn sie einmal einen Ausgleich eingeht, dann hält sie ihn auch mit derselben Zähigkeit, mit der sie ihre avitischen Rechte gefordert."

Die nachfolgenden Zeilen können und wollen nicht den Anspruch erheben, einen Lebensabriß oder gar eine erschöpfende Charakteristik dieses Mannes zu geben. Nur mit flüchtigem Griffel hingeworfen, will diese Skizze einen und den andern Zug dieser interessanten Persönlichkeit festhalten, deren Bild in ganzer Größe auszuführen, dem Geschichtschreiber zukommen wird. Deshalb soll hier auch nicht weiter ausgeführt werden, was er für Ungarn bedeutete. Gelegentlich einer Versammlung in seinem ersten Wahlkreise kam er auf die Einwendungen zu sprechen, die schon damals von der Opposition der sogenannten 48er gegen die neue Ordnung der Dinge in Ungarn erhoben würden. „Im Jahre 1848 sind in sehr vielen Staaten Europa's neue Verfassungen entstanden, aber ich weiß keinen einzigen, wo dieselben auch nur in ihren Hauptzügen heute noch beständen. Ungarn ist der einzige Staat, wo jeder wesentliche Punkt der 48er Constitution wieder hergestellt ist. Was abgeändert wurde, das hat die Nation selbst abgeändert!" Das wurde vor 21 Jahren gesprochen, und doch könnte es noch heute den scandalösen Diatriben der äußersten Linken des ungarischen Parlamentes entgegengehalten werden.

An Ungarns Zukunft glaubte er fest, aber ebenso unerschütterlich hielt er an der historischen Verbindung mit Oesterreich. Ein der Opposition angehöriger Freund — und in Ungarn schließt politische Gegnerschaft persönliche Freundschaft nicht aus — hänselte ihn einst: „Was nimmst Du Dich denn gar so sehr um den ‚Ausgleich' an, Du kannst darum doch gemeinsamer Minister des Aeußeren bleiben." — „Mein Lieber, da irrst Du" — antwortete Andrássy — „denn nach dem Ausgleich kommt entweder der Absolutismus oder die Personal-Union, und dann gibt es keine gemeinsamen Minister mehr." Schon durch dieses Festhalten an der Schöpfung von 1867 war seine Sympathie für die Geschicke Oesterreichs bedingt, und mochte sein magyarisches Gefühl auch immerhin das stärkere sein, so geschah ihm doch bitter Unrecht, als man ihm Kälte und Empfindlichkeit für die Nöthen und Bedürfnisse der österreichischen Erblande vorwarf. Man machte ihm diesen Vorwurf besonders und am lebhaftesten damals, als er

nach dem Sturze des Bürgerministeriums und dem Mißlingen des Potocki'schen Experimentes sich weigerte, seine Stimme zu Gunsten der deutschen Verfassungspartei zu erheben. Allerdings konnte man zu jener Zeit hundertmal aus seinem Munde die Worte hören: „Ich mische mich nicht d'rein." Die Empfindlichkeit Beust's, dem Ohrenbläser schon damals den Verdacht einflößten, Andrássy trachte ihm nach dem Portefeuille — („Ich würde es nicht acht Tage in Wien aushalten," rief Letzterer aus, als man ihm von der Besorgniß des Reichskanzlers sprach) — legte ihm zu den bestehenden sachlichen Reserven noch weitere subjectiver Natur auf. Gleichwohl ließ er es Jenem gegenüber an wohlgemeinten Winken nicht fehlen. Als Beust das Bedürfniß fühlte, sich um das Abgeordnetenmandat in Reichenberg zu bewerben, redete ihm Graf Andrássy wiederholt nicht nur hiervon, sondern überhaupt ab, ein Mandat für einen Vertretungskörper anzunehmen. „Ich kann ja nicht zehn Monate lang warten, bis mir Gelegenheit wird, Insinuationen wider mich zu widerlegen," wendete Beust ein. Vergebens erwiderte der ungarische Minister: „Ueberlassen Sie das uns, den Landesministern." Beust sah darin nur eine ihm gelegte Falle, auch dann, als er dabei selbst zu Falle kam. Man erinnert sich heute kaum noch jener Episode, als im Mai 1870 die Völker Oesterreichs durch die Berufung eines im Grunde herzlich harmlosen Herrn v. Widmann ins Ministerium überrascht wurden, gegen den sich in der liberalen Presse ein Sturm der Entrüstung erhob. Noch bevor diese Ernennung vollzogen war, hatte ein selbst hochgestellter Vertrauensmann Andrássy's die heikliche Mission übernommen, dem Portefeuille-Canditaten abzurathen, die Berufung ins Cabinet anzunehmen. Wenige Tage darauf machte Freiherr v. Widmann dem ungarischen Magnaten seinen Gegenbesuch, während dessen er von allen erdenklichen Dingen sprach. Erst beim Fortgehen warf er die Worte hin: „A propos, ich bin ernannt." Solche Erfahrungen waren nicht sehr einladend, sich in den Froschmäusekrieg der Parteien Cisleithaniens zu mischen. Sobald es sich jedoch um Lebensfragen des Reiches handelte, da zögerte der Ungar nicht, darzuthun, daß ihm die Interessen der Krone und des Gesammtreiches höher standen, als die Rücksichten auf die specifisch magyarischen Velleitäten. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, im Jahr 1870 in der ungarischen Hauptstadt geweilt, weiß, wie hoch dort die Wogen der Parteinahme für Frankreich brandeten. Das ging so weit, daß nach den ersten lügenhaften Nachrichten über einen Erfolg der französischen Waffen, schon alle Anstalten getroffen wurden, um eine Stadt-Illumination zu insceniren. Wo sich Officiere in einem öffentlichen Vergnügungslocale zeigten, wurden sie von den Zigeunermusikbanden mit den Klängen der „Marseillaise" begrüßt. Graf Andrássy hatte heftige Scenen mit seinen intimsten Anhängern zu bestehen, die zur bewaffneten Intervention drängten.

Aber schon im Jahre 1868 gelegentlich der Zusammenkunft mit Napoleon in Salzburg hatte der ungarische Ministerpräsident, der dem Franzosenkaiser noch aus jener Zeit, da man sich ihn in Paris als „le beau pendu" in den Salons zeigte, wohl bekannt war, diesem offen erklärt, er möge auf Oesterreich in einem Kriegsfalle gegen Preußen sich keinerlei Hoffnung machen. Und ebenso war in den Julitagen 1870 sein beständiger Refrain: „Ein Krieg, in dem Oesterreich gegen Deutschland stünde, wäre unnatürlich, nie würde ich dazu rathen."

„Ich bin" — so erzählte er selbst später — „in jenen Tagen nicht von Wien gewichen, bis ich die Neutralitätserklärung durchgesetzt hatte. Beust hatte mir nach Terebes telegraphirt: ‚Sollen wir mit gekreuzten Armen zusehen?' Als ich in Wien ankam, wurde der Ministerrath drei Tage lang hinausgeschoben, bis er endlich am 18. Juli stattfand. Und am 20. erfolgte unsere Neutralitätserklärung." Als ihm damals eine Aeußerung des „Herrn v. Bismarck" — wie man in jenen Tagen noch den bereits in den Grafenstand erhobenen deutschen Kanzler nannte — entgegengehalten wurde: „Beust möge sich nur um die Consolidirung Oesterreichs kümmern, wir können mit Oesterreich nur als mit einer fremden Macht unterhandeln" — da meinte Andrássy ganz kurz: „Recht hat er!" Im Spätherbst desselben Jahres trat dann die ungarische Delegation in Pest zusammen, und der ungarische Vertreter des Ministeriums des Aeußern — nebenbei bemerkt der treueste und opferfähigste Freund Andrássy's — mußte in offener Sitzung erklären, die Regierung habe nie daran gedacht, eine andere als eine neutrale Rolle zu spielen. Nach der Sitzung begrüßte Andrássy den Redner mit den Worten: „Ei, ich habe gar nicht gewußt, daß Du so gut lügen kannst!"

Schwerer mochte ihm seine Aufgabe werden, als im Januar 1881 Rußland die Pontusfrage aufrollte und in ganz Ungarn sich ein wahrer furor gegen den alten Feind erhob, Alles zum Kriege drängte. Es waren entscheidende Stunden, während welcher der große Ministerrath in der Hofburg zu Ofen berathschlagte und einer Darlegung des Kriegsministers Kuhn lauschte, der seine Rede in gewohnter Weise mit unzähligen „und soweiter etcaetera" verbrämte. Beust plaidirte gegen jede bewaffnete Demonstration mit weniger Worten als gewöhnlich, und vielleicht eben deshalb mit mehr Eindruck. Denn er dachte, wie er später erzählte, sich die großen Argumente aufsparen zu sollen, um den ungarischen Ministerpräsidenten, der nach ihm zu Worte kam, zu widerlegen. Groß war seine Ueberraschung, als dieser ganz lakonisch erklärte, sich den Argumenten des Vorredners anzuschließen. Und doch waren dieselben, mit Vorbedacht, lediglich aus den Rücksichten für die Länder Cisleithaniens geschöpft. Nach diesen beiden Beschlüssen durfte ein gewiß competenter Beobachter, der damalige Vertreter Preußens am Kaiserhofe, General v. Schweinitz, äußern: „Oesterreich sollte dem Manne ein Monument setzen, der dessen Neutralität zu Stande gebracht, so sehr sie auch Manchem contre cœur sein mochte."

Daß aber Graf Andrássy alle Reserve abzustreifen wußte, wenn es galt, die verfassungsmäßigen Zustände in Cisleithanien gegen ernstliche Angriffe zu vertheidigen, bewies seine Haltung gegenüber den Fundamentalartikeln des böhmischen Landtages. Wiederholte Versuche, ihn zu bewegen, seinen Einfluß gegen die Strömung geltend zu machen, welche der gut gemeinte aber unglückliche Versuch des Grafen Potocki zu entfesseln drohte, lehnte er mit den Worten ab: „Für meine Person scheue ich die Verantwortlichkeit einer solchen Intervention nicht, aber Ungarn darf ich mit derselben nicht belasten." Als jedoch das Rescript an den böhmischen Landtag ihm eine Handhabe bot, ergriff er dieselbe, um aus seiner Reserve herauszutreten. Deák, damals noch am Leben, wollte von einem Einschreiten anfangs nichts wissen, bezeichnete die böhmische Landtagsadresse in einer Privatbesprechung als inoffensiv für Ungarn und mahnte die magyarischen Politiker zur Mäßigung und Ruhe. Andrássy vergrub sich in seinem Terebes,

um erst auf Befehl des Kaisers nach Wien zu kommen, dem Beust ein Memoire gegen die böhmischen Forderungen nach Ischl gesendet hatte. Andrássy hatte auch einen persönlichen Grund, nicht so leicht in die Action gegen den Grafen Hohenwart zu treten; er wußte, daß dieser einen polnischen Cavalier, man sagte, den Grafen Adam Potocki, als Candidaten für die Nachfolge Beust's poussierte, und mochte sich nicht dem Verdacht aussetzen, jenem gegenüber sich selbst als Prätendenten in Erinnerung bringen zu wollen. Sein Erscheinen in Wien und die Unterstützung, die er dem damals schon ganz isolirten Grafen Beust bot, hatten den bekannten Erfolg: das Cabinet Hohenwart kam zu Falle. Im Conseil sprach Graf Hohenwart seine Verwunderung aus, daß Graf Andrássy, nachdem er zuvor das Rescript gelesen und bis auf zwei Punkte gebilligt, jetzt dagegen stimme. Graf Andrássy entgegnete scharf: „Das ist eine Unwahrheit; aus dem Umstande, daß ich zwei Punkte besonders beanstandete, folgern zu wollen, ich hätte alles Andere gebilligt, ist ein jesuitischer Kniff." Noch in späteren Jahren wiederholte Andrássy, er habe sich lediglich um des Ausgleiches willen seiner sonst üblichen Abstinenz entschlagen. „Ich bin für mich und meine Nachkommen" — sagte er — „stolz darauf, den Ausgleich zu Stande und es dahin gebracht zu haben, daß der Kaiser in Ungarn so populär, wie kein anderer Monarch in Europa ist und über ganz Ungarn zur Vertheidigung des Reiches gebieten kann!" Die Möglichkeit einer vollen Befriedigung der slawischen Aspirationen in Oesterreich hielt er immer für ausgeschlossen. Kurz bevor die eben erwähnten Ereignisse sich abspielten, im Herbst 1870, begegnete er am Frühstückstische im „adeligen" Restaurant Roger den Ministercollegen Beust und Potocki. Ersterer scherzte, auf den polnischen Grafen zeigend: „Sehen Sie, was der für ein trauriges Gesicht macht, trotzdem in Böhmen die Czechen aus den Wahlen die Majorität davontrugen?" — „Und das halten Sie für ein Glück?" frug Andrássy. Worauf Beust: „Ganz gewiß, denn im Grunde ist es die Bestimmung Oesterreichs, daß diesseits die Slawen die Majorität genießen, wie jenseits die Magyaren." Andrássy bestritt dies: „Wenn ich ein Volk befriedigen kann, so gebe ich ihm Alles; aber die Slawen kann man nicht befriedigen, denn ihr letztes Endziel könnte ihnen höchstens Rußland gewähren: die Vereinigung aller Slawen." Und bei einem späteren Anlasse, bei welchem davon die Rede war, daß ein österreichischer Minister des Aeußern berufen sei, stets die großösterreichische Staatsidee vor Augen zu haben, nickte er seinem Gegenüber, das nicht frei von förderalistischen Anwandlungen war, zu: „Ganz richtig; wenn man aber eine Großstaatsidee repräsentirt, dann ist es doch der helle Unsinn, hinüberzusteigen in die Arena zu Czechen, Slovenen und Galizianern." Das hinderte ihn jedoch nicht, sich mit bitterer Verachtung abzuwenden von jenen Bestrebungen, die just in der Zeit nach den deutschen Siegen bei einem Bruchtheil der Deutschen Oesterreichs zum Ausdruck kamen und für die man hier die Bezeichnung „Preußenseuche" erfand. „Alles was diesen Leuten Fürst Bismarck gewähren würde, können sie von mir garantirt haben," äußerte er eines Tages ironisch, sicher, daß der große Kanzler in Berlin für derlei Ueberläufer nur die gleiche Verachtung bereit habe. Freilich ließ er sich auch durch entgegengesetzte Allüren nicht täuschen. Man sprach ihm von dem „Preußenhaß" eines magyarischen Publicisten, der, bis dahin im Dienste des ungarischen Cabinets, nun die Redaction eines Welfenblattes übernahm.

„Ach was, der schimpft nur so, weil er hofft, man werde in Berlin so dumm sein, seine Liebe zu erkaufen."

Bald nach dem Sturze Hohenwart's folgte die Berufung Andrássy's zur Leitung der auswärtigen Politik. Sagen, daß dieser Rollentausch in der Monarchie große Befriedigung hervorrief, hieße die Thatsachen fälschen. Der neue Minister selbst mochte sich nicht ganz sicher fühlen; gleichwohl sprang er sofort, wie es einer Reiternatur geziemt, mit beiden Beinen in den Sattel. Seine Umgebung war ihm fremd, fast durchweg Männer, bei denen man wenigstens alle Ursache gehabt hätte, große Anhänglichkeit an seinen Vorgänger vorauszusetzen, der sie mit Auszeichnungen und Beförderungen überhäuft hatte. Groß war das Maß guter Meinung nicht, das man dem Neuling entgegenbrachte. Nach der ersten Vorstellung des höheren Beamtenpersonales meinte einer der Herren — er ist seinem Chef, dem er nachmals treu anhing, im Tode vorangegangen — im Hinblick auf die sichtlich genirte und befangene Haltung des Ministers: „Ich erwartete, er werde im nächsten Augenblick eine Flöte aus der Tasche ziehen und ein Solo vortragen." Ein Anderer nannte die Scene „eine Vorstellung auf umgesatteltem Pferde". Er selbst griff anfangs in der Behandlung seiner vortragenden Räthe fehl. In Ungarn nahm der Beamtenstand, wenigstens in jenen Tagen noch, kaum eine höhere Stellung ein, als die besoldeter Diener; und dort gewohnt, sich von lauter unterwürfigen Creaturen umgeben oder von seinen Verehrern gehätschelt zu sehen, fand Andrássy sich nicht alsbald in die ungleich sanftere Tonart, die glatten Umgangsformen, an welche seine Vorgänger in Wien ihre Hülfsarbeiter gewöhnt hatten. Als aber eines Tages einer seiner Räthe, den er stehen ließ, während er selbst sitzend und rauchend den Vortrag anhörte, sich ohne Weiteres einen Stuhl nahm und darauf niederließ, da war es der Minister, der sichtlich verlegen wurde. Am folgenden Tage bot er Jedem, der in sein Arbeitszimmer trat, Sitz und Cigarre an. Mit Offenheit sprach er sich in Bezug auf seine neue Geschäftsthätigkeit aus: „Ich bin zu schwerfällig, um den ganzen Organismus bereits kennen gelernt zu haben." Nun, Schwerfälligkeit war es eben nicht, wohl aber eine souveräne Geringschätzung alles bureaukratischen Wesens und jener Vielgeschäftigkeit, die noch am Ballplatz herrschte. Kein Wunder bei einem Manne, der mit 48er Ideen über Bureaukratie und Diplomatie aufgewachsen war und obendrein von Beiden gleich beim Amtsantritte einen schlechten Begriff bekam. Gewisse Polizeiberichte hatten nämlich für die Eventualität, daß Andrássy Minister des Aeußern werden würde, Unruhen in Prag und selbst in Wien vorhergesagt, manche Diplomaten geschrieben, man betrachte diesen Portefeuillewechsel als Signal eines Krieges gegen Rußland. Diese Berichte wurden ihm gewissenhaft vorgelegt, obwohl sie eigentlich für seinen Vorgänger verfaßt waren. Bald darauf äußerte er: „Jetzt bin ich schon vier Wochen im Amte, und die Krawalle in Wien und Prag bleiben noch immer aus." Und was den Krieg mit Rußland anbelangt, so hatte er die Genugthuung, daß Gortschakoff sich beeilte, ihn zu seiner Ernennung zu beglückwünschen, während er für den österreichischen Geschäftsträger, Freiherrn v. Franckenstein, nachdem ihm dieser die Abschiedsdepesche Beust's vorgelesen hatte, nur die spitze Antwort fand: „Je suis ravi d'apprendre que Mr. le Comte de Beust est content de lui-même." Der einzige Hof, der die neue Wahl nicht sehr freundlich aufnahm, war der

Vatikan. Cardinal Antonelli machte zwar sehr viel Wesens von der „Capacität" des neuen Ministers, fügte aber seufzend hinzu, daß er sich für die Curie nichts von demselben verspreche. Der bezügliche Bericht trug die Unterschrift des damaligen Geschäftsträgers — des Grafen Kalnocky. „Ist mir lieb zu hören," bemerkte Graf Andrássy dazu. Er liebte es überhaupt, zu Allem, was man ihm vorlas, lakonische Randglossen zu machen. So, als ein czechisches Organ höhnisch schrieb, „Herr Andrássy" habe Courage. — „Ja, manchmal"; und ein anderes Mal, als ihm ein ähnliches Blatt nachsagte, er habe in Berlin eine untergeordnete Rolle gespielt: „Na, Gott sei Dank; denn wenn mich dieses Blatt loben würde, müßte ich mich umbringen." Auch mit seinen Gesandten sprang der neue Minister nicht sanft um. Der alte Prokesch in Constantinopel schrieb „ein unverdauliches Kauderwelsch". Graf Apponyi sollte von London weichen, um dem Grafen Beust Platz zu machen, und remonstrirte dagegen in einem fulminanten Briefe. Trotz der hohen Verbindungen, die er besaß, mußte er sich fügen, und nur dadurch, daß sich Thiers lebhaft ansetzte, um ihn nach Paris zu bekommen, entging der mächtige Magnat dem Ruhestande. Von den anderen leitenden Staatsmännern Europa's hatte Andrássy damals keine allzu hohe Meinung. So äußerte er sich über Gortschakoff: „Für die Nachbarstaaten ist es immer gut, wenn Staatsmänner alt werden; er ist heute vierundsiebzig Jahre alt, Gott erhalte ihn uns noch recht lange!" Seine Bewunderung für den deutschen Reichskanzler lag zu jener Zeit noch sehr im Keime und wuchs erst in dem Maße, als er ihm in seinem Wirken näher rückte. Das ging so rasch, daß sich Andrássy's Intimen nicht erinnerten, ihn jemals so stolz gesehen zu haben, als an jenem 1. Juni 1875, da er ihnen ein durchaus eigenhändiges Schreiben vorwies, das Fürst Bismarck an ihn gerichtet, um ihm für seine Haltung in dem Conflicte, den der belgische Duchesne-Incidenzfall zu provociren drohte, herzlichen Dank und Anerkennung zu zollen.

Die Untersuchung der Politik, die Graf Andrássy machte, der Wege, die er einschlug, der Ziele, die er verfolgte, gehört der Geschichtschreibung an, die sich an diese Aufgabe mit aller Unbefangenheit erst wird heranwagen können, sobald Rücksichten auf Personen und Verhältnisse eine rein sachliche Behandlung zulassen werden. Mag sich dann auch herausstellen, daß es nicht immer — wie er sich gern den Anschein gab — eherne Consequenz und unentwegtes Zielbewußtsein waren, nach denen er vorging, so wird man darin um so weniger einen Grund zu ernstem Vorwurf finden dürfen, als der Widerspruch zwischen Wort und Handlung, zwischen Absicht und Ausführung, der Näherstehende überraschen mochte, doch niemals zum Nachtheile der Aktion selbst ausschlug. So rechthaberisch er in seinem Reden war, so wenig war er es gegen sich selbst. Das soll heißen, er gehörte nicht zu den Leuten, die da etwas thun oder lassen zu müssen glauben, einzig und allein, weil der erste Impuls oder auch die erste Reflexion sie vermochte, dies und das sich vorzunehmen. Er wich nie, oder doch nicht, daß man es nachweisen könnte, der Ueberredung, dagegen oft und oft der Ueberlegung. Und da sein Blick nicht getrübt war durch Vorurtheile, seine Willensfreiheit nicht beeinträchtigt durch Rücksichten untergeordneter Natur; da ihm ein glücklicher Spürsinn innewohnte für das, was lebensfähig und gesund, und er schließlich sehr viel Muth und ebenso viel Selbstvertrauen besaß, so wußte

er den Erfolg an seine Person zu fesseln. Gehört aber dieser Theil seines Schaffens, wie gesagt, künftiger Geschichtsschreibung an, so können über die Form, in die sich dasselbe kleidete, nur die Zeitgenossen als klassische Zeugen auftreten. Die Mehrzahl dürfte darin übereinstimmen, daß dieselbe so grundverschieden von dem war, was bis dahin als Tradition galt, wie — nun wie das Vorleben des neuen Ministers von dem der Metternich, Mensdorff, Rechberg. Seiner Erziehung, seinem Naturell widersprach und widerstrebte Alles, was nach der „Schule" roch. „Schule — das kenne ich nicht," pflegte er selbst gelegentlich zu sagen und mit so wegwerfender Miene, daß man nicht Lust bekam, ihn eines Besseren zu belehren. Denn in seiner Vorstellung häufte sich unter diesem Sammelnamen nicht bloß der zopfige Formelkram, sondern Alles, was nur irgend wie nach Methode, Theorie, Herkommen aussah. Daß etwas so und nicht anders gemacht werden müsse, bloß weil es immer so gemacht wurde, ließ er absolut nicht zu. Seine Umgebung hatte die größte Schwierigkeit, ihm begreiflich zu machen, daß ein Minister des Aeußern an bestimmten Tagen der Woche die beglaubigten Vertreter der Mächte empfangen müsse, auch wenn sie ihm keine besondere Mittheilung zu machen haben. Unerschöpflich war er in Erfindung von Ausflüchten, um sich „dieser corvée" zu entziehen. „Muß ich mich denn ausfratscheln lassen," rief er halb zornig, halb wehmüthig. In vielen Fällen ließ er den antichambrirenden Diplomaten bedeuten, er sei eben zum Kaiser berufen. Auch zu komischen Scenen gab diese Abneigung Anlaß.

Unter Allen, die an dem Grafen herummodelten, um ihn nach den Ueberlieferungen des „Hauses" zu drillen, war der Eifrigste ein alter Thürhüter, ein putziges Männchen, das zum eisernen Bestand der Reichskanzlei gehörte. Niemand durfte sich herausnehmen, den Minister so zu tyrannisiren, wie der kleine Mann im langschößigen schwarzen Frack, der tadellosen weißen Halsbinde, dem gekräuselten Jabot voll Brillantenknöpfen und die Brust voll Medaillen und Kreuzchen, lauter Geschenke dankbarer groß- und kleinstaatlicher Vertreter. Eines Tages, der Minister war eben im Begriffe auszugehen, stürzt L. athemlos ins Cabinet und meldet den **schen Botschafter. „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich heute nicht empfange," schnauzt Andrássy den Kleinen an. „Aber Excellenz, ich kann doch unmöglich den Botschafter Sr. **schen Majestät abweisen." „Gut, dann können Sie ihn auch empfangen." Prompt macht der Thürhüter seine Verbeugung, sagt ganz kurz: „Sehr wohl, Excellenz" und stürzt ab. Jetzt erhob sich der Minister ihm nach mit dem Ausrufe: „Der Kerl ist's im Stande," und bat den Diplomaten persönlich zu sich. Doch gerade solch' schneidiges Wesen gefiel ihm besser, amüsirte ihn wohl auch mehr, als die Deferenz mancher Functionäre, welche sich in der Rolle des Polonius abmühten. Durch sachlichen Widerspruch ihn zu bekehren, durfte man nicht hoffen; jedoch man konnte sicher sein, sich ihn dadurch nicht zum Feinde zu machen. Eher trat das Gegentheil ein. Wie im mündlichen Verkehr die müßigen Wortgefechte, so waren ihm im schriftlichen die schön gedrechselten Depeschen zuwider. Die gewandtesten Federn des auswärtigen Amtes waren in Verzweiflung, wenn sie eine Weisung des Ministers zu Papier bringen sollten, der, ohne je selbst die Feder zu führen, schwer zu befriedigen war. Am liebsten gab er seinen Aufträgen an die Gesandten im Auslande die Form von Telegrammen. Zur Zeit, als noch Graf

Karolyi den Botschafterposten in Berlin inne hatte, beauftragte Graf Andrássy einen seiner Räthe, eine sehr wichtige und vertrauliche Instruction an jenen abzufassen, aber in der Form eines Privatbriefes und mit der Anrede: „Lieber Alois." Und da der Beauftragte sichtlich stutzte, fügte der Minister erläuternd hinzu: „Ich will, daß Karolyi die Weisung dem Fürsten Bismarck zeige. Sieht dieser nun, daß es ein gewöhnlicher Kanzleiakt ist, so liest er sie entweder gar nicht oder glaubt nicht recht daran; sieht er aber einen Privatbrief von mir, so liest er ihn und glaubt auch das, was drinnen steht." Er liebte es nicht, Prognosen aufzustellen; aber wo er es that, stand er auch fest zu seiner Vorhersage und freute sich wie ein Kind, wenn er gegen zünftige Diplomaten Recht behielt. So hatte er zur Zeit des Alarmes, der durch die „Krieg-in-Sicht"-Artikel der Berliner „Post" sich erhob, steif und fest seiner Zuversicht auf Erhaltung des Friedens Ausdruck gegeben und sich dafür auch dem Monarchen gegenüber, der damals eben in Dalmatien verweilte, verbürgt. Ein Ministercollege glaubte ihn warnen zu sollen, sich doch nicht dermaßen zu exponiren, erhielt aber zur Antwort: „Ich bin nun neun Jahre Minister und habe dem Kaiser gleich anfangs gesagt, er möge mich fortjagen, wenn etwas, was ich ihm sage, sich nicht bewahrheite." Wenige Tage danach erhielt der Graf die Bestätigung seiner Voraussicht aus Berlin, während Lord Derby noch zur selben Stunde sich sehr beunruhigt über den Stand der Dinge äußerte. Am selben Abend speiste Andrássy bei Sir A. Buchanan, dem damaligen Botschafter Englands in Wien, und ließ es mit Ruhe über sich ergehen, daß dieser ihn fortwährend von den Kriegsbefürchtungen unterhielt. Während man beim Dessert war, kam eine telegraphische Depesche und der Secretär entfernte sich, um sie zu dechiffriren. Bevor er zurückkam, warf der Graf neckisch die Bemerkung hin: „Passen Sie auf, das ist sicher die Mittheilung Lord Derby's, daß die Gefahr vorüber sei." Und so war es auch zum großen Vergnügen des sonst so ernsten Mannes, der solche kleine Triumphe mit naiver Genugthuung im vertrauten Kreise erzählte. In jenen Tagen debütirte Graf Beust mit dem Projecte einer englisch-russischen Allianz, der sich Oesterreich anzuschließen hätte; Graf Andrássy äußerte sich darüber, das hieße, es dem Hunde in der Fabel nachthun und einem Schatten zu Liebe das Stück Fleisch aus dem Munde fallen lassen. Auf die Note seines Vorgängers aber schrieb er mit grausamer Ironie: „Echt sächsischer Bliemchenkaffee". Uebergroße Aengstlichkeit und Vorsicht war seine Sache nicht, und seine Agenten jammerten, daß sie Monate lang ohne die erbetenen Instructionen blieben. Dabei kam es auch vor, daß die Bescheide, die er verbaliter auf unbequeme oder überflüssige Fragen ertheilte, recht draftisch ausfielen. Als ihm gelegentlich der Klostersperre in Preußen die Depesche des Polizeidirectors einer Provinz vorgelegt wurde, welcher meldete, daß die aus dem Nachbarstaate ausgewiesenen Nonnen massenhaft die österreichische Grenze überschritten, und um Verhaltungsmaßregeln bat — „Schauen, ob sie hübsch sind," lautete der Bescheid.

Daß er es mit der „aktenmäßigen Erledigung" nicht genau nahm, verursachte seinem Personale auch manche böse Stunde, während er selbst mit der größten Seelenruhe im Ministerrathe erklären konnte, eine Resolution der Delegation, welche der Kaiser sanctionirt hatte und die seine — Andrássy's — Unterschrift trug, nicht gelesen zu haben und mit nicht minderer Unbefangenheit des Kaisers

gutes Gedächtniß bewunderte, der dieselbe auswendig citirte. Und nun vollends sein Mangel an Respect für die Ordnung der Registratur! Was gab es da für Entsetzen unter der wohlgeschulten Beamtenschaft, wenn z. B. die Protestnote, welche der Vertreter des Sultans gegen den Einmarsch der Oesterreicher in Bosnien überreicht hatte, absolut unauffindbar war, bis sie endlich aus dem — Papierkorb herausgefischt wurde! Selbst loyal in seinen Mitteln, wiewohl gerne einen gewissen Zug von Schlauheit zur Schau tragend und sich kleiner Listen rühmend, setzte er gerne auch bei Anderen die gleiche Gesinnung voraus. Als es im Jahre 1875 in der steirischen Hauptstadt Graz anläßlich der Anwesenheit des Don Alfonso zu argen Excessen kam, ließen sich gewisse Spürnasen nicht ausreden, daß die Berliner Regierung dabei die Hand im Spiele habe. Wie man davon auch in Andrássy's Gegenwart sprach, rief er ganz entrüstet aus: „Da laß' ich mir doch den Kopf abschneiden, daß dem nicht so ist." In intimerem Kreise glossirte man es ein anderes Mal, daß der Kaiser während der Manöver in einem Toast auf den Zaren diesen seinen „guten Freund" genannt habe. „Da können Sie Gift darauf nehmen, daß das persönlich ganz zutrifft" — warf Andrássy ein. Wie frei er selbst von Vorurtheilen und Traditionen in der Politik war, bewies er ja dadurch, daß er den Besuch des Kaisers Franz Josef in St. Petersburg zu Wege brachte, worauf er sich immer viel zu Gute that. „Wenn ich es heute nochmals zu thun hätte, ich würde nicht zögern" — äußerte er sich darüber noch nach der Berliner Conferenz, die er, nebenbei gesagt, als den Zenith seiner Laufbahn betrachtete. Wenngleich das geflügelte Wort von der „gebundenen Marschroute" aus seinem Munde stammt, wäre man versucht anzunehmen, daß es vielleicht nie einen Minister gab, der sich ungebundener bewegte und sich weniger Sorgen machte über die Zukunft, wenn nur für die Bedürfnisse der Gegenwart gesorgt war. Dilettant in seinem Fache, nannten ihn die zünftigen Diplomaten und mochten damit nicht Unrecht haben; aber was sie an salopper Routine voraus hatten, das ersetzte er reichlich durch sein sicheres Urtheil, durch seinen Instinct, der ihn fast stets das Richtige treffen ließ. Und schließlich verliehen ihm seine Vergangenheit und das unbedingte Vertrauen, mit dem er sich auf seine Stammesgenossen in ganz Ungarn stützen konnte, ein gewaltiges Prestige, dessen Eindruck sich selbst die bedeutendsten seiner „Berufsgenossen" nicht zu entziehen vermochten. Ein Feind der Phrase und großer Redefiguren, machte er es auch seinen parlamentarischen Vertheidigern und Gegnern nicht leicht. Der Nachfolger Hohenwart's im cisleithanischen Ministerpräsidium, Fürst Adolf Auersperg, überhaupt kein sehr redebegabter Herr, hatte die Gewohnheit, wenn er das Wort ergriff, die Stimme gewaltig zu erheben und recht viele packende kurze Schlagworte anzubringen. „Er liefert immer den Text zu einem Transparent," sagte Graf Andrássy scherzend von ihm. Allein ebenso wenig imponirte ihm Pathos und Emphase. In einer Vormittagssitzung der Delegation im November 1878 hielt der Abgeordnete Dr. Herbst eine fulminante Rede gegen die Occupationspolitik und gegen den Minister des Aeußeren. Unmittelbar darauf begegneten sich der Redner und der Angegriffene im Bureau des Secretariats. Herbst, noch ganz im Eifer des Gefechtes, schritt mit erhobener Hand und rothglühendem Gesichte auf den Minister zu und apostrophirte ihn kreischend: „Genau so habe ich dem Grafen Rechberg das Schicksal des schleswig-

holsteinischen Unternehmens vorhergesagt!" — Worauf Andrássy mit der größten Gelassenheit: „Ich bewundere Sie nur, Excellenz, wie Sie mit nüchternem Magen so lange reden können; ich sterbe fast vor Hunger." Sprach's und eilte zum Frühstück.

Ganz eigenthümlich war seine Stellung zur Presse. Der Mann, dessen Jugend in die Zeit der Aufhebung der Censur fiel, der in England, in Frankreich mit der literarischen Welt in innigem Contact lebte, der, dann heimgekehrt, ein Zeuge des außerordentlich bedeutenden Antheiles war, den die ungarische Presse an den Errungenschaften des Jahres 1867, an der Wiedergeburt der Nation genommen, der wahrhaft Liberale und Vorurtheilsfreie: er war schlechterdings nicht im Stande, sich in den Mechanismus der Journalistik hineinzudenken! Daß ein Journalist andere Rücksichten zu wahren habe als ein Diplomat oder Politiker; daß der sorgsamste und wohlwollendste Redacteur eines großen Blattes nicht im Stande sei, zu verhüten, wenn Zeilen unterlaufen, die nicht der Tendenz des Organes entsprechen; daß er vollends Manches thun müsse, um dem Geschmack und der Neugier des Publicums Rechnung zu tragen: All' das leuchtete ihm nicht ein, war ihm auch nicht beizubringen. Wie oft konnte man den sonst so geschmeidigen und stets seine gute Laune bewahrenden Baron Hofmann, mit dem er sich übrigens absolut nicht vertrug, oder denjenigen seiner Räthe, der just die Bleikugel der „Preßleitung" schleppte — „wir leiden mehr als wir leiten und gelitten werden," schrieb eines dieser Opfer — wie oft konnte man sie ausrufen hören, es sei „um aus der Haut zu fahren!" Er selbst las „principiell" keine Zeitung, aber man mußte ihm Lesenswerthes vorlegen, besser gesagt vorlesen, vorausgesetzt, daß man ihn zum Stillstehen brachte. Da fielen die Glossen hageldicht. Gleich zu Beginn seines Ministeriums in Wien ließ er sich bewegen, den Redacteur eines großen Blattes zu empfangen und mit demselben über Politik zu sprechen. Natürlich figurirte das Interview am nächsten Tage als Leitartikel, worüber Graf Andrássy in die höchste Wuth gerieth. „Das soll mir zur Witzigung dienen," rief er einmal um das Andere. In der That war es leichter, den Kaiser von China als ihn zu einer Audienz für einen Journalisten zu bewegen. In keinem Punkte wie in diesem zeigte sich sein Localpatriotismus, denn man konnte ihn lange die ungarische Presse als Muster in Sachen der Parteidisciplin und Delicatesse rühmen hören, freilich nur so lange, bis auch jenseits der Leitha sich manches Lämmlein als Böcklein entpuppte. Max Falk, der hochgeschätzte Redacteur des „Pester Lloyd", hatte ihm schon zu selbständige Allüren oder war zu empfindlich. Derselbe Mann, der eifersüchtig darüber wachte, daß nicht das Leiseste aus seinem Cabinet in die Oeffentlichkeit dringe, hatte kein Geheimniß vor dem notorischen Correspondenten der „Times", dem ehemaligen Honvédgeneral Eber, der Einsicht nahm in die geheimsten Schriftstücke. Freilich galt dieses Vertrauen dem alten Freunde und nicht dem Journalisten, der es allerdings nie getäuscht oder mißbraucht hat. Als im October 1876 der russische General Samorokow in geheimer Mission des Zaren in Wien ankam und ein Blatt diese Meldung brachte, konnte Graf Andrássy sich nicht beruhigen ob dieser Indiscretion, so sehr man sich auch bemühte, ihm beizubringen, daß es sich um ein Geheimniß des Polichinell handele, sobald der Fremdling unter seinem vollen Namen im Hôtel abgestiegen und bald darauf in voller Gala zur Hofburg gefahren sei. Man hatte die größte Mühe, ihm beizubringen, daß sein

Wunsch, diese Notiz zu dementiren, unausführbar sei. Was ihm persönlich galt, ließ ihn kühler. Ein süddeutsches Blatt brachte eine Serie von Artikeln, die ihm übel mitspielten. Er nannte dieselben ein „Mosaik von Pferdemist". Ebenso vermied er es, für sich Reclame zu machen, obschon er im Grunde für publicistische Complimente recht empfänglich war. Eines Sommermorgens von seinem gewöhnlichen Spazierritte im Prater heimkehrend, erzählte er: „Heute hat mich der Kaiser erwischt. Ich sah ihn schon beim Bahnhof, schummelte (schmuggelte) mich aber an ihm vorbei. Dann in der Allee holte er mich ein, stellte mich und ich mußte die ganze Zeit neben ihm reiten. Es wäre mir unlieb, wenn es in die Zeitung käme, man könnte glauben, ich hätte mich selbst hineingesetzt." Nur einmal sah man ihn eine seine Person betreffende Mittheilung selbst redigiren, und dies in einer so übermüthig lustigen Stimmung, wie er sie, wenigstens im Amtsbereiche, nur selten zeigte. Das war an jenem 9. August 1879, nachdem er vom Kaiser endlich die lange erbetene Demission erhalten und hiervon die erste Kunde in die Oeffentlichkeit lanciren ließ, in der Form ungefähr, daß sein Palais in Ofen hergerichtet werde, um ihn und seine Familie angesichts ihrer bevorstehenden Uebersiedlung zu beherbergen. In den größten Zorn gerieth er an solchen Tagen, wo ein Organ, das im Rufe stand, seine Inspirationen aus dem auswärtigen Amte zu erhalten, sich es beikommen ließ, irgend Etwas zu veröffentlichen, was dem deutschen Reichskanzler unangenehm klingen mochte. „Das ganze Jahr braucht man den Mann, und dann tritt man ihm auf die Hühneraugen." Und nicht minder drastisch bemerkte er einst einem Vertreter der Stadt Wien, der sich darüber beklagte, daß die Kaiserin so selten in der Residenz weile: „So oft die Kaiserin da ist, sprechen Eure Journale nur von ihren Hunden und Pferden. Soll sie darum etwa sich in Wien wohl fühlen?" —

Diese flüchtige Skizze, in welcher die Pietät für einen Dahingeschiedenen mit vielleicht entschuldbarer Vorliebe bei seinen Lichtseiten verweilte, soll nicht geschlossen werden, ohne auch den Vorhang ein wenig zu lüften von dem Privatleben des Staatsmannes. Die Gesellschaftsräume des Ministerhôtels am Ballplatz hatten schon lange unter der Verödung gelitten, welche sich wie ein Bann über sie legte, seitdem die Gemahlin des alten Metternich sie zuletzt zum Sammelplatze Alles dessen gemacht, was Wien an Vornehmheit und Geist besaß. Die Nachfolger des vom Sturmeshauch der Revolution hinweggewehten Staatskanzlers waren entweder Hagestolze, oder ihre Frauen verstanden es nicht, sich zur Geltung zu bringen. Ein Sinnbild dieses Verfalles, sah man zuletzt noch eine ganze Colonie von Katzen Besitz ergreifen von den Seidenpfühlen der altväterlichen Canapee's und Lehnstühle, die einst „den ersten Salon Wiens" anfüllten. Bald nach dem Einzuge Andrássy's sollte das anders werden. Wohl mußte zunächst eine durchgreifende bauliche und decorative Veränderung vorgenommen werden, um die Räume in den Zustand der Wohnlichkeit zu versetzen, den ihnen eine arge Verwahrlosung nahezu benommen hatte. Aber dann zog mit der neuen Herrschaft auch neues Leben blühend ein. Gräfin Katinka wußte sich rasch und nur mit den Hülfsmitteln angeborener Anmuth jene Position zu machen, die mit dem hierarchischen Range ihres Gatten im Einklange stand. Es war kein Salon im Sinne des alten Wien oder Paris, aber immerhin ein anziehender Vereinigungspunkt der wirklich guten Gesellschaft, der sich hier darbot. Und nicht so sehr

die Beherrscherin als das belebende Element dieses Kreises war die Hausfrau, deren elegante Gestalt mit der jugendlich elastischen Haltung, dem goldigblonden reichen Haar, den eigenartig großen lichten Augen, ihrer Erscheinung den Zauber von Jugend und Heiterkeit gaben, welcher durch das ungezwungene Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, und den Wohlklang ihrer Stimme nur noch in der Wirkung verstärkt wurde. Diese vornehme Weltdame, welche Lebenslust und Freude ausstrahlte, konnte zugleich eine treue, sorgsame Gattin und Hausfrau, eine zärtliche Mutter sein und besaß obendrein den angeborenen Takt, sich nie auf die Frau des Ministers hinauszuspielen oder sich die Allüren einer Orakelhüterin zu geben. Mit Stolz haftete oft der Blick Andrássy's an der Gestalt der seinem Herzen so nahe stehenden Frau; aber helles Vergnügen leuchtete aus seinem etwas stechenden Blick und eine Art von verklärter Zufriedenheit erfüllte sein ganzes Wesen, wenn er seiner Tochter Ilona ansichtig ward, deren Gazellenauge ihn wie magnetisch anzog. Der Wunsch, seiner Familie sich mehr widmen, seinen herangewachsenen Söhnen, deren Erziehung der Freidenker unbesorgt einem Angehörigen des geistlichen Standes anvertraut hatte, näher treten zu können, wog nicht wenig in der Wagschale des Entschlusses, die Leitung des Staates, den er in sichere Bahn gelenkt, in andere Hände zu geben.

Gerade in diesen Tagen wurde die Erinnerung an eines der im Ministerpalast erlebten Feste wachgerufen, als die Schmerzenskunde von dem Tode der ehrwürdigen deutschen Kaiserin allgemeine Trauer verbreitete. Der hohen Frau zu Ehren, die, wenn ich nicht irre, zum Besuche der Ausstellung in Wien weilte, gab Graf Andrássy ein Nachtfest. Damals war das kleine Gärtchen, welches als Ueberrest der alten Basteien ein Anhängsel des Ministeriums bildete, noch nicht der Stadterweiterung geopfert, und die milde Sommernacht benützend, hatte der Hausherr dasselbe seinen Gästen geöffnet und darin eine nationale Zigeunermusikbande postirt. Der Minister trug die Uniform eines Honvéd-Obersten, die mit dem blauen Attila und den rothen Hosen ganz dem Phantasiecostüme der Musiker glich. Als nun, während die hohe Frau in einem Rollstuhl in den Garten gefahren wurde, Graf Andrássy zu den Zigeunern eilte, um ihnen einen Auftrag zu ertheilen, konnte sich Ihre Majestät der Bemerkung nicht erwehren, daß sie einen Augenblick lang den Festgeber für den Chef der — Zigeunermusik gehalten habe.

Mehr als alle pomphaften Nachrufe mag es dem Manne, den sein Herrscherhaus, den seine Nation beweint, zum Ruhme gereichen, daß er, obgleich ihm jede Absichtlichkeit ferne lag und eine herbe Außenseite, eine vornehme Zurückhaltung jedes Näherrücken erschwerten, gerade bei Denen, die im Verhältniß amtlicher Unterordnung zu ihm standen, das Andenken eines gerechten, bei aller Ursprünglichkeit und Rücksichtslosigkeit dennoch gemüthsweichen Vorgesetzten, bei seinen Landsleuten das eines großen selbstlosen Patrioten, in der ganzen Monarchie Trauer um den Verlust eines ernsten Staatsmannes hinterließ, dem die Stefanskrone wie der habsburgische Bindeschild theuere Symbole waren. Diese vor jedem Makel zu bewahren, galt ihm als seine edelste Sendung. Darum hat auch Kaiser Wilhelm II., wie immer, das treffende Wort gefunden, als er in seinem Beileidstelegramm an die schwergebeugte Wittwe anspielte auf den Vers unseres Grillparzer:

„I nu! Ein treuer Diener seines Herrn!"

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Der neue Reichstag, wie er aus den am 20. Februar vollzogenen Wahlen und den sehr zahlreichen Stichwahlen hervorgegangen ist, weist gegenüber dem früheren eine wesentlich veränderte Zusammensetzung auf. Daß die Anzahl der socialdemokratischen Abgeordneten von 11 im früheren Reichstage auf 35 angewachsen, ist ein Zeichen der Zeit, das dadurch noch charakteristischer wird, daß die Ziffer der sämmtlichen im ersten Wahlgange abgegebenen socialdemokratischen Stimmen weit über alle Befürchtungen hinaus zugenommen hat. Nichts wäre verfehlter, als im Hinblicke auf diese Erscheinung dem Deutschen Reiche ein düsteres Horoskop stellen zu wollen; hat doch unser Vaterland ganz andere Gefahren überwunden, ganz andere Kraftproben abgelegt, als das durch das Anschwellen der Socialdemokratie gestellte Problem darbietet. Wohl aber ist es die unabweisliche Pflicht aller staatserhaltenden Parteien, die Gefahr muthig ins Auge zu fassen. Immer von Neuem ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß Parteizwistigkeiten in unseren parlamentarischen Körperschaften weit zurückstehen müssen hinter dem patriotischen Bestreben, die wirklichen Interessen Deutschlands zu fördern. Nicht darauf kommt es an, ob eine Partei im Reichstage eine bestimmte Anzahl Mitglieder zählt; vielmehr ist entscheidend, welche positiven Leistungen die berufene Vertretung des deutschen Volkes verzeichnen darf. Daß die Stärke der conservativen Fraction von 76 auf 67, diejenige der deutschen Reichspartei von 39 auf 19, diejenige der Nationalliberalen von 93 auf 42 gesunken, daß die deutschfreisinnige Partei von 36 auf etwa 70, das Centrum von 99 auf 106 Mitglieder gewachsen ist, sind sicherlich für den gewissenhaft prüfenden Politiker bedeutsame Erscheinungen, aus denen Rückschlüsse auf die innerhalb der Bevölkerung herrschenden Strömungen gezogen werden müssen. Wer wollte jedoch leugnen, daß das Staatswohl höher steht als alle Gegensätze der Parteien, Gegensätze, die, wie der Verlauf des deutsch-französischen Krieges gezeigt hat, sofort verstummen, wenn das Vaterland in Gefahr ist! In Frankreich sowie in Rußland, woselbst Chauvinisten und Panslawisten voreilig genug die socialdemokratischen Erfolge bei den deutschen Reichstagswahlen sogleich in dem Sinne deuteten, als ob das im Jahre 1870—71 aufgerichtete Reich ernsthaft gefährdet wäre, würde man besser thun, zu beherzigen, daß Fälle von Mangel an Disciplin, wie sie häufig genug in der französischen oder russischen Armee vorkommen, in Deutschland geradezu unmöglich sind. Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß der als Sachverständiger zu den Verhandlungen des preußischen Staatsrathes zugezogene Putzer Buchholz, der sich auf die Frage des Kaisers Wilhelm offen als Socialdemokrat bekannte, in der Sitzung mit dem eisernen Kreuze geschmückt erschien! Zu welchen Trugschlüssen würden unsere Widersacher im Auslande gelangen, falls sie in der That wähnen sollten, daß auch nur ein Bruchtheil der deutschen Bevölkerung minder muthig sein Blut für das Vaterland vergießen würde.

Deshalb dürfen wir auch trotz der entschiedenen Befehdung socialdemokratischer Phantasien nicht vergessen, daß Diejenigen, welche sich zu ihnen bekennen, unsere Mitbürger sind, die, insofern sie sich auf dem Boden der Gesetzlichkeit halten, den Rechtsschutz des Staates für sich beanspruchen können. Auch ist in den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar d. J. betont worden, daß Kaiser Wilhelm entschlossen ist, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche seiner Fürsorge durch die Nothwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzfähig zu erhalten und ihre sowie der Arbeiter Existenz zu sichern. Mit vollem Rechte wurde dann auch darauf hingewiesen, daß die in der internationalen Concurrenz begründeten Schwierigkeiten hinsichtlich der Verbesserung der Lage der Arbeiter nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes betheiligten Länder, wenn nicht überwunden, doch abgeschwächt werden können. Durchaus maßvoll ist das Programm, welches die Grundlage der Berathungen der Berliner Arbeiterschutzconferenz bildet. Selbst dieses maßvolle Programm ist nicht in bestimmten Vorschlägen formulirt, sondern es sollen zunächst nur bestimmte Fragen erörtert werden, die zum Theil durch bedauerliche Vorgänge der letzten Jahre praktische Bedeutung erlangt haben. Man braucht nur an die Ruhestörungen in dem Kohlendistricte von Montceau-les-Mines, im französischen Département Saône-et-Loire, an die wiederholten Strikes und Tumulte in den belgischen Kohlenbecken, an die jüngsten Ausstände in den Kohlengruben von Rheinland, Westfalen und Schlesien zu erinnern, um zu zeigen, daß nicht etwa ein einzelner Staat ein Sonderinteresse an der Regelung der in Betracht kommenden Verhältnisse hat. Vielmehr wird gerade durch die angeführten Beispiele deutlich erhärtet, daß eine internationale Regelung solcher Fragen wohl am Platze ist. Noch ist in Aller Erinnerung, wie die gesammte liberale Presse Belgiens gegen das klerikale Ministerium schwere Vorwürfe erhob, als die Strikes mit ihren Ausschreitungen sich wiederholten, und die Regierung nicht in der Lage war, sich darauf zu berufen, daß sie in der Zwischenzeit auch nur den Versuch zu den erforderlichen Reformen auf dem Wege der Gesetzgebung gemacht habe.

Das der Berliner Arbeiterschutzconferenz vorliegende Programm stellt zunächst drei Fragen zur Erörterung, die sich auf die Regelung der Arbeit in Bergwerken beziehen: ob die Beschäftigung „unter Tage" für Kinder unter einem bestimmten Lebensalter beziehentlich für weibliche Personen zu verbieten ist; ob ferner für Bergwerke, in denen die Arbeit mit besonderen Gefahren für die Gesundheit verbunden, eine Beschränkung der Schichtdauer vorgesehen werden soll; ob es endlich im allgemeinen Interesse möglich ist, um die Regelmäßigkeit der Kohlenförderung zu sichern, die Arbeit in den Kohlengruben einer internationalen Regelung zu unterstellen. Die weiteren Hauptpunkte des Programms der Arbeiterschutzconferenz, abgesehen von den Bergwerken, betreffen die Regelung der Sonntagsarbeit, der Kinderarbeit, der Arbeit junger Leute, welche das Kindesalter überschritten haben, endlich der Arbeit weiblicher Personen. Nicht minder als die Lösung dieses Programms mit Rücksicht auf klimatische Verschiedenheiten, sowie auf die Unterschiede in der gesammten Lebensführung der Bevölkerung der zur Berliner Conferenz eingeladenen Industriestaaten, muß auch die Ausführung der zu vereinbarenden Bestimmungen mit großen Schwierigkeiten verknüpft erscheinen. Namentlich werden die Vertreter der verschiedenen Staaten oder deren Regierungen sich darüber schlüssig machen müssen, ob besondere Bestimmungen über die Ausführung der zu vereinbarenden Vorschriften und deren Ueberwachung getroffen, ob ferner wiederholte Conferenzen von Vertretern der betheiligten Regierungen gehalten, und welche Aufgaben ihnen gestellt werden sollen. In der Ansprache, mit welcher der preußische Handelsminister, Freiherr von Berlepsch, am 15. März die Conferenz eröffnete, wies er unter Anderem darauf hin, wie die Arbeiterfrage die Aufmerksamkeit aller civilisirten Nationen in Anspruch nehme, seitdem der Friede der verschiedenen Bevölkerungsklassen durch den Wettbewerb der Industrie bedroht erscheine. Nach einer Lösung dieser Frage zu suchen, ist, wie weiter hervorgehoben wurde, nicht allein eine Pflicht der Menschenliebe, sondern

auch der staatserhaltenden Weisheit, welcher es obliegt, für das Wohl aller Bürger zu sorgen und zugleich das unschätzbare Gut einer Jahrhunderte alten Civilisation zu erhalten.

Das Programm der Conferenz weicht in einem wesentlichen Punkte von dem ursprünglich beabsichtigten ab. Das erhellt auch aus den officiellen Erklärungen, welche der französische Minister des Auswärtigen, Spuller, in der Sitzung der Deputirtenkammer am 6. März in Folge der Interpellation des boulangistischen Abgeordneten Laur über die Theilnahme Frankreichs an der Berliner Conferenz gab. Diese Sitzung darf mit Fug als eine der denkwürdigsten im Palais Bourbon angesehen werden, weil sich in erfreulichster Weise zeigte, daß der Chauvinismus à tout prix im französischen Parlamente, abgesehen von den boulangistischen Hitzköpfen, keinen fruchtbaren Boden mehr findet. Welchen für alle Friedensfreunde beruhigenden Contrast bildet die Kammersitzung vom 6. März 1890, in welcher die Entschließung der Regierung, an der Berliner Conferenz theilzunehmen, „à Berlin" zu gehen, mit jenen tumultuarischen Scenen im Jahre 1870, bei denen der Ruf „à Berlin" eine wesentlich verschiedene, für Frankreich verhängnißvolle Bedeutung hatte. Die Thatsache, daß die Deputirtenkammer mit der überwältigenden Mehrheit von 480 gegen 4 Stimmen die von dem Ministerium Tirard-Spuller für annehmbar erklärte einfache Tagesordnung beschloß, in Verbindung mit den entgegenkommenden Aeußerungen des sonst principiell in der Opposition befindlichen Bonapartisten Paul de Cassagnac, legte vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß das Parlament in Frankreich, wenn auch nicht Alles vergessen, doch mancherlei für das eigene Staatswohl Nützliches gelernt hat. Andererseits mußten die Boulangisten erfahren, daß, wenn auch die hauptstädtische Bevölkerung, die immer mit Vorliebe „frondirte", noch immer bereit ist, in einer Anzahl von Wahlkreisen für die Parteigänger des Generals zu stimmen, deren „patriotischer Nimbus" ebenso wie ihre mots sonores in der Deputirtenkammer wirkungslos bleiben.

Der parlamentarische Sieg, welchen der Minister des Auswärtigen, Spuller, in dieser denkwürdigen Sitzung davontrug, war in der That ein wohlverdienter. Die von dem Minister und früheren Freunde Gambetta's vorgelesene Note an den französischen Botschafter in Berlin erwies sich als ein diplomatisches Meisterstück, in welchem die republikanische Regierung, indem sie die Einladung Deutschlands zur Berliner Arbeiterschutzconferenz im Principe annahm, in tact- und maßvoller Weise ihren Standpunkt wahrte. Sollte, wie in einer früheren, auf die Berliner Conferenz bezüglichen Depesche des Fürsten Bismarck hervorgehoben wurde, das Programm außer auf die Sonntagsruhe und die Reduction der Frauen- und Kinderarbeit sich auch auf die Beschränkung des Arbeitstages erstrecken, so führte Spuller nach dem vorliegenden Urtexte seiner Depesche in dieser Hinsicht wörtlich aus: „Jedenfalls gibt es eine Frage, die anscheinend weniger als jede andere den Gegenstand einer internationalen Verständigung bilden könnte: dies ist die Frage der Beschränkung des Arbeitstages. Sie verknüpft sich, wenigstens was die erwachsenen Arbeiter betrifft, so eng einerseits mit den Grundsätzen, auf denen die politische Gesetzgebung der verschiedenen Staaten beruht, andererseits mit den allgemeinen Bedingungen der industriellen Production, daß sie als eine ausschließlich zur inneren Politik eines Landes gehörige, von dessen Parlamente zu erledigende Angelegenheit angesehen werden muß, also auch nicht in ersprießlicher Weise einer diplomatischen Discussion unterworfen werden könnte." Dieser Gesichtspunkt wurde auch von der öffentlichen Meinung der übrigen Länder hervorgehoben, und es kann daher nicht überraschen, daß die Frage der Beschränkung des Arbeitstages aus dem endgültigen Conferenzprogramme verschwunden ist.

Ein geschickter Schachzug in der Abfertigung, welche Spuller seinen allzu chauvinistischen Widersachern zu Theil werden ließ, war der Hinweis, daß Frankreich ja die Einladung zu der Berner Conferenz bereits angenommen, und deshalb, nachdem die Schweiz auf ihre Priorität verzichtet hatte, gar nicht in der Lage gewesen wäre, in schicklicher Weise die Einladung der deutschen Regierung abzulehnen, zumal deren endgültiges Programm im Wesentlichen mit demjenigen der Schweiz übereinstimmte;

nur daß, wie der französische Minister des Auswärtigen hervorhob, „die Verfasser des Programms der Berliner Conferenz die Untersuchungen über die Regelung der Arbeit in Bergwerken in die erste Reihe zu stellen scheinen.“ Widerlegte Spuller in seiner mit enthusiastischem Beifalle aufgenommenen Rede die Interpellation des Boulangisten Laur in sachlicher Weise vollständig, so ließ der Minister es auch nicht an scharf zugespitzten Epigrammen gegen seine Angreifer fehlen. Da Laur in der bei seinen Parteigenossen üblichen Weise sofort die „verlorenen Provinzen“ erwähnt hatte, machte Spuller ihm begreiflich, daß, wenn der Deputirte in dieser Weise seinen Patriotismus bekunde, sein Amt als Minister ihm zur Pflicht mache, den Patriotismus anders aufzufassen. Die Kammer gab hier einen neuen Beweis ihrer staatsmännischen Gesinnung, indem sie den Ausführungen des Ministers in vollem Maße beipflichtete. Dies erscheint um so beachtenswerther, als die vor nicht allzu langer Zeit gewählte Deputirtenkammer mit ihren zahlreichen homines novi in solchen heiklen Debatten bisher keineswegs sich bewähren konnte. Hierzu kommt, daß der für Deutschland verhältnißmäßig sehr günstige Ausfall der elsaß-lothringischen Reichstagswahlen — unter fünfzehn Abgeordneten befinden sich vier zur nationalliberalen oder zur deutschfreisinnigen Partei gerechnete Gegner der Protestpartei, während diese einen fünften, den Socialdemokraten Hickel in Mühlhausen, gleichfalls nicht für ihre Bestrebungen in Anspruch nehmen kann — in Frankreich verstimmen mußte. Wenn also die Kammermehrheit trotzdem mit Feingefühl die boulangistische Interpellation erledigte, so soll dieses Symptom friedfertiger Gesinnung auch in Deutschland nicht unterschätzt werden. Man darf deshalb auch mit Herrn Spuller nicht rechten, wenn er seine Rede etwas pomphaft — wir citiren nach dem stenographischen Urtexte des „Journal officiel“ — mit klangvollen Worten schloß: „Unsere Zustimmung zur Berliner Conferenz ist ein Act des geläufigen internationalen Verkehrs, ein Act, der nichts von einer Neuerung an sich trägt.“ Hier unterbrach ein Abgeordneter den Minister mit dem Zurufe: „Und die Weltausstellung?“ Spuller ließ sich jedoch durch diesen Hinweis auf die Nichtbetheiligung Deutschlands an der Säcularfeier der großen Revolution nicht aus der Fassung bringen und schloß: „Was neu ist, ist, daß die französische Republik die Ehre haben wird, in eine von den Monarchien einberufene Versammlung die Grundsätze der Gerechtigkeit und Freiheit mitzubringen, von denen ich soeben sprach, und ich hege die Ueberzeugung, daß dort wie anderwärts Frankreich, nachdem es in dem Bewußtsein seiner Stärke seinen ganzen Stolz wiedergewonnen hat, die Stimmen der Vernunft, der Humanität, der Civilisation und des Fortschritts vernehmen lassen wird.“

Bemerkenswerth ist, daß trotz dem correcten Verhalten des Ministers des Auswärtigen, Spuller, in der Angelegenheit der Berliner Arbeiterschutzconferenz die Stellung des französischen Ministeriums keineswegs befestigt wurde, so daß die Ministerkrisis mit dem Ausscheiden des Ministers des Inneren, Constans, und dessen Ersetzung durch den radicalen Abgeordneten Léon Bourgeois ihren Abschluß nicht gefunden hatte. Seit geraumer Zeit bereits bestanden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Conseilpräsidenten Tirard und dem Minister des Inneren, Constans, so daß zu wiederholten Malen davon die Rede war, daß Tirard von der Leitung des Cabinets zurücktreten und Herrn Constans, der insbesondere den für die Republik günstigen Wahlfeldzug durchgeführt hatte, Platz machen würde. Statt dessen war nun Tirard zunächst auf seinem Posten geblieben, während ein neuer Conflict mit dem Minister des Inneren, Constans, die unmittelbare Folge hatte, daß Letzterer das Feld räumte und durch Léon Bourgeois, der vielfach als Schützling Clémenceau's und Floquet's gilt, ersetzt wurde. Diese Ministerveränderung war aber wohl geeignet, gewisse Besorgnisse wachzurufen, da sie eine Verschiebung der Regierungspolitik nach links darstellte, während die allgemeinen Wahlen mehr im Sinne einer gemäßigten republikanischen Richtung ausgefallen waren. So stand von Anfang an zu befürchten, daß die Zeit der parlamentarischen Krisen wieder angebrochen wäre, zumal wie in der früheren Deputirtenkammer auch in der gegenwärtigen die monarchische Opposition in der Lage ist, bei entscheidenden Abstimmungen den Ausschlag zu geben und das Ministerium zu stürzen. Das

energische Vorgehen der Regierung in der Angelegenheit des Herzogs von Orléans, der nach seiner Verurtheilung zu einer längeren Gefängnißstrafe sich zu Clairvaux in Haft befindet, war ebenfalls nicht geeignet, die Monarchisten versöhnlicher zu stimmen. Es hätte daher ohnehin großer Vorsicht von Seiten des Ministeriums bedurft, falls es die Leitung der Geschäfte behalten wollte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Minister des Inneren, Bourgeois, bei Gelegenheit der parlamentarischen Debatte über die vollzogene Veränderung im Cabinet sich sehr geschickt aus der Affaire zog, indem er es weder mit den gemäßigten Republikanern noch mit den radicalen Elementen verdarb. Das Unheil kam dann auch von einer anderen Seite, indem das Ministerium Tirard durch einen Beschluß des Senats in der Frage des französisch-türkischen Handelsvertrages zum Rücktritte veranlaßt wurde. Die schutzzöllnerische Strömung in Frankreich macht sich eben aller Orten geltend; auch darf angenommen werden, daß dem Beschlusse des Senats sehr rasch ein ähnlicher der Deputirtenkammer gefolgt wäre.

Eine Ministerkrisis in Frankreich kann allerdings im Hinblicke auf die Häufigkeit derartiger Vorgänge auch nicht annähernd für so wichtig erachtet werden wie die Krisis in Ungarn, woselbst der bewährte Ministerpräsident Tisza sein Entlassungsgesuch eingereicht hat. Die außerordentlichen Verdienste, welche der am 16. December 1830 geborene, also noch im rüstigen Mannesalter stehende ungarische Staatsmann nicht nur um sein engeres Vaterland, sondern auch um die Erhaltung des europäischen Friedens als eifriger Anhänger der Tripelallianz sich erworben hat, erfordern volle Anerkennung. Koloman Tisza war es, der in der Zeit finanzieller und politischer Verwirrung in seinem Vaterlande Ungarn eine starke liberale Partei bildete, die ihn dann im October 1875 in den Stand setzte, die Leitung der Regierungsgeschäfte mit Erfolg zu übernehmen. Auch trug er wesentlich zu der Befestigung der österreichisch-ungarischen Monarchie bei, indem er im Sinne des Ausgleiches wirkte, sowie die Orientpolitik des Grafen Andrássy erfolgreich unterstützte. Wenn Oesterreich-Ungarn im mitteleuropäischen Friedensbündnisse mit vollem Rechte eine von den Bundesgenossen, Deutschland und Italien, hochgeschätzte Stellung einnimmt; wenn die politischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel sich wesentlich friedlicher gestaltet haben, so gebührt das Verdienst neben dem Kaiser Franz Joseph und den leitenden österreichischen Staatsmännern auch dem bisherigen ungarischen Ministerpräsidenten. Die äußere Ursache, durch welche die Demission Tisza's herbeigeführt wurde, bildeten die parlamentarischen Vorgänge, die mit den persönlichen Verhältnissen Ludwig Kossuth's zusammenhängen. Am 11. December 1889 hatte Tisza im ungarischen Unterhause das Versprechen gegeben, er würde der Kammer eine solche Abänderung des Heimathsgesetzes unterbreiten, daß Kossuth, obgleich er den Anforderungen des gegenwärtig in Kraft befindlichen Gesetzes formell nicht nachgekommen sei, doch das ungarische Staatsbürgerrecht behalte. Nun ist aber nach der Auffassung des Cabinets in der Zwischenzeit ein Ereigniß eingetreten, durch welches die Sachlage vollständig verändert worden und die Erfüllung jenes Versprechens zu einer moralischen Unmöglichkeit gemacht ist. Hat doch Ludwig Kossuth einen Brief veröffentlicht, in welchem er dem gekrönten Könige von Ungarn und dem ganzen gegenwärtig als gesetzlich geltenden Zustande die Anerkennung versagt, und zwar in einer Weise, die an Schroffheit alle früheren ähnlichen Kundgebungen überbietet. Die Mitglieder des ungarischen Ministeriums sind deshalb der Ansicht, daß zu Gunsten Desjenigen, der die ganze gegenwärtige Situation für eine ungesetzliche erachte, auch kein besonderes Gesetz geschaffen und der Krone zur Sanction vorgelegt werden könne. Tisza selbst billigte die Auffassung seiner Collegen; er erachtete sich jedoch durch sein im Unterhause ertheiltes Versprechen persönlich für gebunden, zumal er die Taktik der parlamentarischen Widersacher aus langjähriger Erfahrung sehr wohl kannte. Die tumultuarischen Scenen würden sich nicht nur wiederholt, sondern einen noch erbitterteren Charakter angenommen haben; der Vorwurf des Wortbruches würde in jeder Sitzung gegen den Ministerpräsidenten erhoben worden sein, auf dessen Ehrenschilde bisher nicht der geringste Makel nachgewiesen werden konnte. Welchen Ausgang aber auch die Minister-

krisis in Ungarn nehmen mochte, durfte doch von Anfang an als gewiß gelten, daß die Stellung Oesterreich-Ungarns im europäischen Friedensbündnisse in keiner Weise verändert werden wird, da alle ungarischen Parteien die Nothwendigkeit eines dauernden Anschlusses an Deutschland längst erkannt haben. Graf Szapary, der bisher das Ackerbauministerium leitete, wird als Chef des Cabinets und Minister des Inneren sicherlich die Politik Tisza's fortsetzen.

Die italienische Deputirtenkammer ist ebenfalls in diesen Tagen der Schauplatz einer Krisis geworden, die jedoch erfreulicher Weise einen glücklichen Verlauf genommen hat. Wie in der französischen Deputirtenkammer die Boulangisten die Rolle der berufsmäßigen Lärmmacher spielen, wie im ungarischen Unterhause einige Abgeordnete der Opposition bei jeder Gelegenheit den bisherigen Conseilpräsidenten Tisza persönlich angriffen, weist die italienische Deputirtenkammer ein Häuflein irredentistischer Abgeordneten auf, die nie verabsäumen, ein Ceterum censeo vernehmen zu lassen, nach welchem die Tripelallianz vernichtet werden müsse, weil in ihr das „verhaßte" Oesterreich einen vollberechtigten Platz gefunden hat. Allerdings ist der Abgeordnete Imbriani, der Wortführer der Irredentisten, kein Cato major; dies verhindert ihn jedoch nicht, stets von Neuem seinen Vernichtungsruf vornehmen zu lassen. Da die italienische Regierung einige ultraradicale Gemeinderäthe aufgelöst hatte, die, im Widerspruche mit den gesetzlichen Bestimmungen, Politik trieben, indem sie das Andenken des „irredentistischen Märtyrers" Oberdank feierten, begründete Imbriani am 8. März in der Deputirtenkammer eine von ihm und einigen Gesinnungsgenossen eingebrachte Interpellation, wobei er den Conseilpräsidenten Crispi persönlich angriff. Dieser, welchem neben anderen großen Verdiensten auch dasjenige gebührt, daß er ein ebenso treuer wie energischer Hüter des europäischen Friedensbündnisses jenseits der Alpen ist, fertigte die Interpellation in gründlicher Art ab. Da Imbriani unter Anderem in üblicher Weise die Namen Mazzini's und Garibaldi's ausspielte, weil die Regierung einen öffentlichen Aufzug aus Anlaß einer Gedenkfeier für Mazzini untersagt hatte, betonte Crispi unter dem lebhaftesten Beifalle der weit überwiegenden Kammermehrheit, daß auch in Zukunft die „rothen Processionen" ebenso wie die „schwarzen" untersagt werden würden. Andererseits wies der Conseilpräsident darauf hin, daß Mazzini und Garibaldi keiner Partei, sondern dem Vaterlande angehören. Mag nun auch Imbriani in der italienischen Deputirtenkammer mit seinen stereotypen Redensarten zumeist nur einen Heiterkeitserfolg erzielen, so durfte Crispi doch beanspruchen, daß der Kammerpräsident Biancheri alle persönlichen Angriffe, die in der Rede des irredentistischen Abgeordneten enthalten waren, mit Entschiedenheit zurückwies. Obgleich dies zu wiederholten Malen geschah, vermißte der Conseilpräsident die nothwendige Energie und lieh dieser Auffassung Ausdruck, worauf Biancheri sein Amt als Kammerpräsident niederlegen wollte. Eine solche Entschließung des verdienstvollen Mannes herbeizuführen, lag jedoch so wenig in der Absicht Crispi's, daß er die Kammer ersuchte, das vorliegende Demissionsgesuch nicht anzunehmen. Mit Einstimmigkeit faßten denn auch die Deputirten ihren bezüglichen Beschluß, so daß Biancheri in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 11. März den Vorsitz wieder übernehmen konnte. Dieser Abschluß der jüngsten parlamentarischen Vorgänge zeigte jedenfalls in erfreulicher Weise wieder, wie feste Wurzeln das europäische Friedensbündniß auch in der öffentlichen Meinung Italiens geschlagen hat.

Literarische Rundschau.

Karl Frenzel.

Gesammelte Werke von Karl Frenzel. 1. Lieferung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

In einer geistvollen und anmuthigen Skizze, welche der Gesammtausgabe seiner Werke gleichsam als Vorwort oder Einleitung dient, erzählt uns Karl Frenzel, wie er in die Literatur kam. Im Schatten der Petrikirche geboren und aufgewachsen in dem der Nicolaikirche, vereinigt er in sich alle die prominenten Eigenschaften des Berliners, dessen Natur sich aus dem Widerspruch von Verstand und Gemüth zusammensetzt und aus der Gegenwirkung dieser Elemente seine Besonderheit erhält. Wie für die Landschaft um Berlin, deren eigenthümliche Reize man nicht länger leugnet, so scheint uns auch der Tag gekommen, da man den geistigen Boden Berlins auf sein Verhältniß zur deutschen Literatur hin unbefangener untersucht und richtiger schätzt als bisher. Wilhelm Scherer hat nachgewiesen, daß in diesem Sande der Quell der neueren deutschen Lyrik mit Paulus Gerhardt's geistlichen Liedern zuerst vernehmlich ward. Derselbe Boden hat den Philister Nicolai hervorgebracht und den Genius Lessing's gereift; an der Ecke der Roßstraße kam Tieck zur Welt, das Haupt der romantischen Schule, und in einem Hintergebäude der Akademie Gutzkow, der Führer des jungen Deutschlands. Niemals ist die Literatur hier eine herrschende Macht gewesen; aber mehr als einmal hat sie sich aus Berlin ihre Waffen geholt, und wenn man auf ihre vornehmsten hiesigen Repräsentanten sieht, so wird man das Charakteristische derselben darin finden, daß in ihnen immer das poetische Vermögen mit dem kritischen verbunden und daß durch das Vorwiegen des einen oder anderen ihre Stellung bestimmt war. Der Phantasie des Berliners ist als Gegengewicht die geistreiche Schärfe des Witzes und der Ironie beigegeben, dem Feen- und Elfenzauber Tieck's an den Ufern der Spree die kühle Skepsis Gutzkow's gefolgt, und zwischen Beide fällt die Jugend Frenzel's. Es hätte uns Wunder nehmen sollen, wenn Tieck's Märchen und Komödien nicht das Erste gewesen, oder fast das Erste, was er gelesen. Der Zweite war Heine, der sich eben damals zögernd von dem süßen Banne der Romantik frei machte, wiewohl Beide sie niemals ganz los geworden sind, weder Heine noch Frenzel.

Aus echt Berliner kleinbürgerlichen Verhältnissen gekommen, umgab ihn doch frühe schon Etwas wie eine literarische Luft und Atmosphäre. Dieser Theil seiner Skizze ist das Reizendste, was man sich denken kann; ein kleines Idyll, in welchem das Berlin der letzten Jahre Friedrich Wilhelm's III. mit feinen Linien gezeichnet ist. Freilich nicht weiter, als der Gesichtswinkel des Knaben reichte. Hätten wir aber nur mehr solcher Schilderungen einer Zeit, die von der unseren wie durch einen Abgrund getrennt scheint! Ein Onkel Frenzel's war Buchbinder, und dessen Laden in der Friedrichstraße für ihn der Vorhof zur Literatur. Man sieht den wackeren Mann vor

sich und athmet den Geruch der frisch gebundenen Bücher um ihn her. Ein wohlangesehener, bemittelter Berliner Bürger und auf dem besten Fuße mit seiner gelehrten Kundschaft, die sich vornehmlich aus der Nachbarschaft der Universität rekrutirte. Manche von den literarischen Berühmtheiten sah Frenzel hier und hörte von Charlotte Stieglitz sprechen, die mit ihrem Gemahl in diesem Laden ein- und ausgegangen. Ein Original, wie nur im damaligen Berlin es möglich war, fand sich in Gestalt eines verbummelten Genies, eines Journalisten von Beruf, dem der Onkel zuweilen ein Mittagbrot gab und dessen Leben einen unverhofft würdigen Abschluß dadurch erhielt, daß er eine Goldschmiedswittwe heirathete und deren Geschäft übernahm. Aber er entsagte darum nicht ganz den alten Liebhabereien, und er und andere gute Bürger (der Onkel Buchbinder darunter) führten an freien Abenden vor einer geladenen Gesellschaft in den Hinterzimmern Komödien auf, wie die Handwerker im Sommernachtstraum; und hier, in der Mohrenstraße, mit dem Schauspielhaus auf der einen Seite, mit dem Haus auf der anderen, an dessen Eckfenster man sich noch die gespenstische Figur E. T. A. Hoffmann's denken konnte, sah Frenzel zum ersten Male in jene Zauberwelt, die später mit kritischerem Blick zu mustern seine Bestimmung war. Die Verhältnisse mochten eng und die Menschen nüchtern sein, etwas Phantastisches umschwebte sie dennoch, das die Seele dieses Knaben wahrnahm, und der Alltag selbst schien von einem Geheimniß umgeben, welches hier und dort, in seltenen Feierstunden sich lüftend, ihm Bilder eines höheren Daseins zeigte. Die guten Feen haben seinen Kindertagen nicht gefehlt. Eine davon, eine alternde Jungfer, Jugendfreundin seiner Mutter, war Garderobière bei der Fürstin Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Hoch oben, in zwei freundlichen Dachkammern des Prinzessinnenpalais, heute ein Theil des Palais der Kaiserin Friedrich, wohnte diese treffliche Person, die den ängstlich lauschenden Kleinen, hinter einer Thür verborgen, einmal den alten König sehen ließ, wie er am Arme der Fürstin langsam vorüberschritt. Ein scheidendes Zeitalter, groß wie eines, aber in menschlicher Gebrechlichkeit endend, und in Frenzel's Erinnerung verbunden mit dem Jasmingeruch des Schloßgartens von Charlottenburg und dem Rauschen der alten Linden im Parke von Schönhausen.

Das Fundament seiner Bildung verdankt Frenzel einem Lehrer der Dorotheenstädtischen Realschule, Friedrich Köppen, einem jener bedeutenden Männer, deren Andenken leuchtend bei den Schülern fortlebt, wenn das eigene Schicksal längst in der Dunkelheit verlaufen, Männer, die wohl Anderen auf ihrer Bahn forthelfen können, sich selber nicht. Durch diesen ward Frenzel der Wissenschaft zugeführt, jener lebendigen, die das Gefühl für Schönheit und Freiheit weckt, die nicht im Gegensatz steht, sondern sich Eins weiß mit der Literatur, und die damals, im Bunde mit ihr, die Trägerin des nationalen Gedankens war. In jenen äußerlich stillen Jahren vor dem ersten Ausbruch hat Frenzel die Schätze seines Wissens aufgehäuft, zu welchen das Werder'sche Gymnasium den soliden classischen Grund legte. Von seinen Universitätslehrern nennt Frenzel Ranke vor Allem, dann Guhl, Hotho, Werder als Diejenigen, welche von entscheidendem Einfluß auf seine künftige Richtung gewesen sind. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkte seiner Studien, denen eine rege poetische Production zur Seite ging. Trauerspiele waren das Erste, was er schrieb, Gedichte das Erste, was von ihm gedruckt ward. Die Revolution von 1848 fand den Zwanzigjährigen erfüllt von all' den Idealen, die sein erster Lehrer in ihm geweckt, und die er nun verwirklicht zu schauen meinte. Das leidenschaftlich Aufwallende der Bewegung, was sie von Begeisterung in sich hatte, riß ihn hin; um die Rednertribünen in den Zelten schlangen sich ihm die „wilden Rosen" Louise Aston's, der Freischärlerin, und durch den Tumult der Straße vernahm er ihren Refrain — Verse, die der gesetzte Mann von heute noch mit dem Klang und Tonfall jener Zeiten herzusagen weiß:

Schlagt die Gläser all' in Scherben,
So vergeh' die alte Welt;
So soll sterben und verderben,
Was den Geist in Fesseln hält.

Ein Frühlingssturm — und es war vorüber. Sprechen wir nicht von den Opfern, die er gekostet, nicht von der eisigen Winternacht, die ihm gefolgt. Als Schulmeister, der sein Probejahr ablegt, begegnete Frenzel seinem ehemaligen Lehrer wieder — sie waren jetzt Collegen; aber mehr noch als der stumme Händedruck des Aelteren sagte sein müdes Auge dem Jüngeren, daß er aufgehört habe, zu hoffen.

Jeder von uns, wenn er auf sein Leben zurückschaut, wird einen Moment darin als den entscheidenden erkennen, der seine ferneren Geschicke bestimmte. Dieser war es für Frenzel, als er an einem Märztage des Jahres 1854 und in einem Zimmer des Hôtel de Rome in Berlin zum ersten Male vor Karl Gutzkow stand. Mit dem durchdringenden Blick, der ihm eigen, hatte Gutzkow sogleich in dem schmächtigen, zart gebauten Schulamtscandidaten den feinen und wohl vorbereiteten Geist entdeckt, der sich selbst noch nicht zu kennen oder nicht zu trauen schien. Ein Aufsatz Frenzel's, seiner Doctordissertation („Ueber die ersten Geschichtschreiber der sicilianischen Vesper") entnommen, hatte die Bekanntschaft vermittelt: er hatte sie den, kurz zuvor von Gutzkow begründeten, „Unterhaltungen am häuslichen Herd" eingesandt, einer Wochenschrift, deren ständiger Mitarbeiter Frenzel von nun ab ward, um später deren Mitredacteur zu werden und endlich ganz an Gutzkow's Stelle zu treten. Im Jahre 1859 erschien sein erster Band Essays: „Dichter und Frauen", im Jahre 1860 sein erster Roman: „Vanitas". So kam, aus der Schule, Frenzel in die Literatur, und der ihn geführt, war — in mehr als einem Sinne — Gutzkow.

Unmittelbar dem Selbstporträt schließt sich, in dieser Lieferung, eine meisterhafte Studie an, in welcher Frenzel den merkwürdigen Mann geschildert hat — eher ein Charakter- als ein Literaturbild; denn wenn von Einem, so gilt von Gutzkow das Wort, daß des Menschen Charakter des Menschen Schicksal sei. Was dasjenige Gutzkow's war, wir wissen es; vor unseren Augen, in dem traurigen Gefühl, ihm nicht helfen zu können, haben wir ihn, unter seinen Zeitgenossen sicher den Größten, dahingehen sehen, in Bitterkeit, unversöhnt, unversöhnlich, mit wenigen Freunden, er selbst sein schlimmster Feind. Und doch wird Derjenige, der einst die wahre Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre schreibt, von Gutzkow sagen müssen, daß er eine von den treibenden Mächten der intellectuellen Bewegung war, welche neben der politischen jener Zeit einherging und sich mit ihr verflocht. Wir lesen es auf jeder Seite dieses Essays, und aus der seelischen Erregung, die Frenzel mehr verbirgt als offenbart, glauben wir noch einen Nachhall des Schmerzes zu vernehmen, daß auch er den Mann, dem er nahe stand wie sonst Keiner, zuletzt verlieren mußte wie alle Anderen. Bei gleichen oder doch sehr ähnlichen Ausgangs- und manchen inneren Berührungspunkten kann es keine stärkeren Gegensätze geben als zwischen diesen beiden geborenen Berlinern, fast der nämlichen Classe der Bevölkerung entsprungen und für die spätere Laufbahn auf denselben Anstalten, dem Werder'schen Gymnasium und der Berliner Universität, wissenschaftlich vorbereitet. Aber welch' trennender Unterschied der Charaktere! Wo Gutzkow leidenschaftlich und unruhig, ist Frenzel gesetzt und seßhaft. Seit Gutzkow im Jahre 1830, dem Jahre der Julirevolution, seine Vaterstadt verlassen, hat er (mit einziger Ausnahme von Dresden, 1847—1861) an demselben Orte nicht ein halbes Dutzend Jahre zugebracht — immer auf der Wanderung, immer auf der Reise. Frenzel mag dreißig Jahre geworden sein, bevor er aus dem Horizont von Berlin herauskam, und er war gewiß längst jenseits des „mezzo del camin di nostra vita", ehe er das Land Dante's sah, des Dichters, dessen Namen er auf die erste Seite seines ersten Buches geschrieben. Zerrissen wie das Leben Gutzkow's war, hat sich das Leben Frenzel's harmonisch gestaltet; immer, wo es die großen Angelegenheiten des Vaterlandes in Literatur und Kunst galt, hat er in den ersten Reihen mitgestritten: häusliches Glück und treue Freundschaft haben dem Menschen, ungewöhnliche Erfolge dem Schriftsteller gelohnt, dem es nunmehr vergönnt ist, diese Gesammtausgabe dem Publicum anzubieten.

Einen Namen erwähnt Frenzel in der Skizze seines Entwicklungsganges nur beiläufig, denjenigen Voltaires; aber wenn der witzigste der Franzosen nicht unter den Führern des Suchenden war, so mußte später, als der Weg gefunden, die Wirkung

um so tiefer und nachhaltiger sein. Mit diesem großen Vertheidiger der Freiheit, diesem Spötter, abwechselnd ein Verfolger und ein Verfolgter, den Beifall der Mächtigen suchend und sie verlachend, ward das achtzehnte Jahrhundert eine Wahrheit und Wirklichkeit für Frenzel und Voltaire selbst, auf diesem Hintergrunde, seltsam gefärbt schon von den Vorzeichen von 1789, eine Figur, die körperhaft aus dem Rahmen der Bücherbekanntschaft heraustritt wie Einer, der lebt und mit dem man verkehrt. Manchmal, auf seinen Abendgängen, mag er diesem Geistermann im Hofkleid, mit dreieckigem Hut und Allongeperrücke, begegnet sein unter dem Akademieportal, oder, von der langen Brücke her, im Zwielicht an den Fenstern der königlichen Gemächer ihn gesehen haben, wie er sich schadenfroh die Hände rieb. Was Frenzel zu Voltaire hingezogen, ist das Dämonische dieser Natur, welche sich hinter einem Grinsen versteckt, seine Genialität, welche zerstört und aufbaut, sein kritischer Geist, der nichts verschont, sein historischer Sinn, der ihn gewissermaßen zum Schöpfer der modernen Geschichtschreibung gemacht hat, die Grazie, wenn er schmeichelt oder verwundet, der Zauber seines Stils, seine unsterbliche Frische. Niemand kann Voltaire besser verstanden, ihn sympathischer erfaßt haben als Frenzel; und Niemand könnte mehr berufen sein, uns das Leben Voltaire's, vom deutschen Stand- und Gesichtspunkt aus, zu schreiben. In der That hat Frenzel ihn zum Helden eines seiner Romane, „La pucelle", gemacht; aber dies ist nur der junge Voltaire und sein Verhältniß zur „göttlichen Emilie", das mit der Mathematik begann und mit einer Lächerlichkeit endete.

Die Welt des achtzehnten Jahrhunderts, mit diesem echt Voltaire'schen Präludium angefangen, ist es denn auch vornehmlich, die Frenzel in der ersten Reihe seiner Romane darstellt: die künstlerischen Tendenzen desselben in „Watteau", die philosophisch-religiösen in „Ganganelli", „Im goldenen Zeitalter" das Paris Marie Antoinettens und die Tage Kaiser Joseph's, den amerikanischen Unabhängigkeitskampf „Auf freiem Boden", die Revolution in „Charlotte Corday" und die Napoleonische Zeit, das Ende des einen, den Anbruch des anderen Jahrhunderts in „Lucifer". Hiermit betritt Frenzel die moderne Welt und die heimische Erde, die er in seinen folgenden Romanen, mit kaum einer Ausnahme, nicht mehr verläßt.

Ein reiches und unausgesetztes Schaffen, das mehr als ein Menschenalter umfaßt und sich auf fast alle Gebiete der literarischen Production erstreckt; in welchem alle Strömungen und Strebungen der Zeit sich spiegeln und eine gleichmäßig ausgebildete Persönlichkeit sich offenbart. Eine seltene Gunst des Schicksals hat es Frenzel beschieden, diese neue Zeit von ihren ersten Dämmerungen unter Friedrich Wilhelm III. mitzuerleben und sie gleichsam von unten her zu betrachten, bevor er zu den höheren und freieren Aspecten emporstieg. Dies hat ihn vor der Einseitigkeit behütet, welche mit vorgefaßten Meinungen verbunden ist und seinem Urtheil die Ueberlegenheit gesichert, welche aus dem Gefühl der eigenen Kraft entspringt, vielleicht aber auch jene Nachsicht zur Folge gehabt gewissen Erscheinungen gegenüber, die mit strengerem Maße gemessen, die Probe schwer bestehen würden; gegenüber gewissen Richtungen, die nicht die seinen sind. Minima non curat praetor. Daß er aber, wenn es sein muß, noch sein „Quos ego!" zu rufen weiß, das brauchen wir den Lesern unserer Zeitschrift nicht zu sagen; und möge diese Stimme hier noch lange gehört werden! Denn wir bedürfen ihrer in diesem Streite der Meinungen, der immer näher rückt, in diesem Kampfe, der unvermeidlich geworden scheint —

La guerre est au Parnasse, au conseil, en Sorbonne:
Allons, défendons-nous, mais n'attaquons personne.

J. R.

Neue Romane und Novellen.

Dahiel, der Convertit. Roman von Richard Voß. Drei Bände. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1889.

Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien von Richard Voß. Jena, H. Costenoble. 1888.

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Revanche. Roman von Alexander Baron von Roberts. Leipzig, W. Friedrich. 1889.

Frau Minne. Ein Künstler-Roman von Theophil Zolling. Leipzig, H. Hässel. 1890.

Man kann eine Reihe von Romanen, die sämmtlich eine gewisse Werthstufe überstiegen haben, nicht in der Weise abfertigen, daß man bloß Nummer mit Nummer vergleicht und den Einen am Anderen mißt. Ein Kunstwerk ist eine Persönlichkeit; es ist geschaffen als ein Einzelnes und will als solches geachtet sein. Ich begreife vollkommen den Groll des echten Dichters gegenüber einer derartigen Massenkritik, in welcher das Individuum untergeht. Aber es gibt doch einen Gesichtspunkt, unter dem angeschaut die Sache ihren Stachel verliert, — es ist der Gesichtspunkt der Technik. Gewiß: ein ganz großer Meister schafft auch seine Technik individuell; Romane wie Keller's „Grüner Heinrich" oder Vischer's „Auch Einer" sind technisch unmöglich mit irgend einem anderen Dichterwerke zu vergleichen; sie *sind*, wie sie *sind* und müssen auch in ihren Formgesetzen aus sich selbst heraus begriffen werden. Für die große Mehrzahl aber selbst der *guten* Kunstwerke gilt diese Forderung keineswegs. Hier bestehen für das Gebiet der Technik Richtungen, Moden, wenn man so will (obwohl man das Gehässige des Wortes dann bei Seite lassen muß), meist zwei oder drei große Grundschablonen, die theils bewußt, theils unbewußt, theils im Banne vorausgegangener Lectüre, theils — gewissermaßen immer wieder im Zwange derselben Urgesetze spontan erzeugt — von Hunderten benutzt werden, die für eine ganze Literaturperiode bezeichnend sind, und bei deren Befolgung im Einzelnen allerdings das Bedürfniß nach Vergleichen mit ähnlichen Proben ein durchaus berechtigtes ist, da Alles aus einer Wurzel sproßt, das Grundschema a priori klar ist und das Interesse sich dahin vereinigt, *wie* im einzelnen Dieser so und Jener so sich mit seinem individuellen Begehren in dem vorgefundenen Gehäuse zurecht gefunden und eingewohnt hat. Die kleine Reihe von Dichtungen, welche ich hier zu betrachten habe und die im recht eigentlichen Sinne der Zufall zusammengeweht hat, daß sie ein Ganzes wurden, läßt sich außergewöhnlich leicht als solches fassen und zu einem typischen Bilde für die wesentlichsten jener heutigen Richtungen ausgestalten. Ein Roman jener obersten Art, der auch technisch eine Persönlichkeit darstellte, befindet sich nicht darunter. Dennoch kommt der beste der Reihe, die dreibändige Schöpfung von Richard Voß, dieser Stufe immerhin am nächsten. Voß wirkt sowohl stofflich, wie rein formal, und wenn sein Werk, wie ich zeigen werde, Schwächen hat, so gehört zu diesen nicht der Mangel an jener Harmonie, die gewissermaßen Basis jeder wirklich bedeutenden Dichtung sein muß. Auch fehlt es im Formalen wenigstens nicht an individuellen Zügen, die Keime des ganz Großen, des obersten Stockwerkes gleichsam, wirklich enthalten. Bei Hoffmann finde ich eine Seitenschwenkung, eine einseitige Entwicklung nach der formalen Seite hin mit merkbarer Vernachlässigung des stofflichen Gehaltes. Eine gewisse ästhetische Schule würde hier vielleicht im Gegentheil eine Kunstentwicklung noch über das höhere Niveau hinaus erblicken; aber dieser Standpunkt ist keineswegs mehr heute der herrschende. Bei aller Herrlichkeit des Formalen, das allerdings hier ganz durchsetzt ist mit Individuellem, bleibt ein Mangel an Gedankengehalt, an sachlicher Tiefe, der nicht wegzuleugnen ist. Umgekehrt tritt in den Romanen von Zolling und Roberts der Stoff mit seiner gröberen oder feineren Wirkung allbeherrschend in den Vordergrund, und die Form entkleidet sich jeglichen individuellen Gepräges; sie gebraucht skrupellos die Schablone des Feuilletonromans, die man ihrer Herkunft nach

auch die französische nennen kann, obwohl keineswegs alle Franzosen so schreiben. Es möge das im Folgenden eine nähere Ausführung finden.

Richard Voß ist ein Dichter, kein Feuilletonist. Auch der Band Skizzen aus Italien, dessen Titel oben neben dem Romane erwähnt ist, beweist das; jede Zeile ist Dichterarbeit; das ganze Buch stellt etwa das vor, was ein gewissenhaft schaffender Poet sich als Vorstudie zu italienischen Novellen auferlegen würde, dichterisch angeschaute Landschaftsbilder, Menschenköpfe nach der Natur, Geschichtsreflexion; von der leichten Art des Feuilletons keine Spur. Auch „Dahiel der Convertit" ist eine Dichterarbeit in jeder Faser, — ein großer, kühner Entwurf, mit sicherer Hand herausgegriffen, von glänzender Idee durchschillert, farbenprächtig, berauschend, neu, — nur durch Eins schwer beeinträchtigt und halb um seine Wirkung gebracht: durch das Ungleiche der Ausführung. Man denke sich: ein Jude des römischen Ghetto, der Christ wird, aus reinen und edeln Motiven, der wiederum, als er sich entsetzlich enttäuscht fühlt im Mönchstreiben, auf dem Punkte steht, Apostat zu werden, den sein Abt in die Einöde verbannt und der nun dort in religiöse Umnachtung verfällt und zum christlichen Fanatiker wird, der wider seine alten Glaubensgenossen wüthet; man denke sich das hineingezeichnet in die gewitterschwüle Welt des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Hintergrunde des gewaltigen päpstlichen Rom einerseits, der elegisch zarten, wie ein Dornröschen in ihren alten Erinnerungen eingesponnenen Campagna andererseits; man denke sich das erschöpft nach der Tiefe der philosophischen Idee wie nach dem Pompe des weltgeschichtlichen Zeitcolorits, — wahrlich ein Gigantenstoff, für den drei schmale Bände kaum ausreichend erscheinen. Das Alles ist aber für Voß noch nicht genug gewesen, er hat noch mehr versucht. Der Fanatiker als Schlußbild genügte ihm noch immer nicht, er hat ihn zu allerletzt in einer Art von Epilog noch bis zum Räuberhauptmann hinaufgipfeln müssen, der im Banditengefecht fällt. Er hat endlich den Höhepunkt des greifbar Deutlichen für seine Bilder damit erreichen wollen, daß er dem größeren Theile des Romans die Form von Selbstbekenntnissen im Tone jener Zeit gab, Selbstbekenntnissen, die in die eigentliche historische Erzählung das Reflexionselement etwa der Augustinischen Confessionen und die bizarre Gedankenwelt des sich selbst beobachtenden Mystikers hineinbringen sollten. Wenn man noch dazu nimmt, daß Voß ohnehin mehr Novellist als Romandichter ist, also eine ausgesprochene Vorliebe dafür hat, den geraden Gang der Haupthandlung durch Episoden zu verknäueln und abzulenken, daß er eine nicht minder ausgesprochene Vorliebe für die etwa sich darbietenden romantischen Züge besitzt, die doch alle mehr oder minder überflüssige Arabesken in der großen psychologischen Entwicklungslinie darstellen, so begreift sich, daß denn eben doch schließlich der Poet unter der Last des Allzuriesigen zusammengebrochen ist und kein Vollkommenes geschaffen hat. Zunächst ist er, trotz eines großen Aufwandes von Geschicklichkeit im Einzelnen, in der Hauptsache gänzlich mit der Memoirenform in die Brüche gerathen; sie macht die Lectüre bloß schwieriger und wirkt gerade da, wo sie helfen soll, im direct umgekehrten Sinne: sie gibt nämlich dem Tone des Ganzen, anstatt ihn „echt" zu machen, etwas Gemischtes, das nicht alt und nicht neu, nicht Poetenrede von Achtzehnhundertneunundachtzig und auch ganz unbedingt nicht Mönchsrede von Siebzehnhundert und so und so viel ist. Dagegen hilft auch nicht, daß die Einkleidung zu Beginn des Romanes, die moderne Novelle, die zur Entdeckung der alten Papiere führt, ganz wesentlich besser ist, als sonst derartige heillose Umwicklungskunststücke, die mir niemals fruchtbringend erscheinen, gemacht zu werden pflegen. Ein zweiter großer Fehlgriff ist der Schluß. Wohl ist der Umschwung zum Fanatiker, das Erwachen des religiösen Wahnsinns psychologisch sehr fein angebahnt und in seinen ersten Phasen mit gewaltiger poetischer Kraft dargestellt, — so bedeutend, daß diese Stellen allein genügen müßten, dem Buche einen hohen Rang zuzuweisen. Aber ich glaube, der rechte Anschluß ist schon da verfehlt, wo Voß einseitig die Verödung und den Zerfall des moralischen Gefühls in Folge des Mysticismus im Helden betont. Ich fürchte, er hat hier mehr richten wollen, als gestalten. Der Fanatiker, der doch schlimm

genug sein sollte, war ihm noch zu gut als Schlußresultat, er wollte den gemeinen Mörder haben. Ich bezweifle, daß dieser gerade sich unter den gegebenen Umständen entwickeln konnte. Dahiel ist nahezu wahnsinnig. Zum Mörder aus Ehrgeiz (er mordet seinen Abt, um selbst Abt zu werden) gehört Kälte, kein Mysticismus. Voß hat offenbar die mystische Literatur von den ältesten Heiligen an bis auf Schopenhauer's Lehre von der Willenstödtung durch Askese genau studirt, aber er ist trotzdem selbst zu sehr ein Kopf aus unserer kalten, klaren Zeit, um die volle Tiefe zu fassen. So bleibt seine Darstellung bei aller poetischen Größe eine äußerliche. Vollends die allerletzte Stufe, der Schritt vom Abt zum Banditen, ist gar nicht mehr ausgearbeitet; ein paar dürre Worte geben bloß die nackte Thatsache. Voß meinte jedenfalls, der Leser sähe das Facit von selbst, er brauche es bloß noch anzudeuten; es ist aber eben nicht der Fall, weil schon der Schritt zum Abt, der Mörder ist, nicht mehr psychologisch klar wird. Der Hang zu Episoden hat im Einzelnen Manches verdorben, ohne daß ich darauf viel Gewicht legen möchte; hier und da hat er auch Gutes geschaffen, so daß sich das im Ganzen ausgleicht. Die Nebenfiguren sind zum Theil sehr schablonenhaft behandelt, die Juden ganz hell, die Mönche ganz schwarz; die Frauengestalten sind durchweg nicht bedeutend genug angelegt. Auch das übersieht man, weil das Tempo des Romans ein schnelles ist, die großen Panoramen sich drängen und der Held allein mit seinem Innenleben mehr als Dreiviertel des Raumes füllt. Ich weiß nicht, ob Voß noch einmal im Stande sein wird, ganz Großes zu schaffen. Was er dichtet, Roman wie Drama, ist immer voll von großen Entwürfen; er packt einen Riesenstoff, und er fällt dann mit diesem Stoffe, weil er zu schwer war und die volle Vertiefung, der lange Athem nicht da waren. Aber auch diese Kühnheit hat ihren Zauber, es ist die Kühnheit eines echten Dichters, das dürfen wir nicht vergessen in einer Zeit, die unendlich mehr Schreiber hat als Dichter.

Von Richard Voß zu Hans Hoffmann ist scheinbar ein weiter Schritt, äußerlich genommen so weit wie von der gewitterdunkeln Tragödie zum waldgrünen Idyll. Voß ist ein Prunkdichter, prunkend in der Idee, wie in der Form; aber sein Stoff war in unserem Falle zu gigantisch, selbst für diesen üppigen Pinsel. Nun, — Hans Hoffmann ist, es mag seltsam klingen, in seiner Art auch ein Prunkdichter, bloß daß er einen für seine Gaben zu kleinen Stoff in dem Buche, das wir betrachten wollen, zum Vorwurf genommen hat. Ich will das durch ein Bild erläutern, das vielleicht etwas trivial klingt, aber die Sache trifft, die ich ausdrücken möchte. Man denke sich ein Gemälde, dessen Mittelpunkt, der das Ganze beherrscht, ein kleiner, drolliger Gegenstand, etwa ein höchst kunstvoll zur Darstellung gebrachtes Bierseidel, bildet. Dieses Bierseidel denke man sich nun rings umgeben von den großartigsten und farbenprächtigsten Decorationssachen: Bergen von Makart'schen Südfrüchten, weißem Marmor und dunkelrothen Vorhangfalten; zum Ueberfluß gewahrt man noch durch ein offen stehendes Fenster einen köstlichen Landschaftsausschnitt, der den Meister in jedem Zuge verräth und allein als Prachtstück ersten Ranges genügen würde, wenn er im Vordergrunde prangte. Selbst ein fanatischer Verehrer von „Stillleben" dürfte dieses Gemälde etwas sonderbar finden und ein Mißverhältniß herausfühlen, das man je nach der bevorzugten Seite Armuth oder auch Verschwendung nennen könnte. Die Mehrzahl der Novellen, die Hans Hoffmann diesmal bietet, hat zur Unterlage, zum Mittelpunkt eine kurze, spaßhafte Anekdote, je nach dem Glück im Erfinden einmal eine ziemlich unwahrscheinliche und dann einmal wieder eine ganz vorzügliche, über die Jedermann lachen müßte, auch wenn sie ihm mit den denkbar kürzesten Worten erzählt würde. Sehr unwahrscheinlich ist beispielsweise das Begebniß in „Heuduft", so unwahrscheinlich, daß der Humor darunter leidet; höchst witzig dagegen ist das Abenteuer von der „stillen Pauline" in „Himmelfahrt"; hart an der Grenze schwankt die nun doch sehr kuriose Geschichte der beiden Junggesellen aus „Thauwind"; geradezu prachtvoll wieder ist das Erlebniß des Capitäns Kannenberg, das den Titel „Eistrug" führt und den Monat Februar im Novellenkalender vertritt. Im Ganzen ist es das unanzweifelbare Recht eines Poeten, auch einmal in behaglicher Stunde so recht nach

Herzenslust zu „fabuliren“, und wenn man erst in die richtige Stimmung sich hineingelacht hat, so erträgt man viel — oder besser, man erträgt auch ein lustiges Nichts und lacht doch weiter. Hier fängt aber nun erst recht eigentlich das für Hoffmann Charakteristische und Merkwürdige an. Hoffmann häuft auf diese kleinen, harmlosen Histörchen die ganze Fülle, Pracht und Kraft seines höchsten dichterischen Könnens. Wir wissen aus früheren Gaben, wie bedeutend dieses Können ist. Ein wahres Königskind der Poesie spielt hier mit Scepter und Kronen, aber im wahrsten Sinne: es *spielt* damit. Das Gewaltigste, Anschaulichste und Stimmungsvollste, was in letzter Zeit überhaupt von einem Landschaftsmaler in Worten geschaffen worden ist, wahre Perlen in jeder Hinsicht, durchwirkt in toller Verschwendung jede einzelne dieser Anekdoten. Da ist eine Geschichte „Friedensfeier“. Ein Ehepaar, das sich gezankt hat, wird das Opfer einiger grober Zufälle, — falsch verstandenes „Komme“ im Telegramm, Vorbeifahren des Einen am Andern in zwei sich kreuzenden Zügen und dergleichen — ein an sich gar nicht übler, wenn auch etwas hyperbolischer Scherz, bei dem der Zufall ein lachender Schalk ist und die Menschen zuerst weinende, hinterher aber ebenfalls lachende Kinder sind. Und in diesen Zusammenhang, der gebieterisch Zeichnungen von Wilhelm Busch fordert, malt nun Hoffmann eine märkische Seelandschaft, wie mir überhaupt noch niemals eine in der Literatur vorgekommen ist; er malt einen Sonnenuntergang über seinem See, der so groß, so feierlich, so durchdrungen von dem ganzen Ernste der Natur, wie von dem Ernste der nachschaffenden Dichterseele ist, daß der Scherz jede Wirkung verliert, daß diese kleinen thörichten Menschlein buchstäblich dem Hörer verloren gehen und dafür ein unstillbares Sehnen erwächst nach ernstem Menschenthun, nach einem Schicksal, das nach wildem Sturme versöhnt in jenen großen Farben verglühte, die der Dichter am Himmel widerstrahlen läßt. Ich fühle es wohl, daß Hoffmann hat sagen wollen: jener Contrast gerade ist der echte Weltcontrast, — dummes Herumschwirren der Menschenkinder, Ameisengewühl ohne Zweck und Sinn, dahinter aber die Natur immer in derselben Größe, mit dem gleichen Riesenspiel ihrer Lichter, ihrer Dämmerungen, ihrer Jahreszeiten, das sich um die Menschen nicht bekümmert. Aber der Weg, das auszudrücken, scheint mir doch nicht getroffen, die Freude an dem Unsinn ist zu stark; zu sehr wird versucht, ihn in die brennenden Farben hineinzurücken, ihm durch den Zauber der Sprache eine Tiefe zu geben, die er nicht hat und nicht haben kann. Weitere Erörterungen hierüber würden tief ins Gebiet der Theorie des Humors überhaupt führen müssen, wozu hier nicht der passende Ort ist. Ich glaube, daß unter diesem Gesichtspunkte gerade Hoffmann's Novellen werth wären, von einem Aesthetiker ganz genau analysirt zu werden. Bei dem fühlbaren Mangel an humoristischen Novellen und humoristischen Dichtungen aus echter „Künstlerhand“ überhaupt, der heute herrscht, müssen Gaben dieser Art, selbst wenn sie stellenweise Muster im negativen Sinne bieten sollten, doppelt hoch gehalten und berücksichtigt werden. Das äußere Gewand der Hoffmann'schen Dichtung ist auch in diesem Falle wieder tadellos. Voß schreibt immer üppig, stellenweise schön; Hoffmann schreibt vor Allem ganz gleichmäßig gut, und wo er, wie in den Schilderungen, noch dazu einen besonderen Anlauf nimmt, da bringt er einen Stil von höchster Vollendung, in dem jedes Wort leuchtet wie ein Meisterstrich mit dem Pinsel. Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß in der Mitte des Buches ein paar Skizzen stehen, auf welche jene Auseinandersetzung über das Anekdotenhafte und das Mißverhältniß von Stoff und Ausführung keine Anwendung findet, da hier vollkommener Ernst waltet. Sehr gut ist unter diesen Ausnahmen „Meeresstimmen“, ein ergreifendes lyrisches Gedicht in Prosa; mißlungen scheint mir „Irrlicht“. Obwohl der Dichter durch den einheitlichen Titel und die fortlaufenden Kalenderdaten ein Ganzes aus dem Buche hat machen wollen, kann schon dieser ganz ernsten Bestandtheile wegen, die den lustigen Ton der übrigen jäh und unvermittelt durchbrechen, nur empfohlen werden, diese Novellen nicht *hintereinander*, sondern einzeln zu lesen.

Einseitig stoffliche Wirkung habe ich oben als das Charakteristische für die Romane von Zolling und Roberts bezeichnet. Im Allgemeinen gibt es für diesen Fall

wieder einen doppelten Typus in unserer Tagesliteratur, je nachdem das Wirkungselement, der Stoff, verwachsen ist mit der äußeren Handlung, diese in jeder Einzelheit beherrscht und trägt, oder aber auch noch eine Differenz besteht zwischen der Handlung und dem wirkungsvollen Stoffe, ja dieser Stoff am Ende gar nur lose aufgepfropft, als leuchtendes Lockmittel in eine Begebenheit hineinverwebt ist, die ebensogut ohne ihn sich abspielen könnte. An Romanen der letztgenannten, allerdings sehr tief stehenden Art ist bei uns kein Mangel. Die beiden Proben des „Stoff-Romans", die ich hier vorführen will, gehören erfreulicher Weise der kleinen Zahl derer an, die annähernd wenigstens noch die erste Bedingung erfüllen. Beide Romane bezeichnen schon durch den Titel mehr oder minder abstract ihren Stoff: „Revanche" und „Ein Künstlerroman".

Roberts greift seinen Stoff mit glücklicher Hand aus einem jener Zwischengebiete heraus, wo Politik und Moral sich berühren und die erstere Macht gewinnt über die letztere. Die Entsittlichung, die innere Verrohung und Verwilderung eines blühenden Culturvolkes durch das einseitige Pflegen und Großziehen des Revanchegedankens will er darlegen. Das ist lebendige Gegenwart in jeder Einzelheit und doch im Ganzen gewissermaßen eine historische Erzählung, ein Geschichtsroman, in welchem das zeitfreie Auge des Dichters das Tagestreiben mit seiner Zersplitterung bereits als ein Einheitliches, dessen Idee sich hell offenbart, angeschaut hat. Wie eine glückliche Ehe, der Frieden einer Familie zu Grunde gehen an dem langsam nagenden Gifte dieser gleichsam staatlich sanctionirten Moralverwirrung, wie der große, allgemeine Deutschenhaß im individuellen Falle die Maske des schönen und berechtigten Patriotismus abwirft und sich erbarmungslos als die Furie zeigt, die allen Errungenschaften der Cultur ins Gesicht schlägt — das hat Roberts mit großer Energie aufgegriffen und zu gestalten versucht. Als guter Beobachter kennt er den Franzosen von heute, er kennt Paris, das dreifache Paris: das Paris der Kaiserzeit, das gebeugte, todesmatte Paris von 1870, dessen Boulevardbummler in rheinischen Gefangenenzelten froren, sich langweilten und schimpften, und endlich das Paris, dessen erstes wieder erstarkendes Selbstbewußtsein glaubt, im Rachegedanken sich erschöpfen zu müssen, ohne Blick dafür, daß gerade an diesem Gedanken noch Alles krank, Alles Fieber, Alles Wahnsinn ist. Mit dieser starken Beherrschung des Stofflichen, des Untergrundes für die individuelle Tragödie, hält nun allerdings die dichterische Kraft, die sich in dem Romane ausspricht, nicht ganz Schritt. Wie mir scheint, liegt das nicht daran, daß Roberts etwa kein Poet wäre. Das hemmende Element liegt in der Feuilletonschablone. Alle Fehler und alle Vorzüge derselben besitzt Roberts' Schreibweise in höchstem Maße, bloß, daß bei diesem Stoffe die Fehler störender werden als sonst. Das Buch ist, was man so nennt, „leichtflüssig" geschrieben, die Exposition knapp, klar, das Interesse des Lesers aufs Lebhafteste herausfordernd. Eine große Personenfülle, ein sehr eiliger Scenenwechsel, daneben lange Schilderungen und lange Reden ängstlich vermieden, die Pointen so zugespitzt, daß auch der beschränktere Geist nothwendig sehen muß, wo hinaus das Experiment will, wo die kleinen Wendepunkte sind, wo endlich der entscheidende Umschlag erfolgt. Nimmt man dazu eine gefällige Schreibweise, die niemals durch die Form zu glänzen versucht, aber im Allgemeinen auch nie störend gegen die Gesetze feineren Stiles verstößt; bedenkt man, daß der Raum eines „französischen" Romanbandes nicht überschritten ist, so kann man nicht anders sagen, als: die Feuilletontechnik zugestanden, ist das Buch gut und erfüllt alle Regeln derselben in ausreichendstem Maße. Die Kehrseite ist, daß alle diese Erfolge im Schulgerechten auf den tiefen Stoff drücken und ein Mißverhältniß erzeugen, das keinen ganz freien Genuß zuläßt. Ein Stoff, wie dieser, forderte unvergleichlich viel mehr Raum; er forderte ihn deshalb, weil das innere Leben, das eigentlich Psychologische, sonst nicht zur Geltung kommen konnte. Der Anfang täuscht den Leser darüber weg, der Schluß zeigt, wie stets in solchem Falle, die begangene Sünde ganz kraß. Nur ein großer, bedeutender Aufbau, in dem Alles krystallklar noch in ganz anderem Sinne sich herangliederte, hätte diesem tragischen Schlusse die Wucht der echten Tragödie gegeben, die Wucht jenes im griechischen Drama so mächtigen

Zermalmtwerdens des armen Individuums unter dem Drucke einer Schuld, die in den Verhältnissen lag, die ein ganzes Volk, eine ganze Zeit begangen und deren Blitz nun unerbittlich auch den Schuldlosen fällt. Statt dessen löst sich dieser Roman mit einigen schattenhaft eiligen Scenen, für die gar kein Zwang mehr besteht, die ebenso gut anders sein könnten. Ein Stoff, wie dieser, verlangte nach der Technik Alphonse Daudet's, wie sie in den „Königen im Exil" angewendet ist; dann hätte der richtige Abschluß sich schon von selbst ergeben. Es ist Roberts dringend anzurathen, daß er sein prächtiges Talent, seine gute Beobachtungsgabe nicht einer niedrigeren Technik opfern möge, die er vollkommen beherrscht, aber eben deshalb wohl auch in der Folge überwinden und als Jugendstufe hinter sich lassen kann. Das Publicum wird ihm diesen Rath nicht geben, im Gegentheil, es hascht nach jenem leichten Feuilletonstil. Aber der Dichter soll bedenken, daß es eben seine Aufgabe ist, das Publicum zu erziehen und von den Irrwegen falscher Erziehung zu einem Besseren hinzuführen. Gerade weil ich Roberts für eine sehr tüchtige Kraft halte, habe ich die Pflicht gefühlt, diesen Gesichtspunkt so scharf zu betonen. Der unmittelbare Werth seines Buches, das hoch über vielen steht, wird dadurch nicht herabgesetzt. Ich wünschte bloß, daß er uns noch mehr böte, hier nicht Halt machte, weil ich glaube, daß er das Zeug dazu hat, Größeres thatsächlich noch zu leisten.

Manches von dem zuletzt Gesagten findet auch auf Zolling's „Frau Minne" Anwendung. Für den Autor bedeutet das Buch in erster Linie einen starken Fortschritt gegen seinen ersten Roman „Der Klatsch". Ein „Künstler-Roman"! Das klingt fast altmodisch. Und doch trägt das Buch ein durch und durch modernes Gepräge, das in Verbindung mit dem alterthümlichen Titel den Contrast von Alt und Jung in blendendem Lichte zeigt; es erwächst in jedem Zuge aus der Nachfolge Zola's. Nun kommt Zolling allerdings nicht gegen Zola auf, wo Beide als Rivalen auftreten in der Darstellung des rein Menschlichen, in den Momenten, wo die Handlung die volle Gluth der schaffenden Seele ausathmen muß, wo der kühle Beobachter mit seinem Zettelkasten verschwindet hinter dem aus dem Innersten des Eigenen heraus gestaltenden Poeten. Die bedeutsamste Leidenschaftsscene des Buches tritt zurück gegen inhaltlich geringere. Anders dort, wo der Roman in ruhigem Tempo dahinschreitet, wo er in ähnlicher Weise, wie das auch Zola für solche Stellen liebt, das einfache Referat dem dramatischen Leben vorzieht und in großen Linien ein Bild der Verhältnisse malt, aus denen die individuelle Handlung entspringt. Dort kommt Zolling's Bedeutung zu ihrem Recht. Viele Seiten des starken, zweibändigen Werkes zeichnen ein umfangreiches, vielgestaltiges Bild des Berliner Künstlertreibens. Bittere Wahrheiten werden hier in reichlicher Fülle vorgetragen, und die Dinge werden nicht falsch dadurch, daß sie gelegentlich stark karrikirt sind. Das Interesse des Stoffes beherrscht den Leser vollkommen, noch in höherem Maße als bei Roberts. Mehr an die Dichterarbeit heran greift die Schilderung überall da, wo sie mit starkem Localcolorit Züge aus dem Bilde der Großstadt in ziemlicher Menge anhäuft, nicht ohne Glück im Einzelnen, bisweilen etwas erdrückt von der Masse des Materials, etwas chaotisch, aber doch immer mit sehr viel Geist behandelt. Das Gefühl verläßt den Leser nicht, daß man es mit einer ungemein sorgfältigen, durchgefeilten Arbeit zu thun habe. Die Klippe, an der Roberts gestolpert, der Schluß, ist auch Zolling verderblich geworden. Bei ihm lag es nicht daran, weil er nicht sorgsam, nicht breit genug exponirt hatte. Im Gegentheil: die Exposition des Romans ist vortrefflich. Aber die weitere Entwicklung in der Person des Helden hinkt, die große, echte Künstlernatur, die in Gegensatz treten mußte zu den Fratzen um ihn her, ist durchaus nicht mit derselben Energie durchgeführt, die der Satiriker Zolling den Fratzen gegenüber bewährt. So wird der Ausgang nicht ein wahrhaftes Gottesgericht wie in Zola's l'œuvre, sondern er wirft den Vorhang jäh herab durch den Stoß eines mehr oder minder bedeutungslosen Zufalls. Im Ganzen aber halten sich Vorzüge und Fehler die Wage, und Niemand wird leichtfertig einer so ernsten Arbeit den Werth absprechen wollen.

Wilhelm Bölsche.

ρ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Sechzehnter Band. Uralsk — Zz. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1890.

Mit diesem sechzehnten Bande steht das große Werk vollendet vor uns, welches wir, seit seinem Beginn im Jahre 1885, mit unausgesetzter Theilnahme begleitet haben. In diesen fünf Jahren hatten wir so vielfach Gelegenheit, die Vorzüge dieser neuen Auflage darzuthun, daß wir unsrem früheren Lobe kaum noch etwas hinzuzufügen wüßten, wenn es nicht dieses wäre, was uns freilich als das höchste Lob erscheint: daß nämlich von allen vorher gehegten Erwartungen keine getäuscht und das hochgesteckte Ziel in Wirklichkeit erreicht ist. In fünf Jahren fast täglichen Gebrauchs lernt man ein Hülfsbuch wie dieses kennen, und in voller Ueberzeugung dürfen wir aussprechen, daß wir in Meyer's Konversations-Lexikon ein encyklopädisches Werk besitzen, das in der Zuverlässigkeit und Fülle des Materials, in der Solidität und Gediegenheit der Ausstattung — Papier, Druck, Illustrationen und Einband — von keinem anderen des In- und Auslandes übertroffen, von wenigen erreicht wird. Es ist eines von den Werken, auf welches die Nation, die es besitzt, stolz sein darf und durch welches die unsere siegreich in den Wettbewerb eintritt mit denjenigen Ländern, welche bisher in Bezug auf derartig sumptuöse Unternehmungen als die weit vorausgeschritteneren galten. In einem solchen Werke, wenn irgendwo, spiegelt sich der ganze Zuwachs an Macht, Vertrauen und nicht zum Wenigsten an Wohlstand, dessen Deutschland sich erfreut; denn um es zu schaffen und zu tragen, bedarf es der festen und gesicherten Grundlage, die uns nicht länger fehlt. Das Bedürfniß einer gehobenen Existenz, das unsere gesammte Lebensführung durchdringt und auf allen Gebieten nach den entsprechenden Formen verlangt, hat sich auch den Erzeugnissen unseres Buchhandels mitgetheilt; und in der That, kein noch so reich ausgestattetes Bibliothekzimmer, dem dieses Lexikon, in seiner modesten äußeren Erscheinung, nicht ein Schmuck wäre. Darauf allein jedoch ist es weder berechnet noch beschränkt. Es ist vielmehr bestimmt, in die breiten Schichten unseres Volkes Wissen und vernünftige Aufklärung zu tragen, es bei seiner geistigen Arbeit zu unterstützen und zu fördern, ihm in allen Fällen, wo die eigene Fachkenntniß nicht mehr ausreicht, ein Lehrer und Berather zu sein; und wie der alte Meyer einst, vor fünfzig Jahren und mehr, seinem Verlag das seitdem berühmt gewordene Motto gab: „Bildung macht frei", so sehen wir das größte Verdienst dieser neuen Auflage darin, daß sie, an ihrem Theile, dazu beitragen wird, das Wort des ersten Urhebers von Meyer's Konversations-Lexikon wahr zu machen.

εγ. **Vischer-Erinnerungen.** Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's von Ilse Frapan. Stuttgart, G. J. Göschen. 1889.

Fräulein Ilse Frapan, welche den Lesern der „Deutschen Rundschau" keine Fremde mehr ist, hat im Januar 1883 an den großen Aesthetiker einige Verse aus Hamburg eingesandt und ihn um sein Urtheil gebeten. Darauf erhielt sie am 23. Februar 1883 eine Antwort, laut welcher Vischer in diesen Versen „etwas Anderes fand als das gewöhnliche Gezirpe; eigenes, aus erfahrener Wahrheit des Lebens gegohrenes und gereiftes Empfinden, fähig, im Anschauungsbild sich niederzulegen". Natürlich war das Fräulein über diese Antwort beglückt, reiste nach Stuttgart, hörte Vischer's Vorlesung über deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts und trat ihm allmälig persönlich näher. Sie lernte Vischer in seiner schönsten, abgeklärtesten, mildesten Zeit kennen, als einen Mann, welcher, in hohem Greisenalter stehend, nichts mehr für sich verlangte, sondern nur für Andere lebte, der mit ausgereiftem, erfahrungsreichem Geiste alle Höhen und Tiefen durchdrang; sie sah, wie er bei seinen nächsten Freunden die uneingeschränkteste Verehrung genoß, wie er die Freude und der Stolz aller seiner Mitbürger war. Nun er seit Herbst 1888 dahingeschieden ist, will sie ihn so erhalten, wie er ihr erschienen. Sie weiß selbst, daß man ihre Schilderungen „sehr subjectiv" finden wird; aber sie weiß auch, daß das in der Natur der Sache liegt und getröstet sich dessen, daß, wenn das Bild zu glänzend, zu schattenlos erscheint, sie doch nur so geschildert hat, wie ihre Augen Vischer sahen. Mit begeisterter Seele hat sie den bedeutenden Mann gezeichnet, wie er auf dem Lehrstuhl, wie er im Hause, wie er in der Geselligkeit sich darbot; und wenn man auch in der That sagen möchte, daß gewisse menschliche Schwächen, ohne welche ja kein Sterblicher ganz sein kann, von der Enthusiastin übersehen sein müssen, so wird man doch an ihrer vortrefflichen und warmen Erzählung seine volle Freude haben. Wie reich Vischer's Gemüth, wie liebenswürdig sein Humor, wie ernst sein Denken, wie stahlhart sein Patriotismus war, das tritt uns bei Ilse Frapan in vielen interessanten Einzelzügen neu entgegen. Wenn das Buch Ilse Frapan's eine dritte Auflage erlebt — eine zweite ist schon da —, so sollte S. 148 es jedenfalls heißen: „Wir erinnern an Friedrich's des Großen furchtloses Erscheinen unter den Oesterreichern, nach der siegreichen Schlacht von Leuthen," nicht: „nach der verlorenen Schlacht von Collin"; übrigens ist diese ganze Geschichte, welche Vischer treffend „einen Beweis von der geheimnißvollen Macht der Größe" nannte, jetzt als Sage erwiesen. Zur Sache thut das aber in diesem Zusammenhange gar nichts.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Schiller und Lotte. Eine Geschichte ihrer Liebe. Von Pfarrer W. Ackermann. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).

Aulard. — Recueil des actes du comité de salut public avec la correspondance officielle des représentants en mission et le registre du conseil exécutif provisoire, publié par F. A. Aulard. Tome deuxième: 22 Janvier 1793 — 31 Mars 1793. Paris, Imprimerie Nationale.

Bayerische Bibliothek 12. Band: Ueber Lorenz von Westenrieder's Leben und Schriften. Von August Kluckhohn. Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Behrmann. — Eine Maienfahrt durch Griechenland. Von Georg Behrmann. Hamburg, Lucas Gräfe. 1890.

Béringuier. — Die Rolande Deutschlands. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins am 28. Januar 1890. Im Auftrage des Vereins herausgegeben von Dr. jur. Richard Béringuier. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. 1890.

Bibliothek Deutscher Geschichte, unter Mitwirkung von O. Gutsch, E. Mühlbacher, M. Manitius, J. Jastrow u. s. w. herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst. I. Abthlg. König Friedrich der Große von Reinhold Koser. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1890.

Bischoff. — Harmonie-Lehre von Kaspar Jacob Bischoff. 1./3. Lfg. Mainz, J. Diemer. 1890.

Bolte. — Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhange herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin, Mayer & Müller. 1890.

Bonghi. — In autunno. Su e giù. Del Ruggiero Bonghi. Milano, A. Paganini. 1890.

Böttcher. — Die Verleumdungs-Seuche. Kritische Plaudereien über eine sociale Krankheit von Karl Böttcher. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Bréal. — La réforme de l'orthographie française par Michel Bréal. Paris. Hachette & Cie. 1890.

Brehm. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge von Dr. G. E. Brehm. 1. Lfg. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1890.

Caravelli. — Pirro Schettini e l'Antimarinismo. Studio del Vittorio Caravelli. Napoli, Tipografia della regia Università. 1889.

Druskowitz. — Die Emancipations-Schwärmerin. Lustspiel in fünf Aufzügen und dramatische Scherze von Dr. phil. Helene Druskowitz. Dresden, Rudolf Petzold.

Faguet. — Dix-huitième siècle. Études littéraires. Par Emile Faguet. Paris, H. Lecène et H. Oudin. 1890.

Falck. — Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Frenzel. — Gesammelte Werke von Karl Frenzel. Erster Band. Erinnerungen und Strömungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Güßfeldt. — Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Paul Güßfeldt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Hahn. — Nach Ober-Ammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Von Alban von Hahn. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Hansen. — Klaus Groth in zijn leven en streven als Dichter, Taalkamper, Mensch met reisverhaal en terugblick op de dietsche Bewegung door Dr. C. J. Hansen. Antwerpen, L. dela Montagne. 1889.

Heyse. — Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. 23. Bd.: Ein überflüssiger Mensch. Schauspiel in vier Akten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Heyse. — Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. IV. Lyriker und Volksgesang. Deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Hirschberg. — Aegypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes. Von Dr. J. Hirschberg. Leipzig, George Thieme. 1890.

Jerusalem. — Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten, sowie zur Volksbelehrung von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. Zweite Auflage. Wien, A. Pichler's Wittwe & Sohn. 1890.

Richter. — Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Leipzig, Richard Richter. 1889.

Roberty. — L'Inconnaissable, sa méthaphysique — sa psychologie. Par E. de Roberty. Paris, Félix Alcan. 1889.

Rosenberg. — Die Goldschmiede-Merkzeichen. 2000 Stempel auf älteren Goldschmiedearbeiten in Facsimile herausgegeben und erklärt von Dr. Marc Rosenberg. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1890.

Sabatier. — Die christlichen Dogmen, ihr Wesen und ihre Entwicklung. Rede von Professor Sabatier, deutsch herausgegeben von Moritz Schwalb. Leipzig, Otto Wigand. 1890.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. IV. Serie. Heft 90: Die niedere Thierwelt unserer Binnenseen. Von Dr. Otto Zacharias. Heft 91: Die Fortschritte auf dem Gebiete des Vermessungswesens in Preußen unter der Regierung König Wilhelm I. Von Dr. C. Koppe. Heft 92: Die Entstehung der römischen Kunstdichtung. Von Lucian Mueller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Sanders. — Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien von Daniel Sanders. Berlin, Hans Lüstenöder. 1889.

Scala. — Die Studien des Polybios. Von Rudolf von Scala. I. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1890.

Schaefer. — Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur. Ungehaltene Rede, der deutschen Socialdemokratie gewidmet von Dr. W. Schaefer. Zweite Auflage. Berlin, Robert Oppenheim. 1890.

Scheffel-Gedenkbuch. Aus Anlaß der Gründung des Scheffel-Bundes in Oesterreich herausgegeben vom Scheffel-Bund. Geleitet von A. Breitner. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1890.

Schmidt-Cabanis. — Allerlei Humore. Komische Novellen und heitere Skizzen von R. Schmidt-Cabanis. Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke.

Schwartz. — Der Litterarisch-gesellige Verein zu Oldenburg. Denkschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste. Von August Schwartz. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1889.

Sosnosky. — Sprachsünden. Eine Blüthenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur von Theodor von Sosnosky. Breslau, Eduard Trewendt. 1890.

Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt. Heft 75/76: Triest und seine nächste Umgebung. Von Jos. Fischer. Zürich, Julius Laurencic. 1890.

Stockmar. — Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy i. J. 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst von Stockmar herausgegeben von Emil Daniels. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Sybel. — Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten von Heinrich von Sybel. Dritter Band. Zweite unveränderte Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1890.

Trautmann. — Lehre vom Schönen, von Otto Trautmann. I. Form, Ornament und Farbe. Dresden, Richard Bertling. 1890.

Treuenfeld. — Der Zug der 10,000 Griechen bis zur Ankunft am Schwarzen Meer bei Trapezunt dargestellt nach Xenophon's Anabasis. Von von Treuenfeld. Naumburg a. S., Albin Schirmer. 1890.

Vogt. — Das Empfindungsprincip und die Entstehung des Lebens. I und II. Von J. G. Vogt. Leipzig, Oscar Gottwald. 1889.

Vogt. — Entstehen und Vergehen der Welt, auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes, von J. G. Vogt. Leipzig, Oscar Gottwald. 1889.

Wanters. — Stanley au secours d'Émin-Pacha. Par A.-J. Wanters. Paris, Maison Quantin. 1890.

Weltrich. — Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich. 2. Lief. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1889.

Widmann. — Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von J. V. Widmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Was Gottes Wille ist.

Schwäbische Dorfgeschichte

von

Ilse Frapan.

Es war im Vorfrühling, aber schon linder Sonnenschein auf dem schnellfließenden Neckar drunten, und an den Bäumen der Berghalde ein grünlicher Schleier, gewoben aus den jungen hüllenlosen Knospen. Mit Bündeln von Schlüsselblumen und blauen Himmelsternen in den Händen kamen die Kinder daher; mit den Blumen in den Händen umstanden sie das Haus des Pfarrbauern, aus dem eben der Sarg getragen ward, und starrten mit ihren weit offenen blauen Augen auf den ihnen unverständlichen Vorgang.

Die Pfarrbäuerin war gestorben. Mit abgezogenem Hut und hängendem Kopf trat der Bauer aus der Hausthür; ihm folgten zwei kleine Mädchen, in schwarzen neuen Kleidern, die ihnen lang um die Füße schlotterten. Die Aeltere hatte die Augen tief in ihr Tuch gedrückt und folgte, ohne aufzusehen, mit blinden ungleichen Schritten dem traurigen Zuge. Die Kleinere weinte heftiger, wobei sich der braune krauslockige Kopf bald nach rechts, bald nach links wandte, bald rückwärts mit spähenden Augen, wer noch komme. Von Zeit zu Zeit rüttelte die ältere Frau, die neben ihr ging, sie derb am Arm, sie zur Andacht zu ermahnen; dann nahm sie schnell das Tuch und schrie so laut hinein, daß sich jetzt da, jetzt dort eins von den Kindern mit den Waldblumen auf die Zehe hob, um zu sehen, wer das thue.

Als der Zug am offenen Grabe hielt und der Pfarrer herantrat, um mit bewegter Stimme der Todten das Zeugniß nachzurufen, daß sie ein braves, frommes Weib gewesen, und daß sie ihre Kindlein zu früh habe verlassen müssen, da sah die Kleine den Vetter, nach dem sie lange ausgeschaut, plötzlich an der anderen Seite der Grube sich gegenüberstehen, und wie ihre Augen sich begegneten, da überfiel Beide jenes unwillkürliche Lachen, das Kindern bei feierlichen Gelegenheiten so oft Strafe zuzieht. Mit einem zornigen Ruck von der Base Ursula ward Madele auf die Seite gestoßen; sie verbarg beschämt ihre Augen in den Rockfalten der Tante. Der lange Bub, der Paile[1]), erhielt von einem der

[1]) Paul.

Träger einen ermahnenden Puff, daß er fast in die Grube gerutscht wäre, und unter dem strafenden Blick des Geistlichen sich in seiner Verlegenheit auf alle Viere niederließ und aus dem Kreise hinauszukriechen begann. Plötzlich aber wandten sich Aller Blicke auf die Aeltere, die, als der Pfarrer geendet hatte und der Sarg aufgehoben ward, sich mit lautem Weinen auf die schwarze Truhe warf und mit ausgestreckten Armen daran festklammerte.

„Mariele! Mädle!" rief der Vater und riß sie am Kleide. Aber sie rührte sich nicht. Da trat der Pfarrer zu ihr, berührte sanft ihre Schulter und sagte mit fast zärtlichem Tone: „Laß Deine Mutter schlafe, bis der liabe Herrgott se weckt."

Das Mädchen hob den Kopf und ließ langsam die Hände los. „Komm'," sagte der Geistliche und führte sie an seiner Hand ins leere Haus zurück.

Das ist gewiß ein schweres Kreuz, wenn eine Mutter von jungen Töchtern wegstirbt. Wie verwaiste Lämmlein liefen das Mariele und das Madele unter dem Gesinde umher, und die zehnjährige Jüngere fragte rathlos und verwirrt: „Wer gibt mer jezt mei Beschperbrot?" als sei mit dem Verschwinden der Mutter, der „Sorgerin", zugleich alle Aussicht auf Speise und Trank dahin. Sie tröstete sich freilich schneller als die dreizehnjährige Marie, deren stumm und heiß fließende Thränen kein Brot und kein freundliches Wort stillte. Ja, Brot gab es wohl, freundliche Worte nimmer. So arme Kinder verlieren leider gar zu oft den Vater mit; wenn er auch äußerlich seine Schuldigkeit thut; — die natürliche Vermittlerin ist eben fort, und ein junges Mädchen denkt in einer ganz anderen Sprache als ein alter Bauer. Es kommt wohl auch vor, daß Vater und Töchter einander zuwachsen, wenn nämlich des Mannes Wachsthum noch nicht abgeschlossen war; beim Pfarrbauer in Hofen war solch' eine seltene Weiterentwicklung nicht eingetreten. Die Frau war nach jahrelangem schweren Siechthum verstorben; aber halb gelähmt, wie sie auf ihrem Schmerzensbette lag, immer doch war sie die Seele des Haushaltes gewesen; sie dachte für ihren Mann, sie handelte für ihn durch seinen Arm; ihr Wort war es, das die Dienstboten zur Ordnung hielt; ihr treues Auge sah, wie es schien, durch Wände und Thüren; mit zitternder Hand schnitt sie noch am Tage vor ihrem Tode den Kindern das Brot. Seit ihre schwache Stimme nicht mehr rief, ging der Bauer umher wie ausgewechselt. Derselbe Mensch, von dem es hieß, er habe die lange Krankheit der Frau mit bewundernswerther Geduld ertragen, war nun, da er frei war, unwirsch den ganzen Tag, trug seinen Kummer unwillig, wie die ärgste Zumuthung vom lieben Herrgott und hätte gern den zweiten Tag wieder geheirathet, um nur nicht traurig sein zu müssen. Nach Art harter Menschen konnte er durchaus keine betrübten Mienen vertragen. Seine Aelteste weinte ihm zu viel. Das zarte Gesichtchen mit der klaren weißen Stirn und den tiefen Augen bekam einen leidenden Zug, und dieser Zug schien ihm ein Vorwurf. Er hatte sein Weib, da sie gesund war und sich das Schwerste auflud, oft genug geplagt, mit Jähzorn und Rohheit ihren gebrechlichen Körper verspottet — dann hatte sie ihn so angesehen, wie ihn das Mariele ansah, als er, acht Tage nach seines Weibes Tode, mit einem halben Rausch zum Mittagessen kam. Er zog die Augenbrauen zusammen und sagte:

„Was isch no?“ und da ihr das Wasser in die Augen stieg, warf er den Löffel hin: „Ho! heut' regnet's scho' wieder in d' Supp nei!“

„D' Supp isch guet, dia schreibt sich von,“ sagte Madele und lächelte den Vater an.

Murrend nahm er den Löffel wieder auf, dann und wann einen unzufriedenen Blick auf Mariele werfend. „Da guck 's Madele a', des hat Auge wie e jong's Gaisle, so thätscht mer au besser g'falle,“ sagte er zuletzt, nachdem das Essen seine besänftigende Wirkung gethan. Mariele schluckte mühsam Suppe und Thränen hinunter, aber ihr Gesicht lächelte nicht. Sie blickte nach der Stelle, wo der Mutter Bett gestanden all' die Zeit, von woher sie ihr die bleiche Hand entgegengestreckt, so oft sie länger fort gewesen — sie sah ihre großen grauen Augen aus jener leeren Stelle an der Wand traurig und liebevoll herüberleuchten.

„I han halt's Heimweh nach der Mutter,“ sagte Mariele, und ein trotziger Zug trat plötzlich auf ihrem Gesicht hervor, „'s isch ebe doch d' Mutter gwese.“

„Ja, se hat Dir älleweil de Kopf g'halte, aber jescht isch gar!“ schrie der Bauer mit schwerer Zunge und schlug, ohne recht zu wissen, warum, auf den Tisch, daß die Teller klirrten. „Jescht bin i do, mer könnt fascht moine — —“ er sah sich wild um, griff dann nach dem Brotlaib, warf aber sogleich das Messer zur Erde. „Descht au stompf,“ grollte er, „schneidet's kalt Wasser bis uf de Bode! Für was hat mer uich[1])! bloß fürs Esse?“

Marie lief mit schamrothen Wangen hinaus, um das Messer zu wetzen, aber als sie zurückkam, war der Vater davon, und als er spät Abends heimkehrte, war aus dem halben Rausch ein ganzer geworden.

In dieser Nacht träumte Mariele, sie solle sterben, und sie sah ihr Grab graben und war ganz fröhlich dabei. Aber sterben konnte sie nicht; das Madele schneckelte sich an sie hin und sagte:

„Mutter ischt no net do, mueschst scho' no warte.“

Darüber erwachte sie und hörte ihrer Schwester tiefe gleichmäßige Athemzüge neben sich. „I ben froh, daß i mei' Madele hab',“ murmelte sie. Die Kleine stieß im Schlaf um sich und drängte Marie mit ihren spitzen Ellbogen fast aus dem Bett. Ganz vorsichtig stieg Marie über sie hinweg und legte sich auf den leeren Platz an der Wand. Aber sie konnte nicht wieder einschlafen; es war so dumpf in der Kammer, und das kämpfende Schnarchen ihres Vaters drang laut und lästig durch die dünne Wand des Nachbarraumes. Es war kaum dämmerig, die kleinen Scheiben dicht beschlagen. Mariele stieg aus dem heißen Bette, zog Rock und Jäckchen an und schlüpfte mit bloßen Füßen an die Hausthür. Auf dem hellen Grau des Himmels flatterten zerrissene Wolkenstreifen, und vor dem lichtweißen Osten stand ein mächtiges dunkles Gebilde, groß, wie ein Riesenvogel mit weit gebreiteten Schwingen. Ihre Knie zitterten, wie sie darauf blickte; unten der Fluß, das Wehr, die Ufer mit den Weinbergen lagen im rauchenden Nebel; Mühlhausen am Neckarufer gegenüber schmiegte sich wie eine schlummernde weißliche Herde um den Hirten, den schlanken Kirchthurm. Nur jenes große Wolkenbild schien zu leben, zu wachen; leise begannen sich die

[1]) euch.

Schwingen von unten zu besäumen, silbern und schimmernd von der noch verborgenen Sonne. Das ist der Adler des Herrn, fiel es plötzlich in ihre Seele, das ist der Herr, der über uns gewacht hat, über unser Haus, unser Dorf, als es dunkel war. Andacht und Dankbarkeit durchschauerten das Kind. Zugleich aber überkam sie ein Gefühl des Ernstes und der Verantwortlichkeit. Die Kühe brüllten im Stall. Die Magd sollte aufstehen, füttern, dachte sie, ich muß sie wecken, das ist jetzt mein Geschäft. Sie ließ die Augen umhergehen. Allerlei Geräth lag unordentlich auf dem Boden oder lehnte so an den Ecken, daß man darüber fallen konnte. Die Melkkübel standen ungescheuert; der Düngerhaufen war zerkratzt und über den halben Hof verstreut. Der Knecht ist faul, der Vater sollt' ihn zanken, dachte sie. Dann aber besann sie sich nicht länger, sondern ging in den Verschlag neben dem Stall und klopfte die Magd auf die Schulter:

„Auf, Hanne, De schlofscht, glaub' i, bis d' Rueh en Batze gilt!"

Die Magd riß die verschlafenen Augen auf und starrte:

„'s ist jo no halbe Nacht!" gähnte sie, „was willscht von mer?"

„Auf sollscht, füttere, 's ischt Zeit," wiederholte Marie bestimmt, und ihr ernsthaftes Gesicht belehrte die Magd, daß in diesem Augenblick eine neue Herrin in dem verwaisten Haushalte erstanden war.

Als der Herr Pfarrer seinen Morgenspaziergang anhob, den er zur Unterstützung einer Brunnenkur alltäglich machen mußte, sah er beim Nachbar, dem Pfarrbauern, ein ungewohntes Armschwingen. Mit zornigem Gesicht stand der Jäckle unter den Misthäufen und rechte und schaffte, daß es eine Art hatte. Und an einer Biegung des Wegs, vom Walde her, kam das Mariele gefahren mit einem hochbepackten Karren voll jungem Futter; mühsam zog sie, mit keuchender Brust; auf der Stirn standen Schweißtropfen, aber das ganze glühende Gesichtchen athmete Selbstzufriedenheit und Arbeitseifer.

„Du bischt früah dra, Mariele," lobte der Geistliche, „des wird em Vatter recht sei'."

„Er ischt geschter Nacht miteme"— sie erröthete noch tiefer und verstummte.

„Du wirscht ihm bald eine rechte Hülfe werde," fuhr der Pfarrer freundlich fort, und sein Lächeln drang der Kleinen wie ein warmer Vatergruß ins Herz. Groß und vertrauensvoll schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte mit bebender Stimme:

„Er hat g'sagt, für was mer es[1]) häb, ob mer es bloß für 's Esse häb."

Das Gesicht des Geistlichen verfinsterte sich wie von einer widrigen Empfindung.

„Das gefällt mir nicht," sprach er tadelnd, „ein Kind soll nicht über seinen Vater klage."

„Nei," murmelte Marie, und die hingebende Zutraulichkeit verschwand aus ihren Zügen. Mit einem scheuen Seitenblick machte sie Platz, um den Herrn Pfarrer vorbei zu lassen, der, sich noch einmal nach ihr umsehend, langsam und manchmal den grauen Kopf schüttelnd, seinen Spaziergang fortsetzte.

Während dann die Mädchen in der Schule waren, traf es sich, daß der Pfarrer abermals am Nachbarhofe stehen blieb und endlich den Bauern zu sich winkte, der mit gerötheten Augenlidern und schwerer Stirn sich die Nachtnebel am Brunnen abzuspülen bemühte.

---

[1]) uns.

Es war ein kurzes Gespräch, zu dem der Bauer nicht viel beitrug. Ein paar Mal erklang die Stimme des Geistlichen scharf und eindringlich, sonst ward die Rede halblaut geführt. Auf dem derben sonnverbrannten Gesicht Deininger's lag ein ohnmächtiger Trotz, als er loskam. Nach diesem Gespräch ging er nicht wieder ins Wirthshaus, aber seine Aelteste bekam oft genug böse Blicke, und die Kluft zwischen Vater und Kind erweiterte sich immer mehr.

Trotz Fleiß, Sparsamkeit und Bravheit wär's ein unfrohes Haus gewesen, ohne das muntere Madele, das fürs Lachen und Necken sorgte. Sorglos wie ein Eichhörnchen, dem die Nüsse alle Tage nachwachsen und das kein Wind vom Baume schüttelt, wie ungestüm er auch bliese, hüpfte sie im Hause herum, und ihr Zünglein war stets ebenso geschäftig wie ihre schlanken Beinchen. Weil aber das Mariele bei der Arbeit nicht gern schwatzte, das Gesinde oft wüste und zuwidre Antwort gab, so plauderte sie den ganzen Tag mit Allem, was ihr sonst in den Weg kam, es mochte antworten oder nicht. Sah sie das Mohrle behaglich an einem alten Knochen nagen, den er nach seiner neidigen Spitzerart schon dreimal eingescharrt und immer wieder hervorgekratzt hatte, so stellte sie sich sogleich, als wolle sie ihn dieses kostbaren Schatzes berauben, indem sie schmeichelnd und drohend rief:

„Komm', Mohrle, des Boi[1]) mueß guet sei, geb mer's, komm', 's g'lüscht[2]) mi ganz derno'." Wenn dann der Spitz in eine grollende knurrende Wuth gerieth, zähnefletschend mit dem ganzen Leibe seinen Knochen deckte, oder ganz außer sich gebracht, mit ohrzerreißendem Gebell an ihrem Röckchen riß, dann standen dem Madele vor Lachen die Thränen in den Augen, und sie hielt sich mit beiden Händen das Bäuchlein fest, damit es nicht platze.

Schmiegte sich die Katze schnurrend in die Ofenecke, so rief ihr das Madele spottend zu: „Du, Kätzle, bischt e faule Hex! spennscht de ganze Tag und 's geit[3]) doch kein Fade!" Oder sie strich ihr mit den Schelmenhändchen von hinten nach vorn über den entsetzt sich sträubenden Katzenbuckel und schrie: „Um Alles! hascht du aber graue Hoor kriagt!"

„So red' doch net so domm derher, d' Katz ist jo von Natur grau," sagte Mariele, halb verwundert von ihrem Strickstrumpf aufsehend. Dann nickte Madele bedeutsam und flüsterte mit einem Blinzeln nach der Verspotteten: „Weischt Mariele, i will se jo no[4]) e bissle ärgere!"

Ein ander Mal hörte man ihre helle Stimme im höchsten Zorne rufen: „Ha! uverschämt! Du mueschi hi sei! do siehscht, jescht bischt scho' e kalte Leich.'"

„Was hascht no wieder?" fragte die Schwester.

„D' Schnoke! aber i hans verwischt, dia hat auskämpft!" und Madele sog mit Triumph an der gebissenen Stelle.

Ja, das Madele war ein frisches lustiges Ding, und auch der Herr Pfarrer hatte seine Freude an ihm, wenn es gleich einem knospenden Röslein ihm über den Zaun guckte und immer eine Gelegenheit ersah, ihm selbst oder seiner guten Frau einen kleinen Dienst zu erweisen. Ihre eigenen Kinder waren erwachsen und nicht mehr daheim, da gefiel ihnen die lachende Kleine doppelt, und gern ließ

---

[1]) Knochen. [2]) gelüstet. [3]) gibt. [4]) nur.

die Frau Pfarrerin sie neben sich herlaufen, wenn sie in den Wald ging. Madele wäre zwar lieber nach Cannstadt gegangen, im Walde war's ihr fast langweilig; aber ein bischen schwatzen durfte sie doch hier, und das Mariele daheim fand ihr stets eine Arbeit, der sie jetzt entkam, denn ein Spaziergang mit der Frau Pfarrerin hob alle Verpflichtungen auf. Unterwegs mußte sie dann wohl Obacht geben, daß kein Thierlein durch ihre Füße beschädigt werde. Alle Augenblicke hieß es: „Madele, 'e Schneck!" und der Zeigefinger der Pfarrerin deutete bald hier-, bald dorthin. Dann faßte das Kind mit vorsichtigen Fingern den Schneck um den Leib und setzte ihn ins Gras auf die Seite.

„Sieh' z'erscht zua, wo er hi' will," ermahnte die Pfarrerin, „wohi' seine Hörnle stehe, do will er hi', gib Obacht." Zuweilen aber zog die Schnecke bei der Annäherung der Finger sogleich die Hörner ein, dann kauerte sich Madele daneben auf den Boden und sang:

„Schneck, Schneck, komm' heraus!
Streck deine lange Hörnle raus,
Oder i werf di ins Brunnehaus!"

und das so lange, bis der Schneck gehorchte; aber wenn's nicht bald geschah, so ward sie böse und roth und schrie ihren Reim so laut durch den Wald, daß die Frau Pfarrerin sie zanken mußte: „Geh', net so wüescht, do wachet jo alle Vögel im Nescht auf."

Dann ward sie ganz still, denn die Nestvögel waren ihr so eine Art kleine Kinder, und kleine Kinder liebte sie über Alles und konnte sie hätscheln und pflegen, daß die Mütter im Dorfe sie ihr gern anvertrauten. Sie war Jedermann gefällig, vor Allem den Nachbarn im Pfarrhaus. Wann die Magd nicht daheim, wie war's allemal so geschickt, das Madele nach Wecken zum Bäcker zu senden. Wann ein Wäschestück vom Seil herabgeflogen war, gleich stürmte das flinke Kind hinterdrein, es wieder einzufangen, und die Pfarrerin bemerkte wohlgefällig, daß sie den verwehten Schurz zuvor brav im unten fließenden Neckar spülte, wenn er auf dem regenweichen Boden etwa schmutzig geworden.

Marie, die schweigend, so gut sie es vermochte, die Führung des Haushaltes übernommen, hätte zwar erzählen können, daß die Kleine daheim nicht so übermäßig dienstbereit sei, aber ihrer ernsteren Gemüthsart erschien Madele noch weit jünger als sie war; ganz allmälig rückte Marie in die Stelle der sorgenden Mutter, auch Madele gegenüber.

„Ja, dia!" sagte Madele, wenn der Lehrer in der Schule sie tadelte und ihr Marie als Muster der Aufmerksamkeit aufstellte. Sie war ganz verwundert, daß man ihr zumuthen könne, so ernsthaft wie „Dia" zu sitzen und in das Gesicht des Lehrers zu blicken mit den schwärzlich-rothen Bartstoppeln, dem gesträubten Haar und der zusammengezogenen Stirn, das sie schon längst auswendig kannte. Wenn sie dem Schulmeister auf keine Frage eine Antwort wußte, dann stotterte das sonst so schnelle Zünglein mit weinerlicher Entschuldigung: „I ben z' unkeck gwe, han 's net möge sage." Der rechte Grund aber war, daß es draußen vor den Fenstern viel hübschere Dinge zu sehen gab als das Gesicht des Lehrers und das ABC und Einmaleins, und viel Reizenderes zu hören als seine langgedehnten Wörter, die er gar so beängstigend deutlich aussprach.

Kamen nicht immer am Schulhaus die Hochzeitszüge vorüber, wenn sie in die Kirche sich bewegten, mit Bläsern und Geigern? Wenn Madele nur einen Blick auf das Kränzlein der Braut oder auf die Silberknöpfe des Bräutigams hatte werfen dürfen, so kam sie voller davon nach Haus, als wenn sie alle Bücher der heiligen Schrift sammt allen Namen der großen und kleinen Propheten auswendig gelernt hatte.

Es ist begreiflich, daß das Madele bei ihren Kameradinnen sehr beliebt war. Kein Streich konnte ausgeführt werden ohne ihre Beihülfe; kein Spiel war vollständig, wenn sie fehlte — ihre Arme waren zwei so bequeme Henkelchen, in die man sich gern hineinhängte; man sah sie fast niemals allein gehen. „Em Pfarrbaure sei Mariele!“ sagten die Nachbarn und fügten mit hochgezogenen Brauen hinzu: „Descht emol e Schaffige[1]), descht eppes Solids.“

„Em Pfarrbaure sei Madele,“ da verzogen sich alle Gesichter zum Lächeln, obgleich man nichts zu ihrem Lobe zu sagen wußte. Ja, geachtet war das Mariele, beliebt nicht. „'s Annemärgele,“ sagten die Mädchen, wenn sie mit ihrem ernsten, still nachdenklichen Gesicht vorüberging; sprach man sie an, so ward sie schnell freundlich, aber sie gab Bescheid, und dann ging sie weiter, wußte nicht zu schwatzen, wußte nie was im Orte geschah. Vor lauten Auftritten, Marktlärm oder gar Schlägereien floh sie mit mehr Mißbilligung als Angst; in früher katholischer Zeit wäre sie vielleicht mit vierzehn Jahren ins Kloster gegangen. Sie war wie erdrückt von Verantwortlichkeit, der Sorge für Haus und Feld; der Vater hatte nur Zeit und Gedanken für den Weinberg, der in vortrefflicher Lage an dem heißen Neckarufer fast Jahr für Jahr einen ganzen Herbst gewährte, aber auch unabläßige Sorgfalt verlangte. Der Krautgarten, Kartoffelland, der türkische Weizen, und ein kleiner Acker Roggen, weit draußen nach Fellbach zu gelegen, blieb ganz Marien überlassen und der Hanne; selbst den Knecht gab der Vater kaum dazu her. Dabei lebten sie ärmlich; geizig legte der Bauer Erspartes zum Ersparten, schränkte die Ausgaben ein; Fleisch gab's kaum am Sonntag; eine große Schüssel Salat, eine gestandene Milch und Brot — dazu Most als Getränk, so war er den ganzen Tag zufrieden, sein brauner, zäher, ausgedörrter Körper verlangte nicht mehr — also mußt' es auch den Anderen recht sein.

„Gebt Acht, daß sich das Mariele net z' arg abschafft,“ sagte der Arzt zum Pfarrbauern, als er ihn einmal im „Stern“ antraf; „sie ist z' bleich und hoch aufg'schosse, und se hab' oft so args Kopfweh, hat sie mir g'sagt.“

„Morgerege und Weiberwai
Send um zehne nimmemai,“

lachte der Bauer, den Kopf wiegend.

„'s könnt ihr gehe wie Eurem Weib selig,“ fuhr der Doctor unbeirrt fort, „die ischt au so z' Grund gange.“

„Arbeit ischt g'sund,“ sagte der Bauer voll Ueberzeugung, „do sehe Se mi a',“ und er suchte seinen krummen Rücken aufzurecken.

„Ein jungs Mädle ischt aber 'was Anders!“ sagte der Arzt und nahm verdrießlich die Zeitung auf.

---

[1]) Arbeitsame.

„Desch ebe der Fehler. I hau en Buaba g'wöllt! Zu was hat se mer dia Mädle' derherbrocht? I han immer e Daule[1]) vor so viel Mädle' g'hett."

Die Gäste lachten, der Arzt aber rief zornig: „Desch mer z' dumm, 's isch e wahrs Wort, neif[2]) Ochsen und ean Bauer send zeha Stück Rindvieh." Damit stand er auf, um zu gehen; aber nun war auch der Weingärtner giftig geworden: „Besser bäurisch g'fahre als herrisch g'loffe," schrie er hitzig, und dann nach einer Weile, obgleich der Arzt schon fortgegangen: „Wemmer mit em Maul schafft, wie der Herr Doctor, no isch't's Lebe freili e Kinderspiel." Ein beifälliges Gemurmel beantwortete diesen Ausfall, dann aber ließ sich doch Einer oder der Andere mit einem Vorschlag hören.

Am nächsten Sonntag wanderte der Pfarrbauer zu seinem Schwager nach Fellbach hinüber, zu dem Bärenwirth und Vater des Paul und noch drei anderer Buben. Und am Dienstag kam der Paile herüber und führte auf dem Kopfe einen kleinen Koffer daher, und der Pfarrbauer sagte zum Mariele, das große Augen machte: „Der bleibt jetzt do, richt em sei Bett in mei'm Kämmerle."

Madele drehte sich vor Vergnügen auf dem Absatz, als sie das hörte; sie lief Marie in die Kammer nach und schrie: „Jezet, wann i mit em Paile Käs b'seh[3]), no lacht er glei, bei Dir mueß i immer de A'fang mache."

Es zeigte sich indeß, daß der Paul nicht herberufen worden, um mit Madele zu spielen, sondern um dem Vater den Buben zu ersetzen, den ihm sein Weib schuldig geblieben war. Gern hatte der Bärenwirth seinen stämmigen, strohblonden Aeltesten nicht hergegeben, aber der Bauer hatte so manchen Ueberredungsgrund geltend gemacht. „Was denkscht au, Urschi, so viar Pandure, de fressет uich de Nas und d' Ohre ab."

Urschi war Paul's Stiefmutter, die drei anderen Buben gehörten ihr; zwei davon waren schon mit in die Ehe gekommen. Es war nicht zu leugnen, daß sie einen gewaltthätigen Hunger mitbrachten, so oft es zur Mahlzeit ging, und zumal der Paile aß nach Urschi's Meinung fast straffällig. „'s wird koi Fresser gebore, er wird derzue erzoge," pflegte sie zu sagen, und ihre runden, schwarzen Rollaugen blickten unwillig auf die mächtigen Ranken Brot, die der Stiefsohn herunterschnitt. Wer wird auch einen Buben so ein großes Schnappmesser im Hosensack tragen lassen! Es hatte schon Händel gegeben um das Messer, das Paul sorgsamer wischte und putzte als sein Gesicht — lieber hätt' er's verschluckt, als es aus den Händen gegeben.

Als der Pfarrbauer die Urschi seinem Vorschlage so geneigt sah, hatte er den Bruder bearbeitet. Das war schwerer. Die schwarzen Strobelköpfe, die seine zweite Frau ihm zugebracht, konnten sich an Kraft und Stämmigkeit mit dem Paul nicht messen. Aber was that man nicht des häuslichen Friedens halber! Urschi bohnte und wühlte für ihre Kinder, für die es einmal bei der Erbtheilung schmal hergehen konnte. Nun bot sich hier für Paul eine vortreffliche Aussicht.

„Dei' Bua nemmt mei' Mädle, 's Mariele," sagte ihm der Schwager, 's Weib hat's au g'sagt, uff em Todtebett; 's Madele zahlt er 'naus, no wird 's Güetle sei' Eigethom, wemmer emal mit unsere Boiner[4]) Nuß 'raschmeißt."

---

[1]) Widerwillen. [2]) neun. [3]) sehen, wer zuerst lacht. [4]) Knochen.

„Ka' sei, daß D' wieder heirotheſcht," meinte der Andere lauernd.

„I nemme! i han g'nug vom Wehſtand," wehrte der Bauer.

Und ſo war's richtig gemacht worden, und Paile war von ſeinem Vater unterrichtet worden, weshalb er nach Hofen zu gehen habe.

Der Burſche ging nicht ungern, obgleich er mit den Stiefbrüdern gut Freund war und jetzt unter das Weibszeug mußte. Er war der zweiten Mutter im Wege, das fühlte er, wenn ſie ihm auch keine böſen Worte gab. Und dann — mit einem Mädchen ſich abzugeben, das einmal ſeine Frau werden und ihm ein ſchönes Gut mitbringen ſollte, das war auch kaum ehrenrührig. Als er nach Hofen kam, ſah er Alles ſchon mit dem Blick des zukünftigen Eigenthümers, auch das Mariele, das ihm ganz wohl gefiel, weil es ſo ſchlank und ernſthaft ausſah, als könne es ſchon jeden Tag heirathen. Vorläufig war es erſt vierzehn Jahre und ein halbes, und die Confirmation ſtand vor der Thüre.

„Du, weiſcht no, wie — n — i doz'mol uf de Kirſchebaum ben?" fragte er ſie, als ſie Abends vor dem Hauſe ſaßen.

Mariele nickte, und dann erzählten ſie's dem Madele, das nicht mit dabei geweſen, ſondern noch tief unten im Brunnen geſchlafen hatte. Vier Jahre alt war der Paile geweſen und in Hofen zu Beſuch mit ſeiner Mutter, die damals noch gelebt hatte. Da hat man zu Mittag die Kinder gerufen, ihn und das dreijährige Mariele, aber nirgends ſind ſie geweſen. Zuletzt kommt die Mutter in die Kammer, da liegt der Bub in Mariele's Bett, und das Mariele ſitzt davor und ſagt kein Wort. „Was iſch mit em Büeble?" ruft die Mutter ängſtlich herbeiſpringend.

„Er hat Weh," ſagt Mariele, „i han en recht ei'butſcht"[1]).

Da ſieht die Mutter dem Paile ſein Händchen an, das ſchmutzig auf dem dicken Deckbett liegt und etwas gepackt hält — es ſind drei Kirſchen an einem Stengel.

„Mariele," ſchreit die Mutter, „ſag wo iſch's Büeble gwe?"

„Er hot brockt[2]) und i han g'leſe", ſagt Mariele und zeigt unters Bett; da ſteht unten ein ganzer Korb voll Kirſchen.

Madele klatſchte in die Hände.

„Aber 's Beſte vergiſcht," ſagte Paile ſelbſtgefällig, „mei Arm iſcht broche gwe, aber grillt[3]) han i net. Mei Muetter hat mers oft verzählt, wie — n — i d' Kirſche net losg'laſſe han mit der rechte Hand, beim Herr Doctor." —

„Hat ſe Dir au verzählt, wie der Doctor g'ſagt hat: ‚Thon Se no dem Buab d' Hoſe recht ſpanne, ſonſt ſteigt er ſeim Vatter bald de Kopf 'nuf?'" fragte Marie neckend.

Paul überhörte dieſe anzüglichen Worte ganz. „D' Kirſche ſend ſei' gwe," ſagte er nachdenklich, und mit Kennermiene fügte er hinzu: „Friſch ſend ſe immer am beſte — aber ſo Mädle, die kommet jo net uf d' Bäum 'nuf."

„Wer net auffi krebſelt, fällt net abi," lachte Marie, aber der Bub war nun auf ſein Lieblingsgeſpräch gekommen und fuhr gemächlich fort:

---

[1]) zugedeckt. [2]) gepflückt. [3]) aufgeſchrien.

„Mei Vatter segt's au, 's ischt e Kreuz, so e Mädle z' sei. E Mädle und e Kuah guckt bloß zua. Uf d' Bäum 'nuf kommet er[1]) net, reite kennet er net, ackere kennet er gar net — i möcht no au wisse, z'was d' Mädle uf der Welt send."

Mariele sah einmal auf, als wolle sie etwas sagen, senkte aber die Augen gleich wieder auf ihr Gestrick.

Madele sprang auf und rief dem Mohrle zornig zu: „Hascht recht, Mohrle, bell' en fei' a', den dumme Buaba; gelt, 's ischt e Tropf?" Und sie reizte den Spitzer, daß er bellend losfuhr. Dabei ward sie immer röther im Gesicht, sie ballte die Hände und trampelte mit den Füßen, rollte die Augen und seufzte dabei, daß sich der Vetter halbtodt lachen wollte.

„Recht so, Madele, geh', mach e Zörnle!" schrie er; „'s freut mi so arg, wenn De 's machst."

Plötzlich fuhr ihm ihre derbe kleine Hand in die Haare und zauste aus Leibeskräften. „Do siehsch, für was d' Mädle do send!" schrie sie mit großer Unerschrockenheit.

Paul blieb vor Verwunderung starr sitzen und schüttelte nur ein bischen den zerrauften Hauptschmuck, als die empörte Kleine ihre Hand zurückzog.

„Du bischt e Wetterhex," sagte er noch immer erstaunt; „aber i woiß scho so e kloi's Häfele lauft bald über."

„Kleine Leut send au Leut," gab Madele schlagfertig zurück.

„I geh 's Nachtesse richte," sagte Marie aufstehend, „do werdet er scho, Friede schliaße, bei der Supp, denk i."

So geschah es denn auch, aber am anderen Tage begannen die Händel von Neuem, und es schien, daß die Beiden recht Gefallen daran fanden. War Marie nicht dabei, so kam es wohl gar zum Schlagen; Paile hatte seine erste Verwunderung abgestreift, und wenn er auch nach seiner Meinung nur zum Scherz zuhaute, so blieb doch oft ein rothes Mal auf dem braunen Arme des Bäsleins. Sie achtete das wenig, wenn ihr auch der Schmerz im ersten Augenblicke Thränen in die Augen trieb; Paile aber war grob genug, sie mit diesen ruhmvollen Denkzeichen zu necken.

„Mose[2]) hascht, daß mar 's nemme zähle ka'," spottete er, sie an den Zöpfen zerrend. Marie war in die Stunde[3]) gegangen, und die Zwei in der Stube allein.

Madele lachte unbekümmert: „'s vergeht scho, bis i heirath."

„Bis Du heirotheschtst?" der Bub riß die Augen auf, „so dumme Mädle heirathet mer net!"

„So dumme Buabe gar net," rief sie eilig.

„Jo, scho? I kriag 's Mariele."

„Und wen kriag i?" fragte die Kleine ängstlich und erwartungsvoll.

„Du? Du kriagst nex!" schrie Paile mit beleidigendem Gelächter, „Du wirst 'n alte Jongfer!"

Madele sah ihn zu Tode erschrocken an, ihre Unterlippe zitterte heftig, umsonst wehrte sich der trotzige kleine Mund gegen das Schluchzen. Dann lief sie

---

[1]) ihr. [2]) Mäler. [3]) Confirmandenunterricht.

zu der Wandbank am Ofen, setzte sich hart in die Ecke, zog die kleinen Knie hoch herauf, wickelte die Hände in den Schurz und verharrte so, ein Bild stiller Verzweiflung. „Der Zorn bringt mi fascht om," murmelte sie.

Der Vetter schnipfelte pfeifend mit seinem vielgeliebten Schnappmesser an einem Holzspahn und sah sich gar nicht um. Endlich hatte er sich in den Finger geschnitten und hielt ihr die blutige tröpfelnde Wunde ganz nahe unter die kummervollen Augen.

„Hascht net so e leines Läpple? bloß e kloi's."

Das Kind sprang sogleich auf und suchte nach dem Verlangten. Endlich reichte sie's ihm mit abgewandtem Gesicht.

„Hascht net au en Fade, Madele?"

Sie wickelte ihm das Läppchen um den dargebotenen Finger und band auch den Faden fest darum. Dabei mußte sie ihre verweinten Augen zeigen.

„Bischt e recht's Weibsbild! Weibsbilder müeßet immer greine," sagte Paile gefühlvoll, und als dieser Trost keinen Erfolg zu haben schien, schlug er sie ermuthigend auf die Schulter: „Grein' net, Madele, i nemm uich älle Zwoi!"

„Was läßt Der träume, zwoi Fraue, des geht net," sagte die Kleine traurig.

„Bei de Türke gehts scho'; d' Türke treibe nämlich Vielweiberei," berichtete Paile mit belehrender Miene.

Ueber Madele's rosiges Gesichtchen flog ein Hoffnungsstrahl. Den Finger an die Lippen gedrückt, sah sie ihn nachdenklich an.

„I werd e Türk," schrie Paile, begeistert von seinem eigenen Einfall; „no ka' mer so viel Weiber nemme als mer will. I nemm zwanz'g Stück, ka' sei', oder meh."

Da aber verwandelte sich Madele's Bekümmerniß in plötzlichen Zorn. „Ha, desch e Schand," eiferte sie, „zwanz'g Weiber ischt e Schand."

„Wann i scho' emal e Türk werd, no will i 's au recht werde," prahlte der Bub, und Madele mußte sich mit der traurigen Aussicht zufrieden geben, daß sie einmal eine von Zwanzigen sein werde.

„En alte Jongfer, wo ganz ledig ischt, desch no e größere Schand," meinte sie, und Paile bestätigte ihre Vermuthung mit lebhaftem Kopfnicken.

„So eine, wie d' Aeschegrusele, wo mit Schäffzgeheu[1]) lauft und mit Bese woischt, Madele?"

„Hu!" machte die Kleine und kniff die Augen zu, „so eine will i mei Lebtag net werde." —

Mariele's Confirmation kam heran, ein von ihr mit unklarer Sehnsucht herbeigewünschter Tag. Der Pfarrer hatte gesagt, da werde man in den Bund der Christenheit aufgenommen und zwar mit eigenem Verstand und Willen, nicht als hülf- und vernunftloses Wesen wie bei der Taufe. Von diesem Christenbunde machte sich Mariele eine feierliche und fremdartige Vorstellung. Alles, was in der Kirche vorgenommen wurde, hatte einen erhabenen Reiz für sie, wie ihr denn auch der Bau selbst schon seit frühen Kindertagen das Schönste und Höchste war, was ihre Einbildungskraft beschäftigte. Der hochgewölbte ernste Raum,

[1]) Zinnkraut zum Geschirrputzen.

so ungleich den engen niederen Stuben daheim, der eigene Geruch nach Büchern und trockenem Staub, der hier herrschte, und den Athem des Feldes und der Ställe nicht hereinließ, die festgefügten Kirchenstühle, die auch der unbändigste Bursch nicht vom Platze zu rücken vermochte, all' das gab ihr das unbewußte Gefühl, daß hier ein Zufluchtsort sei vor allem Lauten, Grellen, Häßlichen und Gemeinen, das ihre junge ernste Seele abstieß. Hier verstummten das rohe Lachen, das betrunkene Johlen, die übeln Klatschereien, die neidischen Stichelreden; hier sprach der tiefe volle Orgelklang, hier sprach der Angesehenste im Dorfe, der Pfarrer, ganz allein, und was er sagte, wenn sie es auch nicht Alles im Zusammenhang begriff, waren hohe Worte, die draußen Niemand gebrauchte. Die Worte: Liebe, Glauben, gottseliges Leben, Heiligkeit und Frieden. Hier war das Gotteshaus, hier wohnte Gott. Kein Herd war hier, kein Geräth, das dem täglichen Leben dient, Alles ganz anders als daheim, denn hier diente man Gott. Wie ein Schauer zog es durch ihren Körper, wenn der Segen gesprochen ward: „Der Herr segne und behüte dich — der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und gebe dir Frieden." Sie wagte nicht, die Augen zu erheben, aber sie fühlte es deutlich: dort oben leuchtete sein Angesicht über ihr, und Frieden kam über sie.

Der Pfarrer sah gern, während er redete, in ihr andächtiges, von Schwärmerei verklärtes Gesichtchen. Schmal war es, und die Augen fast zu groß, dabei oft blicklos, ohne Glanz. Es gab aber Tage, wo es ihm fast zu viel ward. „Gut, daß sie so viel Arbeit auf den Schultern hat," dachte er dann; „Andacht ist schon recht, aber die könnte auf einen unrechten Weg gerathen."

Der Tag der Confirmation erschien. Mariele hatte die Nacht zuvor nicht geschlafen; sie sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und als sie mit den Anderen in die Kirche trat, fiel es wohl Manchem ein, daß diesem jungen Geschöpf das Leben nicht leicht werden dürfe. Hübsch war sie trotz der verunstaltenden Haartracht. Das reiche, schlichte, blonde Haar war ängstlich fest von der weißen Stirn zurückgezogen unter einem schwarzen Sammetbande, und im Nacken hingen zwei lange ehrbare Zöpfe herunter, so straff geflochten, daß sie sich beim Gehen kaum bewegten. Mit hoher klarer Stimme beantwortete sie die an sie gerichteten Fragen, wobei jedesmal ein zartes Roth über ihr Gesicht flog. Ganz sicher und ohne Stocken, aber in dem gedehnten Aufsageton, wie die Uebrigen auch, sagte sie ihr Hauptstück aus dem Katechismus, nur ein erwartungsvoller, gespannter Ausdruck lag auf ihren Zügen wie bei keinem der anderen Kinder. Während der Predigt verwendete sie kein Auge von dem Pfarrer; er sprach von dem neuen Leben, das nun für die jungen Christen anhebe. Da sah ihn das Kind so groß und fragend an, daß es ihm fast lästig war. Danach kam die Einsegnung. Mit gesenkten Köpfen knieten die Kinder vor dem Altar. Der Pfarrer vertheilte die Sprüche und Verse; jedes Kind bekam den seinen vorgesprochen und dann ward er ihm gedruckt in die Hand geschoben. Als Marie mit einer Kameradin an die Reihe kam, sprach der Geistliche mit segnend aufgelegten Händen: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Und dann den Anfang des Spitta'schen Liedes:

„Es geht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland;
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde sanfte Huld.
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld."

Als das Kind aufstand, sah es enttäuscht und weinerlich auf das Blättchen in seiner Hand, und mit einer schnellen Bewegung trat es rückwärts.

Der Pfarrer winkte. „Komm' nach Tische zu mir, liebes Kind," sagte er gütig.

Sie konnte die Stunde kaum erwarten, bis sie schüchternen Schrittes in das büchergefüllte Studirzimmer des Pfarrers treten durfte, der, in Wolken aus seiner langen Pfeife eingehüllt, langsam auf- und abschritt.

Prüfend sah er sie an, blieb stehen und sagte: „Nun, Mariele, Du hast heut', scheint's, nicht viel verstanden?"

Ihr heftiges Kopfschütteln war nicht ohne Trotz. „I weiß net — des mit em neue Lebe — i ka' kei neu's Lebe a'fange" — stammelte sie furchtsam.

„Sprich ohne Scheu, Kind," sagte der Geistliche und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„I ka' doch net" — sie drückte beide Hände zusammen, als müsse sie etwas darinnen festhalten; „i ka' doch net mei' Mutter vergesse?" flüsterte sie und sah mit flehenden Augen empor.

Der Herr Pfarrer räusperte sich. „Das verlangt Niemand, Marie," sagte er, „aber bedenken sollscht Du freilich, daß Deine Kindespflicht nicht nur der todten Mutter, sondern auch dem Lebenden, dem Vater, gehört. Das Eine thun, und das Andre nicht lassen, liebes Kind."

„I thue scho', was i mueß," sagte sie leise.

„Ja, ja, ich weiß, brav und fleißig bischt und sparscht dem Vater eine Haushälterin. Aber wie steht geschrieben? Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, Marie. Gib fröhlich, was Du gibscht! Fröhlich sein, auch in Mühen und Sorgen, das ischt es."

„I han halt no immer 's Heimweh," sagte das arme Kind mit fließenden Augen.

Mitleidig und eifrig rief der Pfarrer: „Dei' Mutter, Mariele, ischt wohl d'ran. Gönn' ihr die Ruh'! Was hat sie gehabt bei dem zornigen Mann, der keinem was Guts," — er brach ab, über seine eigenen Worte verwirrt, und schloß sanft: „Wann sie vom Himmel drobe auf ihre Kinder sieht, da möcht' sie 's freuen, wenn sie 's Mariele auch einmal herzhaft lachen hörte." Dazu lächelte er selber aus lauter Rührung und Hülfbereitschaft, denn das Mädchen stand mit einem gar zu verlorenen Gesichte vor ihm.

„Wnn's Gotts Wille ischt," murmelte Marie, „i dank' recht schö, Herr Pfarrer," damit schlich sie hinaus.

Der Pfarrer öffnete gleich hinterdrein die Thüre und rief seiner Frau, um ihr das seltsame Kind recht anzuempfehlen.

„'s Madele gfällt mir besser, 's ischt so mögig und zuthulich," meinte die Pfarrerin. „'s Mariele faßt zu Niemandem ein Herz, 's ischt scho recht brav, aber so e Druckere[1]), der mer jedes Wort rauspressen muß."

„Je nun," machte der Pfarrer.

„I bin froh, daß sie emal den Paile kriegt," sagte die Frau, „er ischt zwar e bissele e Trumpf[2]), aber doch eine ehrliche Haut, frisch und lustig."

„So, also der Paile wird emal der Mann? Ja des ischt freilich e Trumpf," lachte der Pfarrer. „Das ist ja der Bub', wo em König die saumäßig grobe Antwort gebe hat."

„Wie? welche Antwort?"

„' heißt, er sei emal drunte bei Berg im e Gütle auf em Baum g'sesse, no ischt der König vorbei gange und ruft ihn a': ‚Aber, Büble, wie kann man auch die Zwetschgen schon essen, wann sie noch so grün und hart sind!' ‚No' — hat der Paile g'sagt, — der Bub hat kaum recht spreche könne — ‚No wargelt[3]) mers, du' — Mein Vetter, der Pfarrer in Berg, hat's gehört und sich nicht schlecht entsatzt über den Flegel."

„Ja," sagte die Pfarrerin, nachdem sie sich die Lachthränen abgewischt, „das ischt der Richtige, der wird schon auch dem Pfarrbauern auf den Kopf steige, dem geizige Filz." —

Mariele wartete diesen Abend beklommen auf den Augenblick, da Vetter und Schwester schlafen gegangen und sie mit dem Vater allein sein würde. Die Kleine hatte sonst immer früh Schlaf, weil sie den ganzen Tag wie ein Vogel hin und her hüpfte, aber grad heute war der Paul so geschwätzig, daß sie mit blanken Augen sitzen blieb, wie nachdrücklich der Vater auch gähnte. Endlich scheuchte er sie Alle mit einem Machtwort hinaus. Marie aber kehrte um und sagte, näher herantretend, als sie sich's sonst getraute: „Vatter, i möcht' was sage." Ueber diese Einleitung blieb dem Bauern der Mund in Verwunderung offen stehen, und Mariele senkte die Augen, indem sie stotterte: „Vatter, der Herr Pfarrer hat g'sagt, einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" —

Der Mund des Bauern schloß sich, daß es einen Ruck gab. Dann that er sich wieder auf: „I moin, jezt könntescht g'nueg han; han i net dös schwarz Kloidle von deiner Muetter selig hergebe? So e Mädle hat's guet, ißt u'g'sorgt Brot, — aber do moinscht glei, 's sei alle Tag Backtag!"

Marie wurde roth. „So ischt des Ding net, Vatter," sagte sie verwirrt, „der Geber geht mi a', i soll de fröhliche Geber mache" —

Der Bauer lachte auf: „Bischt net g'scheit, Mädle!" Dann aber machte er ein argwöhnisches Gesicht und fuhr abwehrend fort: „Morge früah gehscht zum Pfarrer und frogscht en, was em g'hört, i han 's scho' —"

„Ja," sagte Marie, „aber descht eppes anders, Vatter, i han sage wölle, i will jezt mei Pflicht fröhlich tho'" — — sie streckte schüchtern die Hand aus, um seine zu berühren, ihre Augen quollen über.

Aber der Vater sah weder ihre Hand noch ihr Gesicht, in dem der Schmerz zuckte, sich nicht verständlich machen zu können. Er hatte ein Silberstück aus der

---

[1]) Schweiger. [2]) Grobian. [3]) rollend drücken.

Tasche genommen und drehte es hin und her, zog ein Stück Papier hervor und wickelte es umständlich hinein: „'s ischt e Heidegeld für dia G'schicht'," murrte er, „do möcht' i glei' au' Pfarrer sei'." Dann schob er's wieder in die Hosentasche: „'s hat Zeit bis morge, Du thätescht 's Geld verliere," sagte er. —

Traurig ging Marie in ihre Kammer; Madele athmete ruhig im Schlaf. Sie schlüpfte unter die Decke neben der kleinen Schwester und wandte sich mit ihrem Versprechen an den Vater im Himmel, dessen große strahlenhelle Augen ernst, aber freundlich über ihrem Bette standen, und der sie sogleich zu verstehen schien, ohne daß sie den Mund öffnete. „Ich will's versuchen, du weißt schon was," sagte sie in ihrem Herzen, und unter jenem leuchtenden Antwortblick von oben schlief sie ein. —

Die Jahre vergingen, die Schwestern wuchsen einander zu. Seit der Vetter im Hause war und die Arbeit nicht mehr einzig auf ihr lag, erstarkte Marie körperlich; sie lächelte nicht nur, sie lachte auch, wenn Madele ihre Späße trieb. Aber innerlich war sie trotz allem guten Willen unverändert geblieben. Sie war nun einmal eine einsame Seele, fremd ging sie zwischen den Altersgenossen umher, mit denen sie auf einer Schulbank gesessen. Ihr tiefer Trost, der nie versagte, war ihr nahes kindliches Verhältniß zu Gott. Was kam, das nahm sie, als seine Schickung, fromm und ohne Murren hin; die böse Laune des Vaters, Hagelschlag und Mißwachs, den Tod der Lieblingskuh, ja das Verdorren ihres Myrthenstöckleins, was Madele für ein schreckliches Vorzeichen erklärte, über das sie in mitfühlende Thränen ausbrach. Vielleicht war ihre Fähigkeit, zu leiden, durch den Tod der Mutter auf eine Zeit hinaus erschöpft worden. Sie blieb gelassen und wußte zu beruhigen, zu berathen, wenn Alles um sie wehklagte und jammerte.

Eintönig floß das Leben. Madele klagte nicht selten; zumal, als Paul in seinem neunzehnten Jahre als Freiwilliger eingetreten war, um seine dreijährige Dienstzeit abzumachen, beschwerte sie sich weinend über Mariele's Schweigsamkeit, und daß man auch niemals „wohin" komme, keinen Schritt aus dem Haus. Daraufhin wanderte Marie mit ihr am nächsten Sonntag nach Fellbach zum Ohm, den sie seit lange nicht mehr besucht hatten. Die Tante kam ihnen nicht eben freundlich entgegen, ihre lauernden schwarzen Augen strebten den Zweck der Heimsuchung zu erforschen, und Madele flüsterte der Schwester empört zu, daß ja die Urschi in einer zerrissenen Jacke daherkomme und ihr Gesicht gewiß schon lange nimmer gewaschen habe. Die schwarzen Strobelköpfe standen an der Wand wie zwei dunkel gewordene Schneemänner, wußten nicht, ob sie grüßen oder weglaufen sollten, und nur der Kleinste, etwa Sechsjährige stellte sich, den Finger im Munde, vor ihnen auf und starrte sie bewundernd an, denn Mariele hatte ihm ein Gutsle[1]) mitgebracht, auf dessen Nachfolger er nun wartete.

Endlich kam auch der Oheim in einem schmutzigen Hemde, ohne Rock herein und setzte sich ziemlich wortkarg den Mädchen gegenüber. Urschi brachte Wein, dazu ein Brot. Auf dem Tische, in der Wirthsstube, wo sie saßen, zeigten sich noch die nassen Ringe von Gläsern, die hier gestanden. Unzählige Fliegen und

[1]) Kuchen.

Wespen schwirrten um ihre Köpfe. Als es gar Alles so unappetitlich und unsauber aussah, gewann Madele ihre Keckheit wieder und machte Alle lachen. Auch die Strobelköpfe verzogen schnell den Mund; sowie man sie aber ansah, standen sie wieder wie die Schneemänner.

Im Eck stand ein Milchkübel; Madele stieß die Schwester an und zeigte ihr den grünen Schimmel, der darauf lag. Dann fragte sie die Tante: „Hee, wem ischt no des? g'hört des für d' Säu?"

„Du g'fallscht mer," brummte die Bäuerin mit einem sauren Lachen, „des gibt en Butter."

„B'hüet' mi Gott vor dem Butter!" sagte Madele offenherzig und drehte ihr Näselein weg.

Die Urschi blieb nun ganz dahinten und überließ die Nichten ihrem Manne, der mit einem Gesicht, als möcht' er freundlich sein, wisse aber nicht, wie 's anzufangen, hie und da ein Wort an sie richtete.

„Kommet, Mädle, esset," sagte er endlich und öffnete den Backofen, der voll Birnschnitz und gedörrten Zwetschen war. Die Mädchen griffen zu, sogleich aber schrie Madele auf und warf den Schnitz mit einer Gebärde des Ekels von sich. „Jezt han i in en Schwobe 'nei'bisse!" Sie bückte sich und schaute in den Ofen, richtig da liefen Scharen von Schwaben und Russen zwischen dem Dörrobst umher. Madele fing an zu jagen und zu vertilgen; die Strobelköpfe kamen auch herzu; Mariele ging derweil in den Garten, der in fast ebenso verkommenem Zustande war wie das Haus. Sie band sich ein Sträußlein Reseden und streichelte die Katze, die sie scheu und fremd aus ihren grünen Augen anstarrte, als sei sie noch nie gestreichelt worden. Zuletzt kam Madele ganz erhitzt heraus: „Descht mer en andrer G'nuß gwese," rief sie, „i han zum mindeste zweihundert todtg'schloge!"

„I denk', mer gehe heim," sagte Marie.

„Jezt bleibe mer no e bissle," meinte die Kleine, „mer kennet se doch net verzürne. 's ischt immer der Vatter vom Paile."

„Aus dem Haus ischt er komme," sagte Marie nachdenklich.

Sie wurden zum Kaffee gerufen. Man saß zu Achten um eine große Schüssel mit Kaffee; der Bauer stampfte sein Brot ein, von allen Anderen ward eingetunkt.

„Mer danke, mer trinket kein Kaffee," sagten die Mädchen; „'s lupft[1]) mi ganz," flüsterte Madele.

Als sie weggingen, begleitete der Ohm sie ein Stück Weges.

„Mei Paile kriagt 's guet, besser als sei Vatter," sagte er zu Mariele. „Du bischt e saubers Mädle worde." Seine kleinen Augen funkelten wohlgefällig über ihre Gestalt hin. „Wenn er heimkommt, ischt Hochzig," fuhr er fort, „hascht scho Zeitlang, gelt?"

„I kae 's v'rwarte," erwiderte Marie gelassen, „b'hüet' Gott, Ohm." —

Es war Oktober, aber noch warm und hell, der Himmel tief dunkelblau und leuchtend gelb der Boden der Weinberge. Nur die Obstgüter, durch die sie

[1]) übelt.

gingen, sahen erstorben aus; die meisten Blätter waren den Früchten nachgeflattert, fleckig und mißfarben hingen die noch überlebenden an den beraubten Aesten.

Die Schwestern setzten sich an einen Rain, dort blühte es noch von violetten Skabiosen und gelbem Herbstlöwenzahn.

„Guck au d' Brummhummeler[1]) a'," sagte Marie, „dia denket no a kein' Wenter."

„Gelt Du, mer ziehe Hälmle[2])," und Madele fing an, Grashalme auszurupfen.

„Hälmle ziehe? für was?"

„Wer z'erscht g'heirat' ischt."

„Ha," sagte Marie lächelnd, „i werd' z'erscht dra' glaube müesse, im e halbe Johr ischt der Paile frei."

„I ka' scho gar nemme!" schrie Madele verwundert, „i han 's längschte! i komm z'erscht dra'."

Und sie fing an zu hüpfen und zu lachen, daß Marie mitlachen mußte.

„Dummes Ding," sagte sie, „Dir pressirt's fascht zu arg; denk', e halb's Johr! so bald ka' 's fascht net sei'."

„Ha, worum net? worum willscht mer's net gonne? I gonn Dir au, was Dei ischt!" erwiderte Madele beleidigt. Dann aber ließ sie den Kopf hängen. „I bi scho so en arm's Tröpfle, 's ischt wohr," sagte sie, „grad fallt mer's ei! I han gersten[3]) morge 's Salz verschüttet, i han mei Lieb' wegworfe, jez kommt nex meh."

„Hab i net der Küeh, so hab i au net der Müeh," tröstete Marie.

Madele aber begann mit heller Stimme zu singen, daß es durch den Wald klang:

„Ei du mei liebes Herrgottle,
Was han i dir denn dahn[4])
Daß du mi mei Lebetag
Net wit theurige[5]) la'n."

Zornig stieß Mariele sie fort: „Mach, daß D' weiter kommscht! So was singt mer net! so ka'scht net sei; — komm, jez singe mer z'säme[6]):

„So lang' ich hier noch walle."

Das wollte dem Madele lange nicht einleuchten, endlich fiel sie doch ein, und die Vorübergehenden wandten oft den Kopf nach dem hübschen Schwesternpaar, das so blühend und einträchtig dahinwandelte und am Sonntag so fromme Lieder sang.

„Bin i froh, daß i kei Stiafmuetter han," sagte Madele Abends daheim; „no thätet mer au im Dreck versticke, wie dica do."

„Se hat en Paile arg plogt," fiel Marie ein.

„Ach der Paile! Denkscht immer a'a Dein Paile! De ganze Tag hört mer immer no „mei Paile! mei Paile!"," rief Madele und zerrte heftig an einer verknoteten Schnur.

---

[1]) Hummeln. [2]) wer den längsten bekommt. [3]) gestern. [4]) gethan. [5]) heirathen. [6]) zusammen.

„G'wiß net!“ betheuerte Mariele verwundert. „Du hascht Schlof, i g'spür's au wohl, daß i müed ben.“

„Red net so dumm derher“ — fing Madele unwirsch an, brach aber ab und stieg schnell ins Bett, die heißen Wangen tief in die Kissen versteckend. Plötzlich fuhr sie mit dem Kopf empor, schrie: „Mei' Stiafmuetter bischt Du!“ und legte sich ebenso schnell wieder nieder.

„Du wüescht's Ding,“ sagte Marie gleichmüthig, „schlof Dei' Räuschle aus, morge wirscht mer sage, was i Der 'thon han.“ —

Aber am anderen Morgen hatten beide Schwestern ihren Zwist vergessen. Mariele kam's einmal auf die Zunge, die Kleine mit dem gestrigen „Rausch“ zu necken, aber dann unterließ sie's. Madele ward gar zu zornig, wenn das Wort fiel und zwar darum, weil sie im letzten Sommer, während der Ernte, wirklich einmal einen Rausch gehabt. Alle waren sie auf dem Acker draußen gewesen zum Schneiden; die Sonne brannte, daß sie fast vergingen, und dazu schmähte der Vater, sowie sie nur ein wenig die Arme ruhen ließen. „Ja, was hent er denn für e lange Zipfel dahinte[1]),“ hieß es fortwährend. Sehnsüchtig wartete Madele auf den Ruf: „der Mosch ischt gar[2]):“ dann mußte man einen neuen aus dem Keller holen und konnte sich ein bischen im Hause verruhen. Als es aber einmal wieder soweit war, da brachte das müde Kind den Mostkrug nicht mehr von den heißen Lippen, und erst als die Durstenden lang schon ihrer gewartet hatten, erschien sie, aber unsicheren Ganges und mit übermäßig glänzenden Augen. Das gab ein Gelächter, als das Madele behauptete, es sei auf einmal so ein Nebel auf sie heruntergefallen, daß sie den Weg zum Felde kaum habe finden können. Seitdem nannte sie der Vater: „dia, wo im Nebel verirrt ischt“, oder „'s rauschige Mädle“, und der kleine Bosnickel hatte schon viel Thränen über diese Namen geweint. Gut nur, daß der Paile nicht dabei gewesen, sonst hätte wohl die Neckerei gar kein Ende genommen. Ja, seit jenem Tage hatte Madele eine Schaulust weniger; sonst hatte es ihr Spaß gemacht, so einen Trunkenen auf der Gasse hin- und herschwanken zu sehen. Jetzt aber fürchtete sie sich davor, und als einmal die Frau Pfarrerin ihr neckend zurief: „Madele, Dei Schurz isch naß, do gibt's en rauschige Mann,“ sagte sie erschrocken: „Oje, no thät mer's grause! i ka' d' Rauschige für mei'n Tod net leide'.“

Um Ostern ward Paul frei und kam zurück, doch sollte die Hochzeit erst im Herbst stattfinden; im Sommer gibt's zuviel Arbeit, da hat man keine Zeit zu Festen auf dem Lande.

Paile war ein ganz anderer Bursche geworden in der Militärzeit. Seine etwas knollige Nase hatte sich gestreckt, seine Oberlippe zierte ein Schnurrbart, strohblond wie sein Haar; er warf sich in die Brust und ging mit stattlichen Schritten und selbstbewußter Miene. „Du kommscht derher, wie e hoseter Tauber“[3]), sagte Mariele lächelnd, „Du bischt emol e Kerle.“

Madele spiegelte sich bewundernd in seinen blanken Knöpfen:

„'s ischt schad' derfür, daß Du d' Uniform wieder ausziehscht,“ meinte sie, „so sieh i Di gern.“

---

[1]) was zögert ihr. [2]) alle. [3]) Tauber mit befiederten Beinen.

Da fing er nun an zu erzählen von seinen Drangsalen und Plackereien, von seiner Schießkunst und seinem übrigen Heldenthum: Wachposten stehen am Rosenstein in stockdunkler Nacht, von Paraden und Manövern, und endlich gab es Kasernenwitze, die die Mädchen meist aber nicht verstanden, und die sie auch nicht begriffen, als er sie ihnen erklärte. Er ging daher auch bald ins Wirthshaus, wo er ein verständigeres Publicum fand, und Madele war sehr zornig auf ihn und prophezeite, daß er mit einem Rausche heimkommen werde. Diese Voraussetzung traf ein, und von Stund' an wollte Madele kein Wort, wenigstens kein gutes mehr, mit ihm sprechen. Sie machte ihm ein trotziges Gesicht, wo sie konnte, setzte ihn vor dem Vater herab und hätte auch Mariele gern aufgehetzt.

Die aber sagte: „Des hent d' Mannsbilder im Brauch! Desch en alte G'schicht. 's ischt scho so, daß mer hinnehme mueß, was Gotts Wille ischt."

Die Ankunft des Bräutigams hatte sie wenig aus ihrer Ruhe gebracht; sie sorgte für ihn, fast wie eine Frau, ging auch Hand in Hand mit ihm am Sonntag durch die Felder spazieren. Als er sie aber einmal hinter einen Busch ziehen und küssen wollte, meinte sie: „Dozue hent mer Zeit, wenn mer gheirath' send," und als er heftiger drängte, stieß sie ihn ziemlich unsanft bei Seite: „Mach daß De weiter kommscht, was willscht von mer? i lauf Der net devo', Paile!" —

„'s Mariele ischt sterch[1])," klagte Paul einmal dem Vater, „do werd i mei liabe Noth kriage."

Aber der Alte richtete seine gekrümmte Gestalt mit einem Ruck auf, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Blitzsauber ischt se! Wenn i Du wär' — Was net sauret, des süeßt au nete!" Und seine Aeuglein blinzelten dem Sohne so bedeutsam zu, daß Paile wieder der Muth stieg.

„I werd's scho' verzwinge," sagte er.

„Ha Paili! Du weischt: 's send no[2]) drei guete Weiber gwe, de ei' ischt us der Welt gloffe, de ander' ischt im Bad versoffe, de dritt sucht mer no'. 's Güetle ischt eineweg sei zwanz'g Tausend werth."

„'s Güetle wär' recht, sell ischt wohr," bestätigte der Freier zufrieden; „der Pfarrbauer ischt halt en andrer Kerle als Du." —

An einem Sonntagnachmittage im August gingen die Schwestern Himbeeren lesen. Der Weinberg trug an der Mauer einen breiten Streifen, ganz mit Beerensträuchern besetzt, die auch in ungünstigern Sommern, wenn die Trauben zurückblieben, einen guten Ertrag lieferten. Lange hatte sich der Bauer gesträubt, aber die Vorstellungen des Pfarrers hatten ihn endlich zu dieser einträglichen Neuerung vermocht. Doch bekümmerte er sich nach seiner zähen Art wenig um die Anpflanzung; das war Sache der Mädchen, so gut wie die weißen Narzissen, die sie im Weinberg an einem freien Eckchen erzogen. Die Mädchen waren gern hier oben, hoch über der Straße, hoch überm Neckar, dessen grünliches Wasser gerade an dieser Stelle in kleinen glitzernden Stromschnellen über verborgene Felstrümmer sprang. Lieblich war es, hier im Frühling, wenn das

[1]) störrisch. [2]) nur.

ganze Thal in weißen Blüthen lag, unterm rosig schimmernden Pfirsichbaum zu stehen und auf den Lockruf der Amsel zu horchen, oder den Schwalben zuzusehen, wie sie bald mit spitzigem Flügel die Wasserfläche zu ritzen, bald sich wie Lichtpünktchen im höchsten Blau zu verlieren schienen. Lieblich war es hier heute, Alles durchsonnt und durchglüht, Alles Roth von der scheidenden Sonne zu Purpur, alles Gelb zu Gold erhöht. Wieder sangen die Amseln, aber die Lüfte beherrschte heut kein zarter Frühlingsduft, — durch den sonnenbeschienenen Staub quoll von allen Seiten der starke leidenschaftliche Duft der weißen Lilie; in allen Gärten, in allen Weinbergen blühte sie, stolz und wehrlos zugleich, wie die Schönheit selber. Marie begoß ihre Lilien und sah nur zuweilen hinaus auf das spiegelglatte Wehr. Madele stand weiter unten und blickte auf die Spaziergänger, die auf dem Pfade am Neckar, staubumwallt, sich ergingen, frisch und sauber die Ausziehenden, die Anderen mit Sträußen in den Händen, mit abgezogenen Hüten, in Hemdärmeln, roth im Gesicht und oft mit lautem Gesange. Madele reckte den Hals. Nein, was für närrische Hüte und Kleider dort unten spazierten! Oft lachte sie laut; manchmal flog auch wohl ein neckendes oder beifälliges Wort zu ihr herauf. Das hübsche Kind auf seinem hohen Beobachterposten, das braune Kraushaar umspielt vom Abendlicht, das reine kindliche Profil scharf abgehoben vom dunkelblauen Himmel, gab denen unten ein anmuthiges Bild. Ein blutjunger Mensch, mit einem großen Malkasten an der Hand, blieb gar stehen, sah scharf hinauf und begann, seine Geräthschaften auf dem schmalen Rasenstreif auszupacken. Madele blickte verwundert hinab, als sie aber aus dem Körbchen neben sich eine rothgelbe Aprikose hervorholte und hineinbiß, schrie ihr der junge Mensch zu: „Stillhalte!“ und begann seinen Pinsel anzusetzen. Madele ward dunkelroth, warf die Frucht in das Körbchen zurück und drehte sich blitzgeschwind um. „Mariele, komm, jez geh'e mer,“ rief sie laut genug, „'s hat gar soviel Lausbuebe do unte.“ Sie nahmen ihre Körbchen voll Himbeeren und Aprikosen, deckten sie sorglich mit Weinlaub zu und stiegen hinter einander die lange schmale Treppe hinunter, die zwischen den Weinbergsmauern steil abwärts führte und in einer kleinen Seitenbucht des menschenvollen Fußpfades am Neckar mündete.

„No guck au, wia dia Melone scho goldgelb werde,“ sagte Marie und blieb stehen, die glänzenden Bälle zu betrachten, wie sie mit den langen großblättrigen Ranken Kranzgewinde über die Mauer warfen. Und wie lebendig war diese Mauer selbst! Zarte graugrüne Raute quoll aus jeder Ritze, und das zierliche Cymbelkraut überdeckte ganze Flächen mit seinen hellvioletten Blüthchen.

Madele war wie gewöhnlich vorausgelaufen; als sie den Fuß auf den Boden setzte, begrüßte sie ein unangenehmes Gelächter, und eine freche Stimme rief ihr entgegen: „So isch' recht, Mädle, komm e bissle näher, Du willscht mer's, scheint's, bequemer mache, gelt?“ Es war der Kunstschüler von vorhin, der ihr so unverschämt zugerufen hatte. Er trug den Malkasten in einer Hand, mit der anderen schob er seinen Zwicker zurecht. Madele starrte sein bartloses Gesicht an, in dem ein widriges Grinsen zuckte und sagte: „Se send, scheint's, verruckt, sonst könnte Se net so u'verschämt sei, mer de Weg z' vertrette.“

„Hoho, u'verschämt! verruckt! Du bischt e grob's Baureding," rief der junge Mensch, und er trat hart vor sie, so daß sie nicht weiter konnte.

„I bin net Ihr Du!" erwiderte das Mädchen und sich zwei Stufen nach oben zurückziehend, rief sie ihrer Schwester zu: „Mariele, der Herr hat en Rausch, sag's em, daß er uns durchlaßt."

„En Rausch? warum net gar!" schrie der offenbar Betrunkene, „wart, jetzt sollscht mer Abbitt leischte," und er packte Madele am Arm, so daß dem Körbchen einige Früchte entfielen und zu Boden rollten.

„Sie werde so guet sei' und mei Schweschter gehe lasse," rief Marie, eilig heruntersteigend. Aber was half das? In ihrem schmalen Engpasse, der immer nur Raum für eine Person bot, standen sie machtlos hinter einander gezwängt; der freche Jüngling versperrte vollkommen den Ausgang. Von den Vorübergehenden blickte kaum Einer her, und wer es that, glaubte, es handle sich um eine freundschaftliche Neckerei.

Madele überkam ein großer Zorn. „Mach fort mit Dei'm dumme Gefries[1])," schrie sie und gab dem Menschen einen plötzlichen Stoß vor die Brust.

Nur einen Augenblick wankte er, dann packte er Madele um den Leib und näherte seine gespitzten Lippen ihrem nach rechts und links ausweichenden Gesicht. Marie, die auf der Mauer entlang geglitten, versuchte, ihre Schwester zu befreien; es sah aus, als solle eine förmliche Rauferei daraus werden. In diesem Augenblick faßte eine Hand den angehenden Maler an der Schulter und eine Stimme rief: „I han gemeint, 's sei Scherz, sonscht wär i früher komme; geh'n's uf d' Seit', Herr," und mit einem festen Griff drängte er ihn von dem Treppeneingange. Der Angegriffene stolperte rückwärts und trat dabei auf seinen Malkasten, der einen kurzen Krach gab. Erschrocken bückte er sich zu dem verfehrten Eigenthum: „So," sagte der Fremde, ein junger Mann in städtischer Kleidung und mit einem ernsten angenehmen Gesicht, „jetzt ischt der Weg frei." Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern drängten eilends hinaus. Als sie schon ein paar Schritte gemacht hatten, drehte sich Mariele noch einmal um und sagte mit ihrer sanften Stimme! „I dank Ene[2]) ebe recht," und „i dank au recht" echoete Madele. Dann wurden sie Beide roth, denn der Fremde hatte den Hut abgezogen und sie gegrüßt wie ein paar Fräulein. Madele wollte sich auf dem ganzen Heimwege ausschütten vor Lachen über den Herrn, der seinen eigenen Kasten zertreten hatte. „'s hat mi arg g'freut," wiederholte sie immer wieder. „Aber der Andre war ordentlich, gelt?" fuhr sie lebhaft fort, — „ei guck au, do geht er no, Mariele, er wird im Stern eikehre." Aber der junge Mann ging an dem schönen Sterngarten mit der grauen Ruine vorüber, auch an der Wirthschaft, — die schlanke Gestalt verschwand zuletzt zwischen den Häusern. „Er geht, scheint's, auf B'such," meinte Madele, „gelt, Mariele, so Einer, so e nobliger Herr und so brav, desch selte? So ein möcht i au!"

---

[1]) häßliches Gesicht. [2]) Ihnen.

„So treue Auge hot er g'hett," sagte Marie nachdenklich, „und daß er kei' u'nöthig's Wort g'schwätzt hat, des hot mer am beschte g'falle! ja desch emol e Braver."

So kamen sie, plaudernd über ihr Abenteuer, heim, und Madele wollt' es auch gleich dem Vetter erzählen, als er vom Stern nach Haus kam. Er hörte aber nicht groß hin, sondern sagte gleichmüthig: „Ha, desch so e Mädlesfüeßler gwe, sell kennt mer scho! In Stuegert hot's viele. Uf der Königstraß laufet se ume mit ere Zwicker uf d' Nas'. Selle verschlägt mer de Kopf und fertig. Desch net g'fährli!" Er fügte noch den guten Rath hinzu, ihn sofort zu rufen, wenn der Lapp noch einmal kommen sollte; dazu reckte er lässig seine starken Arme. Von ihrem Befreier zu reden, dazu kamen sie gar nicht mehr; Marie wußte selbst nicht warum, aber es war ihr so angenehmer.

Am anderen Morgen ging sie mit ihren Himbeeren frühzeitig zum Schreiner, — es ist so geschickt, den Saft in der Drehbank auspressen zu lassen, spart Geschirr und Müh. Der alte Diez hatte ihr auch immer gern den Gefallen gethan. Als sie aber heut die Thür der Werkstatt öffnete, sah sie einen Fremden dort arbeiten und blieb einen Augenblick überrascht auf der Schwelle stehen. „Isch der Meischter net do?" fragte sie zögernd. Der junge Geselle kam mit dem Hobel in der Hand, um die sich die hellen blanken Hobellocken kräuselten, auf sie zu. „Ka' i's net verrichte?" fragte er bescheiden. Da sahen sie sich ins Gesicht und erkannten einander. Heute trug er keinen hellen Sommerrock, sondern schneeweiße Hemdärmel und bunte Tragbänder; aber schlechter sähe er darum nicht aus, meinte Marie. Im Gegentheil, der schlanke bräunliche Hals hob sich so frei und leicht aus dem weißen Hemde, das schwarze kurzlockige Haar lag so dicht und glänzend um den feinen Kopf, daß Marie vor lauter Wohlgefallen die Rede vergaß und ihn lächelnd und erröthend anblickte. Er bemerkte das aber nicht, denn er war ebenso beschäftigt, sie zu mustern. Sie sah nicht aus wie ein Bauernmädchen; die Sonne hatte ihre Haut nicht gebräunt, die Arbeit ihre Züge nicht grob und gewöhnlich gemacht. Ein bischen leidend blickten die großen hellgrauen Augen; das schlichte hellblonde Haar, die zarte Wangenblüthe und der schmale festgeschlossene Mund vereinigten sich zu einem lieblichen Ganzen, das zugleich etwas Bewegliches hatte. So wenigstens schien es dem jungen Schreiner zu sein. Er nahm seine Blicke auch dann nicht von ihr, als er ein bischen befangen anhub: „I ben em Meischter sei Dot'[1]), und weil 'r jetzt e große Aussteu'r z' mache hat und i bereits scho selbständig ben, so hot er mi do z' Hilf habe wölle; der Meischter isch grad net do, — was habe Se denn?"

„Ha," sagte Marie lächelnd, „'s isch eigentlich kei' Schreinerg'schäft, — i han do mei' Himbeer, — jez, — der Meischter weiß scho B'scheid. I ka' scho warte." Aber es fand sich, daß auch der junge Meister von der Kunst wußte, Himbeeren in der Drehbank zu zerquetschen, und er wollte, man sah's ihm an, sehr gern gefällig sein.

„Meine Mutter macht 's au so," sagte er, während er aufmerksam zusah, wie das Mädchen die rothen Früchte aus der Schüssel in ein weißes Tuch

[1]) Pathenkind.

schüttete, auch hie und da eine darüber forthüpfende Beere einfing und mit spitzen Fingern zu den anderen legte. „Esset Se no," sagte Marie zutraulich, „i han se selber brockt, se könnet Se mit Appetit verzehre."

Nun schob er zuweilen eine Beere in den Mund, der ebenso roth und frisch wie die Frucht unter dem schwarzen Bärtchen hervorschimmerte. „Ei," dachte Marie, als sie eben diese Bemerkung bei sich gemacht, „ich seh doch sonst die Mannsbilder nicht so an, — ich bin scheint's recht unbescheiden!" Und sie erröthete vor sich selbst und wandte die Augen weg; aber nicht lange, der junge Mensch kam ihr so bekannt vor, als hätten sie sich schon lange mitsammen unterhalten.

Dabei sagte er nicht eben viel, nur fiel es ihr auf, daß er noch ein paarmal seiner Mutter erwähnte und immer als einer Person von Wichtigkeit so zu sagen, indem er einmal ihre Worte anführte, ein andermal erzählte, es sei ihr recht nah' gegangen, daß er schon wieder habe von ihr fort müssen; sei's auch nur für ein halbes Jahr etwa, man könne nicht wissen, was geschehe, wenn Eins einmal kränklich und nimmer jung sei.

Das Tuch mit den Beeren wurde nun eingeschraubt, Mariele kauerte neben ihrer Schüssel auf dem Boden und sah den Saft hell und süß hineinlaufen. Der junge Schreiner drehte vorsichtig fester und blickte dabei auf den blonden Scheitel unten, von dem das weiße Schattentuch in den Nacken geglitten war. Die ganze Werkstatt war voll Himbeerduft, und Beide dachten: wären's nur noch zehnmal mehr Beeren! Das ist hier eine kühle gute Stelle, besonders wenn man nicht hobeln muß. Draußen scheint die Sonne fast zum Hitzschlag kriegen, und so ein Obstgeschäft ist eine rechte Wohlthat gegen alle andre Arbeit.

Zuletzt aber war's doch geschehen; das Tüchlein mit den Kernen war zu einem rothen Lumpen eingeschrumpft, und das Mädchen besah zufrieden ihre Schüssel voll Saft. Sie meinte:

„'s sieht lauter und klar wia Bluet, gelte Se?"

Zu ihrer Verwunderung erhielt sie keine Antwort, und als sie ihren freundlichen Helfer fragend anblickte, sah sie erschrocken, daß er blaß war und den Kopf hängen ließ.

„Hättet Se des net g'sagt," murmelte er, und der ganz veränderte tiefbetrübte Ton, mit dem er diese Worte sprach, ging ihr zu Herzen. „Jez ischt mer mei Freud verdorbe," fügte er hinzu.

„'s hat Leut, wo kei Blut sehe kennet," sagte Marie halb zu sich selbst.

Der junge Mensch schüttelte den Kopf.

„'s ischt e u'glückselige G'schicht, i ben schuld, daß Bluet g'flosse ischt, i han e Menschelebe uf 'm G'wisse," sagte er schwermüthig.

Ein Schrecken durchfuhr das Mädchen. Gleich darauf aber entgegnete sie mit Ueberzeugung: „Mit bösem Wille? Nei — des glaub i doch net —" Und halb mechanisch setzte sie sich auf den Hocker, neben der Drehbank, als sei es noch nicht Zeit zu gehen.

„I will's verzähle, wie 's hergange ischt," sagte der junge Meister, und stand mit gesenkten Augen, die Hand aufgestützt, vor dem fremden Mädchen wie ein

Beichtender. „I könnt 's kei'm sage, aber Sia hent so e G'sicht, — no därf i wohl mei schwer's Herz ausschütte. — Also, i han e Mädle gern g'hett, 's ischt e Bäsle gwe, drunte in Veihinge, e saubers bravs Mädle. Jetzt, wia i kaum G'sell gwe ben, ischt d' Militärzeit komme, i han verspielt und han müesse deene[1]). Im zweite Johr, um Weihnachte, ben i auf Urlaub komme, und mer hent Verlobung g'hett, drunte in Eßlinge, wo 's Rikele bei ihrer Frau Dot' gwe ischt; recht luschtig sei' mer gwe." Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, in seinem Gesicht zuckte es. „Jezet, noch eme halbe Johr bin i frei komme, ganz u'verhofft, als Belohnung für guete Führung, wia 's in meim Zeugniß g'stande ischt. Ben i froh gwe! I han nex g'sagt, kei Wörtle g'schriebe, i han se überrasche wölle. Z'erscht mei Muetter, in Veihinge drunte, no hot 's mi so noch Eßlinge zoge, zum Rikele, daß i mi net e halbe Stund z' Haus verruhet han, immer han i 's Rikele im Sinn g'hett und die Freud und Verwunderung, daß i so e Glück han. No bin i als nach Eßlinge komme und uf de Markt g'sprunge, wo d' Frau Dot' wohnt. Jetzt wie no i von fern an d' Fenster no guckt han, im zweite Stock drobe, no steht 's Rikele halbe drinne, halbe draußе uf em Fensterstims und putzt d' Scheibe."

Er seufzte schwer, Marie saß mit ängstlich aufgerissenen Augen, die Hände gefaltet und horchte.

„No gibt der bös' Geist, wo immer seine Finger im Spiel hot, mer ei, daß i 'nauf ruefe thue ‚Rikele!' Blitzschnell fährt ihr Köpfle ume, i g'spürs, wie se mi derkennt, wie se roth wird und blaß und ihre Händle loslaßt. ‚Fall net, Rikele!' schrei i in Todesangst, und spring, was i ka, denn i seh se schwanke, no schrei i in meina Herzesseelenoth nomol, — no liegt 's Rikele uf 'm Stei'pflaster — —"

Der junge Mensch verdeckte sich das Gesicht, dem Mädchen liefen die Thränen herunter. „Ischt kei' Hilf' meh gwe?" fragte sie leise.

„Se hat se nemme g'rührt, noch emal g'seufzt hat se, no ischt se todt gwe;" und kummervoll fuhr er fort: „Hätt i g'schriebe, 's U'glück wär net g'schehe; 's laßt mer kei Rueh. Do han i 's erfahre, wer Herr ischt über Tod und Lebe."

„Der liab Heiland wird Ene Trost schicke," sagte das Mädchen nach einer langen Pause.

„I mein', er hätt sei Engele schicke solle, daß sie 's arm Rikele hebe[2])," erwiderte er in trübem Ton.

„Es fallt kei Sperling vom Dach ohne sein Wille," sagte Mariele warm; die biblischen Worte und Vorstellungen waren ihr geläufig und hatten ihr noch immer Trost gebracht.

Aber der junge Meister rief hastig: „B'hüet Gott, daß i glaube müeßt 's sei sei Wille gwe! no könnt i nemme bete."

Da verstummte Mariele vor so großem Leid. Nur nach einer Weile flüsterte sie wie zu sich selbst: „Arms Rikele."

„Der Herr Pfarrer hot freili g'sagt, e schö's End hab se g'nomme," erzählte der junge Meister weiter, „und wohr ischt scho, se ischt dog'lege wie im Schlof

[1]) dienen. [2]) halten.

und g'lächelt hot se no im Särgle. Se hot kein Schreck und kein Schmerze g'spürt, hot der Herr Doktor g'sagt. Aber," fuhr er in lautem Jammer fort, „daß i schuld sei mueß, daß i er[1]) 's junge Lebe g'nomme hab —"

Langsam stand das Mädchen auf, nahm ihr Tuch und den Hafen mit Saft zusammen. „Jez gang i auffi," sagte sie leise zu dem in trauriges Brüten Versunkenen. Sie wollte noch etwas sagen, aber ihre Zunge stockte.

„Ach, gehet Se scho?" fragte er.

„Ja, — b'hüet Gott," mehr brachte sie nicht heraus.

„B'hüet Gott und i dank Ene ebe recht," erwiderte er und sah ihr mit tiefem Zutrauen in die feuchten Augen.

„B'hüet Gott," wiederholte sie noch einmal und ging, anfangs langsam; schneller, als sie sich besann, daß es schon spät sei, zehn Uhr, wie es eben vom Kirchthurm schlug.

„Bischt Du aber lang ausbliebe!" sagte Madele staunend, als die Schwester eintrat. „Der Paile hat scho zweimal g'vesperet und g'frogt, in welchen Brunne Du versunke bischt."

„Ischt mer ei's," sagte Marie und stellte ihre Schüssel auf den Tisch.

„So, bischt beim Schreiner gwe! Was hat er no so lang g'schwätzt?" fragte Madele neugierig.

„Nex, er war erscht net daheim," kam die zögernde Antwort. Dann ging Mariele eilig in die Küche. Warum sie der Schwester nicht die Wahrheit gesagt, dachte sie bei sich selber. Aber es war ihr so gar nicht in den Sinn gekommen, Madele je zur Vertrauten zu machen. Wie hätte sie ihr diese Geschichte erzählen sollen! Sie erröthete bei dem Gedanken, daß sie ihr seinen Namen nennen sollte. Ach, seinen Namen, — den wußte sie ja selbst nicht! Aber gleichviel, sein Gesicht, seine Stimme gingen ihr nicht aus den Gedanken. „Armes Rikele," dachte sie, „Du hast freilich ein Glück verloren. Wenn er nur nicht so gar traurig wär, wenn man ihn mit was trösten könnt! Es ist doch gewiß Gottes Wille gewesen, aber er kann's nicht glauben, weil er sie gern gehabt hat." Marie dachte auch über das Gernhaben nach; in ihrer Familie gab es so etwas nicht. Sonderbar! Nicht einmal Madele war ihr recht zugethan. Es fiel ihr plötzlich wieder ein, wie sie einmal gerufen: „Meine Stiefmutter bischt Du." Und nachträglich ging ihr dies Wort wie ein Stich ins Herz. Gerade seit sie Beide älter geworden, waren sie auseinandergekommen. Vielleicht würde es besser, wenn auch Madele sich verheirathete, vielleicht hatte sie dann den Mann gern. — Sie mußte auch an Paile denken. Was der wohl gesagt hätte, wenn sie wie das Rikele zum Fenster hinausgefallen wäre? Nein, das konnte sie sich nicht denken, denn über Paile's Kommen konnte sich Niemand so freuen, daß er aus dem Fenster fiel. Das war ja gar nicht möglich. Und staunend dachte sie, daß es eine Freude geben könne, so groß, daß man an so einer gefährlichen Stelle seine Hände loslassen und nicht achten würde, daß man falle, nur um zu winken, um ein Zeichen zu geben. Und halb im Bewußtsein dämmerte es ihr herauf, wie sie sich an der Mutter Sarg angeklammert und wie sie nur hatte bei ihr bleiben wollen, selbst unten in der kalten Erde.

[1]) ihr.

Den ganzen Tag ging sie wie im Traum umher. Eine Thür war vor ihr aufgethan, aber sie stand noch auf der Schwelle, verwirrt und geblendet von der Helle da drinnen. Am Nachmittage, spät, im letzten Sonnenlicht, schlüpfte sie in ihr Kämmerchen, wo sie mit Madele schlief, schloß ihren Kasten auf und nahm ein Schächtelchen heraus. Das war ihr Schatzkästlein, ihr Reliquienschrein. Darin lag ihrer Mutter Gebetbuch, ein Ring von rothem Stein, den sie ihr einst vom Jahrmarkt mitgebracht, und der ihr längst zu eng geworden; ein trocknes Eichenzweiglein vom letzten Spaziergang mit dem Herrn Lehrer nach der Confirmation; ein kleines enges Granatmuster[1]), das ihr beim Tode von Paile's rechter Mutter zugefallen; ein Brief von dem Herrn Lehrer, der, als er verreisen mußte, einige der kleinsten, zurückgebliebenen Schüler durch sie im Lesen hatte unterweisen lassen. Sonst pflegte sie andächtig Alles zu betrachten, wenn sie in einem freien Augenblick über diese Schätze gerieth; heut aber räumte sie das Schächtelchen mit eiliger Hand aus, warf gar den trocknen Lavendel und Waldmeister achtlos auf den Boden, um schneller zu den tief unten liegenden Andenken von der Confirmation zu gelangen. Da waren sie endlich: ein rosenrothes feines Blättchen mit einem darauf gedruckten Bibelspruch, dann ein anderes Blatt mit einem Bildchen, unter dem Verse standen. Die las sie eifrig durch, obschon sie sie auswendig wußte, dann sann sie darüber, und dann holte sie ein Gläschen Tinte herbei, einen Bogen Papier und begann unter vorsichtigem Hinüber- und Herüberblicken mit steifen ungeübten Buchstaben abzuschreiben:

„Es geht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland.
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde sanfte Huld —
O folg' ihm stets hienieden
Dem Engel der Geduld."

Oftmals verschleierten sich ihre Augen unterm Schreiben, sie wischte sie mit der Hand und merkte nicht, daß ihr Thränen aufstiegen. Einmal gingen Schritte an ihrer Thür vorbei, da erglühte sie heiß und wollte Alles zusammenwerfen. Aber sie gingen vorüber, und das letzte Wort der Verse stand fertig da. Was nun weiter? Sie besann sich lange, schob ihr Briefblatt auf dem Fenstersims hin und her und sah dabei gedankenlos hinunter in den kleinen Krautgarten, wo die Stangenbohnen noch feuerroth und weiß blühten und aus den frisch begossenen Salatbeeten ein feuchter Erddunst emporstieg. — Ein Brief sollte dies ja auch nicht werden, nur wissen sollte er, daß sie dies schicke. So that sie denn wie bei den Stammbuchversen, die sie manchmal hatte schreiben müssen. Sie malte vorsichtig darunter: „Zum Andenken an Marie Deininger." Bei ihrem Namen versuchte sie einen kühnen Schwung anzubringen, aber die Feder spritzte in ihrer ungeübten Hand und versprühte einen schwarzen Tropfenregen um die Unterschrift. Voll Bekümmerniß starrte sie das Unheil an, zweifelnd ob sie nicht noch einmal Alles abschreiben solle. Aber es wurde schon dunkel, die Zeit hätte nicht ausgereicht, und morgen gab es wieder so viel zu thun. So schob sie denn das

[1]) Halsband.

mißglückte Schriftstück mit einem halben bösen Gewissen in ein vergilbtes aber leeres Couvert, — das einzige, das sie besaß, und überlegte die Adresse. Die ist nun schwer zu finden, wenn man keinen Namen weiß! Sie hätte sich wohl befragen können, aber das war ihr zuwider, sie wußte selbst nicht recht warum. So schrieb sie denn einfach: „An den jungen Herrn Schreiner wo beim Schreiner Diez zur Aushilf ist.“ Mit der Post freilich wollte sie nichts zu thun haben, nein, sie mußte ihren Brief selbst abgeben. Aber wie? Sie besann sich darüber die halbe Nacht lang; früher noch als sonst war sie am Morgen aus dem Bette. Mit heißen Wangen und klopfendem Herzen schlich sie hinüber nach der Schreinerwerkstatt. Dort war es noch ganz still. Sie schaute durch die staubblinden Fenster in die ebenerdige Werkstätte; Niemand war darin. Das machte sie dreister. Sie rüttelte ein bischen an den Fensterflügeln. Da, einer war nicht ganz geschlossen worden in der warmen Nacht, — er ließ sich aufstoßen. Die Drehbank, an der sie gestern gestanden, wo ihr der fremde arme Mensch seine traurige Liebesgeschichte erzählt hatte, stand nicht weit vom Fenster. Wenn sie recht vorsichtig zielte, konnte sie ihr Briefchen vielleicht bis dahin werfen. Aber ihre Hände zitterten, und sie warf ungeschickt, — da lag ihr Trostlied zwischen den Hobelspähnen unter der Drehbank! Mit langem Halse spähte sie hinein, beide Hände auf das Fenstersims gestützt, alle Vorsicht vergessend. Da knarrte eine Kammerthür, und ihr grad gegenüber trat in die Werkstatt der junge Schreiner mit den weißen Hemdärmeln, ganz so wie sie ihn gestern gesehen. Ob er sie erblickt? Es fuhr ihr der Schrecken so in die Glieder, daß sie nicht einmal aufschrie, sondern sich plötzlich unterduckte wie ein wilder Vogel; dann aber nahm sie sich zusammen und sprang so flink davon, wie sie seit ihrer Kinderzeit nicht mehr gelaufen war. Die Fenster der Werkstatt gingen auf den Neckar hinaus; wenn sie um die Hausecke lief, konnte sie nicht mehr gesehen werden. Aber sie hielt nicht an, sie eilte sogleich bis nach Hause und ward erst ruhig, als sie wieder in der kleinen dumpfen Kammer war, wo Madele mit Rosen auf den Backen noch fest schlief. Eilig, als gelte es ein Unrecht wieder gut zu machen, ging sie in die Küche und zündete Feuer an. An der Thür des Holzstalles begegnete ihr Paile, der sie verschlafen und verwundert fragte: „Wo bischt no scho in aller Gottsfrüeh gwe?“

Das Mädchen trat einen Schritt zurück — so hatte Paile sie gesehen?: „I mein', 's könnt Dir eis sei,“ sagte sie, aber sie war doch etwas befangen.

„Hast scheint's Dein Schatz b'sucht!“ neckte Paile.

„I han kein Schatz!“ rief Mariele hastig, „schwätz net so domm raus!“

„Aber i ben 's doch? i bin doch der Deinig', gelt?“ meinte Paile mit einem Versuch sie zu umfassen.

„Du,“ sagte Mariele seine Hand zurückschiebend, „Du wirscht bald mei Ma', wenn's Gott's Wille isch, — desch eppes anders,“ setzte sie hinzu.

„Ha,“ brummte Paile, „e gute Ausred', isch drei Batze werth. Wo bischt no hig'loffe?“ Sein Gesicht nahm einen mürrischen, mißtrauischen Ausdruck an.

In dem Mädchen stritten Trotz und Offenheit: „Beim Schreiner ben i gwe,“ sagte sie zuletzt, „jez wirscht beruhigt sei, gelt?“ Damit verschwand sie im Holzstall und rumorte dort drinnen unter den Scheiten, als wolle sie sich selbst nicht

hören, denn ihr Herz klopfte beklommen und doch froh, wie es ihr noch niemals geschehen war. Den ganzen Tag sah sie die Stühle und Bänke im Haus darauf an, ob sie auch ganz und keiner Reparatur bedürftig seien. Ja, es waren einige Schäden da, die längst hätten ausgebessert werden sollen. Aber dann wagte sie doch nicht, sie zum Schreiner zu tragen, vor der Thür noch kehrte sie um.

Am nächsten Morgen fand sie auf dem Sims vor ihrem Kammerfenster draußen ein Sträußchen liegen, Rosen und Rosmarin. Mit bebenden Händen steckte sie 's unter ihr Halstuch, es war ja nur für sie, es sollte Niemand andres sehen. „Das ist für das Lied," dachte sie, „ach, wenn 's ihn nur recht getröstet hat!" Und sie hätte ihn so gern gesehen, aber sie dachte, es wäre doch ganz unmöglich, daß sie noch einmal in die Werkstatt ginge.

Am folgenden Tage lag wieder ein Sträußchen auf dem Fenstersims, und so fand sie nun täglich eins, zwei Wochen lang. Einmal, als sie mit Madele vom Felde kam, die Hacke über der Schulter, begegnete er ihnen; er sah so sauber und wohlgekleidet aus und grüßte so höflich mit dem großen braunen Strohhut. Da ward es ihr heiß und bange, denn sie war beschmutzt und erhitzt von der schweren Arbeit, sie hatten den ganzen Nachmittag Schollen geklopft. Es sah aus, als wolle er auf sie zutreten, zögere aber, Madeles wegen, die ihn keck musterte.

„Hier ums Eck," sagte Marie und zog ihre Schwester schnell mit sich fort.

„Dummes Ding," entgegnete Madele unwirsch, „wie wenn der saubre Bub beiße thät'! Er ischt jo beim Diez drunte, Wilhelm heißt er, — aber Du bischt immer ei'blättlet wie e Raup', mit Diar ka' mer von so was garnet rede."

Marie hörte aufmerksam zu und vergaß darüber zu antworten. Vielleicht wollte sie auch nicht. Madele plauderte weiter: „Schad, daß er e Schreiner ischt, und Geld hot er kei's, sagt dem Diez sei' Beth[1]), sonscht thät er mer gfalle! Guet! D' Beth thät en au nehme, glei, aber se sagt, 's Maul sei em fascht zug'wachse, schwätze thät er fascht nex."

„D' Beth ischt argwüescht mit ere schelke[2]) Auge," warf Mariele hin.

„I sags au!" lachte Madele, „bei miar sollt er scho rede, i probiers emol."

„I glaub gar! willscht eppe[3]) em Bube nachlaufe?" rief Marie zornig und erschrocken.

Aber das störte Madeles Uebermuth nicht im geringsten. „Von nachlaufe ischt kei Red'," lachte sie, „bloß sehe, ob em 's Maul wirklich zug'wachse ischt! 's wäre schad für en, so e Bild vome Buebe."

Kaum hatten sie sich daheim gesäubert und erfrischt, so ergriff Madele einen zerbrochenen Stuhl und rannte unter übermüthigem Lachen aus der Stube. „Hand, Hand, beiß mi net! Zahn, Zahn, verreiß mi net!" rief sie Marie zu, die mit zusammengezogenen Brauen dastand, unschlüssig, ob sie sie nicht zurückhalten solle. Ja, warum denn? Madele war zwar ein ausgelassener Wildfang, aber daß sie sich frech betragen würde, das war doch nicht zu glauben. Es dauerte ziemlich lange, bis Madele zurückkam, wenigstens für ihre Schwester. Sie war nicht ganz so aufgeräumt wie vorher, sondern machte sich zuerst über den Mostkrug; der September brachte noch immer heißes, durstiges Wetter.

---

[1]) Elisabeth. [2]) schielend. [3]) etwa.

„Häa?“ fragte Marie zuletzt, und machte sich an der Tischlade zu schaffen, die sie aufzog und langsam wieder einschob.

„Häa?“ gegenfragte die Kleine, als ob sie gar nicht wisse, was man von ihr verlange.

„Hascht en g'sehe?“ Langsam zog Marie die Schieblade wieder auf.

Madele nickte. „Worum net?“

„Was hot er als g'schwätzt?“

„Ha, was mer halt so schwätzt!“ erwiderte Madele lachend. „Vom Haus und em Vetter und em Paile und em Mohrle.“ Mohrle sprang bei Nennung seines Namens schwänzelnd an seiner Herrin empor. „Wann er e Güetle hätt,“ — sagte sie nachdenklich, „no könnt mer mit em rede, — er g'fallt mer recht guet.“

„Weischt au, ob Du em g'fallscht?“ meinte Mariele etwas scharf.

„Ha, i denk scho! i ben e args netts Mädle,“ rief Madele unschuldig.

Am nächsten Morgen lag kein Sträußlein auf dem Fensterstims.

Mariele blickte traurig auf die leere Stelle, — sie wußt' es gleich, nun würde nie wieder eins kommen. Jeden Abend hatte sie das welke, das sie Tags über heimlich an sich getragen, in ihr Schächtelchen zu ihren Kinderschätzen gethan; sie lagen schon hoch aufgehäuft darin, und jedes Blümchen hatte eine Freude bedeutet. Nichts auf der Welt hatte sie bis jetzt so erfreut wie dieser stille Gruß. Aber es war wohl eine Sünde, dachte sie jetzt. Auch, daß der Geber ihr so gut gefiel, seine grade schlanke Gestalt, seine sanften Augen, seine rothen Lippen, seine artigen Manieren, selbst seine Trauer und seine Thränen. Der Teufel geht um in allerlei Gestalt, das wußte sie genau; grade das, was uns gefällt, stammt oft von ihm, ist eine Versuchung zum Bösen. Sie hatte zwar noch nicht viel Böses gethan, aber sie hatte doch Augen und Seele an ihm geweidet, dachte sie, — sonst hätte sie nicht so viel Unruhe und Angst gefühlt, hätte sich nicht gescheut, seinen Namen zu nennen oder von ihm zu sprechen. Das war unrecht gewesen. Dort vor dem leeren Fleck auf ihrem Sims betete sie mit tiefer Inbrunst, daß Gott ihre Seele von ihm abwenden möge, und dazwischen fühlte sie mit brennender Freude, wie lieb er war, wie nah und wie lieb, und daß sie ihn gar nie wieder vergessen könne.

Am nächsten Tage ward sie mit Paile zum ersten Mal von der Kanzel „geworfen“. Sie saß so, daß sie den Vetter deutlich sehen konnte. Er hatte noch immer dasselbe sommersprossige dummkluge Gesicht wie als Bub. Kein Bruder konnte ihr vertrauter sein. Als sein Name genannt wurde, richtete er sich straff auf, wie ein Schulknabe, den man aufruft, oder war's von der Soldatenzeit her die Gewöhnung beim Apell. Verlegen sah er nicht aus, eher etwas protzig. Der Pfarrbauer war einer der begütertsten in Hofen.

Am Nachmittage sagte Madele mit aufgeworfener Lippe: „Der Wilhelm ischt nemme do, er häb älleweil in Stuegert z'schaffe, sagt d' Beth; no, mir ka's ei's sei, er ischt, scheints, so e Dockelmauser.“ Und als Marie nicht antwortete, fuhr sie fort: „Er hot kei' Mädle g'führt, aber doch hot er e heimlichs Schätzle g'hett. Sträußlen hab er brockt[1]) in aller Fruh und hab se forttrage, sagt d' Beth.

[1]) gepflückt.

Se habs zweimal g'sehe. No hab se 's em g'sagt, no hab er kei Antwort gebe! so e Dockelmauser!"

Mariele hatte sich tief auf ihre Nähterei gebückt, Trauer und heimliches Lächeln, Erbleichen und Erröthen wechselten auf ihrem Gesicht; sie war froh, daß der Vater hereinkam und Madele abbrach. —

Einige Wochen später kam der Sonntag ihrer Hochzeit.

Mariele hatte dafür gekocht und gebacken, nach Brauch und Recht. „Se macht immer glei e Schwenkwannen voll," sagte der Pfarrbauer zu seiner Schwägerin, mit der er sich besonders gut verstand. Urschi sah noch gelber aus als gewöhnlich. Sie war ein paar Wochen lang krank gewesen. „I han scho g'moint, i komm do 'naus, uf d' Kirchhof," stöhnte sie, wie sie langsam zur Thür herein schlürfte und sich schwerfällig niederfallen ließ. Die Bank ächzte unter ihrem Gewicht. „'s scheint aber, mer will mi no net," fügte sie mit ihrem ungernen Lächeln hinzu.

„Nei, Du bischt noch z' bös'!" rief Madele neckend; der Ohm lachte beifällig, aber Urschi sah sie nicht eben freundlich an.

„Du bischt a'putzt wie 's Döckele[1]) us 'm Lade," sagte sie, „mer sieht fascht net, wer d' Braut ischt von uich zwoi."

Marie sah bleich und müde aus, sie hatte die ganze Nacht Teig gerührt, zu Gugelhopfen und Kranz und „Wefzgenescht[2])," dann morgens um vier schon Alles zum Bäcker getragen; Madele hatte zwar geholfen, aber sie war doch die Anordnerin vom Ganzen. Freilich war's ihr eigener Wille so, — sie wollte durchaus nicht, daß die Hochzeit in Urschi's Hause in Fellbach ausgerichtet werde, und Madele hatte ihr kräftig beigestanden. „In dere Sauwirthschaft könnt i net e Bröckle esse," sagte Madele, so deutlich wie möglich, nach ihrer gewohnten offenen Art, und ganz unbekümmert darum, ob Paile etwa ein Gesicht hinmache, wenn er das über sein Elternhaus höre. Aber Paile machte gar kein Gesicht; er fand es viel bequemer, zu bleiben, wo er später wirthschaften sollte, und seine Eltern hatten erst recht nichts dawider. Ein bischen lang wurden ihre Mienen freilich, als der Pfarrbauer sich die Kosten auf Heller und Pfennig zurückzahlen ließ für die Anstalten, erst daheim, und später im Sternwirthshaus; aber Ursula's Hochachtung vor dem Schwager wuchs eigentlich noch bei diesem Beweis seiner zähen Kargheit.

„Der ist profitlich!" sagte sie bewundernd zu ihren Söhnen, den Strobelköpfen, „so müeßt ers[3]) au mache. I moin' fascht, er habs von meiner Muetter, aber er hot se ja nemme g'sehe! 's ischt en args bravs Weib g'we, mei Muetter selig. Was net schlechter ischt als e Laus, des müeßt er vom Bode ufhebe, hat se g'sagt. Aelle Täg hat se des g'sagt." Die Söhne kannten diese appetitliche Haushaltsregel sehr wohl, denn auch sie bekamen sie alle Tage zu hören; sie gähnten, ohne die Hand vor den Mund zu halten, aber ihre Augen fuhren gleichwohl gehorsam spähend in alle Winkel der Hochzeitsstube, denn eben hier war es, wo die Unterhaltung stattfand. Auf den Wandbänken und den Stühlen saß es voll von Gästen; die jüngeren standen in den Ecken beisammen, aber Buben

[1]) Puppe. [2]) Wespennest. [3]) ihrs.

und Mädchen getrennt. Die Meisten sahen unbehaglich aus, in ihren schwarzen Feiertagskleidern, nur die älteren Männer mit ihren dampfenden Pfeifen und die alten Frauen mit ihren Gesangbüchern hatten jenen ruhigen Gesichtsausdruck, der beweist, daß man eine Sache ohne Gemüthserregung an sich kommen läßt. Diese sprachen fleißig dem Wein zu, den die Mädchen umhertrugen, — abgestellte Gläser, Gesangbücher, Sacktücher, und hie und da ein Blumenstrauß lagen zwischen den Schüsseln voll Gebäck auf dem Tisch und den Fensterstimsen. Aus der Mädchenecke tönte manchmal ein Kichern, dann schloß sich das Häuflein dort dichter zusammen, und wenn gerade Madele des Wegs kam, ward sie lachend mit in den Kreis gezogen. Mariele mußte immer an der Mutter Begräbnißtag denken, — seit jenem Tag war es das erste Mal, daß so die ganze Verwandtschaft hier versammelt war. Dann störte sie fast das Kichern aus der Ecke, als etwas, das doch damals nicht gewesen war. Hie und da hörte sie auch die Stimme ihres Vaters, — die hatte damals geschwiegen, — nun knarrte sie, ganz wie seine hörnerne Schnupftabaksdose beim Aufdrehen, unter den anderen Stimmen hervor. Er erklärte soeben, daß er keine Musik, keine Bläser und Geiger vorauf gewollt habe: „'s ko'scht glei weiter und in Stuegert sieht mer des au nemme." Der Pfarrbauer war sehr für den Fortschritt, wenn Fortschritt billiger war. — Der Vater des Bräutigams war hinausgegangen, „d' Säu a'sehe."

„No ka'scht glei bei Paile mit a'sehe," rief ihm Madeles spitziges Zünglein nach, „der ischt älleweil noch am Mischte'."

Paile hatte sich allerdings noch nicht blicken lassen; es war ihm nichts ärger, als von der ganzen Verwandtschaft angegafft zu werden. So machte er sich da und dort zu thun, um draußen den Augenblick zu erlauern, wo der Aufbruch zur Kirche stattfinde, und sich dann ohne viel Worte dem Hochzeitszuge anzuschließen. Madele hatte ihn aber gesehen und ihm ein scharfes Wort übers andere gegeben. Mit der Kinderfreundschaft zwischen den Beiden war es aus, wie mit dem Vertrauen zwischen den beiden Schwestern. So unfroh wie jetzt war das Haus kaum nach der Mutter Tode gewesen.

Der Ohm kam wieder herein in das heiße Zimmer und rief durch die grauen Tabakswolken, daß es nun Zeit sei. Hinter ihm folgte auch Paile, sehr roth gewaschen, auf der Stirn eine Wolke, vielleicht von Madele's Sticheleien her, — übrigens trat sie jetzt an ihn heran, um ihm den Bräutigamsstrauß an den Rock zu heften. Doch hätt' es um ein Haar noch einmal Streit gegeben. Es fiel ihr nämlich ein, ihn auch an der Halsbinde zu zerren, mit dem Bemerken, „was weiß en Ochs, wann Sonntag ischt!" und sie loszuknüpfen. Nun hatte aber eben diese Halsbinde dem Paile heut schon eine Stunde lang Elend gemacht, darum schlug er Madele grob auf die Hand, und erst Mariele gelang es, ihn zu besänftigen. Doch grollten Beide noch eine Weile fort, und selbst auf dem Wege zur Kirche sahen sie sich mit gerunzelten Stirnen und feurigen Augen an, so daß eine der Brautführerinnen Madele anstieß und ihr zuraunte: „Geh', Madele, mach e Zörnle." Aber auch das alte Kinderwort brachte sie nicht mehr zum Lachen, Madele's Natur schien gänzlich ins Säuerliche umgeschlagen.

Mariele trat wie im Traum in die Kirche, — erst als die liebe vertraute Stimme des Pfarrers an ihr Ohr schlug, faßte sie sich zusammen und zwang

sich, aufzumerken und kein Wort von der Predigt zu verlieren. Der einzige Gedanke, der klar in ihrem Kopfe stand, und sie bis vor den Altar begleitet hatte, war der: „Weil's Gottes Wille ist." Wenn das Bild des Andern sich eindrängen wollte, jedesmal hatte sie's zur Abwehr gesagt: „Gottes Wille." Und dann hatte sie nachgesonnen und sich Alles gründlich überlegt, „'s ist meines Vaters Wille, aber dem ist's um den Paile, weil er keinen Sohn hat, und der Paile kann schaffen für drei, und thut's auch; 's ist meines Oheim's Wille, aber dem ist's um mein Güetle; 's ist Urschi's Wille, aber die will', daß ihre Söhn' auch erben; 's ist Paile's Wille, aber dem ist's halt auch um's Güetle; aber 's ist meiner todten Mutter Wille, und die hat mich gern gehabt, und also ist's auch Gottes Wille; und was Gottes Wille ist, das soll auch mein Wille sein."

Nun spannte sie alle Seelenskräfte an, um zu horchen, ob das nicht Alles mit des Pfarrers Worten zusammenstimme. Sie heftete ihre großen übernächtigen Augen fest und fragend auf sein gutes mildes Antlitz, und er sah es wohl, und bald war's, als rede er für sie allein, eine so lange Traurede war ihm selten auf die Lippen gekommen.

Er redete von der Liebe. Von jener höchsten, die ihr Leben ließ für ihre Brüder, daß sie daran erkennten und ersähen, wer die größte Liebe habe. Und dann ging er über auf die Liebe in der menschlichen Gemeinschaft, und sprach, daß er eine treue Tochter vor sich habe, die wohl wisse, was es sei um die Mutterliebe, die da wache und sorge, selbst übers Grab hinaus, und die auch für sie gesorgt, daß ihre Liebe, die so früh der Tochter habe fehlen müssen, ersetzt werde durch die and're, die eheliche Liebe und Treue, indem sie selber den ausgewählt, der einmal ihre Marie heimführen solle.

Marie holte tief Athem, es stimmte Alles. Freilich, fuhr der Pfarrer nachdrücklich fort, heiße es bei aller Menschensorge: der Mensch denkt, Gott lenkt, hier aber sei es zusammengetroffen. Gott habe zum Willen der Eltern seinen Segen gegeben, habe die Herzen der beiden jungen Verwandten einander zugeneigt, daß sie sich gern hätten, so gern, daß er kein ander Weib und sie keinen andern Mann begehre. Dafür sollten sie ihm danken inniglich.

Marie war erblaßt, sie sah noch immer den Pfarrer an, aber sie hörte nicht mehr, was er sprach; bei seinen letzten Worten war ihr etwas Neues, Unerwartetes aufgegangen. War es so mit ihr, wie der Pfarrer sagte? und wenn es nicht so war, war es dann auch noch Gottes Wille? Dem Bräutigam ward die Trauformel vorgesprochen: „Hierauf frage ich Euch," — aber sie erwachte erst aus ihrer Grübelei, als Paile's Stimme dicht neben ihr das „Ja" sprach, das ihr dumpf durchs Herz dröhnte. Und nun kam sie an die Reihe; aber sie folgte den Worten nicht, ins Leere gingen ihre Gedanken, ihre Blicke glitten an dem Geistlichen vorüber, und plötzlich hafteten sie starr und verzückt auf einer Ecke hinter dem Altar, wo ein schmerzverzogenes bekanntes Gesicht wie aus der Wand hervor, angstvoll auf sie starrte. Woher kam der auf einmal? Und warum blickte er so erschrocken, als sei sie das Rikele, und werde hier vor seinen Augen aus dem Fenster stürzen? Ein Schauder lief ihr über den Rücken. War das Gottes Wille? Konnte das Gottes Wille sein, daß sie den Paile zum Manne nehme, und der Andere stehe dort in der Ecke und sähe aus wie der Tod;

und wenn ihr das weh thue im Herzen, sei es wohl gar Sünde? Sie seufzte laut auf, ihr Gesicht überzog sich mit Leichenblässe; sie wankte und tastete mit der Hand nach einem Halt.

„So bestätiget dies vor Gott und diesen christlichen Zeugen mit einem aufrichtigen Ja," sagte der Pfarrer, und sah sie forschend und feierlich an. Mariele bebte nicht mehr, nur ihr Herz zitterte ihr in der Brust beim Laut ihrer eigenen Stimme: sie hatte „Nein" gesagt.

„Was? was war das? Nein?" Ein unruhiges Gemurmel lief durch die Versammelten; der Ohm Bärenwirth rüttelte den Pfarrbauern, der eben tief in einer Berechnung des guten Herbstes steckte, rauh am Arm und schrie: „'s Mariele sagt Noi!" und „'s Mariele sagt Noi," pflanzte sich's weiter fort durch die Kirche, und Verwunderung und Verstörung malte sich auf allen Gesichtern. Paile, mit glührothem finsterem Gesicht murmelte: „Herr Pfarrer, se will mi net;" Urschi ballte die Faust in die Luft, und der Pfarrbauer mit dicken Zornadern auf der niedrigen Stirn fuchtelte mit den Armen, als wolle er sich thätlich an der Tochter vergreifen. Da donnerte plötzlich die Stimme des Pfarrers: „Ruhe!" und als sofort Stille eintrat, fuhr er ganz ohne Zorn, aber auch ohne Feierlichkeit, in väterlichem halbleisen Tone fort: „Madele, willscht Du en?"[1])

„Jo!" schrie eine helle schluchzende Stimme, und im Nu fühlte sich Mariele, die Alles wie ein Lamm über sich ergehen ließ, von den Füßen, und zurück zwischen die wüthenden Alten geschoben, und an der verlassenen Stelle, neben dem Paile, stand Madele, so bereitwillig, mit so freudigrothen Backen, als sei sie von jeher zu diesem Werk entschlossen gewesen.

Ueber des Pfarrherrn Gesicht schossen humoristische Lichter. Er sprach nur noch ein Gebet, während Mariele ihrer Schwester den Ring zusteckte, daß sie ihn mit Paile wechsele. Dann war die Feier beendet. Der Pfarrer verschwand in der Sakristei; laut redend und lachend verließ das Traugefolge die Kirche. Noch hatten sich die Neuvermählten keinen Blick zugeworfen; kaum aber traten sie aus der Kirchenthür, als Paile sich langsam umwendete und das Madele ins Auge faßte, als hab' er es noch niemals gesehen. Und plötzlich jauchzte er auf, daß es schallte: „Jo! Mädle, mer zwoi!" und er hob sie vom Boden auf, schwenkte sie hoch herum und setzte sie erst nieder, als sie ihn bittend, aber beharrlich, und mit schamrothem Gesichte an den Ohren zog.

Nun begann ein lautes Freudengeschrei. „Jo!" riefen die Burschen; mit Gelächter und Händeklatschen antworteten die Mädchen, und hoben sich auf die Zehen nach dem neugebackenen Paar. Es ward ein Hüpfen und Springen, als solle der Tanz schon mitten auf der Dorfgasse anheben. Und woher kam nur die Musik? Auf einmal war sie da, ganz wie gerufen, und die Geigen kratzten, die Flöten jubilirten, und unter dem fröhlichsten Hochzeitsmarsch zogen die Jungen in den „Stern," aus dessen dichtschattigem Garten ein lustiges Vogelgezwitscher ihnen entgegenklang.

Die Alten freilich gingen als ein unheimlich geringelter Drachenschwanz hinter dem lustigen Volke drein, mit Groll und Empörung und gottseliger Ent-

[1]) historisch.

rüstung über solchen Einbruch in den heiligen Ernst der Kirche und des väterlichen Willens. Am lautesten schürte Urschi, auch gegen den Pfarrer, der den Ungehorsam unterstützt, statt ihn gebührend zurechtzuweisen. Das sollte man ans Consistorium melden, da würde man dem Herrn Pfarrer keinen Maien stecken, eiferte sie — jetzt hab' der Paile das Madele, die Schnäpperbüchs am Hals, und kein Güetle dazu, denn das sei doch der Aeltesten, nach wie vor; jetzt sollt' der Pfarrbauer nur ins Ausdinghäusle hocken, daß das Mariele der Schwester auszahlen könnt. Warum der Paile, der Dilledapp, sich nicht gewehrt habe, daß ihm der Pfarrer das Madele angetraut? —

Der Paile und sich wehren! eben klang sein Juchzer durch Urschi's Redestrom. Der Paile war noch nie so froh gewesen wie heut. Verwandelt war der Bursch, der bedächtige, nicht leicht aus dem Gleichmuth Gebrachte — heut war er jung und ausgelassen, wie er es kaum als Bub gewesen. Aus allen Ecken tönte Madele's Lachen und Schelten; sie konnte sich kaum seiner erwehren, immer wollt' er den Arm um sie legen, immer sie an seiner Seite haben. Was kümmerte ihn das Schreien und Fluchen der Alten, die sich nicht scheuten, laut dazwischen zu fahren, weil man die Sach' vielleicht noch rückgängig machen könne. Das glückliche Paar lachte sie aus, that der Urschi sogar den Aerger an, die Strobelköpfe gänzlich auf seine Seite herüberzuziehen, — die folgsamen Söhne, von denen sie den einen in Gedanken, wenn Alles recht gegangen, schon mit Madele verheirathet und neben Paile auf dem Deiningergüetle gesehen hatte. Gleich lichtscheuen Verschwörern zogen sich die drei Alten in ein dunkles Hinterzimmer im „Stern" zurück, mit der Aussicht auf die Dunglege und den Hühnerstall. Eine ungezählte Menge Schoppen, die hineingetragen wurden, und je und je ein lauter Wuthausbruch bezeichnete ihren Schlupfwinkel. —

An der andern Seite des Gartens, unten am Abhang gegen den Neckar, gab es eine abgelegene Laube, und dort saß Mariele. Sie war noch in ihrem schwarzen Brautkleide, aber den Kranz hatte sie schon vor dem Altar abgenommen und ihrer Schwester aufs Haar gedrückt. Die Hände vor sich auf dem morschen Holztisch gefaltet, den Kopf etwas gesenkt, saß sie nachdenklich da, sich besinnend, was nun ihr Schicksal sein werde in dem Hause, aus dem sie sich selbst vertrieben hatte. Vertrieben, das wußte sie gut genug, und der Vater hatte ihr's ja auch noch in der Kirche zugeschrien: „So Einer gehöre ein Bettelsack, er lasse sich nicht länger zum Narren halten, von so Einer."

Traurig aber war ihr nicht zu Sinn, sondern gehoben, stark und frei: „Und jetzt weiß ich auch, wie 's dem Rikele zu Muth war, da 's aus dem Fenster fiel," dachte sie, und ein heimliches Roth stieg ihr in die Wangen.

Indem trat Madele herein und setzte sich neben sie. Auf ihrem Schelmengesichtchen stritten Weinen und Lachen. Sie nahm Mariele's Hand, lehnte ihre Backe darauf, und eine warme Thräne tropfte aus ihren Augen. „O weger, Mariele, jez isch letz[1]), der Vatter schreit, wer de Paile häb, der soll au' 's Güetle han; jez bischt um Alles komme und i han's g'wunne."

---

[1]) schlimm.

Marie warf einen betrübten Blick nach der Gegend, wo ihr Vaterhaus lag, das Haus ihrer steten Sorge und Mühe — aber sie sagte gefaßt:

„I han mers denkt, Madele, 's ischt scho recht, i widersetz mi net; Gott'swille geht vor Menschewille." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Hascht aber em Paile net e bissele z' schnell Dei Jawort gebe? I ben fast verschrocke drüber" —

„O, der Paile ischt mer lang ins Herz 'nei bache[1])", rief Madele betheuernd, „und i dank Dir ebe recht, daß Du en net g'nomme hascht." Und sie fiel ihrer Schwester um den Hals und küßte sie feurig. Das war seit Kindertagen nicht zwischen ihnen geschehen. Wie von einem plötzlichen Licht erleuchtet, sagte Marie:

„Gelt, jez bin i nemme Dei Stiefmutter?"

„I ben recht wüescht gwe," flüsterte Madele beschämt und drückte ihr die Hand. „Ha, do kommt der Paile, er sucht mi als; er ischt no a bissele wild, weil Du em e Nein gebe hascht, und er ischt so dag'stande wie e pappeter Jesus, — ade derweil, i hol Dir eppes z' esse und z' trinke."

Mit Lächeln blickte Mariele ihr nach, wie sie Paile entgegensprang. Sie verstand die Kleine mit Hülfe ihres eigenen Gefühls. „So also ist's," dachte sie, „das Gernhaben ist Gottes Wille, und da muß man folgen; wo aber kein Gernhaben ist, da will Gott nicht, daß Zwei zusammenkommen!" Und sie versank in Staunen darüber, wie herrlich Alles geordnet sei; und dankte Gott inbrünstig, daß er sie hatte Nein sagen lassen. Dann blickte sie durch die Zweige ihres grünen Verstecks und hatte Freude an Allem; an dem ziehenden Fluß, über dem in der Ferne duftiger Nebel aufstieg, an dem spiegelnden Wehr und dem abendlich rosigen Himmel; an den fruchtschweren Rebstöcken in den Weinbergen; ja sogar an den vielen Herbstzeitlosen, die den grünen Rasen lieblich mit ihrem zarten Lila überstreuten. Sie sind zwar giftig und ein schwer zu vertilgendes Unkraut, über das der Vater und der Schulmeister oft genug ihren Zorn ergießen, aber das Auge weiß davon nichts, und hat sie nicht auch Gott gemacht? Der Vater hatte ja auch ihre weißen Sterne und Lilien nicht leiden können, und vielleicht sind die auch Gift für die Ziegen und Kühe. Es wächst doch nicht Alles nur dazu, um von dem Vieh gefressen zu werden. „Auf dem Lande ist's halt so," dachte Marie; „wär's nicht um die Stuttgarter, die immer da herauskommen, sie hätten auch die Ruine oben im Sterngarten schon längst heruntergerissen. Aber ich hab's ja selbst gehört, wie ein Herr zum Sternwirth gesagt hat, das schlanke graue Mauerwerk sollt' er in Ehren halten; Wein, auch guten, gäb's vieler Orten, aber die Ruine hier am Neckar, das sei recht das Wahrzeichen von Hofen, so etwas sei schon seltner. Und," dachte Marie, „'s ist auch wahr, Fellbach hat keine, und 's wär schad dafür, wenn sie nimmer da stände, und wo sollt' nachher das Grüntöffele geisten gehen, das so viele Leut durch die Mauer haben aus- und einschlüpfen sehen, mit ihrem Schleppkleid und dem goldenen Schäpple und den spitzigen grünen Schnabelschuhen, nach denen man es benannte."

Und weil ihr Herz erlöst war und ihre Augen müde, so legte Marie den Kopf auf die Arme und schlummerte leicht ein, und ihr träumte, sie sähe das Grüntöffele aus der Mauer hervorgehen und winken. Es winkte mit einem

[1]) eingebacken.

goldnen Schlüsselbund, das sie in ihrer weißen Hand hielt. „Findst en Schatz," sagte das Geistchen; es war nur halb so groß wie ein Mensch; sein Gesicht war spitz und weiß und runzelig und seine Stimme ganz hell, wie ein Flötenton.

„Ja, Gria'töffele, wo denn?" fragte Marie verwundert. Da faßte das Geistchen sie an der Hand, daß sie in die Höhe fuhr und sich umsah. Es war halbdunkel geworden; in ihrer linken Hand steckte ein Sträußchen, das ihr in die Nase duftete. Und neben ihr sagte Etwas: „Grüeß Gott, Mariele."

Ein bischen unsicher und noch halb im Traum erwiderte sie: „Grüeß Gott, wer ischt do?"

„Du kennscht mi scho," sagte die Stimme leise und zutraulich, eine tiefe Stimme, nicht wie die vom Grüntöffele; Marie erkannte sie und versteckte ihr Gesicht in das Sträußchen, obgleich sie gar nicht zu sehen war; trotzdem wußte sie nun ganz gut, wer da vor ihr am Tische stand.

„I wollt froge, Mariele, worum hascht aber Nein g'sagt in der Kirch?"

„I han en halt net gern, nur so —" erwiderte sie mit zitternder Stimme. Eine Pause folgte. Dann klang es, aber zaghaft und kleinlaut:

„Mariele, i han e schweres Herz und — e leichte Beutel, — aber — därf i morge wieder Sträußle brocke?"

„I gang in d' Stadt, in Deenscht," flüsterte das Mädchen.

Wieder eine Pause. Dann kam es, noch demüthiger als zuvor: „Mariele, moinst, daß d' mi gern habe könntescht?"

„I moin fascht," und aus ihrer Stimme hörte er, daß sie lachte. Sie streckte ihm über den Tisch hinüber die Hand hin.

„Gelt, Wilhelm heißest?"

„Ja, Wilhelm," und er hielt ihre Hand fest mit seinen beiden.

„Weischt, mer merkt 's glei, wenn's Gott's Wille ischt," sagte sie nachdenklich und fröhlich zugleich, „mer g'spürts im Herze."

„Wohl! wohl! 's ischt mer fascht broche gwe, wia i g'hört hab, Du heirathst en Andre, und heut Morge —"

„Ja," sagte Marie abwehrend, — „aber Deine Sträußle älle Tag —"

„Und des schöne Lied, Mariele, i ka's gar nemme vergesse, ‚es geht ein stiller Engel' — weischt, des bischt Du, Mariele."

„Ha noi," rief das Mädchen erschrocken, „descht ja die Geduld!"

„I han immer Dei G'sichtle g'sehe, wia D' über mein U'glück Thräne vergosse hascht, — descht besser als bloß so Geduld," sagte der junge Mann.

„Geh, Wilhelmle, daß Di Niemand sieht," bat das Mädchen, „gut Nacht, schlaf wohl," und wollte ihre Hand losmachen.

„Guts Nächtle, schlaf wohl, 's lieb Herrgöttle sei Dei Wächterle, so sagt mei Mutter," — er hatte einen so zärtlichen Ton dabei, daß Marie unwillkürlich fragte:

„Hascht Dei Mutter gern, gelt?"

„I glaubs wohl," lachte er verwundert, „mei Vater ist jong g'storbe, drei Johr alt ben i gwe, no hat se mi ufzoge, alleinig. E klei's Vermögele hat se von z' Haus kriegt, no hot se des G'schäft a'g'fange, des Goldsticke; 's bringt

scho was, denn des versteht net e Jedes. Jez gang i und red mit er, daß se 's Dei'm Vatter sagt."

„Ja, aber er wird wild werde, und was wird Dei Muetter sage, wann 's Güetle nemme mei' ghört?"

„Ha, se wird halt denke, daß mer's ums Mädle isch und net ums Güetle, — da ka' mer nex mache. Wann Dei Schwescht Di nauszahlt, no isch guet, wann net, no schafft mer recht, — i könnt kei Bauregüetle brauche —"

„Wann i 's G'schäft von Deiner Mutter lerne könnt," meinte Marie.

„Ha, worum net? aber 's wird net nöthig sei, — i hab mei Sach g'lernt, i bin uf Schule gwe, und hab en Preis kriagt, vorgeschtern, in Stuegert uf der G'werbausstellung."

„En Preis? ja für was?"

„Für en eichene Eßtisch mit g'schnitzte Drachefüeß, — halt, jez weiß i was — jez mach i no emal eine, aber en kleinere," und er lachte fröhlich in sich hinein. Dann drückte er noch einmal ihre Hand fest: „O Mädle, kennscht des Lied, wo anfangt: ‚O du mei schöne Sonneblum, i bau' mei Herz um di herum' — grad so isch mir z' Sinn, Mariele."

— Madele war nicht wenig überrascht, in der dunklen Laube leises Sprechen zu hören, da sie doch ihre Schwester noch immer allein glaubte. Noch mehr aber erschrak sie, als sie, mit Speise und Trank beladen, eintretend, an einen schlanken jungen Mann anrannte, der sofort ein Streichholz entzündete, und es sich selbst vors Gesicht hielt. Wahrhaftig, der hübsche junge Schreiner! Madele stellte hastig ihr Brett nieder und blickte aufmerksam von einem zum Andern.

„Jerum, Mariele, Du kennscht en jo net!" rief sie in hellem Erstaunen.

Marie erröthete und lachte: „Ja, scho."

„Jerum, Du weischt jo sein Name net!"

„Du hascht en mer verrathe, Madele," neckte Marie.

„Komm, sei g'scheidt, gib Deim Schwager e Pätschle, und i dank D'r ebe recht, daß De de Paile g'nomme hascht," sagte der Schreiner zutraulich.

Madele war drauf und dran, ein „Zörnle" zu machen, wie immer, wenn sie etwas nicht begriff.

„Dockelmauser!" murrte sie. Plötzlich aber brach sie in lautes Lachen aus: „Der Vatter wird seine Auge' ufreiße! i sieh's scho, die große feurige Rollauge!"

Und die machte denn der Pfarrbauer in der That, als am nächsten Nachmittage ein altes Frauchen mit frühverwelktem, aber klugem Gesicht, aus dem ein Paar großer, ein wenig kränklicher Augen blickten, bei ihm einrückte. Sie trug reputirliche städtische Kleidung, einen grauen Rock und ein graues Shawltuch, graue Baumwollhandschuh und einen hellen Strohhut mit grauem Band, und ihre Stimme war ebenso weich, wie die Farben, die sie trug. Sie wußte aber sehr geschickt und ungezwungen das Gespräch auf ihren Sohn zu bringen, der dem Bauern wohl bekannt sei, weil er eine Zeitlang beim Schreiner Diez ausgeholfen.

„'s isch mer leid, noi," sagte der Bauer kurz.

Das machte die Frau nur wenig betreten; sie fuhr ganz gemächlich fort, von der Tüchtigkeit und dem Geschick ihres Sohnes zu reden, der jetzt auch einen Preis auf der Gewerbeausstellung gewonnen habe.

„Isch mer net bekannt," hüstelte der Bauer.

Aber die Frau kam nun ruhig und deutlich auf den Punkt, daß dieser tüchtige Sohn des Pfarrbauern Mariele zur Frau haben möchte.

„'s isch mer leid, aber Geld hot se koi's," und der Bauer wollte ihr den Rücken zudrehen.

Da aber fuhr die sanfte Frau auf. Ob sie danach gefragt habe oder nach dem Mädle? Ein Handwerker könne es freilich auch brauchen, wenn die Frau etwas mitbringe, aber so drauf versessen, wie die Bauernleut, das seien sie nicht. 's sei ihm leid, aber wer auf die Bauern schimpfen wollt, der sollt nicht in ein Bauernhaus kommen, war die erboste Antwort. Diese aber überhörte die Mutter ganz und fuhr mit großer Lebhaftigkeit fort: sie hab' sich und ihren Sohn jahrelang mit Goldsticken ernährt, all die Fahnen der Umgegend für Veteranen- und Kriegervereine wie für die Innungen, auch viele Altardecken seien von ihrer Hand gestickt worden, — drum hab' sie keine Angst, daß sie müsse zu Grund gehen, wenn auch ihre Sohnesfrau keinen vollen Säckel mitbringe.

„En leere!" unterbrach sie der Bauer.

Sie aber fuhr fort: Und so ein Mädelesherz, was in so einer Versuchung seine Treue bewähre, das sei auch was werth; sie hab fein heulen müssen, als ihr Wilhelm ihr's erzählt hab'.

Hier fuhr der Deininger auf, 's sei also eine abgekartete Geschichte gewesen mit dem Neinsagen? Gut, aber er sage auch nein; seine Tochter sei eine Bauerntochter und nichts für so einen Schreiner, — ja, wenn er noch Geld hätte, aber er hab' ja nichts, sei ja ein armes Luder, — für Geld könne man Alles haben, aber ohne —

In diesem Augenblick trat Marie herein, die vor der Thür mit Herzklopfen dem Streite gefolgt war und sagte mit ermahnender und zugleich bittender Stimme: „Vatter, willscht Du no' emal Christum verschachere?"

Ob sie selber recht wußte, was sie sagen wollte, — ob der Vater sie verstand, genug — es waren die richtigen Worte, der Bauer verstummte. Mariele aber führte die Frau, die ganz erschöpft auf die Bank gesunken war, in den Garten, um sie zu beruhigen und zu erquicken. Sie hatten sich beim ersten Erblicken lieb gewonnen, und während die Frau aß und trank, erzählte sie von ihrem Wilhelm, wie brav der sei, und wie er schon als ganz kleiner Bub auf seines todtkranken Vaters Drechselbank gesessen und gesagt habe: „I werd au e Sßreiner, und wann i groß ben, därf der Vatter nemme ßaffe."

Das war in aller Aufregung eine glückliche Stunde.

Als sie wieder in die Stube gingen, hatten Madele und Paile auch am Ueberredungswerk geschafft. Der Vater sagte jetzt, seine Aelteste habe sich in der Kirche betragen, daß es eine Schande sei fürs ganze Dorf; er sei alleweil froh, wann sie fortkomme.

Das war sein Jawort. Und nach vier Wochen stand Mariele abermals

vor dem Altar, aber diesmal in dem hochgelegenen gothischen Kirchlein von Berg, wo man weit hinaussieht über das grüne gesegnete Neckarthal.

Es hieß, das Consistorium habe das kurze Verfahren des anderen Pfarrers allerdings monirt, — es schien ihn aber nicht angefochten zu haben. Sein Gesicht glänzte, so oft er dem jungen Paar begegnete. Als es das erste Mal geschah, winkte er Madele zu sich heran und sagte schelmisch: „Gelt, Du, ich hab's recht gemacht?"

Und als Madele nur verlegen mit dem Kopfe nickte, flüsterte er: „Was ich noch sagen wollte, — wer hat auch den Paile hinterm Zaun geküßt am Hochzeitmorgen?"

„O Herr Pfarrer, 's ischt jo mei leiblichs Vetterle gwe!" rief Madele hocherröthend.

„Wohl, aber gelt, so ischt's doch besser?" lächelte der Pfarrer. —

Im gothischen Kirchlein in Berg sprach nun Mariele das gebräuchliche Ja, aber obgleich sie dies bedeutungsvolle Wörtchen zu einer glücklichen Frau gemacht hat, ist's eben seiner Gebräuchlichkeit wegen nicht sonderlich ins Gedächtniß der Dorfgenossen gefallen. Jenes ihr Nein aber ist sprichwörtlich geworden, und wenn Jemand das gerade Gegentheil sagt oder thut von dem, was man von ihm erwartet, da schaut man sich an und spricht: „'s Mariele sagt noi."

Fürst Bismarck.

Der 20. März 1890 bezeichnet einen Markstein in der Geschichte des deutschen Volkes: fühlbarer, deutlicher noch als der Heimgang weiland Kaiser Wilhelm's sagt uns der Rücktritt des Fürsten Bismarck, daß eine Periode großer Entwicklungen geendet und daß eine neue begonnen hat. Ein neues Geschlecht und eine neue Zeit kommen herauf. Wir, die wir um unserer Ideale willen in unserer Jugend gelitten und in unseren reiferen Jahren gekämpft haben, bis wir sie verwirklicht sahen in Kaiser Wilhelm und Bismarck, wir treten jetzt allgemach zurück, und andere Männer treten hervor. Neue Fragen bewegen die Welt, neue Gedanken brechen sich Bahn, neuen Zielen strebt unser Volk, strebt die Menschheit zu. Das ewige Gesetz der Bewegung ist es, dem wir gehorchen müssen, dem wir uns beugen. Es beherrscht die Natur, es beherrscht das Leben der Völker. Wir sprechen von der guten alten Zeit; aber die nach uns kommen, sprechen von der besseren neuen. Wir blicken mit Wehmuth rückwärts, sie blicken mit Freudigkeit vorwärts, und ihnen, unseren Erben, gehört die Welt und die Zukunft. Es ist auf allen Gebieten gleich — auf dem der Wissenschaft, wo der Darwinismus und die Evolutionstheorie ihre letzten Consequenzen ziehen; auf dem der Kunst und Literatur, wo der Naturalismus dem Idealismus tödtliche Fehde angesagt hat; auf dem der Erziehung, wo der Humanismus von seinen mächtigen Angreifern aus Position nach Position gedrängt wird; auf dem des Staates, wo vor den socialen Problemen die politischen augenblicklich wie verblassen und verschwinden. Ein gemeinsamer Zug verbindet, bewußt oder unbewußt, diese Kräfte mit und untereinander, und ein innerer Zusammenhang schließt die Cadres, die jetzt noch scheinbar getrennt marschiren, zur Phalanx; Weltanschauung steht gegen Weltanschauung: sollen wir darum aber klagen und an den Geschicken der Welt verzweifeln, weil wir der Natur unseren Tribut gezahlt haben, weil wir alt geworden sind, weil wir — mit unserem Willen oder ohne, ja selbst gegen unseren Willen — den Platz der Jugend räumen, mit der wir uns nicht mehr zu verständigen wissen?

Was der 9. März 1888 dunkel, schwermüthig angekündigt, das Gefühl, daß ein Zeitalter, unser Zeitalter, das der bis jetzt herrschenden Generation, zur Neige gehe, der 20. März 1890 hat es unwiderruflich bestätigt, hat es zur unumstößlichen Thatsache gemacht.

Und doch ist es noch nicht so lange — denn dem Alternden scheinen die Entfernungen sich zu verkürzen — daß Bismarck uns ein neuer Mensch erschien — nicht im gewöhnlichen Sinne ein homo novus, sondern Einer, von dem es ausgeht, wie das Wehen und der Athem einer neuen Zeit, einer jener Gewaltigen, die sich mit den ersten Schritten vernehmbar machen. Und auch das, was die Begleiterscheinung aller wirklich Großen, Ueberwältigenden zu sein pflegt, sollte diesem nicht erspart bleiben: weder der Hohn der Menge, die ihn nicht verstand, noch die Kugel des Fanatikers, gegen welche die Hand der Vorsehung selber die von ihr erwählten Männer schirmt. Ein solch providentieller Mann war Bismarck, und die Wenigen erkannten ihn sogleich, und sie, die zuerst für ihn gezeugt, waren es auch, die aufrecht blieben, als die Menge vor ihm auf den Knieen lag. Nicht, daß sie seine letzten Ziele vorausgesehen — dazu hätten sie seiner eigenen Genialität bedurft oder tiefer in dieser verschlossenen Brust lesen müssen, als irgend einem Sterblichen verstattet war; aber von seinem ersten Auftreten im Jahre 1862 an erwarteten sie Großes, etwas Ungeheures von ihm, und sie sind in ihrer Bewunderung, und später, als das Werk vollbracht war, in ihrer Dankbarkeit dieselben geblieben — unberührt von der blinden Anbetung des Haufens, wie vormals ungeschreckt durch dessen unwürdigen und widerwärtigen Trotz.

Auch auf dieser Zeitschrift hat einmal die Hand Bismarck's schwer gelastet — und wer ihren eisernen Griff jemals empfunden, der vergißt es in seinem Leben nicht. Dennoch — wenn wir es noch einmal zu sagen hätten, wir würden noch einmal sagen, daß wir bei der ersten nicht nur, sondern bei mehr-, bei vielfach wiederholter Lectüre jener Publication immer nur den bestimmten Eindruck gehabt hatten, als ob sie nur dazu dienen könne, die großen Männer, denen wir die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches verdanken, Jeden in seiner Eigenart und Jeden in seinem hellsten Lichte zu zeigen. Auf die Rechtsfrage gehen wir hier nicht ein. Aber bevor wir noch vor dieselbe gestellt worden oder glauben konnten, daß wir vor eine solche gestellt werden würden, hatten wir das Gefühl, ein historisches Aktenstück von unendlicher Wichtigkeit in Händen zu haben, welches, da wir einmal in seinen Besitz gekommen, der Welt aus Bedenken formeller Natur vorenthalten zu wollen, uns ein Unrecht und ein Mangel an Pflichtgefühl auf dem uns anvertrauten Posten gedünkt hätte. Daß wir an einen störenden Einfluß auf den Gang der actuellen Politik auch nicht im Entferntesten dachten, wird man, nach unserer ganzen Vergangenheit, uns glauben. Alles, was, nach unserem Empfinden, auch nur den Keim einer Verstimmung in sich tragen konnte, ward zu beseitigen gesucht; und wollte man uns fragen, weswegen wir das Gespräch des damaligen Kronprinzen mit Bismarck, dessen Veröffentlichung nachher besonderen Anstoß erregt zu haben scheint, nicht unterdrückten, so würden wir, der Wahrheit gemäß, erwidern: daß wir, anstatt das Ansehen Bismarck's dadurch verringert zu sehen, ihm vielmehr zur größeren Ehre, zum höheren Ruhm anrechneten, wenn er, als praktischer Staatsmann und in ganz anderen Anschauungen aufgewachsen, dennoch endlich mit der Kaiseridee sich ausgesöhnt und sie zur Wirklichkeit habe machen helfen[1]).

[1]) Vergl. hierüber namentlich Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern", October 1888, S. 410.

Nein, für uns war Bismarck immer der heldenthümliche Mann im Sinne Carlyle's, der jeden, im Widerstand gegen die zähe Masse siegreich durchgesetzten Wandel des Weltgeschicks auf die Kraft der Persönlichkeit zurückführt, und dessen letztes Wort fast an seine Nation die Verkündung der Größe Bismarck's war, an die man damals, beim Ausbruch des Krieges 1870, in England so wenig glaubte, als man an sie vor Beendigung des Krieges von 1866 in Deutschland geglaubt hatte. „Wer von uns," hatte Carlyle schon 1867 gesagt, „erwartete, daß wir selbst, statt der Kinder unserer Kinder, leben sollten, um es zu schauen (nämlich die staatliche Einigung Deutschlands); daß ein großherziger und glücklicher Herr v. Bismarck, dessen Herabsetzung (dispraise) in allen Zeitungen war, zu seinem eigenen Erstaunen die Sache thunlich fand, und sie that, ihrem wesentlichen Bestandtheil nach, in wenigen der letzten Wochen?" [1]) Und im November 1870 fügt er hinzu: „Bismarck, wie ich ihn verstehe, ist keine Person von „Napoleonischen" Ideen, sondern von Ideen, die denen Napoleon's weit überlegen; zeigt keine unbesiegliche „Länderlust", noch ist er gequält von „gemeinem Ehrgeiz", ꝛc., sondern hat Ziele weit über jener Sphäre, und in der That scheint mir mit starker Fähigkeit, mit geduldigen, großen und erfolgreichen Schritten nach einem Gegenstand hinzustreben, der segensreich für die Deutschen und alle anderen Menschen ist" [2]).

Aber nicht „zu seinem eigenen Erstaunen", wie Carlyle nach 1867 gesagt; Bismarck war kein Improvisator. Seit er zum ersten Male an dem grünverhängten Tische des Bundestages in Frankfurt a. M. gesessen, weiß er, worauf er hinaus will; schon 1858, in einem Briefe vom 2. April, skizzirt er das deutsche Zollparlament, das erst zehn Jahre später zusammentrat, und der Vorläufer des deutschen „Vollparlamentes" war [3]); und lange, bevor er den in Avignon gepflückten Olivenzweig „der Volkspartei als Friedenszeichen" anbot und in derselben Budgetcommission das berühmte Wort „*durch Eisen und Blut*" sprach [4]), hatte er, als Gesandter, aus St. Petersburg, am 12. Mai 1854 an den Minister v. Schleinitz geschrieben: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen" [5]).

Ein Diplomat war er, und einer, der die größten der Vergangenheit in den Schatten gestellt, aber vielleicht nur darum, weil er sie durchschaut und frühzeitig erkannt hatte, daß man das eigentlich Große meistens nur trotz der Diplomatie vollbringen kann. „Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen," schreibt er, nach dem ersten Blick in das Palais der Eschenheimer Gasse, seiner Gemahlin (18. 5. 51); „kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat glaubt es, *was* für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt" [6]).

---

[1]) „Shooting Niagara: and after?" Essays, Bd. VII, S. 201.

[2]) „Latter stage of the French-German War". Essays, Bd. VII, S. 251.

[3]) *Hahn*, „Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich dargestellt ꝛc." Bd. I, S. 56.

[4]) Ebendas., S. 67.

[5]) Ebendas., S. 52.

[6]) Ebendas., S. 43.

Man hat von der Menschenverachtung Bismarck's gesprochen und gewiß nicht ohne Grund; wer die Menschen so gekannt, so kennen gelernt hatte, wie er, der konnte nicht viele von ihnen achten, und die es vielleicht verdient, hat er am ehesten verkannt oder mißkannt und von sich gestoßen. Treu festhaltend an den Freundschaften der Jugend, hat er in seinem späteren Leben das Wort Chamfort's nur zu sehr bestätigt: daß, wer mit vierzig Jahren kein Misanthrop sei, die Menschen niemals geliebt habe. „A good hater" hat er sich selbst genannt, und leidenschaftlich in Allem, war er es auch in seinem Haß. Aber ohne Leidenschaft kein Dämon, und ohne Dämon kein Genie. Daß es nichtsdestoweniger an Gemüth ihm nicht fehlt, geht aus Allem hervor, was wir aus seinem intimen und häuslichen Leben wissen, aus den vielen kleinen Zügen guter Nachbarschaft und patriarchalischen Verhaltens gegen seine Diener. Wer einen solchen Humor besitzt, der muß auch Gemüth haben; ebenso wie er, wenn kein Poet, d. h. keiner, der Verse macht, doch sicher eine poetische Natur ist. Wie hätte er sonst ein Schöpfer sein oder — um vom Großen auf Kleineres zu kommen — eine gewisse Vorliebe für Heine haben und offen eingestehen können — für Heine, den Geächteten, für Heine, der mehr als ein Schmähgedicht auf Friedrich Wilhelm IV. verfaßt, dessen erste Schriften in Preußen verboten und dessen letzter Band in den Berliner Buchhandlungen von der Polizei confiscirt ward. Aus eben diesem Bande citirt er (1852) in einem Brief an seine Schwester, Frau v. Arnim, „das bekannte Lied von Heine: O Bund, du Hund, du bist nicht gesund" — was freilich, außer Heine, nur noch Bismarck selbst so drastisch hätte sagen können, furchtlos, rücksichtslos, Feind jeder Phrase, aller Convenienz spottend. Es ist derselbe Brief, in welchem er „die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit" ausspricht[1]) — in dem Brief unterstrichen wie hier und seitdem ein „geflügeltes Wort", das an Classicität mit irgend einem von Heine sich wohl messen kann. In diesen Briefen an seine Schwester und seine Gemahlin klopft sein Herz. In einem derselben (an Letztere, vom 3. Juli 51) heißt es: „Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguiren und zu spioniren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegentheile, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, Alles mit Sonnenuntergang und Beethoven gemischt"[2]).

Wir werden seine hohe Gestalt in der Cürassieruniform, den Säbel an der Seite und die Linke auf dem Korb, nicht mehr unter uns wandeln, werden ihn, auf seinen einsamen Wegen im Thiergarten, mit der Rechten an der Mütze, die selten Begegnenden nicht mehr grüßen sehen. Aber in unseren Seelen, in unserer Erinnerung wird er fortleben, wie in der Geschichte, die mit dem Tage seines Rücktrittes ein neues Blatt beginnt.

27. März. J. R.

[1]) Hahn, Bd. I, S. 45.
[2]) Ebendas., S. 44.

Homer's Ilias.

Von

Herman Grimm.

Zweiter Gesang.

Auf dem Olymp wie im Lager der Griechen schlafen sie. Nur Zeus vermag die Ruhe nicht zu finden. Während Here an seiner Seite — es wäre nicht unhomerisch, zu sagen — schnarcht, dreht sich ihm die übernommene Verpflichtung im Kopfe herum. Soll es den Griechen schlecht ergehen, so muß mit den Trojanern gekämpft werden. Die Pest, die Uneinigkeit der Fürsten und Achill's Entschluß, haben die Griechen aber so heruntergebracht, daß, sie zu einem plötzlichen Angriffe gegen die neun Jahre siegreich dastehende Stadt zu bewegen, fast unmöglich scheint. Agamemnon muß Muth gemacht werden. Zeus beruft, wie Homer sagt, einen „bösen Traum", befiehlt ihm in der Gestalt Nestor's an des Königs Lager zu treten und ihm mitzutheilen, es werde, wenn die Griechen heute angriffen, Troja bald in ihren Händen sein. Der böse Traum richtet den Befehl aus und Agamemnon, erwachend und überzeugt von der Wahrheit der Verheißung, befiehlt Herolden, die Völker zur Berathung zusammenzurufen.

Vor ihrem Beginne aber vereint er bei Nestor's Schiffen die Vornehmsten zu einer engeren Vorberathung.

„Hört, Freunde," beginnt er, „im Traume ist mir Nestor erschienen und hat so gesprochen: — Du schläfst, Sohn des Atreus? Wer das entscheidende Wort zu sagen hat, sollte nicht die ganze Nacht schlafen. Ich bin ein Bote des Zeus, der deinetwegen bekümmert ist. Heiße die Achäer sich waffnen, denn Ilion wird dir nun zufallen. Die Götter haben es beschlossen, Here hat ihnen den Sinn gewandt. Beherzige dies wohl. So sprach er und entwich. Nun aber auf, ob wir die Achäer zum Kampfe bewegen! Ich werde sie zuerst zu überreden suchen, wie recht und billig ist, mit den Schiffen die Flucht zu ergreifen, ihr aber haltet sie, jeder an seiner Stelle, zurück."

Nach dieser Rede geschieht das Ueberraschende, daß Niemand das Wort ergreift, sich dagegen zu äußern. Nur Nestor sagt:

„Freunde. Wenn ein Anderer von uns diesen Traum erzählte, würden wir ihn für einen Trug halten; nun aber hat ihn der erste aller Achäer gesehen: auf, laßt uns die Söhne der Achäer zum Kampfe reizen."

So sprechend verläßt er die Versammlung, und Alle erheben sich, um auszuführen, was Agamemnon befohlen hatte. Und hinterher dann wird die allgemeine Versammlung der Griechen eröffnet und mit ihren Wechselfällen und in der lebensvollen Breite beschrieben, wie nur Homer zu erzählen vermag.

Wie sollen wir diese Vorberathung der Fürsten verstehen? Agamemnon faßt einen seltsamen Entschluß und sie nehmen ihn als das Natürliche auf. Bei der Stimmung des Heeres mußte, von uns aus gesehen, Agamemnon's Verfahren doch sehr bedenklich erscheinen. Warum sprach keiner von den Fürsten dagegen, wo ihre Meinung doch gefordert wurde? Was Nestor sagte, konnte die Bedenken nicht erschöpfen, die ihnen nothwendiger Weise aufsteigen mußten.

Und warum bereitet der Dichter uns auf diese Wendung der Dinge nicht vor? Homer hat gewisse Eigenthümlichkeiten, deren Eingreifen wir erwarten dürfen, weil darauf ein großer Theil der Wirkung seiner Gedichte beruht: zu ihnen gehört, daß er uns niemals überrascht. Nie stehen wir da und sagen: das verstehen wir nicht. Homer präparirt sorgfältig, was geschehen soll, und hier unterläßt er es in flagranter Weise.

Leicht ist zu berechnen, welche Fürsten an der Vorversammlung Theil nahmen. Neben Nestor Menelaos, dann Idomeneus, die beiden Ajax, Diomedes. Daß auch Odysseus nicht fehlte, wußten Homer's Zuhörer sehr gut: Odysseus war als einer der bedeutendsten Feldherren der Armee im ersten Gesange schon genannt worden. Freilich hat er bis dahin noch nichts gethan, das ihn als den klugen, vorsichtigen Mann auftreten läßt, als der er sich bald enthüllt, aber das Beiwort *πολύμητις* war ihm vom Dichter schon verliehen worden. Wie kam es, daß gerade Odysseus den Traum ohne Weiteres als günstig annahm? Mißtrauen gegen Botschaften der Götter gehörte zu den natürlichen Eigenschaften des homerischen Mannes. Vorsicht bei solchen Mittheilungen war dem Alterthume überhaupt geläufig. Ich erinnere an das Bedenken, mit dem Gideon (im Buche der Richter) den Befehl Gottes, die Medianiter anzugreifen, vielfach prüft, ob er in der That ein Befehl Gottes sei. Odysseus' Frage hätte sein müssen, ob die von Agamemnon empfangene Botschaft nicht eine beabsichtigte Verführung gewesen sei. Wir wissen, wie ungläubig Odysseus sich verhält, als bei der Heimkehr nach Ithaka im Augenblicke der Lebensgefahr Leukothea mit dem Schleier ihm erscheint, der ihn, wenn er sich mit ihm in die Fluth werfen wolle, erretten würde. Odysseus scheut sich, der Göttin Glauben zu schenken. In voller Ausführlichkeit aber trägt Homer später Odysseus' Ansicht vor, als er ihn unerkannt mit Penelope über die Natur der Träume philosophiren läßt, die er in wahrhafte und trügerische eintheilt.

Nehmen wir Agamemnon's rückhaltlose Gläubigkeit als einen Beitrag zur Charakterisirung des Königs hin. Es lag außerhalb seiner Art, anzunehmen, daß Zeus ihn habe betrügen wollen. Agamemnon's Natur wird von Homer beinahe am feinsten durchgeführt. Eine lebendige und überzeugende Mischung

hoher und, ich sage nicht, niederer, aber egoistischer Eigenschaften finden wir als Bestandtheile seines complicirten Wesens einheitlich zusammengebracht. Immer wieder werden wir durch kleine Züge daran erinnert, daß sich Größe und Kleinlichkeit bei ihm verbinden. Wir verstehen ihn besonders auch deshalb so gut, weil, wie ich sagte, kein Olympier sich persönlich für Agamemnon interessirt. Er handelt stets aus sich allein heraus. Einer der Züge des Königs ist hochmüthige Geradheit. Er besteht auf seinem Vortheil, betrügt aber keinen. Er hegt Vertrauen auf sein Recht und seine Stellung. Es fällt ihm nicht ein, an Zeus' Botschaft zu zweifeln. Wie sollte ein Souverän dem anderen nicht beistehen in einer Familiensache? Wie denn aber, fragen wir nun doch, käme Agamemnon bei dieser Gesinnung dazu, das Volk täuschen zu wollen? Und zwar als ob sich das von selbst verstehe? Und wozu? Hätte Agamemnon das aus sich allein gethan, wie den Worten Homer's zufolge doch angenommen werden müßte, so würde der Dichter uns gewiß die Gedankenarbeit des Königs erzählt haben, die ihn zu diesem Entschlusse führte. Ausführlich und schön und glaublich wird doch geschildert, wie Agamemnon, nachdem der Traum ihn verlassen hat, zwischen halbwachen Gedanken sich hin- und herwälzt. Goethe hat darauf hingewiesen, mit welcher Kunst der Dichter, indem er Agamemnon Stück auf Stück sich mit Gewandung umgeben läßt, dessen äußere Erscheinung uns hier um ein gutes Theil lebendiger vor die Augen bringt. Und nun steht der König da zwischen den Vornehmsten des Volkes, denen er in vertraulicher Art den Traum mittheilt. Da konnte doch nur Eines ihn beseelen: Zuversicht auf die Entschlüsse der Armee! Wozu da Winkelzüge und Künste? Agamemnon's Gedanken nach mußten die Griechen dasselbe Vertrauen auf Zeus' Botschaft haben, das ihn erfüllte.

Und später dann, als, wie wir sehen werden, der Anschlag des Königs mißlingt, weil die Griechen, sobald sie von Heimkehr nach Hause hören, zu den Schiffen stürmen ohne die Fürsten zu Worte kommen zu lassen, warum ist nicht Agamemnon, sondern Odysseus hinterher derjenige, der über diese Wendung der Dinge von Ingrimm verzehrt wird?

Darauf nun gebe ich diese Antwort: deshalb nur kann Odysseus nach dem ungünstigen Verlaufe der Volksversammlung so unglücklich dastehen, weil er der gewesen sein mußte, auf dessen Autorität hin Agamemnon dem Volke den Traum anders erzählte, als er ihn empfangen hatte, so daß der große Fehlschlag Odysseus zur Last fiel, der die trügerische Rede dem Könige in den Mund legte. Darum ist es in der Folge dann auch Odysseus, der die Dinge wieder ins rechte Geleise bringt! Ich glaube, daß die Stelle unseres Gesanges, wo diese Dinge breiter erzählt worden waren, verloren sei, und versuche sie zu reconstruiren.

Wir stehen zu Anfang des zweiten Gesanges also, wo Agamemnon die Fürsten zur Vorberathung berufen hat und ihnen den Traum erzählt. Ich übertrage, um meine Ergänzung mehr mit dem Uebrigen in Zusammenhang zu bringen, zuerst Homer's Verse mit der Anrede Agamemnon's an die Fürsten:

Hört mich, Freunde! Im Schlafe erschien mir Nestor,
Der zu Häupten mir stand. Du schläfst, o König?
Sprach er mich an, es darf, wer große Entschlüsse

Vor sich hat, nicht die ganze Nacht durch schlafen!
Jetzt wach auf: ich bin ein Bote Kronion's!
Laß die Achäer zu den Waffen greifen!
Jetzt wird Ilion euch in die Hände gegeben!
Here's Bitten hat die Götter bewegt:
Troja sinkt: da erwacht' ich — auf, denn, sorgt,
Daß die Achäer sich zum Kampfe rüsten! —
Also sprach er und setzte sich, aber Nestor
Nahm wohldenkend das Wort, um so zu reden:
Freunde, Fürsten, Führer des Volks! Wenn uns
Nicht Agamemnon selbst den Traum erzählte:
Jedem Andern würden wir ihn nicht glauben,
Und, ihn verlassend, uns zu der Heimath wenden.
Doch da der König es sagt: Auf denn! die Achäer
So oder so vielleicht zum Kampfe zu treiben!

So weit Homer, in dessen Gedichte ich hier die Lücke beginnen lasse, die ich, meinem Phantasiespiel folgend, nun auszufüllen suche.

Odysseus ergreift das Wort. Wie Agamemnon und Nestor denken könnten, fragt er, daß die Griechen kämpfen würden. Niedergedrückt durch die Pest und den Zorn des Achill, würden sie weder die Stadt angreifen wollen noch, wenn sie es versuchten, die Oberhand behalten. Die Botschaft des Zeus sei eine trügerische. Und nun würde Odysseus das etwa vorbringen, was er, der Odyssee zufolge, viele Jahre später der Penelope ausführt:

Wissen wir doch, daß der Palast der Träume
Doppelten Ausgang hat, daß nur die Träume
Wahrheit bringen, die aus der Pforte ausgehn,
Die von Elfenbein ist; doch aus der anderen,
Hürnenen, kommen die trügerischen Träume.
Weißt du, aus welcher Thüre der deine herabkam?
Wenn aus der hürnenen nun? Und heute Abend
Unserer Schiffe Brand die Gewölke röthet!
Und als alle die Fürsten der Achäer
Schweigend saßen, sprach Agamemnon: Rede,
Wie des Kroniden Wille zu erspäh'n sei.
Denn mir scheint, daß Keiner das Mittel kennt,
Und ich selber am wenigsten. Aber Odysseus:
Wenn die Achäer sich versammelt haben,
Sprich dann, daß dir Zeus einen Traum gesendet,
Der uns ermahnt, nach Hause zurückzukehren;
Und es sollen die Fürsten, wenn du geredet,
Wider dich ihre Stimme dann erheben,
Und den Beginn des Kampfes von dir fordern.
Vielen wird dann die Heimath süß erscheinen,
Mehreren aber die Schmach empfindlich sein,
Ruhmlos heimzukehren. Wenn die Achäer
Dann zu kämpfen begehren, sei's ein Zeichen,
Daß der Wille Kronion's uns der Troer
Stadt in die Hände gibt. Doch wenn das Volk
Fort in die Heimath verlangt, so war der Traum
Trügerisch, den du gesehen. Und Agamemnon:
Nun wohlan, so will ich das Volk versuchen.

Fort in die Heimath, will ich zu ihnen sagen,
Sende uns Zeus, und wenn ich geredet, sollt ihr
Wider mich sprechen: wollen die Griechen dann
Fort mit den Schiffen: sei es ein Zeichen, daß
Mich der Kronide betrog. Verlangen sie aber
Dann in den Kampf, so war, was ich gehört,
Zeus' untrüglicher Wille[1]).

Hier nun tritt Homer wieder ein:

Also sprechend ging er davon, und alle
Scheptertragenden Fürsten standen auf,
Um dem Hirten der Völker zu gehorchen.
Doch die Völker kamen von allen Seiten,
Wie die summenden Bienen, dichtgedrängt,
Aus dem gehöhlten Felsen Schwarm auf Schwarm
Ueber des Frühlings Blumen sich ergießen.

Damit eröffnet der Dichter die Versammlung des gesammten Heeres, deren Verlauf er so herrlich darstellt. Von jetzt ab wieder ist Alles klar. Eine der Ursachen, warum Ilias und Odyssee so siegreich durch die Jahrhunderte gegangen, und daß sie von allen Völkern aufgenommen sind, als bildeten sie einen Theil ihrer eigenen Literatur, liegt in dem Umstande, daß die den Handlungen und Reden aller darin handelnden Personen innewohnende allgemein menschliche Vernunft sich nie verleugnet. Wir brauchen uns, um die Dinge zu verstehen, nie zu sagen, das waren Griechen, die aus nationaler Gesinnung so handelten, oder das geschah in weit entlegener, anders denkender Zeit, sondern wir selber heutigen Tages würden so empfinden und handeln wie die Menschen Homer's thaten. Gerade deshalb muß es auffallen, wenn Stellen des Gedichtes diese Eigenschaft innerster Durchsichtigkeit abgeht. Was Agamemnon, sobald wir keine Lücke in der Erzählung annehmen, in der Vorversammlung der Fürsten sagt, würde mit einer gewissen Mühe erst erklärt werden können. Ich bin nicht der Erste, der empfand, daß Wichtiges an dieser Stelle des zweiten Gesanges unausgesprochen sei.

Mit Bienen also werden die Völker verglichen. Um den Zwiespalt der innerhalb des gesammten Volkes waltenden Meinungen zu bezeichnen, bringt Homer eine jener verschwommenen Gestalten jetzt an, die, neben den Göttern hergehend, gleichsam Schatten darstellen, die noch zu keiner festen Persönlichkeit gelangt sind.

An verschiedenen Stellen der Ilias finden wir die „Ossa". Bald mehr ein bloßes Gedankenwesen, bald eine feste Persönlichkeit. Auch „Iris" der „Traum" und die „Aisa" und die „Zwietracht", die den Kampf schürt, gehören zu diesen Geschöpfen, denen wir später auch in der bildenden Kunst begegnen. So tritt Ossa jetzt ein, um das ungeheure Geschwirr der Meinungen anzudeuten, das die Versammlung erfüllt. Herolde ordnen die Völker, und Agamemnon ergreift das Wort.

Wir kennen Homer's Art schon, wie er bei Uebergängen gewisse sinnliche Mittel anwendet, sie unmerklich fühlbarer werden zu lassen. Jetzt soll dem allmälig

[1]) Ich wiederhole, um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen, daß mein Versuch, die nur meinem Gefühle nach hier vorhandene Lücke auszufüllen, nichts als ein Phantasiespiel ist.

eintretenden Schweigen, mit dem die Rede des Königs aufgenommen werden mußte, Zeit gegönnt werden, sich zu völliger Stille zu gestalten, und wieder wird die Entstehungsgeschichte des Scepters dazu benutzt, das Agamemnon führt. Kein ehemaliger junger Baumstamm, wie bei Achill's Herrscherstabe, sondern ein Scepter von Gold, ein Werk des Hephästos, das dieser für Zeus' Gebrauch selber geschmiedet hatte. Aus Zeus' Händen empfing Hermes den Stab und gab ihn dem Pelops, von dem Atreus ihn erhielt. Als dessen Sohn führte jetzt Agamemnon ihn. Indem die Geschichte des Scepters erzählt wird, scheint es, als ob alle Blicke sich mehr und mehr dem Könige zuwenden und jedes Wort verstummt. Dies Scepter göttlicher Herkunft bildet die ideale Mitte gleichsam der am Ufer des Meeres jetzt versammelten Armee. Gelehnt daran, beginnt Agamemnon eine breite ruhige Darlegung der Sachlage. Eine Rede, in der er die Nothwendigkeit der Rückkehr nach Hause so klar macht, daß wir die heimlichen Gedanken beinahe vergessen, die er in sich hegte.

Hören wir:

Freunde, Helden, Danaer, Diener des Kriegsgotts!
Zeus hat mich mit schwerer Trübsal gebunden:
Vorher verhieß er mir einst der Stadt Zerstörung,
Nun befiehlt er uns, ruhmlos heimzukehren.
Denn zur Schande gereicht uns, ohne Erfolg
Hier uns herumschlagen mit einem Feinde,
Dessen Macht zu gering ist, daß auf einen
Troer zehn Achäer sich rechnen ließen.
Aber es sind neun Jahre doch nun vergangen
Und das Holz an den Schiffen fault und das Tauwerk,
Und unf're Frauen zu Haus und die kleinen Kinder
Sitzen und warten auf uns, und unser Werk
Nimmt kein Ende, für das wir ausgezogen.
Vorwärts, fort in die Schiffe, zu dem geliebten
Lande der Väter! fort! denn niemals wird
Priamos' Stadt von uns erobert werden!
Also sprach Agamemnon und rührte das Herz
Allen zusammt, auch Denen, die ihn nicht hörten,
Und die Versammlung kochte wie Wellen des Meeres,
Die der Süd- und der Ostwind beide empören,
Oder, wie wenn der West, auf die Saaten fallend,
Tief in die weiten Aehrengefilde sich einwühlt,
Also wogten die Völker, mit Geschrei
Hin zu den Schiffen stürzend, daß der Staub
Aufgewirbelt empor sich hob. Sie riefen
Einer dem Anderen zu, Hand anzulegen
Und die Schiffe ins Meer hinabzuschleifen,
Zogen die Balken fort und hoben die Masten,
Und zum Himmel empor drang das Geschrei
Der Achäer, die in die Heimath wollten.

Was also war geschehen? So überzeugend hat wider seinen Willen der Atride von Rückkehr gesprochen, daß die sich überstürzenden Griechen die Fürsten, die gegen des Königs Meinung nun hatten reden sollen, nicht zu Worte kommen lassen und zu den Schiffen stürmen. Die Verse, die von den vergeblichen An-

strengungen der Fürsten berichten, die Bewegung zu hemmen, suchen wir vergebens. Dagewesen müssen auch sie sein, denn es würde wiederum zu sehr der Art Homer's widersprochen haben, diese Versuche der Fürsten, die angekündigt worden waren, nicht auch zu schildern.

Hören wir weiter nun jedoch. Von jetzt an fehlt keine Silbe an der Erzählung dessen, was sich ereignet.

Damals war nun über das Schicksal hinaus
Heimkehr den Griechen gewährt, wenn zu Athene
Here jetzt nicht gesprochen: Wehe uns!
Heimwärts fliehn die Achäer, um derentwillen
So viel sanken dahin auf troischer Erde!
Aber Helena bleibt! auf! eile hinab,
Halte das Heer zurück! Und ihr gehorsam,
Eilte Athene von des Olympos Gipfeln
Zu dem Gestade hinab und fand Odysseus.
Bei seinen dunkeln, wohlgefügten Schiffen
Stand er zornig, ohne sie anzurühren,
Weil ihm Trauer die Stirn und das Herz erfüllte.
Und sie begann: Erfindungsvoller Odysseus,
Also flüchtet ihr nun? Und laßt den Troern
Helena hier, um derentwillen so viele
Von euch sanken dahin! Auf, wehre dem Volk,
Mann für Mann mit Worten zurück sie haltend!
Und er erkannte, daß eine Göttin geredet.
Warf von der Schulter den Mantel, den der Herold
Eurybates, der ihm von Ithaka folgte,
Aufhob, eilt' Agamemnon aufzusuchen,
Griff nach dem Scepter des Königs, dem weitererbten,
Unvergänglichen, und durch die Schiffe eilend,
Wem er begegnete, Fürsten oder sonst wie
Männern von Macht und Ansehen, an die wandt' er
Leiser das Wort: Unseliger, du empfindest
Nicht die Schande, feige davonzulaufen? Halte du Stand,
Jetzt und die Anderen zurück! Weißt du,
Was der Atride gemeint? Was er gesprochen,
War nur gesagt, um zu sehn, wie das Volk gesinnt sei!
Und bald werden wir seine Fäuste fühlen!
Was er gesagt, nur Wenigen war es verständlich!
Den vermag er zu treffen, dem er zürnt,
Er ist König, und Zeus beschützt und nährt ihn!
Und wo er aus dem Volke Einen antraf
Lärmend und schreiend, den schlug er mit dem Scepter
Drohenden Wortes: Unseliger! stillgestanden!
Horche auf die, die mächtiger sind als du!
Du willst im Kampf etwas gelten? du im Rathe?
Will denn ein Jeder hier den König spielen?
Einer befiehlt, nicht Alle zugleich, nur Einer,
Dem Zeus in die Hände das Scepter legte!
So durch das Heer. Und abermals zur Berathung
Stürzten die Völker von den Schiffen wieder,
Brüllend, wie wenn an das Felsenufer die Welle
Anstürzt, und es erdonnert das Meer.

Erinnern wir uns hier, wie Homer im ersten Gesange durch stufenweise in sinnlicher Kraft stärker wirkende Scenen zu der Hauptscene des Streites zwischen Achill und Agamemnon gelangt war. Mit derselben Strategie bereitet er auch hier den Hauptschlag vor: die durch Odysseus' Eingreifen erfolgende abermalige Berathung der Armee, in der über Gehen oder Bleiben anders nun beschlossen wird. Das Bisherige war nur Vorbereitung gewesen.

Der Held dieses Gesanges ist Agamemnon. Leicht verfolgen wir Homer's Bestreben, ihn handelnd und sichtbar im Vordergrund zu halten. Um dies gleich beim Beginne der nun eintretenden zweiten Volksversammlung zu erreichen, stellt er dem Könige Thersites gegenüber, der zu den genialsten Schöpfungen der Weltdichtung gehört. Eine der populärsten Figuren zugleich, die jemals ein Dichter hat auftreten lassen. Bisher haben wir Könige und Helden und Bewohner des Olymps vor Augen gehabt, Gestalten, denen bei aller Wirklichkeit ein idealer, sogar leiser mythischer Firniß gegeben war: bei Thersites kommt der Realismus zu seinem Rechte. Thersites ist der incarnirte kritische Geist der Armee. Es ist der, wo es sich um den Kampf mit Worten handelt, niemals fehlende, fatale Kerl, der, klüger als die Andern und schärfer beobachtend, mit unerbittlicher Logik argumentirt. Der das zu formuliren weiß, was die Meinung der Majorität ist. Diese Figur ist vom Anfang der menschlichen Dichtung an durch alle Jahrhunderte mitgegangen. Das Verwachsene des Körpers gehört dazu: in Aesop hat sie ihren liebenswürdigsten, in Morolf ihren ekelhaftesten Repräsentanten. In Triboulet hat Victor Hugo, im Barbier Ludwig's des Elften Walter Scott sie aufleben lassen.

Alle saßen nun. Jeder, wohin er gehörte.
Nur Thersites' Gekreische nahm kein Ende,
Der, unaufhörlich wild durcheinander schwätzend,
Wider Fürsten und Volk was sie lächerlich machte
Losließ. Hinkend, schielend, lahm und bucklig
Zog er nach Ilion aus; es standen die Schultern
Eng ihm; die Brust ihm vor; und auf dem spitzen
Schädel spärlicher Haarwuchs. Der war Allen
Widrig, aber Achill und Odyss am meisten,
Denn die bellt' er zumeist an; doch jetzt wandt' er
Gegen den König sich.
Nun Sohn, des Atreus?
Was gibt's wieder, was du erschnappen möchtest?
Fehlt's dir noch an Metall? an frischen Weibern?
Die wir an erster Stelle dir allein doch
Von der Beute der Städte stets zutheilen?
Oder ist's Gold diesmal? Das uns ein Trojaner
Brächte als Lösegeld, weil ich, oder ein Anderer,
Ihm seinen Sohn gefangen und du möchtest
Nehmen was er herbeibringt? Nein, dir fehlt wohl
So Eine, die kein Andrer neben dir hätte?
Etwas apartes für dich? Und der will unser
Führer sein? Will diesem hochachtbaren
Auswurf Griechenlands, nein, diesen griechischen Weibern —
Weiber sind wir ja doch nur — Gesetze geben?
Fort nach Hause! Lassen wir diesen hier

Feist sich fressen an Hab und Gut, und seh' er,
Wer für ihn einsteht! Oder auch nicht! Da hat er
Dem, der besser ist als das ganze Heer,
Das genommen, was er im Streite doch selber
Für sich erwarb! Ja unser großer Achilleus!
Säße der als ein Schwächling ohne Galle
Thatlos nicht da: Du hättest zum letztenmale
Hier gefrevelt, Atride!

Der Versuch, diese Rede in voller Wirkung zu übersetzen, wird stets daran scheitern, daß der eigentlich populäre Werth der vom Dichter angewandten Worte und Wendungen für immer verloren ist.

Bemerken wir, wie Homer Thersites plötzlich da sein läßt. Wie es ja erlebt wird: bei einer gespannten Situation erhebt sich aus einer Ecke die durchdringende Stimme eines Menschen, der uns widerwärtig ist, aber der sofort als die herrschende Macht sich documentirt. Wir wissen nicht, was Thersites beim Heere thut. Er war weder vorher da, noch erscheint er später wieder. Gehörte er, wie wir bei Falstaff nie vergessen dürfen, zu den vornehmeren Leuten? Ich bin zu verschiedenen Zeiten verschiedener Ansicht gewesen. Denn mag Thersites von Gestalt noch so häßlich sein, immerhin ist er am Kriege betheiligt und hat Gefangene gemacht, was freilich als Prahlerei aufgefaßt werden könnte, aber doch in einer Art vorgebracht wird, die nichts Ironisches zu haben braucht. Als bloß scurrilem Anhängsel der Armee würde man ihm vielleicht jede Kritik, nicht aber zugleich gestattet haben, mit positiven Vorschlägen aufzutreten. Er verlangt Etwas: man soll nach Hause. Sicherlich war er daran gewöhnt, nach allen Seiten hin Gehör zu finden, und es ist nicht das erste Mal, daß er auftritt. Achill und Odysseus, die beiden schneidigsten Redner, hatte er bis dahin zumeist angegriffen. Einen hellstimmigen Redner nennt Odysseus ihn. Jetzt macht Thersites sich an Agamemnon. Zwar trägt ihm sein Angriff gegen den König einen Schlag über den Rücken vom Scepter des Odysseus ein, daß er in Geheul ausbricht; außerdem aber hatte ihn auch Odysseus reden lassen müssen. Keiner ihm das Wort verboten, Niemand ihn unterbrochen. Mit welcher Kunst der Dichter den unbequemen, lächerlichen, aber nicht ungefährlichen Mann glaubhaft und sichtbar hinstellt! Keiner von den Helden wird so ausgiebig und genau beschrieben. Wie mit niederländischem Pinsel malt er ihn. Ich erinnere daran, wie auf den Giebelfeldern des Tempels von Olympia neben den in ideal allgemeinen Gesichtszügen erscheinenden Helden die Sclaven individuell menschlich ausgeprägtes Antlitz empfangen, damit ihnen der Anschein des Heroischen genommen werde, der nur höheren Naturen zukommt, weil nur einfache, große Gefühle ihn verleihen. Für mich ist die mit sicherer Hand gezeichnete Figur des Thersites einer der Beweise dafür, daß Homer's Zeitalter bürgerlich nicht das heroische Gefüge hatte, das die Zustände im Lager der Griechen zu repräsentiren scheinen, sondern, daß ihnen nur künstlich der ideal einfache Schimmer verliehen worden ist, den sie in so natürlichem Wachsthume zu tragen scheinen[1]).

[1]) Auch darauf wollen wir hinweisen, daß Homer, indem er Odysseus in derben Worten Hoch und Niedrig hatte anfahren lassen, in gewisser Weise auf den Ton, in dem Thersites dann

Wie glücklich leitet Thersites' freches Auftreten die Wiederaufnahme der Volksberathung ein. Seine Rede führt uns in medias res zurück und bewirkt den Gefühlsumschlag der großen Masse, die immer günstig gestimmt ist, wenn ein solcher Kerl an Ort und Stelle zum Schweigen gebracht wird. Thersites' unehrbietiger Angriff auf den König macht die Rückkehr zu den gewohnten Gefühlen des Gehorsams leicht. So völlig beherrscht Odysseus jetzt das Herz des Volkes, daß bald das Getöse der aufjauchzenden Achäer rings von den Schiffen widertönt. Wer das so beschreiben konnte, mußte eigene Erlebnisse hinter sich haben. Vergleichen wir mit dieser Veränderung der Volksstimmung die Scene auf dem römischen Forum, in der Shakespeare nach Cäsar's Tode Antonius mit seiner Rede Aehnliches vollbringen läßt. Antonius bewegt die Römer mehr durch geistreiches Gedankenspiel, während Homer in den nun auf einander folgenden Reden des Odysseus, Nestor und Agamemnon das sachlich politische Element allmälig vordringen und immer wirksamer werden läßt. Wie sanft und zugleich doch mit schneidender Berechnung weiß Nestor den Unterschied Derer zu ziehen, die feige und die tapfer sind, wie findet eine höchste Steigerung der kriegerischen Stimmung zuletzt aber statt, als Agamemnon den gegen Achill begangenen Fehler zugibt.

Dies Geständniß Agamemnon's war von Homer eingeleitet worden. Schon im ersten Gesange hatte Nestor ihm Unrecht gegeben und Agamemnon Nestor's Rede als eine die Dinge sachlich richtigstellende anerkannt. Briseïs wurde trotzdem hinterher aus Achill's Zelte fortgeführt, eine Handlung, die Nestor mit beleidigen mußte. Agamemnon, wenn er jetzt freiwillig erklärte, das Hinwegnehmen der Briseïs sei ein Fehler gewesen, gab nicht nur Nestor damit eine stille Ehrenerklärung, sondern erreichte noch mehr. Bemerken wir die Feinheit dieses Spieles wohl. Agamemnon erscheint als vollendeter Diplomat: er läßt durch sein Eingeständniß das verschwinden, was das Heer demoralisirte: Achill's zürnende Zurückhaltung. Denn seine unmittelbar nun bevorstehende Versöhnung mit Achill mußte vom Heere als etwas selbstverständlich sofort Eintretendes aufgenommen werden. Das Gefühl hoffnungsreicher Kampfbegier, das die Griechen wieder erfüllt, wird in uns selbst beim Lesen der Verse mächtig. Eine gewisse Feststimmung ergreift uns, wie so manchmal der Anblick großartiger,

---

ausbricht, uns vorbereitete. Empfing Odysseus aber durch seine grobe Art einen realistischen Schimmer, so verschwindet dieser bei Thersites' Erscheinen durchaus. Odysseus ist einer von denen, die im Bereiche der Iliasdichtung am complicirtesten zu denken und zu handeln haben, die, ungleich den Uebrigen, nicht immer in den nämlichen Licht- und Schattenmassen sich zeigen können. Odyss hat zuweilen etwas Beamtenmäßiges in seiner Art. Es liegen ihm Dinge ob, zu deren Vollbringung es bürgerlicher Erfahrung bedarf. Solche Gestalten benöthigen innerhalb der Dichtung zuweilen künstlicher Verstärkung des idealen Schimmers, den sie niemals einbüßen dürfen. Wir sehen in der Odyssee im Hinblick auf die gleiche ästhetische Forderung den Bettler Iros erscheinen, eine an die Caricatur streifende Gestalt, bei deren Eintreten Odysseus, dem selber der Anschein eines Bettlers verliehen worden war, sich über die Maske erhebt. Auch Iros ist in der Odyssee die am genauesten beschriebene Figur, und dies der Grund, weshalb er uns, die wir an das Realistische gewöhnt sind, gleich Thersites so höchst sichtbar vor Augen steht. Beide, Thersites wie Iros, erscheinen nur einmal; als Geschöpfe niederer Ordnung, die, wie Thiere oder beliebiger Hausrath, ihre Dienste leisten, ohne sich zu entwickeln.

Tausende von Menschen fortreißender öffentlicher Kundgebungen auch den Fremden in den Strom theilnehmender Begeisterung mit fortreißt. Ich versuche, wiederum auf den bloßen Gedankeninhalt reducirt, den Gehalt der drei Reden Odysseus', Nestor's und Agamemnon's zu geben.

Thersites also hat Odysseus willkommene Gelegenheit geboten, die günstige Wendung einzuleiten, und dieser beginnt:

Sohn des Atreus. Herrscher. Du vor Allen
Sollst jetzt beschimpft dastehen. Dir haben die Griechen
Erst mit heiligem Schwur Heerfolge gelobt,
Und nun tönt ein Gejammer durchs Heer, als wären wir
Weiber und Kinder, die nach Hause begehren.
Freilich, wer wird sich nicht nach den Seinen sehnen?
Und, wär' er nur vier Wochen von Hause fort,
Ferne der Frau nicht gedenken, wenn er im Fahrzeug,
Das die Stürme des Winters überfluthen,
Rückwärts denkt — und wir im neunten Jahre
Sitzen und harren! — wer machte uns zum Vorwurf,
Daß wir trauern? — aber ich frage, wär' es
Nicht eine Schande, leer jetzt heimzukehren?
Dauert, Freunde, und haltet aus. Es muß
Klar sein endlich, ob, was Kalchas sprach,
Wahr sei oder gelogen: und ihr Alle —
Freilich Die nicht, die das Schicksal seitdem
Nieder zu Boden schlug, die wissen es nicht mehr —
Alle erinnert ihr euch an Kalchas' Worte.
Gestern, oder ehgestern war's — so ist mir —
Als nach Aulis wir mit den Schiffen kamen,
Und an der Quelle dort den ewigen Göttern
Heilige Opfer brachten. Unter dem Schatten
Grünender Ahornbäume, wo das Gewässer
Rein und adlig emporquillt, dort geschah
Jenes erschreckliche Zeichen. Am Altar
Wand eine Schlange plötzlich sich empor,
Bis zu des Baumes Geäst sich aufwärts windend,
Wo auf dem äußersten Zweig ein Nest versteckt lag
Mit acht Jungen, und über ihnen der Vogel,
Der die Eier gelegt und ausgebrütet.
Und die Schlange, die Zwitschernden alle achte
Fraß sie, während die Mutter, laut aufkreischend,
Flatternd über dem Nest um die Jungen klagte.
Aber auch sie am äußersten Flügel erwischend,
Schlang das Gethier hinab. Da sagte Kalchas:
Blickt empor! neun Jahre werden wir kämpfen,
Doch im zehnten gewinnen wir die Stadt.
Und so wird es geschehen! —
So sprach Odysseus,
Und die Achäer ringsum unermeßlich
Schrien ihm jauchzend entgegen.
Und Nestor sprach:
Sind wir kindische Jungen hier miteinander,
Die nicht wissen, wie es im Kriege zugeht?
Haben wir denn nicht heilige Eide geschworen?
War denn Alles umsonst, und, was mühselig

Durchberathen und endlich festgestellt ward,
Geht es in Rauch jetzt auf? und Schwur und Handschlag
Sind in die Luft gethan? Sei du, Agamemnon,
König jetzt und Führer des Danaervolkes,
Und wenn Ein oder Zwei sich abseits setzen,
Um von der Heimkehr zu reden, laßt sie reden!
Wir aber gehn nicht, ehe wir nicht erkannt,
Ob Kronion uns täuschte oder sein Wort hält!
Ich behaupte, er hat an jenem Tage,
Als wir die Heimath mit den Schiffen verließen,
Gnädig gewinkt, denn es blitzte und donnerte rechtshin.
Spreche Keiner von Heimkehr, der nicht vorher
Ein trojanisches Weib in den Armen gehabt,
Ehe nicht Helena's Raub und ihr Seufzen gerächt ist!
Doch will Einer durchaus nach Hause fahren,
Gut, so besteig' er sein Schiff: sein Loos wird sein,
Noch vor den Andern zu sterben! Jetzt, Agamemnon,
Laß die Männer sich nach Geschlechtern theilen,
Daß die Feigen sich von den Tapferen scheiden,
Und offenbar sei, ob uns göttlicher Rathschluß
Oder menschliche Furcht von der Stadt zurückhält. —
Und antwortend, begann jetzt Agamemnon:
Wieder besiegt die Weisheit deines Wortes
Alle Achäer. Heilige Götter, hört mich!
Stünden Zehne wie du mir hier zur Seite,
Fallen müßte die Stadt, doch Zeus Kronion
Sandte verderblichen Zank und Unheil nieder.
Denn Achilleus und ich begannen zu streiten
Um das Mädchen, und ich fing an! — laßt uns
Einig Beide wieder zusammenhalten,
Wehe dann den Trojanern! — aber jetzt
Stärken wir uns mit Speise und Trank, und bringen
Waffen und Pferde in Ordnung!

Den Gedankengang der drei Redner verfolgend, bewundern wir, wie der Dichter jeden von ihnen aus seinem Charakter heraus die entscheidenden Worte finden läßt, das Heer umzustimmen. Zumal Agamemnon, der, wie schon gesagt worden ist, wieder doch nur eine Vorspiegelung eintreten läßt. Odysseus' Rede ist ein Meisterstück. Diese Art, scheinbar Alles zuzugeben, um die Gemüther in die Hand zu bekommen, ist nur Sache großer Redner. Der eingeworfene Zwischensatz, der in versteckter Wirkung das entkräftet, was der Hauptsatz enthält, ist Shakespeare und Homer gemeinsam. Das heuchlerische Anerkennen der Sehnsucht nach Hause, um sie sofort in anderem Lichte erscheinen zu lassen, erinnert an die Behandlung des Brutus, den die Anerkennung, daß er ein ehrenwerther Mann sei, nur um so tiefer herabzieht. Der endliche Verlauf der Versammlung ist uns nicht zweifelhaft.

Beim Beginne der Volksversammlung, die zu der echten Heldengesinnung sich nun zurückwendet, hatte der Dichter das Zuströmen der Völker mit der Bewegung der Meereswogen verglichen, sie kamen heran

Brüllend wie an das Felsenufer die Welle
Anstürzt, und es erdonnert die weite Meerfluth.

Beim Schlusse der Versammlung kehrt er mit seinem Vergleiche zum Meere zurück. Waren in den beiden obigen Versen aber Fels und Meer in einfachem Stoß und Gegenstoß geschildert worden, so heißt es nach Agamemnon's Rede:

Also sprach er, und das Gebrüll der Achäer
Hallte empor, wie, wenn der kommende Südwind
Peitscht auf das Meer, die Woge am übergebeugten
Vorwärtshängenden Vorgebirg', dem niemals
Wind und Wellen, von allen Seiten stürmend,
Ruhe gewähren. —

Welch prachtvolle Verstärkung der Anfangs leiser angeschlagenen Melodie nun durch den eingreifenden Südsturm! Ein Gefühl unwiderstehlicher Volkskraft dringt aus diesem Vergleiche uns entgegen.

Die Versammlung also ist zu Ende. Es erfolgt die Abhaltung des Opfers. Dann tritt Essen und Trinken und Vorbereitung zur Schlacht ein. Und endlich wird berichtet, mit wie unendlicher Heeresmacht die Achäer den Troern entgegenstehen. Einmal muß der Zuhörer denn doch erfahren, wer alles dabei war. Immer ist von dem Heere und den Schiffen die Rede gewesen: wieviel waren ihrer, die auszogen? Wir erinnern an die Einleitung der Tragödie des Aeschylos, deren Inhalt der Untergang der Perser ist: wie da in einem Chorgesange, der wie ein Volkslied klingt, die aufgezählt werden, die gegen Griechenland ausgezogen waren und die Alle verderben mußten.

Wirksame Mittel werden jetzt angewandt, den Auszug der Griechen zur Schlacht mit Glanz zu umgeben. Agamemnon bildet die Mitte. Um ihn die Fürsten, jeder seine Scharen ordnend. Mit ihnen Pallas Athene, die Aegis haltend, deren besondere Beschreibung die Wirklichkeit ihrer Erscheinung bekräftigt. Immer wieder sehen wir den Dichter den Kunstgriff anwenden, durch genaue Darstellung einer Aeußerlichkeit die gesammte Erscheinung, das Geistige sogar mit eingeschlossen, uns vorzutäuschen, als sei das Uebrige ebenso real wie das eine kleine Stück, das er uns in unantastbar glaubwürdiger Wirklichkeit vor die Augen stellt.

Aber noch andere Mittel stehen Homer hier zu Gebote.

Das Zuströmen zur Volksversammlung hatte er mit dem Ausschwärmen von Bienen verglichen, die in voll nachdringenden Massen sich über die blühende Wiese verbreiten. Jetzt läßt er nicht weniger als vier durchgeführte Vergleiche dicht aufeinander folgen, um uns die Unermeßlichkeit des Gewühls und die Zahllosigkeit der griechischen Heerhaufen einzuprägen.

Der erste:

Wie wenn Flammen die unendliche Waldung
Hoch auf dem Rücken des Gebirgs ergreifen,
Und in der Ferne der feurige Schein zu sehn ist:
So die blinkenden Waffen der Vorwärtsziehenden
Leuchteten weithin sichtbar auf zum Aether.

Ohne Uebergang eilt er zum zweiten Bilde:

Und wie fliegender Vögel viele Völker,
Gänse und Kraniche und langhälsige Schwäne,
Ueber sumpfige Wiesen am Flußgestade
Flügelschlagend und schreiend die Luft durchtummeln:
So von den Schiffen ergossen sich die Achäer

In das Gefilde, daß des Skamandros' feuchte
Ebene zitterte vom Gestampf der Menschen
Und der Rosse, und so am Ufer des Flusses
Traten Tausende da die Blumen nieder,
Selbst wie des Frühlings Blumen und Blätter unzählbar.

Aber auch das genügt ihm nicht, und ohne Uebergang ein neues Bild:

Und wie unzählbarer Fliegen viele Völker
Um des Hirten Gehäge begierig schwärmen,
Wenn im Frühling die Milch die Eimer anfüllt:
So die Achäer voll Begierde, die Troer
Auf dem Gefild im Kampfe zu vertilgen.

Man bemerke, wie jedes Bild eine andere innere Handlung charakterisirt.

Erst das Einherziehen des Heeres als ein Naturereigniß; dann das vorwärts sich wälzende Gedränge, um an Ort und Stelle zu gelangen; dann die erwachende Kampfbegier im Anblick des Feindes.

Und zuletzt nun das Sichordnen zum Angriff. Auch dies letzte Bild ohne Uebergang den vorhergehenden angereiht.

Und wie Hirten weidende Ziegenherden,
Die sich gemischt, leicht sondern, stellen die Führer
Ordnung her für die Schlacht: in ihrer Mitte
Agamemnon der König, Blick und Haupt
Wie der donnergewaltige Zeus! gegürtet
Wie der Kriegsgott! und mit gewaltigen Schultern
Wie Poseidon! und wie der Stier in der Herde
Hochaufragend zwischen den Rindern hergeht:
So verherrlichte Zeus ihn diesen Tag,
Daß er größer erschien als alle Helden.

Mit welcher Stärke tritt uns bei diesen vier Vergleichen das entgegen, was ich den musikalischen Gehalt nenne. Jedesmal von Neuem anhebend, klingen sie in sanftem Flusse als Verherrlichung des Königs aus.

Bemerken wir auch, wie Homer in diesen Vergleichen Himmel, Meer und Erde umfaßt. Zuerst jene kraftvollen beiden Bilder, die uns an die Küste führten, wo Wellen und Felsen im Kampfe sind. Dann das Gebirge, auf dem der unabsehbare Wald in Flammen aufgeht. Dann das Reich der Luft, in dem die Vögel sich tummeln. Dann die Wiese am Ufer des Flusses, wo die Blumen stehen. Dann die Milcheimer, die im Frühlinge nie trocken werden, von den Fliegen umschwärmt. Und endlich die Hirten mit den Ziegen und der friedlichen Rinderherde.

Erinnern wir uns, wie Homer den ersten Gesang, der so viel Stürme umschließt, mit dem Gelage und dem Schlafe der Götter abschloß. Bemerken wir, wie er hier jetzt mit dem friedlichsten aller Bilder zu der furchtbaren Schlacht uns überleitet, die so viel Verderben und Unheil bringt.

Welchem ästhetischen Zwecke aber dient dieses Bestreben, die Phantasie mit landschaftlichen Anschauungen fast bis zum Ueberfließen anzufüllen?

Wir stehen erst in der Mitte des Gesanges, dessen zweite Hälfte in einigen hundert Versen oberflächlichem Urtheile nach nun nichts mehr enthielte, was die Phantasie zu bewegen im Stande wäre. Diese zweite Hälfte des Gesanges, die die Aufzählung der griechischen Streitkräfte vor Ilion bringt, bedurfte etwas

Starkwirkendes, das für das Festhalten dichterischer Stimmung vorhielt. Dazu sollen die vier, die Welt umfassenden Landschaftsbilder dienen. Sie haben sich uns als Hintergrund eingeprägt, vor dem die Gestalten der griechischen Helden nun in langer Reihe vorüberziehen, und die Städte und Burgen auch sich zu erheben scheinen, die als die heimathlichen Wohnsitze aufgeführt werden. Homer hat unseren Gesichtskreis abermals ausgedehnt. Bis jetzt kannten wir nur das griechische Lager an der troischen Küste: es ist Zeit, einen Blick auf das Land zu werfen, das den Griechen nun schon neun Jahre weit in der Ferne liegt. Wo ihre Frauen und Kinder sie erwarten. Homer umfaßt immer das Ganze. Den Eindruck, den dieser zweite, scheinbar trocken referirende Theil unseres Gesanges einst auf die Hörer gemacht hat, sind wir heute am wenigsten geeignet, nachzuempfinden. Die Beschreibung des Vaterlandes enthält er. So war einst die griechische Macht beschaffen. Das Meer ist die Heimath dieses Volkes gewesen. Was auf dem Meere, auf den Inseln und rings umher auf dem Lande im weiten Kranze sich erhebt, bildet und umgibt das Vaterland der Griechen. Wie werden von den ursprünglichen Hörern Homer's die Einzelnen aufgemerkt haben, wenn die Stelle, die von ihnen sprach, an die Reihe kam! Und in allen späteren Zeiten: wie muß die nachlebenden Geschlechter der Hinblick auf diese ungeheure Fluth vaterländischen Gewässers erhoben und an die Urzeiten erinnert haben, wo Welt und Griechenland Eins waren! So würden die Hörer heute aufhorchen, wenn in einem den Krieg von 1870 besingenden Gedichte die einzelnen Armeen und die Regimenter aufgeführt und charakterisirt worden wären. Bloße Namen und trocken scheinende Zahlenangaben werden in der Erinnerung sich da beleben und mit frischen Kränzen sich wieder umwinden. Man sehe doch nur, wie der Soldat heute aufhorcht, wenn die Zahl seines Regimentes genannt wird.

Lassen wir uns diese Verse nun aber als ein Loblied auf die Herrlichkeit des Landes der Achäer durch die Seele gleiten, welch' wunderbarer Nachklang, den der Dichter uns an ihrem Ende liefert! Mit Agamemnon's Erscheinung hatte das vierte jener großen Landschaftsgemälde abgeschlossen; seine Macht wird innerhalb der griechischen Heereskraft als die höchste von allen gepriesen; Agamemnon's Ruhm erfüllt den ganzen zweiten Gesang, ja, und selbst jetzt, wenn bei der Aufzählung die Reihe an Achill kommt, wird nichts gesagt, was dessen Fernbleiben vom Kampfe an dieser Stelle als verhängnißvoll erscheinen ließe. Von Achill's Schönheit nur ist nebenbei hier noch einmal die Rede. Nireus, einer der Heerführer, der aus Syma kam, sei schöner als alle anderen gewesen, nur Achill schöner als er; aber unkriegerisch ist Nireus und nur mit wenig Schiffen gekommen. Bei Achill dagegen wird, als die Reihe an ihn kommt, sein Kummer um die verlorene Briseïs dadurch stärker in den Vordergrund gebracht, daß erzählt wird, wie er sie in schwerem Kampfe einst errang, worauf der Dichter in Aufzählung der Heerführer und der Schiffe und der heimathlichen Gefilde fortfährt.

Räumlich entspricht diese zweite Hälfte des zweiten Gesanges der dem Treiben der Olympier gewidmeten zweiten Hälfte des ersten. Wie das Leben in den Palästen der Götter und Göttinnen dort unsere Phantasie endlich so einnimmt, daß die Schicksale der Griechen zurücktreten, so wird hier unser Gedächtniß mit

der kein Ende nehmenden Aufzählung der Helden und Städte und Schiffe so erfüllt, daß wir durch eine sinnliche Nöthigung uns von der troischen Küste ab- und dem weiten Anblicke des damaligen Griechenlands hingeben.

So weit aber wollte uns der Dichter nur haben, um mit wenigen letzten Worten Achill dann doch noch einmal einzuführen!

Die Helden selbst sind aufgezählt, da fällt dem Dichter ein, noch ein Wort über die Trefflichkeit ihrer Rosse zu sagen. Die besten sind die des Eumelos, schnell wie Vögel, gleichen Haares, gleich alt, von gleicher Höhe über den Rücken hin, Stuten beide und Schrecken verbreitend, wenn sie über die Ebene fliegen. Der stärkste von allen Männern, fährt Homer fort, ist der Telamonier Ajax, so lange als Achill zürnend sich fernhielt. Denn Achill war stärker als alle, wie seine Rosse auch stärker waren.

Doch der saß bei den dunklen, die Wogen durchfurchenden
Schiffen, dem Könige zürnend, und seine Völker
Füllten am Ufer des Meeres mit Discuswerfen
Und mit Bogen und Pfeil die Stunden des Tags aus.
Aber die Rosse selber rissen den Lotos
Da und dort vom Boden ab mit den Mäulern:
Lotos und Eppich, die in Sümpfen wachsen,
Während die Wagen der Führer wohlverpackt
Still in den Zelten standen, und ihre Herren
Hier und da im Lager herum sich treibend,
Thatlos in der Stille den Kampf ersehnten.

Wie ist mit diesem Anblick Alles plötzlich in unserer Phantasie ausgelöscht, was von freudiger Erwartung sich wieder entzündet hatte. Die wenigen inhaltreichen Worte breiten über Agamemnon mit seinen Siegeshoffnungen wie einen dichten Nebel aus. Zeus' böser Wille gegen die Griechen — obgleich Homer hier nichts davon sagt — kehrt uns als das in die Seele zurück, was die bevorstehende Anstrengung des Königs und seiner Helden zu vergeblichen Mühen machen wird. Ja, noch mehr: ein letztes Echo der Schmähungen des Thersites war uns unbewußt im Gedächtniß zurückgeblieben und beginnt nun leise aufzutönen: das Gefühl, daß, was Thersites gegen den König an Vorwürfen vorgebracht, doch die letzte Grundstimmung des Volkes gegen Agamemnon zum Ausdruck bringe. Etwas Unzerstörbares lag in den dem Könige angehefteten Flecken. Eine unbeschreibliche, wie Krankheit sich ausdehnende Macht steckt in den die finstere Unthätigkeit Achill's und das Umherlungern seiner Leute malenden Versen. Aber auch ein Gefühl der Schuld weht uns daraus schon entgegen, die Achill mit dem thatlosen Daliegen und Herumlungern, zu dem er sein Volk zwingt, sich aufzuladen begonnen hat. —

Der zweite Gesang ist, was die Griechen angeht, hier zu Ende. Wir erwarten im nächsten Gesange die Schlacht. Vor ihrem Beginn aber will der Dichter neben den Griechen und den Göttern das dritte Element einführen, das am Kampfe theilnimmt: die Stadt des Priamos und die, die sie bewohnen. Nur drei Namen sind von der troischen Seite bis jetzt erwähnt worden: Priamos, Hektor und Helena. Aber sie werden eben nur genannt. Während das Lager der Griechen und das Meer und der Olymp uns in festen Bildern vor Augen stehen, liegt

die Stadt, deren Eroberung den Belagernden versprochen worden war, noch wie in weiter, dunstiger Ferne.

Wir haben die Kunst bewundert, mit der Homer im ersten Gesange den Schauplatz sich verändern läßt: im zweiten gibt er uns neue Gelegenheit dazu. Von den Zelten des Agamemnon führt er uns zu denen des Nestor. Das weite Feld thut sich auf, wo die Griechen Versammlung halten. Mitten unter den Schiffen stehen wir dann, die ins Meer gezogen werden. Dann das ungeheure Panorama der griechischen Welt, das vorüberzieht, um uns endlich ins Lager des Achilleus zurückkehren zu lassen. Homer's Princip ist, die Phantasie landschaftlich nie leer zu lassen. Zu Ende des zweiten Gesanges bringt er uns mit einem Schlage jetzt mitten in die Stadt hinein, vor die Thore des königlichen Palastes. Entrückt sind wir dem Lager der Griechen, das uns nun aus der Ferne nur gezeigt wird, wie die Troer es von den Mauern der Stadt herab vor Augen hatten. Schon im ersten Gesange hatte der Dichter uns aus dem Lager so auf die Höhen des Olymp versetzt.

Homer wählt eins der Mittel, die ihm eigenthümlich sind. Iris, eine Botin des Zeus, hat gesehen, was im griechischen Lager sich vorbereitet, und fliegt, auf Zeus' Gebot, windschnell zur Stadt, es den Troern zu hinterbringen. Nur eine kurze Scene empfangen wir jetzt, aber sie ein Bild uns entrollend, das uns tief in die trojanischen Dinge einführt.

Gesagt wurde, wie der Dichter nur mit geringer Andeutung im ersten Gesange verräth, was die Griechen vor Troja führte. Beim Streite der Fürsten nennt Achilleus nebenbei die Zerstörung der Stadt als das Selbstverständliche, um dessentwillen man das Vaterland verlassen habe, und hier und da in gelegentlicher Erwähnung, wird weiter davon gesprochen, ohne auch dann zu sagen, aus welchem Grunde Troja zerstört werden solle. Auch werden Priamos und Priamos' Söhne erwähnt. Aber selbst beim Gelage, im Palaste des Olymp, hören wir von keinem der Götter, daß er, im Gegensatze zu Zeus, den Troern geneigt sei.

Fragen wir, warum der Dichter so verfahre, so scheint die Antwort nahe zu liegen, daß Homer nicht erst erzählen zu müssen glaubte, was Jeder wußte. Diese Antwort aber enthält vielleicht nicht das Zutreffende. Heute wissen wir Alle im Theater vorher, wie Hamlet endet: einen Tag aber gab es, wo das Publicum, das das Theater füllte, nur wußte, was der Dichter ihm von Scene zu Scene enthüllte. Auch dem Publicum Homer's müssen die Kämpfe vor Troja einmal zum ersten Male gesungen worden sein, und es hat damals nichts gewußt, als was von Vers zu Vers ihm offenbart ward. Homer aber liebt es, das Kommende eine Zeitlang mit leiseren Tönen vorausklingen zu lassen. Erst dann sollte von den Troern in vollem Umfange die Rede sein, wenn ihre Schicksale in voller Kraft in die Ereignisse einzugreifen begönnen.

Here, als sie Athene herabsendet, damit Odysseus der Flucht der Griechen Einhalt thue, nennt Helena zuerst, und in Nestor's, in der großen Versammlung gehaltenen Rede ist unter den Griechen zum ersten Male von Helena die Rede, deren einsame Seufzer zu rächen den Griechen obliege. So übersetzt Voß: es kann aber auch nur heißen: deren Entführung und Nöthe zu rächen seien. Was beseufzte sie? Was hatten Priamos' Söhne mit Helena zu thun? Noch ist

Paris nicht genannt worden; also Hektor vielleicht, dessen Namen in Agamemnon's Rede ausgesprochen wird? Nicht ruhen will Agamemnon, als bis er diesem den Panzer gesprengt hat, daß er auf dem Antlitz liegend, knirschend mit den Zähnen in den Staub beiße. Warum? Erst in der Aufzählung der griechischen Heerkraft, als die Reihe an Menelaos gekommen, erfahren wir, daß Menelaos von allen zumeist das Herz gebrannt habe, Helena zu rächen.

Als so wenig Wissende führt Iris uns nun in die Versammlung Derer ein, die innerhalb Troja's am Thore des priameischen Palastes Rath pflegen. Greise und Jünglinge, eine Versammlung bildend. Die Thatsache schon: daß Jung und Alt gemeinsam friedlich berath, daß weder von Vornehm noch Gering die Rede ist, auch nicht Beschlüsse hastig gefaßt werden, sondern nur vom Wohl des Reiches ruhig gesprochen wird, führt uns in Verhältnisse ein, die von den griechischen verschieden sind. Wir athmen städtische Luft. Man lebt nicht in Zelten, sondern in Häusern und Palästen, hinter festen Mauern. Man befindet sich im Kriege, aber die Gefahr scheint draußen weitab zu liegen.

Polites, einer der zahlreichen Söhne des Königs, war an jenem Tage ausgesandt worden, die Feinde zu beobachten. Auf der Höhe eines Grabhügels sitzend, sieht er die Achäer sich heranwälzen. In der Gestalt dieses Polites erscheint Iris am Thore des Palastes, und ihre Anrede an den König malt Priamos' geistige Verfassung. Ein Greis, für den die Söhne handelnd eintreten. Iris beginnt mit einem Vorwurfe. „Greis," redet der scheinbare Polites Priamos an, „immer hast du bei unkritischem Geschwätz dich beruhigt, so wie damals, als du an den Krieg nicht glauben wollen, der endlos entbrannt ist. Oft genug habe ich in blutigen Schlachten gekämpft, niemals aber ein Volk gesehen wie die Griechen, die zahlreich wie die Blätter des Waldes oder wie der Meersand auf die Stadt loszieben." Viele Bundesgenossen habe die Stadt, fährt er fort, die, von verschiedener Sprache, einander nicht verständen: jeder dieser Scharen solle ihr Herrscher jetzt den Platz zum Kampfe anweisen, Hektor aber die Bürger zur Schlacht ordnen. Das Wort Bürger klingt uns seltsam in das Ohr. Damit hat Iris ihre Sendung erfüllt und die Scene bricht ab. Weder Helena noch den von Priamos' Söhnen, dem sie angehört, noch Hektor sehen wir. Der Einblick in Troja hört wieder auf, wie ein Sonnenstrahl die Wolken durchbohrend auf eine Minute ein Stück der Landschaft hell macht und wieder in Schatten dann versinken läßt. Keine Worte fallen mehr. Aber auch die Troer setzen sich in Bewegung. An einem vor der Stadt liegenden Hügel machen sie Halt und stellen sich in Schlachtordnung. Der Rest des Gesanges ist der Aufzählung der städtischen Heeresmacht gewidmet. Hier braucht der Dichter nicht breit zu sein. Seine Zuhörer stehen auf Seiten des eigenen Volkes, Keiner erwartet von den Trojanern zu hören, was ihn näher angeht. An erster Stelle nennt Homer die Truppen Hektor's als die zahlreichsten und besten. So hieß es auch bei denen des Agamemnon. Nicht in gleichem Maße aber wird den Troischen das Lob zu Theil, wohlgeordnet zur Schlacht dagestanden zu haben.

Noch einmal aber, am Schlusse der Aufzählung, wird Achill genannt. Bei Nastes, dem Führer der Karer, der, geschmückt wie ein Mädchen, in die Schlacht ging. Aber sein Gold vermochte ihn nicht zu retten, heißt es weiter, das

der starke Achilleus als Beute davontrug. Nastes erinnert an jenen Nireus, dessen Schönheit der Achill's gleich kam, aber der unkriegerisch war und nur mit drei Schiffen kam. Homer deutet eine zukünftige Zeit an, zu der Achill wieder am Kampfe theilnehmen wird. —

Der zweite Gesang klingt nicht aus, sondern hört plötzlich auf. Zuweilen meine ich, er habe bereits da schließen sollen, wo Achill's und der Myrmidonen unthätiges Dasitzen geschildert wird, worauf mit dem Erscheinen der Iris in Troja der dritte Gesang dann einen schönen Anfang nähme. Die dem zweiten Gesange auf diesem Wege fortgenommenen hundert Verse würden bei dieser Anordnung auch räumlich dem dritten Gesange zu statten zu kommen scheinen. Aber ich sage mir wieder, daß der Blick in die Stadt als Vorspiel dessen, was der dritte Gesang bringen wird, eine Nothwendigkeit sei, sowie, daß er, an den Anfang des dritten gebracht, dessen Oekonomie stören würde. Und was das Verstummen des Dichters angeht, so entsprechen dem die Abschlüsse sämmtlicher Gesänge des Gedichtes, die wenigen ausgenommen, welche mit Einschlafen endigen wie der erste. Da ist es, als ob Homer habe fortfahren wollen und als ob er, inne werdend, daß für diesmal genug gesagt worden sei, mitten im Flusse der Rede sich unterbreche.

Dante's Gesänge schließen oft so plötzlich. Homer's Art, die Scene wechseln zu lassen, als seien nur Fragmente von Dichtungen verschiedenen Ursprungs aneinandergereiht und das letzte Bruchstück durch einen Zufall nur das letzte, finden wir nirgends so deutlich wieder als bei Shakespeare, der das zufällige Zusammenwerfen von Scenen da scheinbar am sorglosesten walten läßt, wo der geistige Faden am strafften angezogen ist. Im Wintermärchen, in Cymbeline zum Beispiel. Aus einem halben Dutzend Dramen scheint er da diese und jene Scene, halb oder nicht einmal halb, ausgeschnitten und diese Ausschnitte roh in Verbindung gebracht zu haben: gehen wir auf das rein Geistige aber, so zeigt sich nirgends eine Naht, nirgends eine Lücke, nirgends ein Zuwenig oder Zuviel, sondern unter skizzenhaftem Anschein ein vollendetes Kunstwerk.

Dritter Gesang.

Im dritten Gesange verläßt Homer die panoramamäßige Behandlung der Dinge. Er reiht nicht mehr bloß die Scenen aneinander, sondern entwickelt sie auseinander. Ich sagte oben, der erste Gesang habe gleichsam zwei Ouvertüren: man könnte die beiden ersten Gesänge wiederum eine doppelte Ouvertüre der gesammten Ilias nennen. Es wird ein Vorgeschmack dessen in ihnen gegeben, was wir zu erwarten haben. Sie enthalten mehr Thatsachen als zusammenhängendes Thun, mehr Bilder, die frei auf einander folgen, als daß das Spätere vom Früheren gefordert würde. Der dritte Gesang erst führt uns in zusammenhängendem Berichte in die Ursachen des großen Krieges ein, der als vorhandenes Element stillschweigend vorausgesetzt wurde.

Homer, eher er die Kämpfe beginnen läßt, die, Zeus' Versprechen zu Folge, ohne Achill's Wiedereintreten zu Gunsten der Griechen nicht zur Entscheidung

kommen sollen, muß die Frau endlich sichtbar werden lassen, die an allem Unheil Schuld war. Ein übermächtiger Kunstverstand spricht aus des Dichters Art, Helena uns vor Augen zu bringen. Sie ist zu schön, um beschrieben zu werden. Er läßt uns ihre Erscheinung nur ahnen. Wie ein Künstler die Kraft des Sonnenlichts nur in der Helligkeit dessen sich zeigen läßt, was es bestrahlt.

Mit zwei Vergleichen leitet der Dichter unseren Gesang ein, jedem der beiden Völker einer gewidmet. Beide Bilder verschmelzen in unserer Phantasie zu einem einzigen landschaftlichen Gemälde. Von der Stadt her kommen die Trojaner wie Scharen von Kranichen, die auf der Flucht vor den winterlichen Regengüssen schreiend dem Ocean zueilen und zum Kampfe mit den Pygmäen sich herabstürzen. Schweigend kommen vom Meere her die Achäer ihnen entgegen.

Wie der Südwind auf des Gebirges Häupter
Nebel herabgießt, wenig dem Hirten erwünscht,
Aber dem Räuber gelegener als die Nacht,
Wo man so weit sieht als ein geworfener Stein fliegt:
So erhob sich unter den eilenden Füßen
Staub in Wolken empor hin über die Ebne.

Eine Landschaft steht vor uns, als erinnerten wir uns ihrer. Links drohende Regenwolken, aus denen die Kraniche herabkommen; in der Mitte das Gestade des Meeres; rechts die vom Nebel bedeckten Berge. Staub steigt auf. Himmel und Erde sind erfüllt. Luft, Wolken, Vögel, Meer, Gebirge, weidende Herden, Hirten und Räuber, und dazu das Getöse und Stampfen der beiden Heere. Und aus der breiten Masse dieses Anblicks leuchtet die Gestalt dessen heraus, der die Feinde ins Land gebracht hat: Paris, oder, wie Homer für manche Gestalten doppelte Namen bringt, der göttliche Held Alexandros.

Der mit dem Fell des Panthers über den Schultern
Mit dem gekrümmten Bogen und dem Schwerte,
Und zwei erzbegipfelte Lanzen tragend,
Jetzt die Besten der Griechen zum Kampfe aufrief.

Scheinbar ein heldenmäßiges Auftreten. Und wie verächtlich desselben Mannes plötzliches Verschwinden beim Erscheinen des Menelaos, als dieser, um endlich nun seine Rache zu kühlen, seiner Herausforderung folgend, vom Wagen herabspringt.

So wie ein Löwe, größerer Beute begegnend,
Hunde und Jäger verscheuchend, sich auf den Hirsch
Oder den Gemsbock wirft.

Kampf und Unterliegen, nicht aber zitternde Feigheit des Räubers wird von uns erwartet.

So wie ein Mann vor der Schlange zurückbebt,
Die aus dem Dickicht tief im Gebirge hervorschießt,
Zitterten Alexandros da die Glieder.
Farblos und fahl verschwand er unter den Andern.

Und danach Hektor's Rede nun, in der er, wüthend vor Beschämung, seinem Bruder die Wahrheit sagt. Und dann die Unterwürfigkeit, mit der Paris Hektor anhört. Ich versuche, Hektor's höhnische Worte diesmal in jambischer Form zu geben, so etwa, als sei es eine Stelle aus Shakespeare's Troilus und Cressida.

„Δύσπαρις", „Unglücks-Paris", nennt Hektor seinen Bruder, wie man in Berlin „Pechschulze" gebildet hat.

Pech-Paris! Frauenverführer! Schöner Mann!
Du wärest besser unerzeugt geblieben,
Statt sammt dem Weibe, daß du heimgebracht,
Von Troern und von Griechen mit Gelächter
Begrüßt zu werden. Wie du jämmerlich,
Kraftloser hübscher Kerl, vor Allen dastehst!
Woher nahmst du den Muth nur, übers Meer,
Das keine Balken hat, dir diese Frau,
Kriegrischer Männer Schwägerin, zu stehlen?
Die deinem Vater, die der Bürgerschaft
Zum Unheil, Troja's Feinden nur erwünscht,
Dir selbst zu ew'ger Schande hier erschien?
Du wagtest nicht, den Gatten abzuwarten:
Heimlich gingst du davon; der würde wahrlich
Gezeigt dir haben, welches Mannes Weib
Du fortgeführt! Da hätten Aphrodite,
Dein Saitenspiel und dein geringelt Haar
Dich nicht geschützt: im Staube lägest du
Mit einem Rock von Steinen auf den Schultern!

Man bemerke den Unterschied des Accentes zwischen Hektor's Rede und den Worten, die im griechischen Lager zwischen den Fürsten zu fallen pflegen. Diese brüllen sich mit natürlicher Grobheit an, als ob sie in anderem Tone nicht zu sprechen wüßten. Soldatische Rauheit tönt uns entgegen: aus Hektor's Munde empfangen wir den Ausbruch des Unwillens eines sonst ruhigen Mannes, den Indignation zu einer Sprache hinreißt, die nicht bloß andonnern, sondern mit schneidenden Accenten ins Fleisch dringen soll.

Seine Absicht ist, Paris durch den Spott, den er über ihn ausgießt, zum Kampfe zu bewegen. Beschämt und unterthänig gibt Paris dem Bruder Recht, wagt aber doch daran zu erinnern, daß es sich nicht um einen gemeinen Raub, sondern um die Annahme des Geschenkes einer Göttin handele. Aphrodite's Werk war es gewesen, daß so verführerische Schönheit Paris umspielte. Eine Tochter des Zeus auf Geheiß einer Göttin zu gewinnen, war nichts, das Vorwürfe verdiente. Dies deutet Paris dem Bruder an. Mit Helena's Gatten zu kämpfen, sei er bereit. Sammt ihren Reichthümern möge sie dem Sieger zufallen. Hektor übernimmt, den Zusammenstoß der beiden Heere zu hemmen, und mit Menelaos beginnt die Unterhandlung wegen des Zweikampfes. Diese Dinge werden kraftvoll und mit der Breite ausgeführt, die Homer's Publicum für Besprechungen dieser Art verlangte. Herolde gehen nach der Stadt, um Opferthiere zu holen und den alten Priamos herauszugeleiten, in dessen Gegenwart das Gottesurtheil feierlich vorbereitet werden soll.

Und nun sehen wir Helena auftreten.

Im ersten Gesange war sie nicht, im zweiten einmal nebenbei erwähnt worden, in einer Art, die zu ihren Gunsten redet. Homer's Andeutungen weisen die Auffassung nicht ab, daß Helena reuevoll sich nach Hause sehne. Wir verurtheilen, aber wir hassen sie nicht. Wie alle Frauen der Dichtung, erscheint sie als niemals alternd im dauernden Besitze jugendlicher Frische. Mit unwider-

stehlicher Liebenswürdigkeit ausgerüstet und in göttlicher Fügung übers Meer kommend, hatte ein Königssohn sie zur Flucht bewogen. Ein schöner Fremdling, der aus dem asiatischen Stadtleben im einsamen meerabgeschlossenen Peloponnes erschien, dem gebirgigen Argos, wo die Frauen der auf ewigen Kriegsfahrten abwesenden Männer sich verlassen dünkten. Paris läßt Helena höheren Lebensgenuß in der Ferne ahnen. Nicht gemeine Schiffsbauer, sondern Künstler hatten seine Schiffe gerichtet. Mit all' ihren Reichthümern macht die fürstliche Frau sich auf die Flucht. Wir denken an Cleopatra und Antonius. Als die Tochter des Zeus zieht Helena in Troja ein, wo Paris mit den vornehmsten Architekten der Stadt seinen Palast erbaute. Aber die Zeit der Enttäuschung hatte begonnen. Dem troischen Volke und der Familie des Priamos ist Helena verhaßt. Und sie selbst muß an das zurückdenken, was sie verlassen hat. Mit solchen Gefühlen für und gegen sie erwarten wir ihre Gegenwart.

Wiederum steht Iris dem Dichter zu Diensten, um uns aus der Mitte der beiden Heere, die zusammenstoßen wollen, in die Paläste des Priamos und seiner Kinder zu versetzen. Wo es geräuschlos, wie wir die Wohnungen der Könige denken, hergeht und wo sie die Gattin des Paris am Webstuhle findet. Solche Uebergänge vom Getöse zur Stille liebt Homer.

Bemerken wir, wie er durch das Hineinflechten der Götter Helena's sowohl als Alexandros' Verantwortlichkeit mildert. Nehmen wir heute sogar doch in fatalistischen Stimmungen neben der bewußten Verantwortlichkeit ein unbewußt mitgebietendes Schicksal an. Und nun werden wir sehen, mit welcher Kunst von Helena beinahe der letzte Rest einer Schuld abgelöst wird.

Iris, wie zuweilen Götter und Götterboten thun, nimmt eine Maske vor. In der Gestalt der Laodike, der schönsten unter den Töchtern des Priamos, tritt sie ein und findet Helena ein Gewand webend, groß, zweimal einzuschlagen und purpurfarbig, in das sie Kampfscenen aus dem Kriege hineinwirkt, der um ihre Person geführt wird. Dicht neben ihr stehend, beginnt die verstellte Laodike: „Liebe Schwägerin," sagt sie, „mach Dich auf, wenn Du Trojaner und Achäer kämpfen sehen willst; die Schlacht in der Ebene unten nimmt ihren Anfang. Jetzt aber ruhen sie plötzlich Alle, auf die Schilde gelehnt und die Speere in den Boden gestoßen. Paris aber und Menelaos werden mit Lanzen um Dich kämpfen, und dem, der den Anderen besiegt, wirst Du zufallen."

Also sprechend ließ ihr die Göttin Sehnsucht
Sanft in das Herz einrinnen, und sie gedachte
Ihres ersten Gemahls, ihrer Stadt und der Eltern.
Und einen weißen Schleier um sich werfend
Ging sie aus dem Gemach mit thränenden Augen,
Und gelangte dahin, wo das skäische Thor war.
*) Dort saßen Priamos, Panthoos und Thymoites,
Lampos, Klytios, Hiketaon, Ukalegon,
Antenor: die Räthe des Volks, am Thore;
Denen das Alter mitzukämpfen versagte,
Deren Stimme nur schwach, so wie der Grillen
Zartes Gezirp den Rand des Waldes entlang

*) Dort säßen Priamos.

Aus dem frühlingsgrünen Gebüsche herausschwirrt;
So nun saßen die Alten des Volks am Thurme.
Doch als sie Helena kommen sahn zum Thurme,
Sprachen sie leise wispernd untereinander:
Wer will tadeln, daß Trojaner und Griechen
Um ein Weib wie diese so lange kämpfen?
Der aus den Augen recht die Göttin herausfieht!
Aber sei's! und wenn sie noch schöner wäre:
Fort zu den Schiffen mit ihr, daß unseren Kindern
Und uns selber kein Unheil draus erwachse!
Also sprachen sie. Priamos aber rief
Helena zu sich: Hierher, setze dich nieder
Neben mich hin, liebes Kind, damit du den ersten
Gatten siehst und die Freunde und die Verwandten —
Du kannst nichts dafür, das haben die Götter
Auf dem Gewissen, die mir den traurigen Krieg
Mit den Achäern ins Land gebracht! — Jetzt sage,
Wer ist Jener von gewaltiger Größe?
Zwar auch Andre ragen wie er empor,
Aber keinen von solcher Hoheit sahen
Je meine Augen, und wie ein König geht er.
Und die göttliche Frau: o lieber Vater,
Vor dir muß ich mich schämen und du erschreckst mich!
Ach, ich hätte sterben sollen damals,
Als dein Sohn hierher mich mit sich führte
Und ich mein Bett und mein Kind und die Freunde und die
Edlen Verwandten verließ. So sollt' es nicht sein!
Ach, und ich weine darum. Doch weil du fragst:
Das ist Agamemnon, der Sohn des Atreus!
König, gewaltig und machtvoll und stark im Kampfe!
Ach, mein Schwager war er. Er ist's gewesen!
Aber Priamos staunend herabsehend rief:
Schicksalbegünstigter, glücklicher Sohn des Atreus,
Wieviel Völker sind dir jetzt unterthänig!
Einst als ich jung war und nach Phrygien zog,
Sah ich herrliches Volk dort; damals kämpft' ich
Gegen die Amazonen selber mit,
Die wie Männer sich schlugen — aber auch damals
Sah ich kein Heer wie das der Achäer heute!
Aber Odysseus erblickend fragt' er weiter:
Jetzt aber der, liebes Kind, wer ist denn der dort,
Höher noch als der Atride, breiter die Schultern,
Vor ihm liegen die Waffen auf der Erde
Und er selber schreitet durch die Männer
Wie durch die Herde ein mächtiger Widder sich durchdrängt.

Das ist Odysseus, erklärt Helena weiter. Und Antenor nimmt das Wort, um zu berichten, wie er selbst Odysseus in Troja mit Menelaos einst beherbergte, als Beide Helena's wegen zu unterhandeln in die Stadt gekommen waren. Und dann weiter erzählt er, wie sie ihnen damals erschienen seien.

Stehend ragte höher empor Menelaos,
Aber saßen sie Beide, so war Odysseus
Hochansehnlicher; und wenn Beide sprachen,
Sprach Menelaos wenig und rasch und scharf,

Denn kurz angebunden und auf die Sache
War er gerichtet und weniger Jahre zählt' er.
Aber als dann der schlaue Odyss sich erhob,
Stand der da und blickte vor sich nieder
Starr auf den Boden die Augen vor sich gerichtet,
Und der Stab in der Hand bewegte sich nicht,
Weder zurück noch vorwärts, sondern fest
Stemmt er ihn auf, wie ein Mann, der nach Worten sucht,
Und vor Erregung die Gedanken verloren.
Doch wenn ihm dann aus der Brust die große Stimme
Vordrang wie ein Schneegestöber von Worten:
Keiner wäre ihm da entgegengetreten! —
Da erst merkten wir, was der Mann bedeute!
Doch zum dritten den Ajax jetzt erschauend,
Wollte der Greis von ihr wissen: wer ist jener
Andere achäische Mann, so groß und kraftvoll,
Der mit den Schultern über die Andern vorragt?
Aber Helena: Jener von gewaltigem
Wuchse ist Ajax; und der Andere dort
Ist Idomeneus, den Menelaos und ich
Oft beherbergten, wenn er von Kreta kam,
Und seine Leute sind's, die ihn umgeben.
Doch, was ist das? — ich erkenne sie Alle wieder,
Und mit Namen könnt' ich sie dir bezeichnen,
Nur Zwei sehe ich nirgends, meine Brüder,
Kastor nicht und auch Polydeukes nicht!
Sind die Beiden zu Hause denn geblieben?
Oder kamen sie mit aus Lakedaemon,
Aber wollen nicht kämpfen, weil sie die Schande,
Die ich auf sie gebracht, zu tief empfinden?
Doch die Brüder lagen ja beide längst
Tief in der Erde des lieben Vaterlandes.

Niemand, der Geschwister verloren hat, wird diese letzten beiden Verse lesen, ohne erschüttert zu sein. Diese Scene, die mit einem Schlage hier abbricht, ist eine der schönsten, die menschliche Dichtung hervorgebracht hat. Das ist schon oft empfunden worden.

Bemerken wir die intensive Gewalt, mit der sie unsere Phantasie anrührt. Homer stellt uns die Dinge dicht vor die Augen. Hole Jeder aus der Erinnerung die Auftritte ans Licht, bei denen er am meisten von dem Gefühle bewegt gewesen ist, selbst mitzuerleben. Sagen wir Scenen aus Hamlet, oder aus Faust, oder aus der antiken Literatur die des Aeschylos: wie Kassandra das Haus des Agamemnon nicht betreten will; oder Alcibiades' Herausforderung des Sokrates im Gastmahle des Plato; oder wunderbare Stellen aus pindarischen Oden: überall höchst lebendige Gemälde, wo aber in so wenig Worten die Sache selbst wie hier? Man fühlt die Quadern des skäischen Thurmes, von dem die alten Männer herablugen, wie mit den Händen; man meint Helena herankommen zu sehen, im lichten Schleier, den sie rasch umnahm. Und das leise Gewisper der Greise und die Freundlichkeit des alten Herrschers, der wohl einsieht, daß die entzückende Schwiegertochter der Spielball übermächtiger Dämonen war.

Ein entschuldigendes Gefühl beschleicht uns. Wir sehen die Frau ihre Gewissenslast mit sich führen. Im Ueberblicke dessen, was die Ilias bis zu dieser Stelle enthält, dringen wir, Achill ausgenommen, keinem der Mitspielenden so tief in die Seele als hier Helena. Die vornehmste und bezauberndste Fürstin des Erdkreises wird von den Göttern im Geiste verwirrt, Mann, Kind, Brüder und Vaterland zu verlassen, um ein ihr selbst unfaßbares anders geartetes Dasein zu suchen. Und nun hat sie es zu erdulden. Von nun an enthält Homer's Gedicht neben Achill und Thersites die dritte Gestalt, von deren Dasein wir überzeugt sind.

Aber auch Menelaos, Agamemnon und Odysseus besitzen wir nun in realeren Bildern. Ich wies darauf hin, wie es Homer's Art sei, uns allmälig mit den Leuten bekannt werden zu lassen. Eins kommt zum Andern: plötzlich steht die Gestalt fertig da. Diese drei ließ er bis dahin nur handelnd auftreten, ohne uns ihren Anblick zu gewähren. Sie gehören nicht der auserlesenen Reihe Derer an, bei denen, wie bei Achill, zu sagen genügte: der stärkste und schönste von Allen! Sie brauchen Etwas, das sie von Anderen unterscheidet. Damit Agamemnon vor uns hintrete, muß Priamos ihn jetzt der Helena beschreiben. Bei den zwei Anderen steigert sich der Dichter in der Kunst, nur so nebenbei das Wichtigste anzubringen, noch höher: einer der uralten Trojaner erhebt die schwache Stimme, um von ihnen zu berichten. Diese Porträts bezeugen die ungemeine literarische Cultur, die Homer umgeben haben muß. —

Priamos war außerhalb der Mauern verlangt worden. Mit den „Söhnen" allein, hatte Menelaos erklärt, wolle er nichts zu thun haben. Wir werden später den vollen Sinn dieser Worte erfahren. Priamos ist uralt und optimistisch. Er kämpft nicht mehr mit und redet versöhnlich. Im vierundzwanzigsten Gesange der Ilias erst erleben wir die Vollendung dieser Gestalt, deren Wachsthum im Laufe des Gedichtes langsam vorrückt. Bemerken wir, wie Homer auch hier niemals sich wiederholt, nie Unnöthiges gibt, sondern Stein auf Stein das Piedestal höher hebt, auf das er den Vater Hektor's stellen will. Immer ist Homer sich dessen bewußt, was vorher von ihm gesagt worden ist, und weiß, an welcher Stelle das dem Zuhörer noch Unbekannte zu geben sei.

Mit Priamos versetzt Homer uns wieder auf die Ebene draußen, wo die Heere einander dicht gegenüber stehen. Die Abmachungen kommen zu Stande. Paris, für gewöhnlich ohne schwere Rüstung nur als Bogenschütze eingreifend, legt den Panzer eines seiner Brüder an. Von der Mauer herab nehmen die troischen Männer und Frauen an den Dingen Theil. Die Loose fallen, wer von Beiden den ersten Speerwurf zu thun habe. Paris: die Spitze seines Speeres biegt sich um am Schildbuckel des Menelaos, der seinerseits jetzt Paris tödtlich getroffen haben würde, hätte Aphrodite ihren Liebling nicht geschützt. Von ihrer Hand wird er plötzlich in die Königsburg von Troja versetzt.

Jetzt ereignet sich dort das, was Helena's Charakter höhere Weihe gibt und ihre Flucht und den quälenden Zwiespalt ihres Gefühles erklärt.

Paris erscheint Menelaos gegenüber diesmal mehr unglücklich als schwach, denn seine Schuld ist es nicht, daß die Spitze seiner Lanze sich umlegt. Er hat im Allgemeinen zwar etwas Widerstandsunfähiges in der Natur, er gibt

nach: mit feiner Unterscheidung aber vermeidet Homer, ihn kraftlos erscheinen zu lassen. Er stellt ihn als eine Art Menschen für sich hin. Paris ist der im Wohlleben einer reichen Stadt aufgewachsene gute Schütze, ebenso wenig dafür gemacht, einen der Söhne des Atreus zu bestehen, als ein moderner Mann, dem man seine Waffen genommen hätte, einem Wilden gegenüber mit einer Keule sich hinreichend bewehrt fühlen würde. Paris gehört einem fein civilisirten Volke an. Sehen wir ihn und Menelaos sich gegenüberstehen, so empfinden wir das Ungleiche; man gönnt diesem den leichten Sieg, aber man freut sich auch, als im entscheidenden Momente Aphrodite den Riemen des Helmes sprengt, an dem Menelaos den Räuber Helena's endlich packt, um ihn im Fortziehen zu erwürgen. Plötzlich ist Paris verschwunden! Was jetzt vorgeht, ist das Entscheidende für Helena's Charakter.

Nieder setzte die Göttin Paris im Zimmer,
Das des Wohlgeruchs Athem erfüllte, und ging,
Helena herzurufen. Und die fand sie
Auf des Palastes Dach, wo troische Weiber
Mit ihr standen in Menge, und am Gewand
Leise sie fassend stieß sie sie an mit der Hand,
Der uralten Schaffnerin gleich an Gestalt,
Die so schön die Wolle zu zupfen wußte]
In Lakedaemon schon, als sie dort noch Haus hielt,
Und die Helena liebte. Dieser gleichend
Redet die Göttin Helena an: komm rasch!
Paris verlangt nach dir: komm mit nach Hause!
Wo er auf schwellendem Lager deiner wartet,
Strahlend in Schönheit! Niemand dächte an Kampf,
Jeder an Tanz und an Wonne bei seinem Anblick!
Aber Helena bäumte das Herz sich empor,
Als sie das hörte; doch nun stand der Göttin
Machtvoll üppige Hoheit ihr vor Augen,
Und die funkelnden Götterblicke erkennend
Schrak sie zusammen und rief: Betrügerin, willst du
Wieder jetzt mich verlocken, so wie damals?
Soll ich durch die phrygischen Städte etwa
Weiter hinweg, weil da oder dort dir Einer
Lieb ist, und Menelaos jetzt meinen Mann
Niederschlug, um mich armselige Frau
Wieder nach Hause zu führen? Da schleichst du wieder
Listig heran! so geh' du selber doch hin,
Gib dich hin und die Götterwirthschaft auf!
Und den Olymp betrete dein Fuß nicht wieder!
Sondern quäle dich ab und lauf ihm nach,
Bis er zur Frau dich, oder als Magd dich annimmt!
Ich zu Paris jetzt? Dem mach' ich das Lager
Nicht mehr! Denn das schickte sich nicht! Es würden
Mich die troischen Frauen alle tadeln,
Und ich habe genug in mir zu tragen!
Aber in Wuth gerathend schrie Aphrodite
Helena an: Bring' mich nicht auf, Verwegene!
Geh' ich im Zorn jetzt von dir, so haff' ich dich
Künftig eben so glühend, wie ich dich liebe;

Und zwischen Troer und Danaer will ich Unheil
Säen, das furchtbar sein wird, und du selber
Gehst im großen Verderben mit zu Grunde!
Und es erzitterte Helena, als sie das hörte,
Sie die Tochter des Zeus! Sie nahm den weißen
Schleier zusammen und ging und sprach kein Wort mehr.
Keine der troischen Frauen hatt' es gemerkt,
Denn ein Dämon war es, der ihr vorausschritt.
Und sie kamen zum schönen Palaste des Paris,
Und die Mägde wandten sich rasch zur Arbeit,
Und zum hohen Gemahle ging die Frau,
Und die lieblich lächelnde Aphrodite
Holte den Sessel herbei, ihn selber tragend,
Und gegenüber Paris rückte sie ihn,
Und des aegisschwingenden höchsten Gottes
Tochter, Helena, setzte sich auf ihn nieder,
Wandte die Augen ab und sprach zum Gatten:
Schon aus dem Kampfe zurück? Am besten wärst du
Unter den Händen dessen da gestorben,
Der als ein Mann von Kraft dich niederwarf,
Und der mein erster Gemahl war! Früher freilich
Wolltest du stärker als er sein, prahltest du,
Ihn mit den eignen Händen zu besiegen.
Geh' doch hin und ford're ihn wieder heraus!
Nein, bleib' lieber zu Haus und hüte dich wohl
Dem blondhaarigen Menelaos nochmals
Unter die Faust zu kommen, denn sein Speer
Würde dich tödten.
Aber das Wort aufnehmend
Sagte Paris: Frau, nicht mit so schwerem
Vorwurf sollst du die Seele mir belasten.
Hat Menelaos gesiegt, so war Athene
Hülfreich ihm; ich werde ihn wieder fordern,
Und es stehen Götter auch uns zur Seite.
Deshalb komm, und ruhen wir miteinander,
Friedsam, denn so völlig hat nie die Sehnsucht
Mir die Sinne erfüllt, auch damals nicht
Als ich dich fortgeführt aus Lakedaemon
Und auf der Flucht die Insel Kranaë uns
Ruhe zuerst gewährte und Vermählung.
So wie damals stehst du entzückend vor mir!
Also sprechend ging er zum Lager voran
Und die Gattin folgte seinen Schritten.
So nun ruhten sie Beide nebeneinander.
Doch der Atride wie ein gereiztes Raubthier
Stürmte durch das Gewühl, ob er denn nirgends
Den verschwundenen Paris wo erspähte.
Doch kein Troer vermochte dem Menelaos
Paris zu zeigen: hätte ihn einer gesehn,
Nicht aus Freundschaft würd' er versteckt ihn haben!
Denn sie haßten ihn Alle in den Tod.
Doch Agamemnon rief: Trojaner, hört mich:
Sieger war Menelaos! Gebt die Frau
Und ihre Schätze zurück und zahlt eine Buße,

Wie euch geziemt und die für alle Zukunft
Festgestellt wird! So sprach Atreus' Sohn
Und die andern Achäer riefen Beifall.

Ein großartiger Gegensatz. Mitten aus dem schweigenden Schlafgemache der versöhnten Gatten werden wir in den Kampf zurückgerissen. Der dritte Gesang schien wie eine Symphonie in einem lang sich hinziehenden süßen Tone schließen zu wollen: mit einem Male bricht das wilde Geschrei des Agamemnon wieder ein.

Homer zeigt sich bei Helena von einer neuen Seite. Er will nicht beschönigen, er will nur erklären. Die Scene zwischen der Göttin, die Alles auf dem Gewissen haben würde, wenn etwas wie Gewissen in ihr lebendig wäre, und Helena, die ihrem Gewissen fast erliegt, ohne sich der Mächte erwehren zu können, die ihre Schuld immer noch vermehren, läßt uns ahnen, welche Erfahrungen Homer selbst gehabt haben könnte. So tiefe Symbolik fliegt dem Dichter nicht aus dem Nichts zu. Helena's Rede, mit der sie die Göttin abzuweisen sucht, und ihr Nachgeben und Unterliegen rehabilitiren sie beinahe. Sie sieht den Moment herannahen, wo Menelaos, den sie heiß bewundert und hochstellt, sie der Lage entreißen wird, deren Unwürdigkeit sie empfindet. Da steht die Verführerin wieder neben ihr! Als Aphrodite sie in Gestalt der alten Dienerin anrührt, wittert Helena nur eine List. Sie vermuthet ein neues unbekanntes Abenteuer, zu dem sie mißbraucht werden solle. Wieder, meint sie, solle sie einem abgethanen Liebhaber ihrer Schwester als Belohnung anheimfallen. Und nun erfährt sie, was thatsächlich sich ereignete. Das Blut des Zeus empört sich in ihren Adern. Sie weiß, daß die Trojanerinnen sie hassen: nun aber würde sie von ihnen verachtet werden!

Und welches Unterliegen! Wie viel, sagen wir wieder, muß der Dichter an Erlebnissen in sich getragen haben, um die beiden Schwestern so nebeneinander zu stellen. Wir wissen, wie Chriemhild und Brunhilde, wie Elisabeth und Maria einander zu überbieten suchen, hier haben wir das älteste Beispiel eines solchen Kampfes. Helena und Aphrodite brechen los gegen einander, und Rang und Macht tragen den Sieg davon. Selbst von der Familie des Zeus weiß Helena nur zu gut, daß man mit den olympischen Herrschaften sich nicht entzweien dürfe. Der Moment, wo sie den Schleier zusammennehmend, schweigend folgt, ist ein tragischer. Noch einmal sucht sie dem Manne zu widerstreben, den sie verachtet — aber Aphrodite betäubt sie. Eine der Stellen, die wie bittere Ironie klingt, ist der Vers, wo Homer Helena, im Begriffe nachzugeben, die „Tochter des Aegis-erschütternden Zeus" nennt, Beiworte, die sonst nur Göttinnen zu Theil werden.

Helena's inneres Schicksal scheint hier erfüllt zu sein. Und doch hat der Dichter eine Versöhnung gefunden. Nur von zwei Leuten in Troja wird Helena verstanden: von Priamos, der selbst in uralter Verwandtschaft mit den Göttern verbunden war, und von Hektor, dessen bürgerlich reiner Edelmuth für die einstand, die denn doch einmal nun einen Theil der Familie bildete. Helena erblickt in Hektor den einzigen Mann, der an Agamemnon und Menelaos und an ihre Brüder heranreicht. Es bildet sich eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen

ihnen, die Homer möglich macht, Helena in noch neuer Gestalt erscheinen zu lassen.

Ich thue einige Schritte voraus.

Im sechsten Gesange wüthet die Schlacht zwischen den Troern und Griechen. Hektor eilt in die Stadt, um Paris herbeizuholen, der sich vom Kampfe fernhält. Paris' Benehmen zeigt ihn hier von einer neuen Seite. Nachdem er Menelaos gegenüber eine so traurige Rolle gespielt, findet er bequem, das Urtheil, das Freunde und Feinde über ihn fällen mußten, übel zu nehmen. Er hält sich, als lebe man im Frieden, in seinem Hause:

Dann trat Hektor ein. Den elf Fuß langen
Speer in der Faust, dessen erzene goldumfaßte
Spitze weithin blitzte. Und er fand
Paris, wie er mit herrlichem Waffenschmucke,
Schild und Panzer, zu thun sich machte, wie er
Prüfend die krummen Bogen untersuchte.
Aber Helena unter den Mägden sitzend
Unterwies sie, wie sie zu weben hätten.
Das ersehend rief er mit strafenden Worten:
Mensch, jetzt willst du hier den Empfindlichen spielen?
Deinethalben gehen die Völker zu Grunde!
Deinethalben lodert des Krieges Gluth
Rings um Ilion's Mauern: würdest du nicht
Den anfahren, der jetzt nicht kämpfen wollte?
Auf, wenn Troja in Flammen jetzt nicht stehn soll!
Und Alexandros: Hektor, nicht mit Unrecht
Tadelst du mich, doch irrst du, wenn du glaubst,
Daß ich grollend mich zu hier zu Hause halte.
Ja, ich hatt' es gewollt, doch dann bat mich
Helena süß und besänftigend, mich an dem Kampfe
Doch zu betheiligen, und meiner Meinung nach
Sollt' ich es thun, denn wechselnd wendet der Sieg ja
Dahin und dorthin sich. Ich lege die Waffen
Gleich an, warte! — nein, geh' lieber voran!
Und ich eile dir nach und bin gleich bei dir.
Hektor stand stumm da. Und Helena nahm
Leise und sanft das Wort. O Schwager, o ich
Hündin, die ich an allem Unheil Schuld bin!
Die dich mit Schauder erfüllt! O hätte damals,
Als ich zur Welt kam, mich ein Sturm gefaßt
Und über Berg und Thal ins Meer geschleudert,
Daß die Wellen mich in die Tiefe zogen,
Eh' das Alles geschah! Doch, da die Götter
Einmal wollten, daß ich am Leben bliebe:
Hätten sie einem Manne mich nicht überliefert,
Der gegen Schimpf und Schande ohne Gefühl ist!
Doch den ändert jetzt nichts mehr! Komm doch, Lieber,
Jetzt auf ein Weilchen herein und setz' dich nieder,
Schwager, der du um mich hündisches Weib
Und Alexandros wegen so viel erduldest,
Denen Zeus so vielfaches schweres Unheil
Aufgebürdet, daß die Menschen davon
Sagen und singen werden, so lange die Welt steht.

Aber der große helmumflatterte Hektor
Sagte: Helena, nöthige nicht so freundlich
Mich zum Sitzen, ich darf nicht; denn es treibt mich
Fort in die Schlacht zu den Troern, die nach mir
Sehnsuchtsvoll schon schauten, als ich hinwegging.
Aber treibe du diesen an, und selber
Soll er sich sputen, daß er mich in der Stadt
Noch erreiche! Denn ich gehe zuvor
Nun in mein Haus, um da meine liebe Frau
Und mein Kind noch zu küssen, denn wer weiß,
Ob ich wieder zurück zu ihnen kehre.
Damit wandte sich Hektor und erreichte
Bald sein Haus.

Drei Charaktere offenbaren sich in dieser Scene mit erschreckender Deutlichkeit. Zuerst Paris. Wir glauben ihn hier erst kennen zu lernen. Er ist weder feige noch kraftlos, aber er ist zum Kriege als Handwerk weder geboren noch erzogen. Für ihn ist der Krieg nur ein Sport. Liebe, Ehre, Vaterland, Wagenfahren, Musik, Kunstgenuß und Umgang mit Künstlern stehen für seine Anschauung auf gleicher Stufe. Die Welt existirt so weit für ihn als sie ihn gerade interessirt. Unter dem Gelächter beider Armeen durch eine hohe Frau davongeführt, erachtet er es als das Bequemste, die Sache als beleidigter Prinz übel zu nehmen und sich in seinem Palaste einzuschließen. Helena, die längst weiß, daß mit starken Worten nichts bei ihm auszurichten sei, hatte ihn schmeichelnd dahin gebracht, in die Schlacht zurückzukehren. Aber dazu bedurfte es der Rüstung. Statt die ersten besten Waffen anzulegen, beginnt Paris als Kunstfreund und Kenner seinen Besitz an dergleichen behaglich zu mustern. Jedes Stück betrachtet und betastet er. Nach gewohnter Weise hört er Hektor's Vorwürfe ruhig an und gibt ihm Recht. Dann aber bemerkt er, wie Hektor ihn ja in der Auswahl der besten Waffenstücke eben unterbrochen habe. Nur einen Augenblick, und er gehe mit ihm. Oder nein, verbessert er sich: geh' voran, ich bin gleich bei dir.

Diese letzte Wendung ist bewunderungswürdig. Paris verlangt, man solle ihm Zeit lassen. Und Helena, begreifend, daß hier nichts zu machen sei, will sich selbst wenigstens den Genuß verschaffen, auf wenig Minuten mit Jemandem zu verkehren, der in ihren Augen ein Mann ist. Sie nennen Paris nicht mehr bei Namen: Hektor sagt „dieser da". Helena gibt sich seinem Urtheil preis.

In Betreff Hektor's spricht Homer das letzte Wort erst am Ende des Gedichtes aus, hier aber schon zeigt er ihn als den, dessen Hände Ilion halten, und der nichts dafür in Anspruch nimmt als das Bewußtsein, das Seine gethan zu haben. Paris' Antwort auf Hektor's strafende Rede macht diesen stumm. Mochte er tief in der Brust über Helena denken wie er wollte, die Lage der Frau beschämt ihn und macht ihn milde. Die Art, wie er in ablehnender Höflichkeit sich entschuldigt, nicht eintreten und bleiben zu dürfen, zeigt die zarte Güte seiner Natur. Im Gefühle seiner Kraft findet er nur natürlich, daß das Schwerste gerade ihm zufalle, hierin Achill ähnlich, der sich darüber nicht beklagt hatte, daß er die schwerste Arbeit that. Hektor hat die Bescheidenheit Derer, die etwas leisten. Er entschuldigt sich mit Frau und Kind. Er bittet nur um Eins: daß Helena „diesen da" in der Stimmung erhalte, sich zu waffnen, und

noch während er selbst in Troja sei, sich ihm anzuschließen. Hektor will nur das Eine erreichen: daß von seinem leiblichen Bruder nicht gesagt werden dürfe, er habe nicht kämpfen wollen.

Helena aber erregt unser Mitleid. Wir begegnen dieser Art von Verzauberungen in modernen französischen Romanen. Helena beurtheilt Paris ebenso hart, wie Hektor thut, aber sie läßt ihn, wie Hektor gleichfalls thut, gewähren. Sie trieb ihn nicht mit harten Worten in den Kampf: sie schmeichelte ihm ab, sich zu rüsten und mit zu kämpfen.

Fassen wir an dieser Stelle, wo Helena am sichtbarsten uns entgegentritt, ihr Schicksal, wie Homer es in sich trug, in voller Abrundung zusammen.

Der merkwürdigste Zug in ihrem Charakter ist die sie belebende Kritik des eigenen Verhaltens. Damit verbunden die Fügsamkeit dem gegenüber, was sie als ihr Schicksal nun einmal erkannt hat und hinnimmt. Beides aber nicht ohne die ihr Wesen beherrschende Zumischung vollen Genusses an ihrem Dasein! Die Verbindung dieser drei Elemente ist uns ebenso verständlich als anziehend. Ungemein menschlich erscheint uns diese Existenz, und der unverwüstliche Glanz königlicher Hoheit, der sie umgibt, steht ihr wohl an.

Homer hatte seine eigene Art, die Gestalten, die er schafft, zu adeln. Noch einmal begegnen wir Helena bei ihm in der Lage, von sich selbst zu reden. Im letzten Gesange der Ilias erscheint sie wieder. An Hektor's Leiche bricht sie in Jammer aus. Mit verzweiflungsvoller Resignation klagt sie um seinen Verlust.

Hektor! Von allen Schwägern mir der liebste!
Wäre ich, eh' Alexandros mit mir davonfuhr,
Vorher lieber gestorben! Zwanzig Jahre[1])
Gingen dahin, daß ich nach Troja kam,
Aber niemals hört ich ein vorwurfsvolles,
Böses Wort von dir! Und wenn im Palaste
Schwäger und Schwägerinnen und Schwiegermutter —
Denn der Schwiegervater allein war milde —
Mich überfielen, hieltest du sie zurück,
Sanft einredend mit ruhigen edlen Worten.
Deshalb wein' ich um dich. Denn in ganz Troja
Ist mir Keiner mehr gut und Keiner freundlich,
Und es schaudert sie Alle, die mich ansehn.

Alle. Helena scheint sich ihres Mannes gar nicht zu erinnern, um ihn auszunehmen. Ihr Schicksal ist besiegelt. Wieder eins von den Zeichen des inneren Abschlusses, den Homer's Gedicht im vierundzwanzigsten Gesange findet.

Daß Helena die war, die am Kriege Schuld trug, kommt nicht mehr zur Sprache. Nur als Alexandros' Gemahlin und als Schwägerin Hektor's bejammert sie den Todten.

Und trotz alledem noch ein Umschwung! Abermals Jahre später thront Helena im alten Sparta wieder, wohin sie nach Troja's Zerstörung mit Menelaos zurückgekehrt ist. Hier nimmt sie den nach seinem Vater suchenden Telemach gastfreundlich auf. Unverwüstlich jung und schön sitzt sie da wieder, als habe

[1]) Hier zwanzig Jahre, während es nur halb so viel zu sein brauchten. Größere Zahlen bezeichnen immer nur im Allgemeinen eine lange Zeit.

sie sich nie von der Stelle gerührt. Penelope sah in Helena's Davongehen mehr einen Fehler als ein Vergehen, und von dem jungen Prinzen, den die Königin gütig behandelt, durfte sie nur Verehrung erwarten. Sie war strahlend wie ein kostbarer Diamant, den Räuber einmal davongetragen haben, der wieder eingebracht worden ist und nichts von seinem Licht verloren hat. Ihre trojanischen Zeiten dürfen nicht etwa nicht berührt werden; sie spricht davon wie von einer großen Krankheit, in die der Wille der Götter einst sie hatte verfallen lassen. Homer deutet auf schöne Weise hier an, daß nur die Erinnerung an diese vergangenen Dinge, nicht aber Kummer darüber ihr zurückgeblieben sei. Denn indem wir Helena dem Telemach das kummervertreibende Mittel heimlich in den Wein werfen sehen, das ihr auf der Heimreise in Aegypten einst geschenkt worden war, erfahren wir damit zugleich doch nur, daß das Mittel an Helena selbst früher schon seine kummerverzehrende Kraft bewährt haben mußte. Bei dieser Gelegenheit auch werden andere Erlebnisse Helena's in Troja von Homer erzählt, die die Einnahme der Stadt und Helena's Rückkehr zum ersten Gemahl möglich machten, Umstände, deren es als zu berichtender Ereignisse für den Plan der Ilias nicht bedurfte, aber die in der Odyssee als Erzählungen aus weit zurückliegender Zeit vorgebracht werden durften. Denn das bewundern wir wiederum in der Odyssee, daß das Zurückliegende auch hier gelegentlich eingestreut wird, und daß die ersten Gesänge dieser Dichtung, gleich denen der Ilias, uns mit der Totalität des Geschehenen wie zufällig in abgerissenen Stücken bekannt machen.

So hätte ich die gesammte homerische Helena nun vorgeführt: Zeus' Tochter, die als sterbliche Königin friedlich abschließt. Von ihrem Vater her die Gabe besitzend, nichts zu erleben, das ihr nicht jeden Tag ein neues Daseinsconto anzufangen erlaubte.

Ueberfliegen wir mit historisch betrachtendem Auge noch einmal die beiden Gestalten des phrygischen Königssohnes und der Argiverin. Soll als unmöglich gelten, daß ein einziger Dichter die Charaktere dieses Mannes und dieser Frau als abgerundete Erscheinungen in sich trug, um sie in Gestalt von Fragmenten über die beiden großen Gedichte wie in einzelnen Tonsätzen auszustreuen, die, an ihrer Stelle jedesmal in anderem Zusammenhange wirksam, dann doch aber auch wieder nur für sich aneinandergereiht zu einer schönen Melodie sich vereinigen?

Und nun, ein paar Tausende von Jahren nach ihrer ersten Geburt aus Homer's Geiste wird Helena von Goethe in das Leben unserer Zeit verflochten. Die griechische Schattenkönigin beginnt, neue Leidenschaften zu erregen und von ihnen bewegt zu werden. Bei Helena's Namen gedenkt Jeder von uns heute zuerst doch des zweiten Theiles des Goethe'schen Faust's, wo die Königin als Gespenst erscheinend zum letzten Male berückt und berückt wird. Ein wunderbarer Zusammenklang dieser letzten hyperboreischen Incarnation mit der ältesten Gestalt des griechischen Weibes, um das, von Göttern stammend, Könige Krieg führten. Beide Auffassungen der schönsten Frau, die urälteste und die modernste, passen zu einander, ja, können sich nicht mehr entbehren.

Goethe nimmt ein seltsames Experiment mit Helena vor. Es ist die fortexistirende wirkliche Helena, die Faust umarmt: ein Gespenst, das Mephisto zur Oberwelt entführt, um Theater zu spielen. Von dem Rechte aller Dichter, den

empfangenen Mythos zu ändern, macht Goethe zugleich Gebrauch. Das schicksalsmäßige Eingreifen der Aphrodite empfand er als ein unser heutiges Publicum im Theater nicht mehr packendes. Das Wirken der Göttin, die Helena durch Ueberredung einschüchtert, überwältigt und bethört, so daß ihre Flucht mit Paris etwas Schicksalsmäßiges empfängt, das den höheren Mächten und nicht Helena zur Last fällt, erschien Goethe zu mechanisch: er läßt Helena's Verführung weder vom Willen der Göttin noch von dem Werben des Paris ihren Ursprung nehmen, sondern wendet die Dinge so, daß Paris als schöner Jüngling von der erfahrenen Frau verführt wird. In dem magischen Schauspiel, das Faust dem Kaiser und dem Hofe mit Hülfe echter Gespenster zum Besten gibt, wird Paris schlummernd von Helena geküßt wie Endymion von Diana. Und so tritt auch neben Faust später Helena mit der göttlichen Unbefangenheit einer Frau auf, welcher Schönheit und höchster Rang erlauben, wie den Göttinnen selber, wenn sie, an Sterblichen Wohlgefallen findend, sich zu ihnen herabzulassen. Denen Niemand die immer neu beginnenden Abenteuer nachrechnet, so daß bei dem Späteren des Früheren auch nur gedacht werden dürfte.

Helena gehört zu den unsterblichen Gestalten im Reiche der Dichtkunst. Wer weiß, welcher Dichter nach Tausenden von Jahren sie abermals neu beleben wird.

Joseph in Aegypten.

Von

Heinrich Brugsch.

Wie eine kostbare Perle leuchtet uns die Geschichte vom Joseph in Aegypten aus dem offenen Schatzkästlein der biblischen Ueberlieferungen des Alten Testamentes entgegen. Sie ist und wird für alle Zeiten ein unübertroffenes Muster der morgenländischen Erzählungskunst bleiben und durch Inhalt und Form ihre Wirkung auf die Seele des Hörers und Lesers niemals verleugnen. Selbst ein Voltaire fühlte sich von der Macht ihres Eindruckes zur Bewunderung hingerissen und der Stifter des Islam, der Prophet Mohammed, bezeichnete sie geradezu als die herrlichste aller Geschichten. Den gesammten Völkern des Morgenlandes erscheint noch heute Joseph als das unerreichte Vorbild eines ebenso schönen als tugendhaften Jünglings, der nach dem Willen Gottes dazu auserlesen war, die Mit- und Nachwelt durch den Liebreiz seiner äußeren Erscheinung, durch die Anmuth seines Wesens und durch die Weisheit seiner Gedanken im vollsten Sinne des Wortes zu bezaubern.

Nicht nur die Dichter des späteren mohammedanischen Morgenlandes haben in ihren Liedern den schönen Jüngling Joseph mit Vorliebe zum Vorwurf gewählt und den goldenen Faden der uralten Erzählung, wenn auch nach der Darstellung im Koran, in ihren Gesängen weiter gesponnen; auch die malende Kunst bemächtigte sich desselben Stoffes, um mit Hülfe der Farbe und des Pinsels das Urbild idealer Liebe ihrem Volke vor Augen zu führen. Als ich im Jahre 1860 in der Stadt Ispahan das Haus eines der größten und verehrtesten Religionslehrer unter den Persern besuchte und in gastfreundschaftlichster Weise von dem vornehmen Imam aufgenommen ward, fiel mein Blick auf eines der sonderbarsten Gemälde, das die Marmorwand seines reich ausgestatteten Prunksaales bedeckte. Man sah in der Mitte des Bildes die sitzenden Gestalten eines jugendlich schönen Liebespaares, das in lebhafter Unterhaltung begriffen war. Ich verrathe von vorn herein, daß der Maler die Absicht gehegt hatte, in dem links hockenden Jüngling Joseph, in dem mit einer Königskrone geschmückten Weibe zur Rechten die schöne Suleika, die Tochter Pharao's und die Gattin Potiphar's, zur An-

schauung zu bringen. Eine zahlreiche Gesellschaft junger rothwangiger Damen umgab die eben geschilderten Hauptfiguren. Eine jede von ihnen schälte mit einem Messer einen Apfel, wobei aus den Fingern der linken Hand Blutstropfen auf den Erdboden fielen. Auf meine bescheidene Frage nach der Ursache einer so allgemein durchgeführten Fingerverletzung sah mich der Imam lange Zeit verwundert an, als sei er über meine Unwissenheit im höchsten Maße erstaunt und wolle mir einige Minuten gönnen, um meiner Denkschwäche ein Ende zu bereiten. Bei allem Scharfsinn, den ich auf die Lösung des malerischen Räthsels verwandte, gelang mir das Kunststück nach keiner Richtung hin. „Mit Eurer Erlaubniß, dieser da," unterbrach der Imam endlich mein verlegenes Schweigen, „ist der schöne Joseph, über welchem der Friede sei!, jene da, Suleika, die nicht weniger schöne Tochter Pharao's. Beide befinden sich in geistreicher Unterhaltung. Die versammelten Hofdamen sind von der Schönheit und dem Geiste des Pärchens so entzückt, daß ihre Augen unverwandt nur auf ihnen ruhen. Was Wunder, wenn sie beim Apfelschälen es unbeachtet lassen, daß die Schärfe des Messers in das Fleisch ihrer Finger einschneidet und Blut fließen läßt." Ich war belehrt und hatte einmal mehr die Gelegenheit gewonnen, die unergründliche Tiefe der morgenländischen Phantasie sogar bei einem Maler zu bewundern. Aber das Alles wurde mir so ernsthaft gesagt, daß ich mich hütete, auch nur ein leises Lächeln zum Ausdruck zu bringen. Es genüge zu wissen, daß Joseph und seine Geschichte, so sehr sie auch im Koran entstellt erscheint, auf die Morgenländer einen Reiz ausgeübt hat, der bis auf den heutigen Tag nicht abgestorben ist und immer neue Blüthen am Baume der dichterischen und malerischen Erfindung, sogar auf den bunten und lackirten Deckeleinbänden der persischen Bücher, treibt. Ja selbst die Werke viel späterer Namensvetter „Jusuf" oder Joseph, welche den ersten Epochen der Geschichte der Völker des Islam angehören, wurden auf den biblischen Joseph zurückgeführt, wofür ich als Beweis nur den sogenannten Josephsbrunnen auf der Citadelle in Kairo und den Josephskanal in Mittelägypten zu nennen habe.

I.

Die wundervolle Geschichte, die wir in den letzten Kapiteln des ersten Buches Moses lesen, spielt sich der Hauptsache nach auf dem Boden Aegyptens ab, genauer in der namentlich nicht aufgeführten Residenz Pharao's. Die eheliche Verbindung Joseph's mit Asnath, der Tochter Potiphar's, des Priesters zu On d. h. in der nach ihrer ägyptischen Bezeichnung On, von dem Griechen Heliopolis genannten „Sonnenstadt", versetzt den Schauplatz der Begebenheiten mit großer Wahrscheinlichkeit nach der südöstlichsten Seite der unterägyptischen Landschaft. Der alte heliopolitische Gau, an dessen südlichster Grenze die heutige Chalifenstadt Kairo, nicht fern von der alten Sonnenstadt, gelegen ist, stieß an seiner nördlichsten Grenzmark an den von den Griechen in Arabia umgetauften Gau. Als seine ägyptische Bezeichnung haben die Denkmälerforschungen den Namen Gosem mit aller Deutlichkeit nachgewiesen. Dem letzteren entsprang die in der Bibel als Gosen aufgeführte Landschaft, wofür die griechische Uebersetzung der Siebenzig auch die richtigere Form in der Gestalt Gesem hat. Die dazu gehörige Hauptstadt, der Mittelpunkt des Gaues Gosem, führte neben anderen sogenannten

heiligen Bezeichnungen den volksthümlichen Namen Pha-Gosem, d. h. „zu Gosem gehörend", neben welcher eine verkürzte Aussprache, Pha-gose, bestand; aus dieser ist im griechischen Munde der wohl bekannte geographische Eigenname Phakusa hervorgegangen. Damit stimmt es vollkommen überein, daß die Alten Phakusa als den einzigen Hauptort im Gau Arabia kennen und nennen, gerade wie die griechische Bibelübersetzung der Siebenzig in Einklang mit der koptischen das Land Gosen des ebräischen Urtextes durch: „das Land Gesem des arabischen Gaues" wiedergegeben hat. In Folge der jüngsten Nachgrabungen des Dr. Naville (im Auftrage und auf Kosten einer englischen Bibelgesellschaft), welche den Boden der ehemaligen Landschaft Gosem durchwühlt haben, ist gegenwärtig die Lage von Phakusa durch aufgefundene Denkmäler mit Inschriften auf das Genaueste bestimmt worden. Von Mauerbefestigungen umgeben, erhob sich die Stadt, mit einer größeren Tempelanlage in ihrem Innern, in einer fruchtbaren, von Kanälen durchschnittenen Ebene, welche sich zwischen dem pelusischen Nilarme und der bergreichen Wüste im Osten ausbreitet und deren nordöstlicher Theil unmittelbar in das schmale Thal des Wadi Tumilat hineinführt. Die Ruinen der alten Stätte sind in der Nähe der heute Saft (mit dem Zusatz el-Henneh) genannten Oertlichkeit aufgedeckt worden, wenige Meilen im Osten der einst hochberühmten Stadt Bubastis, von deren Bedeutung für die Geschichte Joseph's weiter unten die Rede sein wird.

Das Wadi Tumilat, welches der gegenwärtige Süßwassercanal von Kairo nach Sues in der geraden Richtung von Westen nach Osten durchfließt, war in den Zeiten des pharaonischen Alterthums eine zum Gau Arabia gehörige Landschaft, also das nach Osten vorgeschobenste Stück desselben, durch welche von Morgen her und somit von der Wüste der Landenge von Sues aus, auf der großen Karawanenstraße der Weg von Palästina nach dem Deltagebiet Aegyptens führte. In der Nähe des heutigen Tages mit der Linie des Sueskanals verschmolzenen Krokodilsees (Birket et-timsach), welcher im Alterthum die Spitze, das heißt den nördlichsten Busen des „Schilfsees" oder des Rothen Meeres bildete, befanden sich Mauern, Festungen und Proviantmagazine mit starken Umwallungen und Besatzungen, um die offene Grenzmark an diesen Stellen zu decken und den unbefugten Einzug und Auszug nach oder von dem eigentlich ägyptischen Gebiete unmöglich zu machen. Unmittelbar am Kopfe der Straße, welche hinter den Mauern ganz am Ostende des Wadi Tumilat, und in der Nähe des Krokodilsees, und zwar westlich von demselben, oder, wie es in den alten Texten heißt: „am Munde des Gaues Arabia", von den Kommenden oder Gehenden betreten werden mußte, hatte Ramses II. der Große, zu seiner Zeit eine festungsartige Stadt mit einem „Vorrathshause" angelegt, welcher er den heiligen Namen Pi-tum („Stadt des Sonnengottes Tum") verliehen hatte, während sie im Volksmunde bei den Aegyptern kurzweg die Bezeichnung Ero, d. h. „Vorrathshaus", führte. Als die ersten Griechen nach Aegypten einwanderten, und die östlichen Gegenden außerhalb des Deltagebietes durch eigenen Besuch kennen lernten, wandelten sie, wie es Herodot gethan, den heiligen Namen der Stadt Pitum zu einem Patumos um, während es Andere, in den späteren Zeiten, vorzogen, die volksthümliche Bezeichnung der Stadt Ero beizubehalten.

Es ist durch Beispiele erwiesen, daß den Griechen die Sucht eigen war, in fremden Wörtern Anklänge an die eigene Sprache herauszufinden. So geschah es auch mit Ero. Die Einen machten ein griechisches Hero daraus und die Anderen schufen eine Polis oder Stadt des Namens Heroon, Heroonpolis. Die Verdrehung der Thatsachen ging so weit, daß man sogar den Namen des städtischen solaren Gottes Tum von Ero geradezu durch Hero wiedergab und in solcher Weise den Stadtnamen mit der Bedeutung von Vorrathsstadt auf den Gott selber übertrug.

Nach den Angaben der Alten lag die eben besprochene Heroonpolis an dem nördlichsten Busen des Rothen Meeres, der nach ihr die Benennung des Heroonpolitischen Golfes empfing. Die aufgedeckte und ihren alten Namen nach wiedergefundene Stadt Pitum oder Ero am Ostende des Wadi Tumilat, etwa eine Meile vom heutigen Orte Ismaelia entfernt, liefert somit die untrüglichsten Beweise, daß noch um die Zeit des ersten Jahrhunderts unserer Aera nicht der Busen von Sues, sondern der heutige sogenannte Krokodilsee, etwa in der Mitte des Sueskanales, die nördlichste Bucht des Rothen Meeres darstellte.

Die alte Karawanenstraße von Osten her führte an der Spitze dieser Bucht vorbei, lag also in der Nähe des biblischen Schilfmeeres. Hatte man damals „die Mauern" an der Grenzmark als Freund oder Feind hinter sich gelassen, so gelangte man nach einer am Ausgang der Schlucht des Wadi Tumilat gelegenen Landschaft Namens Thukot; es ist das in der Bibel erwähnte Gebiet von Sukkoth, in dessen Mitte sich die befestigte Vorrathsstadt Pitum oder Ero-Heroonpolis, der eigentliche Schlüssel zum Eingang nach Aegypten, erhob. Im vierzehnten Jahrhundert vor Ramses II., dem Adoptivvater Moses, in ein Proviantmagazin umgewandelt, blieb sie für Jeden unpassirbar, dem nicht die pharaonische Genehmigung zum freien Durchzug gestattet worden war. Hatte sich ein solcher vollzogen, so mußte die an der Grenze ansässige Behörde sofort einen amtlichen Bericht darüber einsenden, dessen Fassung folgender Rapport mehrerer königlicher Grenzwächter in einem bis auf den heutigen Tag erhaltenen Papyrusbrief (im Britischen Museum, Anastasi VI., S. 4) kennen lehrte:

„Wir haben den Schasu-Beduinenstämmen aus dem Lande Edom den Durchzug gestattet durch die Festung des Königs Menephthes (Pharao des Auszugs), welche zum Lande Sukkoth gehört, nach den Seen der Stadt Pitum zu, welche im Lande Sukkoth gelegen ist, damit sie Nahrung fänden für sich und ihr Vieh auf dem Grund und Boden Pharao's, der da ist eine Gutes spendende Sonne für alles Volk."

Ausreißer, welche den umgekehrten Weg einschlugen, um von Aegypten aus nach der östlichen Wüste zu entfliehen, wurden auf derselben Straße verfolgt und konnten sich als gerettet ansehen, sobald sie jenseits der Stadt Pitum und der langen Festungslinie „der Mauern" dieselbe Wüste erreicht hatten. Ein gleichfalls erhaltener Papyrusbericht (Anastasi V., 19 ff.) meldet z. B. die Erfolglosigkeit des Schreibers, eines Beamten, der Personen von zwei geflüchteten Dienstleuten habhaft zu werden. Er schreibt:

„Ich hatte mich auf den Weg gemacht von dem königlichen Palast (in der Ramsesstadt) aus am neunten Tage des elften Monats, gegen die Abendzeit hin, hinter den beiden Dienstleuten her. Ich kam nach der Burg des Landes Sukkoth am zehnten Tage des elften Monats, woselbst man mir sagte, daß jene sich berathen hätten in Bezug auf die (einzuschlagende) südliche Richtung, um zu sagen, sie wären am .... Tage des elften Monats durchgezogen. Ich machte mich auf den

Weg nach der Schlüsselfestung, woselbst man mir sagte: ein Stallknecht, welcher von der Wüste her kam, habe mitgetheilt, daß sie die Festungslinie nördlich von Migdol des Königs Menephthes durchbrochen hätten . . . . . Kommt mein Bericht in eure Hand, so gebt mir Nachricht über Alles, was (weiter) geschehen soll."

Die nach ihren ägyptischen Formen umschriebenen Oertlichkeiten Thukot, Pitum und Migdol sind für die ältere biblische Geschichte hochbedeutungsvoll, denn sie rufen dieselben Namen in ihren ebräischen Formen: Sukkoth, Pithom und Migdol in das Gedächtniß zurück, welche in der Erzählung des Auszugs eine wichtige Rolle spielten. Die Denkmäler lehren, daß Ramses II. der Erbauer der Vorrathsstädte Pithom und Ramses war. Beide erscheinen darum in den steinernen Inschriften und Papyrustexten der Rameſſidenepoche in steter Wiederholung und bestätigen bis in das Einzelne hinein die ehrwürdigen biblischen Ueberlieferungen. Die oft in den ägyptischen Inschriften erwähnte Ramsesstadt, so genannt nach ihrem königlichen Gründer, lag auf dem Gebiete von Gosen und zwar an einem Kanal, der aus dem Nil in der Nähe von Heliopolis abgeleitet war und zu Ramses II. Zeit durch das Wadi Tumilat seine Wasserlinie zog. Es ist der älteste Vorgänger des heutigen Süßwasserkanals, der genau die ehemalige Richtung desselben verfolgt.

Alle diese geographischen Angaben und Vergleichungen, welche in gedrängter Kürze dem Leser vorgeführt worden sind, beruhen weder auf leeren Muthmaßungen, noch auf geistreichen Combinationen. Die unerwarteten Entdeckungen in Folge der neusten Ausgrabungen auf dem Gebiete des alten Gosen haben mir so wichtige Unterlagen für die Bibelforschung, zunächst nach der geographischen Seite hin geliefert, daß ich unaufgefordert und gern die volle Verantwortlichkeit für die Sicherheit meiner Angaben übernehme.

II.

Als Joseph in Aegypten weilte, war keine Spur weder von Pithom noch von Ramses vorhanden, denn beide Städte, wie erwähnt, wurden erst von Ramses II. lange nach Joseph's Zeit und während der Mosesepoche gegründet. Nur die geographischen Bezeichnungen Gosem und On gehören der Josephischen Zeitgeschichte an.

Wann lebte und wirkte der Held unserer Geschichte in Aegypten, mit andern Worten, unter welchem Königshause und unter welchem Pharao fanden die in der Bibel geschilderten Ereignisse statt? Diese Frage zu beantworten, muß die erste Sorge sein, um uns in den Stand zu setzen, alle übrigen Einzelheiten der Ueberlieferung einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Um das Jahr 800 lebte in Constantinopel ein ebenso gelehrter Mönch als bissiger Kritiker, der spätere Vicepatriarch Georg, gewöhnlich der Syncellus, d. h. Zellgenosse (des Patriarchen) genannt, welcher sich der Aufgabe unterzog, die biblische Chronologie mit strenger Gründlichkeit zu erforschen. Indem er dabei auf seine Vorgänger zurückging, wurde er unbewußt zum Ueberlieferer mancher Stellen, die sonst verloren gegangen sein würden, aus den Werken bedeutender heidnischer und christlicher Geschichtsforscher auf chronologischem Gebiete. Gelegentlich macht er einmal die Angabe, daß nach einer allgemein verbreiteten Ansicht Joseph unter keinem einheimischen Pharao, sondern unter dem Könige Apophis

aus einer Hyksos-Dynastie, mit anderen Worten in der Zeit der ersten und ältesten Herrschaft fremder, ausländischer Fürsten nach Aegypten gekommen und von demselben zu hohen Ehren und Würden erhoben worden sei.

Nach einer biblischen Ueberlieferung, deren Werth von der Mehrzahl der Ausleger anerkannt wird, waren seit Joseph's Zeit bis zum Auszug der Kinder Israel 400 Jahre verflossen. Daneben wird nach anderer, vielleicht genauerer Berechnung die Zahl 430 angeführt. Da die wissenschaftliche Denkmälerforschung es festgestellt hat, daß Ramses II. als der Pflegevater Moses' und als der Erbauer der Städte Pithom und Ramses angesehen werden muß, so ergibt sich die Zeitgenossenschaft Beider von selber, nur mit dem Unterschied, daß der Vater einer Tochter, welche das im Schilfgebüsch ausgesetzte Moseskind findet, etwa um dreißig Jahre jünger als das Kind gewesen sein muß. Die Denkmäler melden, daß der König als zehnjähriger Knabe den Thron bestieg und bis in sein siebenundsechzigstes Regierungsjahr hinein gelebt hatte. Ramses II. hatte sonach ein Alter von siebenundsiebzig Jahren erreicht. Die Untersuchung seiner im Museum von Kairo aufbewahrten Mumie durch Herrn Virchow hat ein so hohes Alter an den äußeren Merkmalen, welche die Leiche an sich trägt, durchaus bestätigt. Da Moses bereits sich eines Lebensalters von achtzig Jahren erfreute (rechnet man nach Mondjahren, so würden diese siebenundsiebzig Sonnenjahren und zehn und einem halben Monat entsprechen), als er vor Pharao stand, um ihn aufzufordern, die Kinder Israel nach der Wüste ziehen zu lassen, so kann Ramses II. unmöglich der Pharao des Auszugs gewesen sein, sondern sein Sohn Menephthes, wie allgemein angenommen wird, oder bei einer vorausgesetzten kurzen Regierung desselben, der nächste Thronerbe des Letzteren. Nach den chronologischen Ansätzen der ägyptischen Königsgeschichte, wie sie gegenwärtig in der Wissenschaft ihre Gültigkeit haben, würden jene 400 Jahre des Aufenthaltes der Ebräer in Aegypten auf eine Zeit, d. h. die Epoche Joseph's, zurückführen, in welcher thatsächlich eine fremde Dynastie mindestens die ganze östliche Hälfte Unterägyptens besetzt hielt. Joseph's Lebenszeit fiel zwischen die Jahre 1800 und 1700 vor Chr., aus welcher wirklich Denkmäler mit dem Namen des vom Syncell erwähnten Königs Apophis vorhanden sind.

Die Fremden, unter welchen die biblischen Chronologen und Geschichtsforscher aus den ersten Jahrhunderten, vom jüdischen Schriftsteller Josephus an, bald Araber, bald Phönizier, sogar die Ebräer selber verstehen, wurden auf den ägyptischen Denkmälern einfach als „Ausländer" bezeichnet, so daß sich über ihre Herkunft nichts sagen läßt. Auch ihre bei den Schriftstellern erhaltene Bezeichnung als „Hirten" ist zu allgemein, um über das damit gemeinte Volk eine Aufklärung zu bieten. Erst die von Josephus angeblich aus ägyptischer Quelle geschöpfte Ueberlieferung, daß jene Fremdkönige den Namen Hyksos (daneben Hykussos) geführt hätten, wofür er die Uebersetzung „Hirtenkönige" gibt, „die Einige für Araber hielten", enthält allerdings einen näheren Hinweis auf die Herkunft des in Rede stehenden Volkes, da im Altägyptischen die anklingenden Worte Hik-Schasu oder -Schos so viel besagen als „König der Araber" oder eines sonstigen im Osten von der ägyptischen Grenze an bis nach Edom und im Norden über Palästina und Syrien hin zerstreuten Wandervolkes von Beduinen. Auf alle Fälle

waren die Fremden vom Osten her gekommen, wie es eine bei Josephus im Auszug mitgetheilte Stelle aus dem verloren gegangenen, griechisch geschriebenen Werke des ägyptischen Geschichtsschreibers Manethos bestätigt. Auch die in dem oben mitgetheilten Papyrusbriefe erwähnte Einwanderung von Beduinenstämmen in der Richtung nach Pithom nimmt auf denselben Namen Schasu oder Schos Bezug und läßt sie dem Lande Edom, Idumaea, also von Osten her in das Wadi Tumilat mit königlicher Genehmigung einziehen. Wer aber waren jene Hik oder „Könige" der Schasu?

Die Dunkelheiten, welche auf der Herkunft der Hirtenkönige lagen, haben angefangen sich zu lichten, seitdem merkwürdige Denkmälerfunde in Unterägypten auf dem Gebiete der alten Städte Tanis und Bubastis und in der Landschaft des ehemaligen Möris-Sees (im heutigen Fajum) Bildsäulen und Androsphynxe von Hirtenkönigen an das Tageslicht gebracht haben. Ihre Gesichtszüge und der Knochenbau des Kopfes, welche zuletzt noch unser Meister Virchow einer gründlichen Prüfung unterzogen hat, lassen über den turanischen Ursprung der einstmals Lebenden keine Zweifel mehr aufkommen, und es ist ein richtiger Vergleich, wenn ein Gelehrter sie gleichsam mit einem Federstrich als die Türken der Vorzeit gekennzeichnet hat. Der Name Apophis, nach seiner ägyptischen Umschreibung Apopi, welchen ich vorher nach alter Quelle mit der Geschichte Joseph's in Aegypten in Zusammenhang gebracht habe, bedeckt die Mehrzahl der gefundenen Bildsäulen und bestätigt, was ein ägyptischer Papyrus von der Existenz dieses fremden Herrschers im unteren Aegypten gemeldet hat. Er hatte unter Anderem sich die an dem Unterlauf des pelusischen Nilarmes gelegene alte Stadt Hawara (Auaris, Avaris der Schriftsteller) zu seiner Residenz ausgewählt, die ägyptische Sprache und Schrift und die ägyptische Kultur bis zur Hofhaltung hin angenommen, aber von den ägyptischen Gottheiten nur einer einzigen seine ausschließliche Verehrung zugewendet, dem Gotte Sutech oder Seth, welchem er ein besonderes Hauptheiligthum aus Stein in seiner neuen Residenz Hawara weihte.

Aber auch in Bubastis, der späteren Katzenstadt, ließ derselbe König demselben Gotte eine Stätte der Verehrung gründen. Die Ruine dieser großen und vornehmen Stadt, mit deren Beschreibung der alte Herodot sich ausführlicher als sonst nach seiner Gewohnheit beschäftigt hat, führen noch heute den Namen des Tell el-Bast oder des „Hügels von Bubastis". In der Nähe des modernen Ortes Zagazig, den Reisenden als Hauptstation an dem eisernen Schienenwege zwischen Kairo und Sues bekannt, haben vor kaum zwei Jahren die wiederum von Dr. Naville geleiteten Ausgrabungen die Reste eines großartigen Tempelbaues aufgedeckt, die in der vierten Dynastie unter dem König Cheops, dem Erbauer der höchsten und schönsten Pyramide in Aegypten, angelegt, sich im Laufe der Zeit bis zu den Ptolemäern von Westen nach Osten hin ansehnlich erweiterte. Nach dem Tempel zu urtheilen, gehörte Bubastis zu den umfangreichsten und historisch wichtigsten Plätzen des Landes. Seine Geschichte ist gleichsam aus den Inschriften auf den Steinwänden abzulesen. Es hat nicht geringes Erstaunen erregt, daß vor dem Thüreingange eines mächtigen Tempelsaales die aus schwarzem Granit gemeißelten Statuen von zwei Hyksoskönigen entdeckt wurden, mit allen oben erwähnten Merkmalen des turanischen Typus. Die eine davon (vor Kurzem nach

dem Britischen Museum in London übergeführt) trägt den Namen des Königs Apopi, die andere den des uns bisher völlig unbekannten Fürsten Re=ian oder Jan=re, beide dem Culte des Gottes Seth ergeben, dessen Bilder und Namen unter den Ruinen des Tempelsaales aufgefunden worden sind. Dr. Naville wurde unwillkürlich bei dem einen an Apophis, nach christlicher Ueberlieferung der Pharao Joseph's, bei dem anderen Re=ian an den König Rian erinnert, der nach arabischer Tradition den Jüngling Joseph zu seinem Wezir erhoben hatte. Eines muß daher als wahrscheinlich gelten können, daß nämlich Bubastis, westlich an die Landschaft Gosen stoßend, eine der Residenzstädte der beiden Könige turanischer Herkunft gewesen sein muß. Es sind keilinschriftliche Texte aufgefunden worden, aus denen hervorgeht, daß kurz vor der Josephischen Zeit Turanier von Nordosten her die Euphratstaaten überfielen, Babylonien ausplünderten und ihren Weg nach Aegypten richteten. Von jeher stand Aegypten in dem verdienten Rufe eines reichen und durch seine Kulturhöhe ausgezeichneten Landes, und es ist erklärlich, daß vor Allem die Schasu=Beduinen es waren, welche sich den fremden Eroberern anschlossen und gemeinsam mit den Turaniern die Ostmark des ägyptischen Niederlandes überschritten. Mit welchem Erfolge jene Horden „unrühmlichen Geschlechtes", wie es in einer bei Josephus erhaltenen Stelle des manethonischen Geschichtswerkes von ihnen heißt, sich des Landes bemächtigten, davon haben selbst die ägyptischen Inschriften späterer Zeiten die traurige Kunde erhalten. Salatis, Bnon, Apachnas, Apophis, Jannas und Assis hießen nach derselben Quelle die ersten sechs Fürsten, welche als Ausländer über Unterägypten bis nach Memphis hin 260 Jahre lang herrschten und im Laufe der Zeit Sitten, Sprache und Schrift der eingeborenen Aegypter annahmen, wie es in späteren Zeiten die Fremdfürsten äthiopischen Ursprungs in gleicher Weise gethan haben. Dafür liefern die gefundenen Denkmäler ihrer Epoche die beredtesten Zeugnisse, wenn es auch die in ihren Diensten stehenden Künstler es sich nicht nehmen ließen, mit möglichster Treue die turanischen Gesichtszüge auf den königlichen Statuen zum Ausdruck zu bringen.

Auf Grund der altägyptischen Denkmälerstudien ist es gelungen, in der Geschichte Joseph's, wie sie die biblische Ueberlieferung in ihren Einzelheiten erzählt, auf Schritt und Tritt echt ägyptischen Anschauungen und Gewohnheiten bis zum Hofleben hin zu begegnen, so daß an die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung auch nach dieser Seite hin nicht der mindeste Zweifel gestattet ist. Selbst wenn gemeldet wird, daß die Brüder Joseph's die Getreidegeschenke desselben in Säcken auf ihre Esel geladen hätten, um sie von Aegypten nach Palästina zu überführen und später, daß Joseph seinem Vater zwanzig mit Gut und Lebenszehrung beladene Esel für die Reise nach Aegypten entgegengesandt habe, so sind diese Stellen eine Bestätigung für die auch durch die Inschriften ersichtliche Thatsache, daß in den Zeiten der älteren Geschichte der Esel die Stelle des damals, wenigstens in Aegypten, unbekannten und auch auf den Denkmälern niemals abgebildeten, Kameeles als Lastthier in der Wüste vertrat. Noch in der Epoche des dreizehnten Jahrhunderts vor Chr. wurden die Kupfererze der Sinaihalbinsel auf Eselsrücken den weiten Weg nach Aegypten geschleppt und für den Waarenverkehr auf der Wüstenstraße zwischen der Stadt Koptos am Nile und den Hafenplätzen am Rothen

Meere diente nur das Grauthier als gewöhnliches Transportmittel. In einem Papyrusbriefe aus dem dreizehnten Jahrhundert, welcher sich eingehend mit der Beschreibung der Leiden eines ägyptischen Lieutenants beschäftigt, wird es besonders hervorgehoben, daß ein Esel den zum Feldzuge untauglich gewordenen Führer von Palästina aus nach der Heimath zurücktrage.

Und dennoch führt eine genauere Prüfung der Josephgeschichte, wie sie uns heute in ihrem vollständigen Zusammenhange vorliegt, sehr bald auf die Wahrnehmung, daß der mit den ägyptischen Dingen und Verhältnissen vertraute Verfasser mehrere Jahrhunderte *nach* den geschehenen Ereignissen selber gelebt haben müsse, weil seine Angaben in einzelnen Fällen nur für eine spätere Epoche des mächtigen Kulturstaates am Nile zutreffend erscheinen. In erster Reihe sind es die von ihm überlieferten ägyptischen Namen und Worte, welche nach dieser Richtung hin zum Verräther werden. Die mit wissenschaftlicher Unbefangenheit ausgeübte biblische Textkritik hat in der That die Beweise geliefert, daß Moses unmöglich der Verfasser der unter seinem Namen laufenden fünf Bücher oder des sogenannten Pentateuchs gewesen sein kann. Ebenso wenig möchte auf Grund eingehendster Untersuchungen die Behauptung aufrecht erhalten werden, daß die uns vorliegende Redaktion der fünf Bücher Moses gleichsam wie aus *einem* Guß aus einer einzigen Hand hervorgegangen ist. Bleiben wir bei der Genesis stehen, deren Schluß die Geschichte Joseph's bildet, so offenbart sich auch darin zunächst je nach dem Gebrauch der Gottesname Elohim und Jehovah eine Scheidung in zwei Hauptquellen, welche dem letzten Bearbeiter seiner Zeit zu Gebote standen. Dieser fügte der älteren Ueberlieferung häufig ergänzend hinzu, was einer späteren Epoche angehörte, ging also von Voraussetzungen aus, die für die Vergangenheit durchaus nicht mehr zutrafen, weil sie nicht zutreffen konnten. Wenn beispielsweise in der Geschichte Joseph's schon die Ramsesstadt erwähnt wird, so ist das ein geschichtlich-geographischer Irrthum, da erst beinahe vierhundert Jahre *nach* der Josephischen Zeit der König Ramses II. diese Stadt aufführen oder eine ältere erweitern und nach *seinem Namen* benennen ließ.

Auch die ägyptische Denkmälerwelt liefert, wie gesagt, werthvolle Beiträge zu der biblischen Textkritik und gibt Winke, die dem Bibelforscher als bedeutsame Fingerzeige dienen müssen. Hierzu gehören hauptsächlich zwei ägyptische Eigennamen, deren Ursprung in eine verhältnißmäßig späte Zeit, mehrere Jahrhunderte nach Moses, fällt, während sie nach den Angaben der Bibel auf Joseph und seinen ägyptischen Schwiegervater bezogen werden. Der Letztere, ein Hoherpriester in der Sonnenstaat On-Heliopolis, soll sich Potiphera genannt haben, wofür die Siebenzig die griechische Umschreibung *Petephres* einsetzten. Der Name ist unbedingt ägyptisch. In der Sprache der alten Bewohner des Nilthales bedeutete *Pu-ti-phra* so viel als „*das Geschenk der Sonne*" (*Ra, Re*, oder mit dem Artikel *Phra, Phre*), paßt also vollkommen auf einen Hohenpriester des Sonnengottes, allein seine formale Bildung weist auf eine junge Epoche der ägyptischen Geschichte hin. Eigennamen ägyptischer Personen mit dem vorgesetzten Worte *Pu-ti, Pe-te*, „das Geschenk" und einem folgenden Gottesnamen dahinter erscheinen erst von der Zeit des neunten Jahrhunderts an und sind in den früheren Perioden der altägyptischen Geschichte vollkommen unbekannt. Der letzte

Redakteur der Geschichte Joseph's, der im Uebrigen sich bis zur Kenntniß der Sprache hin als äußerst wohl bewandert in ägyptischen Dingen erweist, wählte sich für den Schwiegervater seines Helden einen Namen aus, der seiner Zeit angehörte und auf den Sonnenpriester von On bezogen wurde.

Zu demselben Ergebniß führt eine nähere Prüfung des seltsamen Namens Sophnath Paneach, welchen Pharao seinem zu Ehren und Würden beförderten Wezir Joseph beigelegt haben soll. Luther hat das Wort durch „heimlicher Rath" übersetzt, während die jüdischen Ausleger darin einen „Offenbarer von Verborgenem" erkennen. Unabhängig von einander haben zwei ägyptologisch gebildete Gelehrte, die Herren Dr. Krall in Wien und Dr. Steindorff in Berlin, fast gleichzeitig den echt ägyptischen Ursprung dieses Eigennamens nachgewiesen. Aber erst vom neunten Jahrhundert an, und besonders häufig im siebenten, liebten es die damals lebenden Aegypter, sich einen Namen beizulegen, dessen Anfangsworte ja oder se „es sprach" der Eigenname einer Gottheit folgte, während das Wort efonch „er lebe" den Schluß der Zusammensetzung darstellte. Namen wie Sa-Chons-ef-onch heißen daher „Es sprach der Gott Chons: er lebe, nämlich der Namensträger, und nach derselben Bildungsweise Sa-pnute-ef-onch: „Es sprach der Gott: er lebe." Wenn Joseph ein so echt ägyptisch durchsichtiger Name auf pharaonischem Befehl beigelegt wurde, so konnte in „dem Gotte" wie in Tausenden ähnlicher Beispiele nur der König selber gemeint sein.

Der Vers 41, 45 der Genesis gehörte allein schon nach diesem Namen zu urtheilen dem jüngsten Redakteur an und hat mit der ältesten Redaktion der Geschichte Joseph's nichts zu schaffen. Im Uebrigen zeigen die sonst vorkommenden Titel, welche dem jungen Ebräer verliehen wurden, wiederum eine genaue Kenntniß des Schreibenden nicht nur in Bezug auf die altägyptische Sprache, sondern auch in Betreff der Rangverhältnisse am pharaonischen Hofe. Joseph wird von den Midianitern an Potiphar, einen „Kämmerer", verkauft. Derselbe Ausdruck Saris, welchen der biblische Text zur Bezeichnung dieser Würde, mit der Grundbedeutung von Verschnittener, gebraucht, findet sich in mehreren ägyptischen Inschriften aus der Perserzeit wieder, welche von zwei persischen Gouverneuren der oberägyptischen Stadt Koptos reden und worin jeder Einzelne als „Kämmerer aus Persien" mit Anwendung des Wortes Saris bezeichnet wird. Da mir andere Beispiele nicht bekannt sind, so dürfte man möglicher Weise nur von einem in die ägyptische Sprache eingeführten Lehnwort reden.

Anders verhält es sich um den ägyptischen Titel, welchen Luther durch „Vater (Ab) dem Pharao" übertragen hat. Daß es sich nicht um das im Ebräischen Ab lautende Wort für den Vater, sondern um einen ägyptischen Ausdruck derselben Gestalt handelt, dafür treten die erhaltenen Denkmäler mit zahlreichen Zeugnissen ein. Mit dem ägyptischen Worte Ab, dessen Grundbedeutung dem Sinne von stempeln, mit einem Siegel verschließen entspricht, bezeichnete man von den ersten Zeiten des Neuen Reiches, also etwa vom Jahre 1700 vor Chr. an, eine besondere Klasse von Dienern im Hause und von höheren Beamten am pharaonischen Hofe, denen das Geschäft oblag, Küche und Keller unter Siegel zu halten, mit anderen Worten durch strenge Ueberwachung von Speise und Trank den Gebieter vor Vergiftung und Verunreinigung durch un-

saubere Gerichte und Getränke zu schützen. Sie entsprachen in dieser Rolle den heutigen Abdar am persischen Hofe, bis zu ihrer fremden, also nicht persischen Abstammung hin; denn es sind Abkömmlinge des türkisch-mongolischen Kadscharen-Stammes, dem die persische Majestät des Schahynschah selber angehört. Trotz ihres bescheidenen Namens Abdar, der auf ein Wasserschenken hinweist, bekleiden diese Hofbediensteten hohe Aemter und Würden und genießen das vollste Vertrauen ihres Gebieters. In gleicher Weise verhielt es sich mit den Ab am Hofe Pharao's, die wie Adolf Erman in seinem Werke „Aegypten" (S. 156) es nachgewiesen hat, selbst aus Kriegsgefangenen und Sklaven asiatischer und libyscher Abkunft ausgewählt wurden, ihre heimischen Namen beibehielten und mit den Mameluken der ägyptischen Sultane passend verglichen werden können. Das wirft ein helles Schlaglicht auf Joseph, der gerade als Fremder dem Pharao turanischen Blutes näher stand als jeder Aegypter am Hofe.

Die Würde eines Ab ist nach dem Gesagten durchaus mit dem vereinbar, was Joseph selber seinen Brüdern über seine Stellung am Hofe ferner mittheilt, daß ihn Pharao, wie Luther übersetzt, zum Herrn über all sein Haus und zum Fürsten in ganz Aegyptenland gesetzet habe. Der ebräische Text gibt an Stelle der Uebertragung „Fürst" das Wort Adon, dem im Aegyptischen ein durchaus gleichlautendes Wort Adon mit der allgemeinen Bedeutung von Stellvertreter in irgend einem höheren Amte entspricht. Ein altägyptischer General z. B. besaß seinen Adon oder Stellvertreter oder Vice-General, ein Nomarch oder Gaugraf in gleicher Weise seinen Stellvertreter, wie schließlich der König seinen Vertreter unter dem echt ägyptischen Titel eines „Adon des ganzen Landes", der in den Denkmälerinschriften genannt wird und Wort für Wort der höchsten Würde Joseph's nach den biblischen Textworten gegenübersteht. Bevor der spätere König Horus, etwa ein Jahrhundert vor der Zeit Ramses' II., auf den Thron erhoben wurde, bekleidete er das Amt eines Adon des ganzen Landes, das ihn zur nächsten Stufe eines Kronprinzen von Aegypten vorbereitete (siehe meine Geschichte Aegyptens Seite 440 fl.). Der biblische Erzähler zeigt sich auch hierüber auf das Genaueste in ägyptischen Dingen unterrichtet, so daß man seine Angaben gleichsam wie von den Denkmälern herübergenommen anzusehen versucht wird.

Selbst der vielfach besprochene Gruß, welcher nach des Königs Befehl dem Großwezir Joseph von den Aegyptern entgegengerufen werden sollte, zeugt von der gründlichen Kenntniß des ebräischen Verfassers mit der altägyptischen Höflichkeitssprache. Es handelt sich um das Wort Abrek, für das Luther, vom Ebräischen ausgehend, die Uebertragung braucht: „Der ist des Landes Vater"; Andere: „daß man die Kniee vor ihm beugen sollte", und welches wieder Andere, auf die ägyptische Sprache zurückkommend, durch „wirf dich nieder!" oder „beuge das Haupt" oder „freue dich!" oder „Haupt der Wissenden" wiedergegeben haben. Alles das ist unbewiesen geblieben, da die angeführte Grußformel in der Denkmälersprache bisher keinen stützenden Beweis gefunden hat. Erst dem englischen Gelehrten Le Page Renouf, dem gegenwärtigen Director der orientalischen Sammlungen des Britischen Museums in London, ist es vor Kurzem gelungen, in einem Papyrus der ägyptischen Abtheilung die wirkliche

Grußformel nach ihrer echten altägyptischen Fassung wieder zu entdecken. Sie lautete vollständig: ab=re=k ſuza haak „erwünscht bleibe dein Wort und gesund dein Leib". Mit der Formel ab=re=k, die wie ein getreuer Abdruck des unerklärt gebliebenen Abrek in der Bibel uns entgegentritt, wollte man so viel sagen als „dein Wort oder dein Ausspruch ist für uns ein Vergnügen", mit anderen Worten: „Wir sind zu deinen Diensten bereit", und damit sind wie mit einem Schlage alle Schwierigkeiten gelöst und die bisherigen Vermuthungen in den Hintergrund geschoben.

Aber auch sonstige Anschauungen echt ägyptischen Inhaltes sind den Erzählern der Geschichte Joseph's nicht fremd gewesen, und man wird es kaum als einen Zufall betrachten dürfen, daß die überlieferten einhundertundzehn Lebensjahre ihres Helden in vielen jungen und alten Stein- und Papyrusinschriften als die Lebenszeit durch Gottes Gnade eines gerechten und Gott wohlgefälligen Mannes aufgeführt werden. In einer der ältesten Handschriften der Welt, dem sogenannten Papyrus-Prisse auf der Nationalbibliothek in Paris, werden dem angeblichen Verfasser, einem Prinzen aus der Zeit der fünften Dynastie, die an seinen Sohn gerichteten Worte in den Mund gelegt: „Siehe! ein guter Sohn ist ein Geschenk Gottes. Er thut mehr, als ihm von seinem Herrn vorgeschrieben ward. Er handelt gerecht, indem sein Herz ihn zum Vorwärtsstreben drängt, gleich wie ich es als mein Ziel betrachtet hatte. Dein Leib wird wohl bleiben und der König wird gnädig sein bei Allem, was geschieht. Dir werden die nicht wenigen Lebensjahre zu Theil werden, die ich auf Erden vollendet habe; (denn) mir sind einhundertundzehn Jahre in einem schönen Leben beschieden gewesen." Der Wunsch, dasselbe Lebensalter zu erreichen, zieht sich wie ein rother Faden durch alle Inschriften und Texte der späteren Zeit hindurch, welche das Dasein eines frommen und gerechten Aegypters auf Erden bis zu seinem letzten Tage hin berühren, ohne daß es der Wissenschaft gelungen wäre, für die angegebene, nichts weniger als cyklische Zahl 110 eine genügende Erklärung zu entdecken.

III.

In der Geschichte Joseph's spielt die Episode mit der schönen Frau Potiphar eine bedeutsame Rolle. Sie legt den Grund zu dem späteren Glück des keuschen Jünglings und bildet die eigentliche Einleitung zu der Entwicklung seines späteren Schicksals bis zu seiner Erhebung am Hofe des Königs oder, um mich ägyptisch auszudrücken, des Phar=ao d. h. „des Hohen Hauses". In einem Märchen aus dem Neuen Reiche, welches in der Moseszeit von den Aegyptern gern gelesen wurde, kehrt eine ganz ähnliche Geschichte wie ein Vorspiel zu dem Hauptgegenstande der ganzen Erzählung wieder. Es handelt sich darin um zwei Brüder, Landleute, von denen der ältere und beweibte Namens Anepu den jüngeren Bata wie ein Vater seinen Sohn behandelte. Die spätere Erhebung Bata's zum Kronprinzen und künftigen Regenten Aegyptens war eine Folge unkeuscher Anträge der lockeren Schwägerin ihm gegenüber. Der noch erhaltene Papyrus mit dem Märchen von den beiden Brüdern erzählt den Hergang in folgender Weise:

Die beiden Söhne von einem Vater und von einer Mutter lagen eines schönen Tages der Feldarbeit wie gewöhnlich ob.

Da gab der große Bruder seinem kleinen Bruder einen Auftrag, indem er also redete: „Begieb Dich von hinnen und bringe uns Aussaat von dem Dorfe.“ Sein kleiner Bruder suchte das Weib seines großen Bruders auf, und er fand sie sitzend und damit beschäftigt sich ihr Haar zu flechten. Und er sprach zu ihr: „Stehe auf und gib mir Aussaat, damit ich zurückkehre nach dem Felde, denn mein großer Bruder hat mir geboten: Eile schleunigst zu mir und verweile nicht!“ Und das Weib redete zu ihm: „Gehe hin und thue den Getreidekasten auf, damit Du Dir herausnimmst, was Deinem Herzen gefällt, damit sich meine Flechten auf dem Gange nicht auflösen.“

Da ging der Jüngling in seine Kammer, um sich ein großes Maß zu holen, denn es lag in seiner Absicht recht viel Aussaat zu tragen. Nachdem er sich also mit Gerste und Dinkelweizen belastet hatte, zog er von dannen mit seiner Fracht. Und sie sprach zu ihm, indem sie ihm in den Weg trat: „Wie groß ist die Last?“ Er antwortete ihr: „Drei Scheffel Dinkelweizen und zwei Scheffel Gerste, zusammen fünf Scheffel, die auf meinen Armen ruhen.“ Also redete er zu ihr. Und sie (entbrannte in Liebe zu ihm) und sprach also: „Es ist eine (große) Stärke in Dir und täglich hat man Deine Kraft geschaut,“ wobei sie ihn erfaßte und zu ihm sprach: „Komm, feiern wir eine Stunde des Schlafes! Das Schönste sollst Du haben, und ich werde Dir Feierkleider schenken.“

Und der Jüngling ward zornig wie der Panther aus dem Süden ob dieses bösen Antrages, welchen sie zu ihm ausgesprochen hatte, und sie fürchtete sich gar sehr, gar sehr. Und er redete sie an mit den Worten: „Schaue doch! Du, o Weib, bist mir wie eine Mutter und Dein Mann ist mir wie ein Vater gewesen, weil er älter ist als ich es bin und mich auferzogen hat. Was für eine große Sünde ist es, so Du zu mir gesprochen hast! Wiederhole mir die Rede nicht! Dann soll zu keinem Menschen ein Wort darüber aus meinem Munde hervorgehen.“

Indem er seine Last emporhob, begab er sich nach dem Felde und kam zu seinem großen Bruder, und sie hatten vollauf mit ihrer Arbeit zu thun. Nachdem inzwischen der Abend hereingebrochen war, kehrte sein großer Bruder nach Hause zurück und sein kleiner Bruder blieb hinter der Herde, beladen mit allen guten Dingen des Feldes, damit er seine Herde heimgeleite, um sie in ihrem Stalle im Dorfe ausruhen zu lassen.

Und siehe! Das Weib seines großen Bruders fürchtete sich ob des Antrages, welchen sie zu ihm ausgesprochen hatte und nahm einen Topf Fett zu sich, und wurde wie Jemand, der vom Uebelsein getroffen worden ist, als ob sie dadurch ihrem Manne zu verstehen geben wollte, wegen Deines Bruders hat mich das getroffen.

Am Abend kehrte ihr Mann heim nach seiner täglichen Gewohnheit und trat in sein Haus ein, indem er sein Weib auf dem Lager ruhend fand und sterbenskrank durch Unwohlsein, ohne daß sie Wasser über seine Hand nach seiner Gewohnheit gegossen, noch die Lampe vor ihm angezündet hätte, also daß das Haus finster war. Sie aber lag da und spie.

Ihr Mann sprach zu ihr: „Wer redete zu Dir?“ Sie antwortete ihm darauf: „Kein Einziger redet zu mir außer Dir und Deinem kleinen Bruder. Als er zu mir gekommen war, um Dir die Aussaat zu tragen, da fand er mich allein sitzen und sprach zu mir „Komm, feiern wir eine Stunde und schlafen wir! Lege Dein Gewand ab.“ Also redete er zu mir. Aber ich hörte nicht auf ihn (und sprach): „Siehe! Bin ich nicht Deine Mutter und ist Dein großer Bruder gegen Dich nicht wie ein Vater?“ Also redete ich zu ihm. Aber er (hörte nicht auf meine) Worte, sondern schlug mich, damit ich Dir keine Anzeige machen sollte. Nun, läßt Du ihn am Leben, so werde ich mir den Tod geben.“

Es ist unnöthig auch nur ein Wort zu verlieren, um auf die biblischen Anklänge in diesem Theile des ägyptischen Märchens hinzuweisen. Der keusche Jüngling und das schuldige Weib treten als vollständig gleiche Typen in beiden Schilderungen auf.

Die ägyptischen Erinnerungen, welche in so auffallender Weise in der biblischen Geschichte Joseph's wiederkehren und in dem jüngsten Erzähler fast einen in Aegypten ansässig gewesenen Ebräer vermuthen lassen, treten auch in den

Träumen und Traumdeutungen, die mit dem Namen Joseph's verbunden sind, in den Vordergrund. Von den mir bekannten Träumen, welche uns die Denkmäler gelegentlich melden, mögen die folgenden als Beweisstücke dienen.

Der beschriebene Riesenstein von vierzehn Fuß Höhe, welcher sich vor der Brust des Sphinxkolosses von Gizeh befindet, trägt eine Inschrift mit dem Datum des ersten Regierungsjahres Königs Thutmosis IV., dessen Lebenszeit zwei Jahrhunderte vor der Moses-Epoche anzusetzen ist. Die darauf eingegrabene hieroglyphische Inschrift beginnt mit den folgenden Worten, welche den weitläufigen Titeln und Namen des genannten Pharao folgen:

Im ersten Jahre, am neunzehnten Tage des dritten Ueberschwemmungsmonates. Siehe! Er vergnügte sich mit der Jagd auf dem Gebiete des Gaues von Memphis nach seiner südlichen und nördlichen Richtung hin, um mit eherner Lanze nach dem Ziele zu schießen und die Löwen des Gazellenthales zu erlegen. Er fuhr auf einem Wagen, dessen Rosse schneller als der Wind liefen, begleitet von zwei Dienern. Niemand kannte sie. Und siehe! trat die Stunde der Erholung für seine Diener ein, so pflegte er den Lichtgott Harmachu (die Sphinxgestalt) neben dem Gotte Sokar und anderer namentlich aufgeführten Gottheiten durch Opfergaben zu ehren.

An einem dieser Tage geschah es, nachdem der König als Prinz Thutmosis IV. um die Mittagszeit auf seiner Reise angekommen war und sich im Schatten dieses Gottes (der Sphinx) zur Ruhe ausgestreckt hatte, daß ihn der Schlummer überfiel. Im Augenblicke, als die Sonne im Scheitelpunkte stand, hatte er im Schlaf einen Traum. Er fand, daß die Majestät dieses herrlichen Gottes mit seinem Munde zu ihm sprach, gleichwie ein Vater zu seinem Sohne redet, und zwar mit folgenden Worten: „Schau mich an, betrachte mich, mein Sohn Thutmosis! Ich bin Dein Vater Harmachu, die Nacht-, Morgen- und Abendsonne. Dir sei das Königthum verliehen und Du sollst die Krone von Ober- und Unterägypten auf dem Throne des Erdgottes tragen, das ganze Land, so lang und breit es ist und so weit es das Auge des Allherrn mit seinem Strahle erleuchtet, gehöre Dir an. Die Reichthümer aus dem Inneren des Landes und die Tribute aller Völker und eine lange Dauer von Jahren seien Dir zu Theil. Mein Angesicht ruht auf Dir und mein Herz gehört Dir an. — Mich verschüttet der Sand der Wüste, wo meines Bleibens ist. Antworte mir, daß Du die Absicht hast den Wunsch meines Herzens zu erfüllen. Daran werde ich erkennen, ob Du mein Sohn und mein Helfer bist. Tritt heran, laß mich Dich umarmen."

Nach diesem (Traum erwachte der Prinz, er wiederholte das Gehörte) und verstand die Rede dieses Gottes, indem er sie in seinem Herzen bewahrte.

Der Traum sollte sich erfüllen. Prinz Thutmosis ließ die damals schon (viertundhalb Tausend Jahre vor unserer Zeit!) versandete Sphinx freilegen und erhielt als Belohnung für dieses Werk Krone und Scepter Aegyptens.

Als im neunten und achten Jahrhundert Fürsten äthiopischen Ursprungs im Nilthale herrschten, hatte der Traum seine alte Bedeutung nicht verloren. Einer dieser Könige Namens Bi-ke-re gelangte in Folge eines nächtlichen Gesichts zu dem Entschluß, Aegypten zu erobern. Auf einem Denkmale aus seinem ersten Regierungsjahre wird der Bericht darüber mit den folgenden Worten eingeleitet:

Im ersten Jahre seiner Thronbesteigung als König (von Aethiopien) sah Se. Majestät ein Traumbild in der Nacht: zwei Schlangen, deren eine sich an seiner rechten und die andere an seiner linken Seite befand. Nachdem er erwacht war, sah er sie nicht mehr und er sprach: „Warum ist mir dies geworden?" Man legte es ihm aus, indem man sprach: „Oberägypten wird Dir gehören und Du wirst Unterägypten in Besitz nehmen. Das Doppeldiadem wird Dein Haupt schmücken, das ganze Land, so lang und breit es ist, wird Dir verliehen werden u. s. w."

Der Erfolg, wie im Verlauf der einundvierzigzeiligen Inschrift ausführlich es berichtet wird, bestätigte die Wahrheit der Traumauslegung, welche die Traumdeuter dem König geliefert hatten.

Eine Reihe ähnlicher Beispiele bestätigt den Werth, welchen die Aegypter, und an ihrer Spitze Pharao, auf Träume legten und erklärt die besondere Gunst, welche der königliche Zeitgenosse Joseph's seinem ebräischen Traumdeuter fortan zu Theil werden ließ. Noch gegen den Anfang unserer Zeitrechnung wurde den Träumen eine so hohe Bedeutung zugemessen, daß man sie auf Papyrus niederschrieb, um sich ihrer gelegentlich zu erinnern. So enthält ein in ägyptischer Volksschrift abgefaßtes Papyrusstück (jetzt in Bologna) ein sogar numerirtes Verzeichniß von Träumen, die für jeden Anderen außer dem Träumer und Verfasser, einem gewissen Apollonios, auch nicht das mindeste Interesse haben konnten.

In den Träumen, welche Joseph dem Pharao seiner Zeit gedeutet hatte, offenbart sich ein symbolischer Gedanke, wie er in gleicher Weise in dem Traume Königs Bikere zum Ausdruck gelangte. Hier stellen zwei Schlangen die Herrschaft von Ober- und Unterägypten dar, dort sind es sieben fette Kühe und Aehren neben sieben mageren, welche auf sieben fruchtbare und sieben Jahre der Hungersnoth gedeutet werden. Dazu das Aufsteigen der Kühe aus dem Wasser, und der Zusammenhang mit der Ueberschwemmung liegt klar vor Augen. Von „Jahren des Hungers" ist häufig auf den Denkmälern die Rede und die weisen Gaufürsten, welche in ihren Grabschriften von sich selber zur Nachwelt sprechen, rechnen es sich als ein hohes Verdienst an, in solchen schlimmen Zeiten den Hunger der Bedürftigen durch die aufgesammelten Vorräthe gestillt zu haben. In einem der Gräber von Beni-Hassan, aus der Mitte des dritten Jahrtausends vor Chr., rühmt sich ein damaliger Gaugraf, Namens Ameni, in der folgenden Schilderung als Vater seiner Untergebenen:

Nicht hatte ich den Sohn eines Armen gepreßt, nicht die Wittwe bedrückt, nicht den Fischer belästigt, nicht den Hirten fortgetrieben, noch gab es einen Besitzer von fünf Händen (?), dem ich seine Leute zu meinen Arbeiten entrissen hätte. Es gab keinen Elenden in meinem Gebiete und keinen Hungrigen zu meiner Zeit, wenn Jahre der Hungersnoth entstanden waren. Ich hatte alle Felder meines Gaues mit einem Pfluge bestellt bis zu seiner südlichen und nördlichen Grenzmark hin. Ich nährte seine Insassen und verschaffte die Speise in ihm. Kein Hungriger war in ihm. Ich hatte der Wittwe gleichwie der Ehefrau gegeben und machte keinen Unterschied zwischen Groß und Klein bei Allem, was ich gegeben hatte. Waren volle Ueberschwemmungen eingetreten, so blieben die Besitzer von (Gerste und) Dinkelweizen die Besitzer von Allem. Nichts forderte ich auf die Theilstücke des Morgen Landes hin.

Daß Jahre der Hungersnoth im alten Aegypten auf einander folgen konnten, auch dafür bieten die inschriftlichen Ueberlieferungen beredte Zeugnisse. In dem Grabe eines gewissen Baba, in der Nähe des heutigen El-Kab genannten Ortes, erzählt der ehemalige Besitzer der antiken Anlage:

Ich sammelte Getreide ein als Freund des Erntegottes und war wachsam zur Zeit der Aussaat. Als nun einmal eine Hungersnoth entstanden war, viele Jahre hindurch, da spendete ich Getreide an die Stadt bei jeder Hungersnoth.

Daß hierin auf ein bestimmtes Ereigniß angespielt wird, dürfte außer allem Zweifel stehen, und wenn ich früher dabei an die Zeit Joseph's gedacht hatte, — denn bei einer Hungersnoth haben schon sieben Jahre die Bedeutung von viel, — so führte mich zu diesem nahe liegenden Schluß die Thatsache, daß die Lebenszeit jenes Baba in die Epoche des achtzehnten Jahrhunderts gefallen war, als die Hirtenkönige in Unterägypten ihr Wesen trieben und Joseph an dem Hofe

eines derselben zu Ehren und Würden erhoben ward, in Folge seiner Voraussagung der sieben fetten und sieben mageren Jahre.

IV.

Und damit bin ich bei dem Hauptstück meiner Studie über Joseph in Aegypten angelangt, um eines merkwürdigen allerneuesten Fundes zu gedenken, dessen Bedeutung meine Leser sofort erkennen und würdigen werden. Ein mir befreundeter amerikanischer Gelehrter, Herr Chas. E. Wilbour, der, wohl vertraut mit den altägyptischen Schriftarten und Alterthümern, alljährlich den Winter über in Aegypten zu weilen pflegt und sich dabei in der glücklichen Lage befindet, die werthvollsten Denkmäler leicht zu erwerben, gab mir unter dem 28. Januar d. J. von Luxor, der östlichen Seite des alten Thebens aus, die briefliche Nachricht, er sei so eben in den Besitz eines der seltsamsten Steine gekommen. Die glatt geschliffene Vorderfläche der Stele zeige zweiunddreißig Linien einer hieroglyphischen Inschrift, in welcher zunächst die Erwähnung eines bisher unbekannten ägyptischen Pharao nach Namen und Titeln in den Vordergrund trete. Der Inhalt des mir theilweise abschriftlich mitgetheilten Textes betrifft einen Chit-het genannten Mann, der in dem vierzehnten Regierungsjahre gedachten Königs manche geheimnißvolle Dinge vollzog und zwar, wie es wörtlich heißt: „wegen des sehr großen Unglücks in Folge der während der Dauer von sieben Jahren nicht eingetretenen Nilüberschwemmung.“ Die Worte sind klar und deutlich geschrieben und lassen keine andere Auslegung zu. Die Stelle ist so einschneidend für Joseph und die sieben Hungerjahre, daß eine kritische Prüfung der eben aufgefundenen Inschrift geradezu geboten erscheint.

Die Fragen nach der Echtheit und Abfassungszeit des Textes treten dabei in den Vordergrund. An der Echtheit dürfte der Fachkenner kaum zweifeln, um so mehr dagegen an der Gleichzeitigkeit seiner Abfassung mit der Regierungsepoche des unbekannten Königs. Gewisse Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise mancher hieroglyphischer Wortgruppen versetzen die Redaktion bis etwa in das vierte Jahrhundert vor Chr., vielleicht sogar noch später. Damit stimmt es überein, daß in der Bezeichnung der königlichen Titel eine ungebundene d. h. fehlerhafte Freiheit herrscht, wie sie in den Zeiten der Ptolemäer gelegentlich zum Ausdruck kommt. Ein ganz ähnliches Beispiel bietet eine Inschrift dar, welche von einer besessenen Prinzessin in einem sonst nirgend bekannten Lande Bachten handelt, — freilich könnte man versucht sein, dabei an Baktrien zu denken, — zu deren Heilung der thebanische Mondgott Chonsu von Theben bis zur Heimath der Königstochter entsendet wird. Der Name des zu der Zeit über Aegypten herrschenden Pharao, dessen Gemahlin als die Schwester der besessenen Tochter des Königs von Bachten bezeichnet ist, lautet wie der allgemein bekannte Familienname Ramses, aber seine Titel erscheinen wie zusammengestoppelt und entbehren des historischen Hintergrundes. Schrift und Sprache, in welcher der ganze Bericht abgefaßt ist, verweisen auf eine sehr späte Epoche, etwa tausend Jahre nach dem großen Ramses. Die Folgerungen, welche die wissenschaftliche Untersuchung daraus gezogen hat, führen zu der Annahme, daß man alte Sagen benutzte, um in jüngster Sprache den lebenden Zeitgenossen die Macht des thebanischen

Mondgottes durch eine scheinbar historische wunderbare Thatsache vor Augen zu führen. Selbst die christliche Legende erfüllt in unserer aufgeklärten Zeit an manchen Orten denselben Zweck.

Wir gelangen damit zu dem berechtigten Schluß, daß die auf dem neuen Denkmale angeführte Erinnerung an die sieben mageren Jahre aus einer längst vergangenen Zeit noch in den Jahrhunderten unmittelbar vor dem Anfang unserer Aera unter den Bewohnern des Nilthales lebendig war und als Legende zu frommen Zwecken von den Priestern verwerthet wurde. Aber die angegebenen Regierungsjahre des unbekannten Königs scheinen mit einer absichtlichen Berechnung erfunden zu sein. Mit dem vierzehnten Jahre seiner Herrschaft hatten die sieben Jahre der fehlenden Nilfluth ihr Ende erreicht, das erste magere Jahr war somit in seinem achten Jahre eingetreten. Die übrig bleibenden sieben Jahre entsprechen den ersten sieben Jahren seiner Herrschaft. Es sind die fetten, in welchen der Nil seine gewohnte volle Schuldigkeit that, vom ersten Regierungsjahre des gemeinten Pharao an.

Legen wir den zeitlichen Maßstab an den König selber an, mit Berücksichtigung der Epoche Joseph's, so würde der gemeinte Fürst zu der Dynastie der fremden Herrscher turanischer Herkunft gehört und etwa um das Jahr 1800 vor Chr. den Thron des Landes inne gehabt haben. Sein Name wird in der Inschrift genannt. Die Schriftzeichen, aus welchen er zusammengesetzt erscheint, können Ah-sor oder Cha-sor und bei der Flüssigkeit des ägyptischen Buchstabens r auch Ah-sol, Cha-sol gelesen und durch „kampfbereit" übertragen werden. Ein solcher Name ist in dem ägyptischen Königsbuche bisher nicht nachgewiesen worden, weder für einheimische noch für fremde Herrscher der Dynastienreihen. Wie jeder Pharao außer seinem Familien- und officiellen Namen einen besonderen Thronnamen führte, so fehlt es auch dem in Rede stehenden an einem solchen nicht, und hier ergibt die Vergleichung mit bekannten Königstiteln die überraschende Uebereinstimmung mit denselben Thronnamen, welchen ein uralter König des Landes aus den ersten Dynastien auf einem einzigen übrig gebliebenen Denkmale aus seiner Regierungszeit trägt. Es handelt sich um die Thür und die Thürinschrift aus dem untersten Raume der größten unter den Pyramiden von Sakkara, welche Lepsius in den vierziger Jahren an Ort und Stelle losbrechen ließ, um ihr einen Platz im Berliner ägyptischen Museum (II. Gräbersaal unter Nr. 91) anzuweisen.

Das konnte unmöglich der Pharao Joseph's gewesen sein, denn anderthalb Jahrtausende trennen ihn von der Epoche des Lieblingssohnes Jakob's. Aber die ägyptische Sage der Spätzeit bemächtigte sich seines Namens, um auf eine Vorzeit zurückzugreifen, an welche auch sonst sich legendenartige Erzählungen von alten Königsnamen anknüpfen. In den Auszügen aus Manetho's verloren gegangenen Werken über die ägyptische Geschichte erscheinen wie Ueberschriften zu alten Sagen oder wie Randbemerkungen sonderbare Zusätze, die aller Geschichte Hohn sprechen und meist wie Märchen klingen. Der erste König des Landes soll von einem Nilpferde weggeschnappt, unter seinem dritten Nachfolger eine Hungersnoth eingetreten sein, unter dem sechsten vieles Wunderbare, aber auch eine große Pest stattgefunden haben, unter dem siebenten Könige der zweiten Dynastie das Nilwasser elf Tage lang mit Honig vermischt gewesen sein und was dergleichen

Sagen mehr sind. Ich zähle unbedingt die auf dem Stein berichtete Geschichte von den sieben Jahren der ausbleibenden Nilüberschwemmung zu diesem Sagenkreis. Sie hatte einen historischen Hintergrund, der sich in der biblischen Erzählung vom Joseph abspiegelt, aber nur in der Ueberlieferung von Mund zu Mund erhalten, von den Aegyptern der späteren Zeiten nach berühmten Mustern auf einen uralten König bezogen wurde, dessen Name bei dieser Gelegenheit der Wissenschaft zum ersten Male enthüllt wird. Wie mythisch seine Person sein mußte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sein Titel- oder Thronname in der Zeit der XXII. Dynastie (vom Anfang des zehnten bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts) auf den Apisstier in seiner Eigenschaft als König der heiligen Thiere des Landes übertragen wurde.

Alles in Allem darf die Behauptung aufgestellt werden, daß die auf dem entdeckten Steine erwähnten sieben mageren Jahre in Folge der ausgebliebenen Ueberschwemmungen auf einer historischen Thatsache beruhen, deren Einzelheiten bis zum Namen des Königs hin aus dem Gedächtniß gewischt waren, bis sie in dem letzten Viertel des Jahrtausends vor dem Beginn unserer Zeitrechnung von den Priestern zu einer Sage umgewandelt wurde, in der man den längst vergessenen König jener Epoche von den alten halbmythischen Fürsten der ägyptischen Vorzeit herholte. Solche Vorgänge wiederholen sich in den Papyrus-Handschriften, und es würde deshalb ein arger Verstoß gegen alle geschichtliche Kritik sein, die darin erzählten Sagen für baare Münze zu nehmen. Dasselbe trifft bei den Griechen zu, welche von ägyptischen Historien dieser Art zu erzählen wußten. Herodot's lustige Geschichte vom König Rampsinit und dem Baumeister seines Schatzhauses und das durch Strabo überlieferte und an unser Aschenbrödel erinnernde Märchen von der schönen Rodopis und ihrem verlorenen Schuh reichen für sich allein aus, um als beredte Beispiele der altägyptischen Sage mit erfundenen historischen Namen selbst in griechischem Munde zu dienen.

Die Bedeutung, welche der aufgefundene steinerne Bericht für die Geschichte Joseph's gewinnt, beruht somit lediglich auf der ägyptischen Bestätigung eines wirklichen Ereignisses, das mit dem ungewöhnlichen Ausbleiben der Nilüberschwemmung während eines Zeitraums von sieben Jahren in Zusammenhang stand und mehr als tausend Jahre nachher in Gestalt einer priesterlichen Sage den Aegyptern der jüngsten Geschichte des Alterthums in erbaulicher Weise aufgetischt wurde. Der fromme Chi-het, natürlich ein in magischen Künsten wohlerfahrener Mann, war einst im Stande gewesen, durch seine Gebete und Beschwörungen den sieben mageren Jahren ein Ende zu bereiten. Dies Wunderstück wollte man in historischer Form melden. Dem steht die einfache und natürliche Schilderung der biblischen Darstellung wie der Tag der Nacht gegenüber. Was beiden Berichten gemeinsam ist, die sieben theuren Jahre, das erscheint nothgedrungen als eine Begebenheit, die sich einst zugetragen hat und an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist. Der Stein von Luxor wird daher für alle Zeit trotz seines sagenhaften Inhaltes als das wichtigste Beweisstück für die einst wirklich eingetretenen sieben theuren Jahre in der Geschichte Joseph's gelten müssen und die „Deutsche Rundschau" sich des Vorzugs erfreuen, zum ersten Male die genauere Kunde darüber in die Welt getragen zu haben.

Aus dem modernen Italien[1]).

Von

P. D. Fischer.

Es gibt wohl kein Land auf dem weiten Erdenrund, über das Jahr aus Jahr ein so viel geschrieben wird wie über Italien, und dennoch ist von dem Italien, das mit uns lebt und mit uns arbeitet, wenig, viel zu wenig bekannt. Natur, Kunst, Geschichte — die Hauptziele für den immer stärker anschwellenden Römerzug der Fremden — bieten auch den hauptsächlichsten Stoff für die literarischen Erzeugnisse, in welchen ein nicht geringer Theil der Reisenden die Erinnerungen an das Land, wo die Citronen blühen, niederzulegen pflegt. Die Zustände der Gegenwart kommen meist nur nebenher und obenhin in Betracht, namentlich seitdem der romantische Schimmer verblichen ist, mit welchem „der Bettler an der Engelspforten", das malerische Gesindel der Lazzaroni, das Heer der Mönche und ähnliche Staffagefiguren in den Augen des nordischen Beschauers früher umgeben waren. Auch in der wissenschaftlichen Literatur überwiegen durchaus die ästhetischen und die geschichtlichen Interessen; wir besitzen keine deutschen Arbeiten über das Italien unserer Tage, welche sich in ihrer Bedeutung mit Jacob Burckhardt's Cultur der Renaissance oder mit Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter annähernd vergleichen ließen. Mit vollem Recht konnte Carl Hillebrand, selbst einer der feinsten Kenner Italiens, behaupten, kein Volk der Erde, die Italiener nicht ausgenommen, kenne Italien, seine Geschichte, seine Kunst und seine Natur besser als das deutsche, und gleichzeitig darüber klagen, daß uns das lebendige, gegenwärtige Italien vielfach ein Räthsel bleibe. Bei dieser Klage hat es Hillebrand bekanntlich nicht bewenden lassen; er unternahm den Versuch, den Deutschen einen Einblick in das innere Wesen der italienischen Gegenwart zu vermitteln, indem er in seiner „Italia" die politische Wiedergeburt und den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes, das ihm zur zweiten Heimath geworden war,

[1]) Sigmund Münz, Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Berichte. Frankfurt a. M. 1889. — H. Méreu, L'Italie contemporaine. Paris 1888. — W. R. Beauclerk, Rural Italy. London 1888. — Werner Sombart, Die römische Campagna. Eine socialökonomische Studie. Leipzig 1888. — Edmondo de Amicis, Sull' Oceano. Milano 1889.

seinen deutschen Landsleuten in mustergültigen Darstellungen periodisch zu veranschaulichen strebte. Aber es gelang ihm nicht; die „Italia" fand trotz der vorzüglichen Redaction des Herausgebers und trotz der hervorragenden deutschen und italienischen Mitarbeiter, die sich ihm zugesellt hatten, keine genügende Theilnahme in Deutschland und mußte nach vier Bänden — der letzte ist 1877 erschienen — eingestellt werden. Für die Berichterstattung über die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des modernen Italiens sind wir seitdem, abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen in periodischen Zeitschriften, vorzugsweise auf ungenügende Erörterungen in der Tagespresse angewiesen. Und doch hat seit einem Menschenalter Italien Umwandlungen erlebt, wie sie in dem an Wechselfällen reichen Laufe seiner Geschichte sich noch niemals in einem so kurzen Zeitraume zusammengedrängt haben. Einunddreißig Jahre sind jetzt verflossen, seit mit dem Neujahrsempfang in den Tuilerien und dem Schmerzensschrei bei Eröffnung des sardinischen Parlaments der Feldzug zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft begonnen wurde. Während damals die österreichischen Fahnen in Mailand und Venedig, die französischen auf dem Capitol wehten, im Süden die Bourbons, in den Kleinstaaten der Mitte habsburgische Nebenlinien ihre schwankende Herrschaft mit fremder Hülfe fristeten, nimmt Italien, nicht mehr ein geographischer Begriff, sondern ein unabhängiger und einiger Staat, gegenwärtig den ihm gebührenden Platz im Rathe der europäischen Großmächte ein. Unter dem Scepter eines in Krieg und Frieden bewährten nationalen Herrschergeschlechts hat das italienische Volk politisch durch die Errichtung des Einheitstaats eine Aufgabe gelöst, die vor dreißig Jahren selbst in Italien den Muthigsten unlösbar erschien. Die Ueberbrückung zwischen Nord und Süd, an deren Gelingen sogar Cavour's kühner Geist kaum zu glauben wagte, ist eine vollendete Thatsache; für alle Italiener ist „das Eine, schmale, meerumschlungene Land" jetzt in Wahrheit das Vaterland. Eine freie Verfassung gewährt den verschiedenen politischen Parteien den gesetzlich geregelten Antheil an der Staatsleitung; mit Erstaunen hat Europa wahrgenommen, daß in dem früher von den heftigsten Leidenschaften zerrissenen Lande, in der classischen Heimath der Verschwörer und des staatsfeindlichen Sectenwesens eine constitutionelle Regierung möglich ist und daß sie die Autorität der Staatsgewalt in den Formen und Schranken des modernen Rechtsstaats aufrecht zu erhalten vermag. Lange Jahrhunderte hindurch die wehrlose Beute der Ausländer, durch Fremdherrschaft und Pfaffenthum kriegsentwöhnt und verweichlicht, hat Italien durch energisches Aufraffen seiner Volkskraft innerhalb eines Menschenalters auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht sich eine Heeresmacht geschaffen, welche sich im Frieden als eins der wirksamsten Förderungsmittel der nationalen Verschmelzung und der Volkserziehung bewährt, und die auch für den Ernstfall einen ausreichenden Schutz der zu Land und zu Wasser langgestreckten Grenzen des nationalen Gebiets verspricht; eine Heeresmacht, deren Tüchtigkeit Italien zu einem begehrenswerthen Bundesgenossen für große europäische Militärmächte erhoben hat. Eine geregelte, kräftig functionirende Verwaltung, geordnete Rechtspflege, aufstrebende Verkehrseinrichtungen — ich erinnere nur an das innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre fast von Grund aus geschaffene Eisenbahnnetz und

an die Wiedereröffnung alter, langvergessener Häfen wie Brindisi, Syracus und Girgenti — ein aufblühendes Unterrichtswesen, endlich, und zwar nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, erträgliche Finanz- und Geldverhältnisse: das sind in raschem Ueberblick einige der hauptsächlichsten Lichtseiten, welche das italienische Volk seiner politischen Wiedergeburt zu verdanken hat.

Daß dieser mächtige politische Fortschritt auch auf die wirthschaftliche Lage des Landes, auf die gesammten socialen Verhältnisse von erheblichem Einfluß gewesen ist, fällt auch bei flüchtigem Besuch und oberflächlicher Beobachtung in die Augen. Von Jahr zu Jahr weist die Verbrecherstatistik günstigere oder doch minder ungünstige Ergebnisse auf. Es ist nichts Geringes, in dem Lande der Vendetta und des Brigandaggio eine allmälige Verminderung der Verbrechen gegen das Leben, eine Zunahme der öffentlichen Sicherheit wahrnehmen zu können. Jedem, der Italien früher gekannt hat, fällt beim Wiedersehen die Verringerung des Bettels, die reinlichere Tracht, die Hebung des ganzen Auftretens der Bevölkerung auf: in ihrer gesammten Erscheinung prägt sich aus, wie viel die Italiener, namentlich auch der unteren Stände, an Selbstgefühl und Selbstachtung dem Fremden gegenüber gewonnen haben. An die Stelle der örtlichen Abgeschlossenheit, jener municipalen Beengtheit, die früher ein charakteristisches Merkmal der mittleren und gebildeteren Klassen der Bevölkerung war, ist ein frisches Leben getreten; der Gesichtskreis hat sich über die Grenzen der Stadt und der Provinz erweitert; die Italiener beginnen sich in ihrem gesammten Vaterlande heimisch zu fühlen; sie fangen an, was früher eine Seltenheit war, in Italien zu reisen und sind namentlich im Sommer eine ungemein angenehme und heitere Gesellschaft für die allerdings wenig zahlreichen Fremden, welche sich von dem Vorurtheil, daß man Italien im Winter besuchen müsse, glücklich losgemacht haben. — Wirthschaftlich hat sich die Befreiung des persönlichen und gewerblichen Verkehrs von den Schranken und Plackereien der Kleinstaaterei mit ihrem heillosen Paß-, Zoll- und Polizeiunfug naturgemäß vortheilhaft geltend gemacht. Die Aufhebung der Binnenzölle im Innern, die Schaffung einer einheitlichen Vertretung des nationalen Wirthschaftsgebiets nach außen hat eine wesentliche Kräftigung des Gewerbefleißes, eine nachhaltige Erschließung neuer Hülfsquellen für die gesammte wirthschaftliche Thätigkeit des Landes zur Folge gehabt. Nach langer und schwerer Versäumniß ist Italien von Neuem in den wirthschaftlichen Wettbewerb der Culturvölker eingetreten; sein Handel, seine Schiffahrt sind mit Erfolg bemüht, im Mittelmeer, im Orient, an den fernen Küsten Asiens und Afrika's die Erinnerungen an eine glorreiche Vergangenheit wiederzubeleben. Italienische Forscher haben an dem heldenmüthigen Ringen aller gebildeten Nationen zur Erschließung des schwarzen Erdtheils ehrenvoll theilgenommen; die italienische Flagge hat sich an den Gestaden des Rothen Meeres und auf dem sonnenglühenden Hochlande Abyssiniens rühmlich behauptet; mit Umsicht und Ausdauer ist der Anfang eines italienischen Colonialbesitzes erzielt worden.

Freilich fehlt es nicht an tiefen Schatten. Der Constitutionalismus hat sich vielfach auch in Italien als ein schweres Hinderniß, mindestens als eine erhebliche und bedauerliche Verzögerung für die Thätigkeit der Staatsgewalt erwiesen. Nothwendige Reformen, zu deren Durchführung es der ununterbrochenen einheitlichen

Action einer zielbewußten Einwirkung bedarf, sind durch die Parteischwankungen des Parlamentarismus aufgeschoben, verlangsamt und verkümmert worden. Man klagt, daß der italienischen Volksvertretung die Fractionsinteressen den freien Ueberblick über die Bedürfnisse der Gesammtheit beeinträchtigen, daß Stellenjägerei und Nepotismus im Parlament nicht minder arg zu Hause seien als früher an den kleinstaatlichen Hofhaltungen, daß es trotz hochklingender Reden an einer wirksamen Vertretung der ärmeren, hülfsbedürftigen Klassen fehle. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen den Signori und der arbeitenden Landbevölkerung, der in Italien sich schlimmer als anderwärts geltend macht, weil die Großgrundbesitzer selten auf dem Lande wohnen, besteht in alter Schärfe und tritt politisch mehrfach in bedenklichen Erscheinungen zu Tage. In Sicilien übt die Maffia neben der Staatsgewalt eine gefürchtete Herrschaft über die unteren Klassen aus. Von der Krise, welche die Vermehrung der Transportmittel und der dadurch ermöglichte Mitbewerb Amerika's und Indiens auf dem europäischen Markt für die Landwirthschaft unseres Welttheils herbeigeführt hat, wird Italien, ein vorzugsweise, ja ausschließlich ackerbauendes Land, besonders schwer betroffen. Ebenso leidet Italien, der jüngste und der ärmste der europäischen Großstaaten, am schwersten unter der Last der Rüstung, welche die Erhaltung des Friedens dem Festlande von Europa in immer schneller steigendem Maße aufzwingt. Die Kosten für das Heer und die Flotte haben im Verein mit den wachsenden Aufgaben und Ausgaben der Staatsverwaltung in Italien zu einer Steuerbelastung geführt, die sich als ein empfindliches Hemmniß für dringend nothwendige Verbesserungen auf dem Gebiete der Industrie und der Landwirthschaft herausstellt und die insbesondere den kleinen ländlichen Grundbesitz bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit hart bedrückt. Ungelöst endlich ist noch heute die schon von dem Begründer der italienischen Einheit so schwer empfundene Kirchenfrage: der Papst hält noch heute den Anspruch auf die Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft mit vollem Nachdruck und unter Anrufung des Auslandes aufrecht; er verharrt in feindseliger Abneigung gegen das nationale Königthum und den nationalen Staat und verbietet seinem Clerus die Betheiligung an dem staatlichen Leben: nè elettori, nè eletti lautet noch heute in Italien der Wahlspruch, auf den die römische Curie ihre gesammte Gefolgschaft zu verpflichten strebt, und der Einfluß, den die noch immer zahlreiche Geistlichkeit über die ungebildetere Bevölkerung besitzt, wird nach dem Willen des Statthalters Christi wahrlich nicht zu Nutz und Frommen der staatlichen Ordnung ausgeübt.

I.

Wenn nachstehend der Versuch gemacht wird, an der Hand einiger bemerkenswerthen neueren Schriften mehrere der soeben rasch berührten Licht- und Schattenseiten des modernen Italiens etwas näher zu beleuchten, so darf bei den Lesern der „Deutschen Rundschau" auf die verständnißvolle Sympathie gerechnet werden, welche man in den gebildeten Klassen Deutschlands für die staatliche und wirthschaftliche Entwicklung des uns seit so langer Zeit befreundeten, jetzt auch politisch eng verbündeten Landes und seiner liebenswürdigen Nation in reichstem Maße empfindet.

Diese Sympathie ist zu einem herzlichen, jugendlich lebhaften Ausdruck gelangt in dem ansprechenden Buche, dessen Titel mit dem des gegenwärtigen Aufsatzes übereinstimmt. Der Verfasser, Herr Sigmund Münz, ein junger österreichischer Gelehrter, hat sich mehrere Jahre hindurch in Rom mit geschichtlichen und literarischen Studien beschäftigt; was er hier bietet, sind nicht die Ergebnisse, sondern im Wesentlichen die Erlebnisse seiner Studienzeit, Beobachtungen und Porträts, zu denen ihm der Verkehr mit Politikern und Gelehrten aus dem staatlichen wie aus dem kirchlichen Lager Gelegenheit bot, Skizzen aus dem Volksleben in Rom und der römischen Umgebung, endlich Briefe in die Heimath mit zwanglosen Glossen über die wichtigsten Tagesereignisse des römischen Aufenthalts. Wie man sieht, also keine systematische Schilderung des modernen Italiens, sondern die unbefangene Wiedergabe von persönlichen Stimmungen und Eindrücken, wie sie in der Hauptstadt des modernen Italiens während einiger Jahre gewonnen sind: ein Buch, dessen Vorrede wie die von Montaigne's Essais mit den berühmten Worten beginnen könnte: „ce cy est un livre de bonne foy."

Das Charakteristische der Schrift von Herrn Dr. Münz ist ein Vorwiegen des Interesses an der römischen Kirche und ihrem Apparat. Nicht etwa in dem Sinne, als ob der Verfasser ultramontanen Anschauungen huldigte oder auch nur den religiösen Standpunkt des Katholicismus theilte: er steht diesen Fragen durchaus als Freund der Gewissensfreiheit und Verfechter des nationalen Staats gegenüber. Vielmehr scheint die Beschäftigung mit den kirchlichen Einrichtungen und ihren Vertretern, insbesondere die Betrachtung des Kampfes, den Italiens leitende Geister seit der Gründung des neuen Königreichs mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche zu führen genöthigt sind, einen Mittelpunkt seiner Studien als Historiker gebildet zu haben, und man darf annehmen, daß das hier Mitgetheilte nur als Vorläufer einer größeren Arbeit gelten will. Uebrigens ist diese Theilnahme für das Papstthum als geschichtliche Größe und das Verständniß für die Bedeutung und die Macht der römischen Curie echt deutsch. Sie hat sich, von Goethe's italienischer Reise an, lange Zeit hindurch in den Aufzeichnungen deutscher Romfahrer erhalten, die trotz oft sehr ketzerischer Gesinnung unbefangen genug waren, die Menschenkenntniß, den politischen Ueberblick und die vollendete Organisation zu bewundern, auf denen die kirchliche Weltherrschaft des Knechts der Knechte Gottes beruht.

Es werden darum in Deutschland auch diejenigen, die in dem Papst nicht den Statthalter Christi, sondern das Oberhaupt einer sehr großen und sehr klug geleiteten Priesterschaft erblicken, mit Theilnahme das Lebensbild betrachten, welches der Verfasser von Leo XIII. entwirft. Leopold Ranke hat in seiner „Geschichte der Päpste" einmal auf die große Mannigfaltigkeit von Charakterköpfen hingewiesen, welche bei raschem Thronwechsel zu Trägern der dreifachen Krone berufen wurden; die päpstliche Wahlmonarchie biete bei strengem Festhalten an der Einheit des Grundgedankens oft die Möglichkeit, durch den Nachfolger das zu ergänzen, was von dem Vorgänger minder gut vertreten gewesen sei. So haben in früheren Jahrhunderten kriegsliebende Päpste mit Mäcenen der Künste und der Literatur, schlaue Diplomaten und weltfremde Heilige, kluge Lebemänner und fanatische Ketzerverfolger abgewechselt, nicht selten Einer das

Gegenstück des Andern, und doch alle Träger des weltherrschenden Gedankens der päpstlichen Suprematie. Sicher ist auch bei der Wahl Joachim Pecci's zum Nachfolger des neunten Pius die Absicht des heiligen Collegiums darauf gerichtet gewesen, einen Pontifex zu finden, der die Ansprüche der Curie mit gleicher Unverbrüchlichkeit, aber mit größerer Geschäftsgewandtheit und Weltklugheit zu vertreten vermöge, als seine Vorgänger. Der Gegensatz zwischen dem faltigen, blassen Diplomatengesicht des jetzigen Papstes und den jovialen Zügen des stattlichen noch als Greis schönen Pio nono ist ein treuer Ausdruck von dem Unterschiede ihres ganzen Wesens. Wenn sich in Pius IX. vor Allem die Repräsentationslust und die Darstellungsfähigkeit des Italieners, seine Lebhaftigkeit in Blick und Gebärde, daneben auch die Spottsucht, nicht selten die Buffonerie des heiteren Südens verkörpert hatten, so tritt uns in Leo XIII. die tiefgründige Feinheit, die Welt- und Menschenkenntniß entgegen, die von jeher einen Charakterzug der italienischen Diplomatie gebildet hat. Im Gegensatz zu der heiter bewegten Jugend seines Vorgängers, hat der jetzige Papst, ein Sohn der rauhen Volskerberge, sich von früh an durch ernste Studien für den Beruf eines kirchlichen Politikers vorbereitet; er hat sowohl in der Verwaltung des Kirchenstaats als in der Diplomatie der Curie Jahre lang praktisch gearbeitet und später während einer mehr als dreißigjährigen Verwaltung des Bisthums Perugia vollauf Zeit und Sammlung gefunden, um in der Ruhe und Abgeschlossenheit dieser umbrischen Landschaft, die man nicht mit Unrecht das Galilea von Italien genannt hat, zu einer durchaus selbständigen, in sich gefestigten Persönlichkeit heranzureifen. Ein wohlgeschulter Theologe, ein überzeugter Anhänger der scholastischen Weltanschauung und ein begeisterter Lobsänger der heiligen Jungfrau, der er in seinen Mußestunden lateinische Distichen widmet, hat sich Papst Leo in nun mehr als zehnjähriger Verwaltung seines hohen Amtes als ein ruhiger Realpolitiker erwiesen, der nicht nur die reinen Höhen des Weltgeistes kennt, sondern auch die Niederungen, wo die Interessen des Tages walten, und er hat bei zahlreichen und schwierigen Verhandlungen zum Vortheil der von ihm vertretenen Sache gezeigt, daß die Unversöhnlichkeit des principiellen Standpunktes sich mit klugem Erkennen des praktisch Erreichbaren sehr wohl vereinigen läßt. Auf diesem Wege ist es ihm gelungen, mit Deutschland, mit Rußland, mit England einen Ausgleich in Fragen herbeizuführen, die sich unter seinem Vorgänger zu heftigen Conflicten verschärft und verbittert hatten.

Mit Italien hat Leo XIII. einen solchen Ausgleich nicht gefunden. Wohl tritt er dem jungen Königreich, der Person und der Familie des Monarchen und den Staatsmännern, die ihm zur Seite stehen, nicht mit so verletzender Unhöflichkeit entgegen, wie dies sein Vorgänger zu thun pflegte; allein sachlich hat er an dessen Politik Italien gegenüber nichts geändert. Vom Anfang seines Pontificats an hat er feierlich verkündet, daß die Kirche sich selber aufgebe, wenn sie den Anspruch auf Rom fallen lasse; er hält daran fest, daß der Papst als geistlicher Weltherrscher über äußere Machtmittel verfügen und sich demnach als der ihm zukommenden Instrumente zur Ausübung seiner geistlichen Rechte beraubt ansehen müsse, so lange er den Besitz seines Staates, seiner Armee, seines Territoriums nicht wieder erlangt habe. Er fährt fort, sich gleich seinem Vorgänger als Ge-

fangener im Vatican zu betrachten, und gleich ihm ruft er von der Höhe dieses goldenen Gefängnisses von Zeit zu Zeit in Hirtenbriefen und Allocutionen die Welt zum Zeugen und zum Rächer des der Curie widerfahrenen Unrechts an. Diese Proteste haben die italienische Regierung nicht gehindert, sich in den nahezu zwei Jahrzehnten, welche seit dem Einzuge durch die Bresche bei der Porta Pia vergangen sind, in Rom nach Kräften einzurichten. Sie läßt sich in dem schwierigen Werke, die Stadt der Päpste zur Residenz eines modernen Großstaates umzugestalten, weder durch die zornigen Verwünschungen der Curie noch durch die Klagen der Freunde der Vergangenheit stören, welche mit Bedauern den eigenthümlichen Zauber schwinden sehen, der diese Stätte umgab. Ohne die Mißgriffe zu vertheidigen, die im Einzelnen begangen sein mögen, wird man den Italienern das Recht nicht bestreiten können, auch in Rom für die Bedürfnisse ihres Staatswesens, für die lebendige Gegenwart zu sorgen. Sie haben sich beschieden, über das, was man vor fünfundzwanzig Jahren die römische Frage nannte, und was die Curie als solche mit dem ganzen Rüstzeug ihres geistlichen Arsenals und ihrer weltgewandten Diplomatie wieder anzufachen bemüht ist, einfach zur Tagesordnung überzugehen. Nach dem Ausspruche des energischen Mannes, der jetzt die politischen Geschicke Italiens lenkt, existirt für die Italiener keine römische Frage mehr.

In Crispi, dem Sicilianer, ist zum ersten Male seit dem Bestehen des neuen Königreichs, ein Südländer an die Spitze der Regierung gelangt. Daß sich die Nord-Italiener, namentlich die Piemontesen, seit nunmehr zwei und einem halben Jahre — in Italien eine lange Zeit für ein Ministerium! — seiner Leitung fügen, ist einerseits ein vollgültiger Beweis für die innere Verschmelzung zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Nation, andererseits aber spricht es für die Thatkraft und die Geschicklichkeit des Ministerpräsidenten. Crispi ist einer der wenigen noch Lebenden, welche seit dem Beginn der italienischen Einheitsbewegung an allen ihren Wechselfällen activ theilgenommen haben: seine Lebensgeschichte, die ihn vom Geheimbündler, politischen Flüchtling und Verschwörer zum Generalstabsofficier und Staatssecretär Garibaldi's, dann ins italienische Parlament und vom Deputirtensessel ins Ministerfauteuil geführt hat, ist eine höchst bezeichnende Illustration des Werdeganges, den Italien von revolutionären Anfängen durch fundamentale Erschütterungen hindurch zum Rechts- und Verfassungsstaat durchzumachen gehabt hat. Crispi ist zugleich noch einer der Wenigen, die sich auf dieser an Stürmen so reichen politischen Odyssee die volle Freiheit und Unabhängigkeit von allem Parteitreiben bewahrt haben. Herr Dr. Münz theilt in dem anziehenden Lebensbilde, welches er neben anderen italienischen Staatsmännern auch von Crispi entwirft, einen hübschen Zug mit, der die Selbständigkeit seines Wesens gegenüber dem Fractions- und Cliquenwesen ins Licht stellt. Als der Sicilianer 1861 zu Turin seinen Sitz auf der Linken des neuen italienischen Parlaments eingenommen hatte, fragte ihn ein College: „Herr Crispi, sind Sie Mazzinist?" — „Nein!" — „Herr Crispi, sind Sie Garibaldiner?" „Nein!" — „Was sind Sie denn?" — „Ich bin Crispi!"

Daß sich im Rathe der italienischen Krone Männer befunden haben und noch befinden, die einst mit Mazzini Verschwörungen angezettelt haben, wird von den Italienern selbst als ein Denkmal des hervorragenden Antheils betrachtet,

welchen die nationale Dynastie an dem großen Drama der vaterländischen Befreiung genommen hat. Sie erblicken in der Theilnahme früherer Revolutionäre und Republikaner an dem geordneten Staatsleben ihres Königreichs zugleich ein Kennzeichen von dem wohlverdienten Ansehen, dessen sich der Träger der Monarchie in dem früher von Parteien so furchtbar zerrissenen Lande allgemein erfreut. Sie erkennen in dem Bestehen der Monarchie eine Bürgschaft ihrer nationalen Unabhängigkeit und verhalten sich in ihrer großen Mehrzahl den republikanischen Anwandlungen einzelner Starrköpfe gegenüber ebenso ablehnend, wie Giusti in den Anfängen der nationalen Wiedergeburt seinen Landsleuten warnend zugerufen hatte:

Kleine Pillen, kleine Stückchen,
Siebenhundert Republikchen
San Marino kriegen wir . . .
Und das Brot, so klein zerhauen,
Ist's nicht leichter auch zu kauen
Für die Herr'n aus Oesterreich?

Diese Auffassung ist allerdings nicht im Mindesten nach dem Geschmacke des französischen Autors, der unter dem Titel „l'Italie contemporaine" vor Kurzem eine umfangreiche Strafpredigt gegen Italien und die Italiener veröffentlicht hat. Er erblickt in der inneren Umwandlung, welche die italienischen Staatsmänner nach dem ganzen Gange der politischen Entwicklung ihres Landes naturgemäß und nothwendig durchzumachen gehabt haben, nichts als Charakterschwäche, Mangel an Muth und an Glauben. Für ihn sind Benedetto Cairoli, der heldenmüthige Vertheidiger seines Königs, Francesco Crispi und so viele Andere, die in ihrer Jugend für die Befreiung ihres Landes gekämpft und geblutet haben und in ihrem Alter den Steinwürfen demagogisch aufgeregter Meuchler ausgesetzt sind, nichts als Abtrünnige und Verräther, und zwar zu Gunsten einer Sache, die doch nicht zu halten ist. Denn für Herrn H. Méreu (oder wer immer hinter diesem Namen stehen mag) unterliegt es keinem Zweifel, daß die Zukunft Italiens der Republik gehört. „Wird das morgen eintreten? Oder in zehn Jahren, oder in einem Jahrhundert? Vielleicht morgen, vielleicht in zehn Jahren; aber jedenfalls kann man darüber sicher sein, daß die Morgenröthe des zwanzigsten Jahrhunderts das Banner der Republik vom Thurme des Capitols flattern sehen wird."

Und worauf vermag der Verfasser der „l'Italie contemporaine" diese zuversichtliche Weissagung zu stützen? Zunächst auf die Revolutionslust der lateinischen Race im Allgemeinen, die an rasche Veränderungen und plötzliche Umwälzungen gewöhnt ist. Sodann weil der constitutionellen Monarchie in Italien die geschichtliche Ueberlieferung, die Volksthümlichkeit fehlen soll. Abgesehen von Piemont, ihrem Stammlande, sei die Monarchie für Italien lediglich ein Nothbehelf, der zu gegebener Stunde einer vollkommeneren Staatsform Platz zu machen bestimmt sei. Und diese Stunde hält M. Méreu für nahe bevorstehend. Denn nie sei Italien von Parteien so tief zerrissen gewesen wie heute; Crispi's bekanntes Wort: „die Monarchie einigt uns, während die Republik uns theilt", schlage daher ins Gegentheil um.

In diesem Tone der unbedingten Verurtheilung alles in Italien Bestehenden ist das ganze Buch geschrieben. Quirinal und Vatican, Parlament und Diplomatie,

Armee und Flotte, Justiz und Unterricht: nichts findet Gnade vor den Augen des französischen Rhadamantus, der überall nur Rückschritt, Untergang, bestenfalls Stagnation erblickt. Wenn es eine Einrichtung gibt, in welcher sich das Erstarken des italienischen Volksgeistes seit der Wiedererrichtung des nationalen Staatswesens am sinnfälligsten offenbart, so ist es die Armee. Selbst dem flüchtigen Besucher fällt die gute Haltung, die Regsamkeit und die Thätigkeit der italienischen Truppenabtheilungen auf, die er unterwegs zu beobachten Gelegenheit hat. Wie oft hat den Schreiber dieser Zeilen in frühester Morgenstunde der Klang der Hörner geweckt, welche die kleinen Garnisonen der Grenzorte in den italienischen Alpen zu Uebungsmärschen riefen: überall trifft man diese regsamen, wohlgekleideten fröhlichen Menschen auf dem Posten und in Bewegung; allenthalben sieht man, wie die Heeresverwaltung sich bestrebt, die militärischen Einrichtungen zu vervollkommnen und volksthümlich zu machen. Das italienische Officiercorps kann es an Bildung, Pflichteifer und Selbstgefühl mit jedem anderen aufnehmen; ihm anzugehören erachten die Söhne der Aristocratie wie des reichen Bürgerthums für eine Ehre; die allgemeine Wehrpflicht hat auch nach dieser Richtung hin trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Bestehens bereits tiefe Wurzeln in der gesammten Bevölkerung geschlagen.

Sorgfältige Beobachter der ländlichen Verhältnisse Italiens stimmen darin überein, daß der Heeresdienst sich als ein wichtiges Hülfsmittel für die geistige Hebung der Landbevölkerung bewährt hat. Was macht Herr Méreu daraus? Ich will die Stelle wörtlich citiren:

„Der Mangel jedes Princips der Erziehung in der italienischen Heeresverwaltung bringt andere nicht minder verderbliche Wirkungen hervor. Die Gemüther der Dienstpflichtigen werden nicht nur nicht gebildet, sondern sie unterliegen der Ansteckung der Brutalität, die sie tagtäglich vor Augen haben. Der Soldat, der von seinen betreßten Vorgesetzten mitleidslos mißhandelt worden ist, und der überdies etwas gesehen, ein wenig lesen und schreiben gelernt hat, kehrt vollständig umgewandelt, aber zum Schlimmeren verwandelt, in sein Dorf zurück. Er hat sich Laster angewöhnt, die er verbreitet und die vor der allgemeinen Dienstpflicht in der ländlichen Bevölkerung unbekannt waren; der lächerliche Firniß des Drills, der ihm beigebracht worden ist, hat ihn so stolz gemacht, daß er seine Angehörigen mißachtet und sie hochmüthig behandelt . . . Das sind für die Gegenwart die sichtbarsten Folgen der italienischen Militärorganisation, wie sie zur Sicherung des Thrones hat eingerichtet werden müssen. Was thut's, daß die Kaserne eine Zuchtschule der Entsittlichung ist, daß der Soldat, statt sich während des Aufenthaltes unter der Fahne zu bilden, dort schlimme Gewohnheiten annimmt und sich in regionaler Gehässigkeit verbittert? Das Wesentliche ist, daß das Regiment nach dem Schnürchen marschirt und zu jeglicher Verrichtung bereit ist, und dazu ist es nothwendig, daß der Soldat weder Herz noch Kopf hat!"

Ein zweiter Punkt, bei welchem der Fortschritt Italiens für jeden unbefangenen Beobachter klar in die Augen springt, ist das Unterrichtswesen. Beim Zusammenbruch der Kleinstaaterei hatte sich der Volksunterricht überwiegend in einem Zustande unglaublicher Verwahrlosung befunden; die Unwissenheit der unteren Klassen war in manchem Particularstaat geradezu Regierungsgrundsatz gewesen. Es hatte einfach der Wirklichkeit entsprochen, wenn Giusti's satirische Muse dem Herrscher eines der kleinsten damaligen Vaterländchen, dem Herzog von Modena, die Worte in den Mund legte:

„Wird aus unsern blüh'nden Ländchen
(Das Wir, Gott sei Dank, am Bändchen
Lenken in der Finsterniß)

Kraft ausdrücklichen Decretes
Wer hinfort des Alphabetes
Sich verdächtigt, weggejagt . . .
Um der Aufklärung zu steuern,
Sorg' ich, daß von meinen theuern
Schäflein keines lesen lernt . . ."

Hier Wandel zu schaffen, die ungeheuren Ungleichheiten zu ebnen, welche zwischen den einzelnen Landestheilen, namentlich zwischen Norden und Süden bestanden hatten, die Fundamente für eine einheitliche nationale Volksbildung zu legen: ist eine wahre Herkulesarbeit für die Regierung des neuen Königreichs gewesen, eine Aufgabe, deren an sich überaus große Schwierigkeit noch wesentlich vermehrt wird einerseits durch die stumpfe Passivität der Geistlichkeit, welche sich jede Mitwirkung bei diesem großen Culturwerke versagt, andererseits durch den Mangel an Stabilität, der durch den andauernd raschen Wechsel in der oberen Leitung der Unterrichtsverwaltung hervorgerufen wird. Italien hat in den noch nicht dreißig Jahren seines Bestehens als Einheitsstaat zwanzig oder gar fünfundzwanzig Unterrichtsminister gehabt. Und wenn auch die Antwort, die mir einst der Sectionschef einer anderen italienischen Verwaltung auf die Frage, wie sie denn bei so häufigem Ministerwechsel vorwärts kommen könnten, lächelnd ertheilte: „i ministri siamo noi", nicht unbegründet ist, so leuchtet doch ein, wie sehr gerade auf dem Gebiete des Unterrichtswesens das Schwanken in der obersten Leitung hemmen und verlangsamen muß.

Was ist nun seit 1861 in Italien für den Volksunterricht geleistet worden? Das von der unermüdlich thätigen und freigebigen Generaldirection der Statistik in Rom herausgegebene „Annuario statistico italiano" für 1887/88 enthält darüber ausführliche, auf sorgfältige Erhebungen gestützte Mittheilungen, denen folgende Ergebnisse zu entnehmen sind.

Die Zahl der öffentlichen Volksschulklassen betrug:

1861—1862: 21 353 mit 885 152 Schülern,
1884—1885: 42 895 = 1 955 264 =

Daneben bestehen für den Volksunterricht:

1861—1862: 2 803 Abendschulen mit 108 170 Sch.; 495 Sonntagsschulen mit 16 031 Schülern,
1884—1885: 73 066 = = 290 795 = 6652 = = 189 763 =

Die Classen- wie die Schülerzahl der Volksschulen hatten sich also in fünfundzwanzig Jahren nahezu um 100 Procent, die der Abendschulen um rund 200 Procent vermehrt; die Sonntagsschulen waren als eine wesentlich neue Schöpfung hinzugetreten.

Dank dieser nachhaltigen Vermehrung der Unterrichtsanstalten hatte sich die Volksbildung wie folgt gehoben:

Die Zahl der Analphabeten hatte betragen bei den Volkszählungen von

1861: 78,06 Procent der Gesammtbevölkerung, 82,21 Procent der Kinder von 6—12 Jahren,
1871: 73,96 = = = 75,66 = = = = 6—12 =
1881: 67,96 = = = 64,09 = = = = 6—12 =

Im Jahre 1861 waren von je hundert italienischen Brautpaaren 69,46 des Lesens und Schreibens unkundig; diese Ziffer hatte sich 1886 auf 53,31 Procent vermindert. Im Jahre 1866 waren von 100 Rekruten 64,01, im Jahre 1886 44,42 lesens- und schreibensunkundig.

Diese Ziffern lassen sicherlich noch viel zu wünschen oder vielmehr zu thun übrig. Allein sie reichen hin, um die bedeutenden Anstrengungen zu charakterisiren, welche das italienische Volk für die Verbesserung seines Unterrichts macht, und sie verdienen in keiner Weise den Spott und die Geringschätzung, mit welcher M. Méreu auch über diese Seite des italienischen Volkslebens abspricht. Seiner Schilderung, die der italienischen Schule den Vorwurf macht, die ideale Seite des Unterrichts, die Bildung des Gemüths und des Charakters, gegenüber einer utilitaristischen Anhäufung von Kenntnissen zu vernachlässigen, werden gewiß auch viele deutsche Leser die gemüth- und herzvolle Darstellung entgegenhalten können, welche Edmondo de Amicis vor einigen Jahren in seinem trefflichen Volksbuche „Cuore" von dem Leben und Treiben in der italienischen Volksschule entworfen hat.

Aber lassen wir Herrn Méreu und sein Buch. Er ist hier lediglich als charakteristisches Beispiel von der Ueberhebung und der Oberflächlichkeit angeführt worden, mit der ein Theil seiner Landsleute trotz der schlimmen Erfahrungen von 1870 über benachbarte Nationen abzuurtheilen liebt, als ein Beispiel davon, wie bedenklich und wie unfruchtbar es ist, in allgemeinen Redewendungen über ein ganzes großes fremdes Volk richten zu wollen.

II.

Von diesem Fehler haben sich die Verfasser der beiden Schriften, die sich mit einer Lebensfrage des modernen Italiens, mit dem Zustande der Landwirthschaft beschäftigen, in bemerkenswerther Weise freizuhalten gewußt. Sowohl Herr Werner Sombart, der in seiner socialökonomischen Studie über die römische Campagna einen alten schweren Schaden der Apenninen-Halbinsel mit Freimuth und Sachkenntniß erörtert, als Mr. Beauclerk, der in seinem „Rural Italy" eine auf persönliche Anschauung gestützte Uebersicht über die Ergebnisse der großen italienischen Ackerbau-Enquête gibt, stehen durchaus auf objectivem, wissenschaftlichem Standpunkt. Frei von Vorliebe und Abneigung lassen sie die Thatsachen reden, auch da wo sie dem Bilde nicht entsprechen, das unsere Sympathie für das befreundete Volk sich zu entwerfen gern geschäftig ist.

Italien, wie bereits gesagt, ist ein vorwiegend ackerbautreibendes Land und wird es, da ihm die Haupttriebfedern der modernen Großindustrie, Kohlen und Eisen, auf eigenem Boden versagt sind, voraussichtlich auch in Zukunft bleiben. Von der Gestaltung der Landwirthschaft hängt daher in Italien das Wohl und Wehe des ganzen Staates in noch höherem Grade ab, als bei anderen europäischen Culturvölkern. Die Erkenntniß dieser Sachlage und das Bewußtsein von den schweren Uebeln, mit denen die italienische Landwirthschaft zu kämpfen hat, — Uebel, die sich durch den Wettbewerb Amerika's, Asiens und Australiens auf dem europäischen Markt naturgemäß erheblich gesteigert haben, — hat bekanntlich in Italien bereits vor längerer Zeit zu dem Entschlusse geführt, die gesammte Lage der Landwirthschaft und der ländlichen Bevölkerung einer umfassenden amtlichen Untersuchung zu unterziehen. Die Verhandlungen der zu diesem Zwecke durch das Gesetz vom 15. März 1877 ins Leben gerufenen Enquête-Commission liegen seit einigen Jahren in nicht weniger als vierundzwanzig Bänden in Großquart vor;

eine Uebersicht über ihren reichen Inhalt ist deutschen Fachkreisen durch die im neunundzwanzigsten Bande der Schriften des Vereins für Socialpolitik veröffentlichte Arbeit von Herrn Professor K. Th. Eheberg: „Agrarische Zustände in Italien" bereits im Jahre 1886 ermöglicht worden. Während der deutsche Nationalökonom die Ergebnisse jener riesigen Arbeit, im Wesentlichen im Anschluß an die Rubriken des von der Commission aufgestellten Fragebogens, nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengefaßt hat, folgt der englische Diplomat in seinem „Rural Italy" der regionalen Eintheilung, welche die Commission für die Lösung ihrer Aufgabe gewählt hatte, und schildert demgemäß den Zustand der Landwirthschaft der Reihe nach in zwölf großen Kreisen, die von Süden beginnend bis zum Nordosten je eine Gruppe von Provinzen der amtlichen Landeseintheilung umschließen. Ein so ungeheures Material, wie das durch die italienische Ackerbauuntersuchung zu Tage geförderte, verträgt nicht nur, sondern verlangt sogar eine mehrfache und von verschiedenen Angriffsstellen ausgehende Bearbeitung; die englische bildet in manchen Punkten um so mehr eine willkommene Ergänzung der deutschen, als Mr. Beauclerk vermöge seines mehrjährigen Aufenthalts in Italien in der Lage war, in den meisten Kreisen von den Zuständen der Landwirthschaft persönlich Kenntniß zu nehmen.

Das Bild, das beide Berichterstatter entwerfen, ist kein heiteres. Der italienische Boden, zwar in einzelnen Niederungen ungewöhnlich fruchtbar, bleibt im Allgemeinen an Ertragsfähigkeit hinter dem anderer Culturländer weit zurück. Nahezu ein Fünftel des gesammten Bodens ist gänzlich uncultivirt; von dem Ueberreste wird die Hälfte als wenig ergiebig bezeichnet. Millionen von Hektaren werden durch die steilen, spärlich bewaldeten Abhänge der Alpen und der Apenninen bedeckt, andere Millionen durch Versumpfung oder als Weidegrund dem Pfluge entzogen. Die Folgen der von fünfzig Generationen rücksichtslos betriebenen Waldverwüstung machen sich sowohl in der Bodenbeschaffenheit, als im Klima und in der Gesundheit des Landes bemerklich; weite Strecken, die früher reich bebaut waren, sind durch die Ueberschwemmungen der schlecht geregelten Wasserläufe versumpft und zu Brutstätten der Malaria geworden. Die ungleiche Vertheilung des Bodens, die hier ungeheuern Grundbesitz in einzelnen Familien zusammenhäuft, dort zu einer unglaublichen Zersplitterung geführt hat, steht in beiden Fällen einer intensiven kapitalskräftigen Bewirthschaftung hindernd entgegen. Ebenso haben sich die Formen, in denen die Bewirthschaftung durch Andere bewirkt wird, Pacht, Theilbau u. dergl., vielfach überlebt. Es fehlt nahezu durchgehends an intelligenten und leistungsfähigen Landwirthen, die auf eigene Rechnung und mit eigenen Mitteln wirthschaften. Ernstliche Anstrengungen, eine den Bedürfnissen der Landwirthschaft entsprechendere Bodentheilung herbeizuführen, sind bisher vom Staate nicht gemacht worden, in erster Linie, weil man grundsätzlich von einem Eingreifen der Gesetzgebung in die Eigenthumsverhältnisse und in privatrechtliche Pachtverträge zurückscheut, sodann aber auch wegen der Kosten, die jede einigermaßen wirksame Staatsthätigkeit auf dem Gebiete der Landescultur verursachen würde. Die günstige Gelegenheit, welche die Einziehung und Veräußerung der Klostergüter darbot, ist ungenutzt vorübergegangen, weil von wirksamen Beschränkungen der Käufer im Interesse des

kleinen und mittleren Grundbesitzes abgesehen wurde; der „natürliche Lauf der Dinge", auf den man sich allzu optimistisch verließ, hat den größten Theil der geistlichen Güter dem schon übermächtigen Besitzstande der Großgrundbesitzer noch hinzugefügt.

Neben diesen Mißverhältnissen, welche sich aus der Beschaffenheit und aus der Vertheilung des Bodens für die italienische Landwirthschaft ergeben, macht als ein weiteres ungemein schweres Hemmniß für jede Verbesserung ihrer Lage der harte Steuerdruck sich geltend, mit welchem der Grundbesitz in Italien belastet ist. Die Grundsteuer, die theils als Staatssteuer, theils in Zuschlägen zur Staatssteuer für die Gemeinden und die Provinzialverbände erhoben wird, ist an sich sehr hoch; zusammen mit der Gebäudesteuer beläuft sie sich auf über 300 Millionen Lire jährlich; in keinem anderen Lande wird ein so großer Theil des landwirthschaftlichen Reineinkommens durch diese Steuern absorbirt wie in Italien. Dieser Druck wird noch erhöht durch die Ungleichheit, in welcher die Grundsteuer von den einzelnen Provinzen aufgebracht wird. Da es an einem durchgreifenden, auf übereinstimmenden Grundlagen beruhenden Kataster mangelte, so hat die Ausgleichung der Verschiedenheiten, die sich bei Errichtung des neuen Königreichs auch in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Landestheilen vorfanden, nur sehr summarisch vorgenommen werden können; es wird bei Aufbringung der auf die Provinzen repartirten Steuerquoten im Wesentlichen noch die alte Einschätzung zu Grunde gelegt, und es ergeben sich daraus sehr beträchtliche Ueberlastungen einzelner Districte, die die heftigsten Klagen hervorrufen. Während auf den Kopf der Gesammtbevölkerung durchschnittlich 9,15 Lire an Grundsteuer und Zuschlägen zu derselben entrichtet werden, steigt dieser Durchschnittsbetrag in der Lombardei auf 12,13 Lire, in der Provinz Cremona sogar auf 18,55 Lire, so daß sich die Abgabe dort auf nicht weniger als 60 Prozent des Reinertrages, allerdings nach einer alten, hinter dem wirklichen Ertrage zurückbleibenden Einschätzung, beläuft.

Die wirthschaftliche Lage des kleinen Grundbesitzers, des kleinen Pächters und Theilbauers und des zahlreichen auf Tagelohn angewiesenen ländlichen Proletariats ist diesen Verhältnissen entsprechend im Allgemeinen nichts weniger als erfreulich. Sie haben neben dem Steuerdruck mit einer wachsenden Schuldenlast zu kämpfen; der landwirthschaftliche Kredit ist ungenügend organisirt; es fehlt an Betriebskapital, das Inventar ist mangelhaft, nicht selten noch überaus primitiv. Fortschritte im Betriebe durch Anwendung von Maschinen, von rationellen Wirthschaftsmethoden, dringend nöthige Verbesserungen in Culturzweigen, die für die Gesammtwirthschaft des Landes vom höchsten Belang sind, wie im Weinbau, in der Oelgewinnung, müssen aus Mangel an Mitteln zurückgestellt werden. Die Wohnungen, namentlich der ärmeren Landbevölkerung, bleiben hinter den allereinfachsten Anforderungen der Gesundheit und des Anstandes vielfach weit zurück; sie gewähren selbst unter diesem milden Himmel oft nur unzureichenden Schutz gegen die Einwirkungen der Witterung. Ueberaus dürftig ist es endlich mit der Nahrung bestellt; sie reicht trotz der durch das Klima begünstigten großen Bedürfnißlosigkeit der italienischen Landleute häufig nicht aus, um ihren Hunger zu stillen, bietet nicht hinlänglichen Ersatz für die

in harter Arbeit verbrauchten Kräfte und ruft durch ihre Eintönigkeit und Dürftigkeit — nichts als Polenta, und zu wenig Polenta, wird in amtlichen Berichten als Nahrung der Landbevölkerung in verschiedenen Provinzen bezeichnet — Krankheiten hervor, die sich in steigendem Maße einnisten und recht eigentlich am Marke des Landes zehren. Den Abschnitt, welchen Mr. Beauclerk am Schlusse seines Buches der Entstehung und der Verbreitung der Pellagra widmet, die namentlich in den östlichen Theilen von Oberitalien zu einer stehenden Plage der Landbevölkerung geworden ist, wird Niemand ohne herzliche Theilnahme lesen.

Gegenüber diesen schweren Schäden und Gefahren, welche die ernsteste Fürsorge erheischen, darf allerdings auf manche Vorzüge hingewiesen werden, welche die italienische Landwirthschaft vor anderen Ländern besitzt. Die herrliche Sonne, das reichste und unerschöpflichste von den natürlichen Hülfsmitteln Italiens, zeitigt früher und müheloser als in minder begünstigten Himmelsstrichen die Früchte des Feldes und des Gartens, und sie bringt Erzeugnisse hervor, die in dieser Güte und Fülle anderen Ländern versagt sind.

„Bedenk', wie Sonnenwärme wird zum Weine,
Vereint mit Saft, der aus der Rebe fließt,"

läßt Dante im 25. Gesange des Fegefeuers den Statius sprechen; ihm stand auch in der Verbannung das Bild der toscanischen Rebenhügel vor Augen, die noch heute den exportfähigsten der italienischen Weine erzeugen. Und wie viel andere weingesegnete Landschaften lassen sich daneben nennen, von den Abdachungen der Alpen an, auf denen in Venetien, in der Lombardei und in Piemont edles Traubenblut gedeiht — der feurige Valpulicella, der kraftvolle Barolo, der rothschäumende Nebbiolo, der goldig sprudelnde Asti, e tutti quanti — bis zu den Vorgebirgen der trinakrischen Insel, die rebenumkränzt in die schimmernde Meeresfluth hinabsteigen. Gewiß ist Italiens Weinbau verbesserungsfähig; sowohl die Pflanzung und Behandlung des Weinstockes als die Kelter der Trauben geschieht vielfach nach altväterlichem Brauch, ohne die Fortschritte anderer weinbauender Länder zu benutzen; die Aufbewahrung und Pflege des Weins ist eine mangelhafte, schon weil es vielfach an geeigneten Kellern fehlt. Aber trotz dieser Mängel ist der italienische Wein ein mächtiger Reichthum des Landes; er hat sich namentlich in den Jahren, in denen der französische Weinbau mit der Reblaus zu kämpfen hatte, zu einem Ausfuhrartikel von hoher Bedeutung entwickelt, und er ist noch weiterer, sehr erheblicher Entwickelung fähig, wenn auf die Abstellung der vorhin berührten Mängel mit Nachdruck und Nachhaltigkeit hingewirkt wird. Aehnliches wäre von dem Oelbau und von den Südfrüchten zu sagen, deren Cultur namentlich in Ligurien, den calabrischen Provinzen und Sicilien mit steigender Intensität und gutem Ertrage betrieben wird. Zu einem ungemein wichtigen und einträglichen Nebengewerbe der Landwirthschaft hat sich ferner die Seidenraupenzucht entwickelt, die vor Allem in der lombardischen Hügelregion zu hoher Blüthe gelangt ist. Nachdem es dem thätigen Eingreifen der Regierung, der landwirthschaftlichen Vereine und der reichen Seidenindustrie gelungen ist, die schweren Krisen, welcher dieser Zweig der Landwirthschaft mehrfach durch verheerende Erkrankungen der Seidenraupen ausgesetzt gewesen ist, durch

die Einfuhr japanischer Eier, sowie durch bessere Zucht und sorgfältige Behandlung der Raupen zu überwinden, hält sich der Jahresertrag der italienischen Cocons gegenwärtig auf der sehr bedeutenden Höhe von durchschnittlich 40 Millionen Kilogramm; er liefert damit nicht allein der nationalen Seidenindustrie das erforderliche Material an Rohseide, sondern bildet auch einen werthvollen Ausfuhrartikel, der in der Handelsbilanz von Italien hoch zu Buche schlägt.

Hervorzuheben ist ferner, daß die alte Cultur des Landes sich doch an vielen Stellen in einer anderwärts kaum erreichten Intensität seiner Bewirthschaftung ausprägt. Die gartenähnliche Bebauung der terra di lavoro in den Umgebungen von Neapel, die Sorgfalt, mit welcher die schmalen, wein- und olivenbepflanzten Terrassen an den Felsenufern der Riviera culturfähig erhalten werden, die Citronenhaine an den Gestaden der schönen Seen von Norditalien bilden hervorstechende Züge unter den auch dem flüchtigen Besucher des Landes zugänglichen Eindrücken. Die lombardische Ebene hat vermöge ihres, aus dem frühen Mittelalter stammenden Bewässerungssystems einen Anbau erreicht, der, wie Mr. Beauclerk mit Recht hervorhebt, in der ganzen civilisirten Welt kaum seines Gleichen findet. Die vereinigten Wirkungen von Sonnenschein und Wasser zeigen sich in dem erstaunlichen Wachsthum von Reis, Mais und Wiesengräsern; hier, zum Theil in der unmittelbaren Nähe von Mailand, liegen jene herrlichen Wiesen, die sechs, sieben, ja neunmal im Jahre gemäht werden, und deren Heuertrag die geradezu unwahrscheinliche Höhe von 250 Centnern auf den Hektar erreicht.

Vielleicht den größten Vorzug der italienischen Landwirthschaft bildet indessen ihr Menschenkapital. Ueber das Vorurtheil, das im Auslande früher vielfach über die Trägheit und Lässigkeit der Italiener bestand, lohnt es sich kaum noch ein Wort zu sagen, seitdem italienische Arbeiter in ganz Europa für die schwersten und mühevollsten Tunnel-, Kanal- und Eisenbahnbauten allenthalben begehrt und als besonders nüchtern, fleißig und sparsam geschätzt werden. Es ist eins der erfreulichsten Ergebnisse der italienischen Ackerbau-Enquête, die ausgezeichneten Eigenschaften der Landbevölkerung in allen Berichten übereinstimmend in das rechte Licht gestellt zu haben. Bei immer noch sehr mangelhaftem Unterricht, bei oft krassem Aberglauben und bei mitunter schwach entwickelten Rechtlichkeitsbegriffen — Felddiebstahl gilt vielfach nicht als Unrecht, nach dem bezeichnenden Sprichwort: „la roba che è nei campi è di Dio e dei Santi“ — erweist sich der italienische Landarbeiter doch fast durchgehends als ein ganz hervorragend tüchtiges und brauchbares Material; seine Anstelligkeit, seine Ausdauer, seine Bedürfnißlosigkeit, meist auch der Frohsinn und die Zufriedenheit werden von den Berichterstattern aus allen Districten gleichmäßig gelobt. „Sober, hardworking, parsimonious“: diese Ausdrücke kehren zur Charakterzeichnung der italienischen Landbevölkerung fast in allen Abschnitten des Beauclerk'schen Buches wieder; es ist deutlich erkennbar, einen wie großen Eindruck insbesondere die Anspruchslosigkeit in der Nahrung auf den in dieser Hinsicht freilich an ganz andere Verhältnisse gewöhnten Engländer gemacht hat.

Darf nach alle dem „Rural Italy“ als ein schätzenswerther Beitrag zu einer allgemeinen Uebersicht über die agrarischen Zustände Italiens willkommen geheißen werden, so haben wir in der Schrift von Herrn Werner Sombart

über die römische Campagna eine auf den eingehendsten und gründlichsten örtlichen Selbststudien beruhende Darstellung eines der schwierigsten Specialprobleme der italienischen Landescultur zu begrüßen. Von gleich hohem Interesse für den theoretischen Nationalökonomen wie für den praktischen Landwirth durch werthvolle Aufschlüsse für die in der Campagna herrschenden Wirthschaftsformen und ihre Ergebnisse, verdient das kleine, aber inhaltreiche Buch des jungen deutschen Forschers weit über den Fachkreis seiner Berufsgenossen hinaus als ein äußerst belangvoller Zuwachs unserer Kenntniß von der Landeskunde und von den socialen Verhältnissen Italiens die allgemeinste Beachtung. Denn die römische Campagna ist trotz der charaktervollen Eigenart, mit der nicht nur ihr Landschaftsbild, sondern auch ihre Bewirthschaftungsweise sich jedem Besucher Roms sogleich und für immer einprägt, keineswegs eine Ausnahmserscheinung, sondern wirthschaftlich und social ein Prototyp für weite Gebiete der Apenninenhalbinsel; das Latifundium und die nomadisirende Weidewirthschaft, welche die Campagna beherrschen, dominiren auch in den Südprovinzen und auf weiten Flächen der mittleren Westküste. Ueberdies greift die Weidewirthschaft der Campagna und der ihr verwandten Provinzen mit ihrem Wirthschaftsorganismus in große Theile von Mittelitalien hinüber, insofern die Almen auf den Bergen der wandernden Herden als Sommerweiden dienen. Sodann aber erstreckt das socialpolitische Problem, das in den Zuständen der Campagna vorliegt, seine Bedeutung weit über die Grenzen ihres Gebiets hinaus. Dies Problem ist, um es kurz zu sagen, kein anderes, als die Lösung des Conflicts zwischen den allgemeinen und den Privatinteressen, der hier in einem wahrhaft classischen Beispiele, in einer geradezu mustergültigen disharmonie économique in die Erscheinung tritt. Endlich haben die Forschungen von Herrn W. Sombart auch für die Wirthschafts- und Rechtsgeschichte des Landes ungemein reichhaltige Aufschlüsse zu Tage gefördert, welche über die wirthschaftliche Entwickelung Italiens in vieler Hinsicht ein neues wichtiges Licht verbreiten, nicht nur vermöge der sorgfältigen Benutzung der ausgedehnten Literatur — es existiren nicht weniger als zweitausend Bücher und Schriften jedweden Inhalts, welche die römische Campagna zum Gegenstande haben —, sondern auch durch die Bearbeitung eines umfangreichen, zum Theil noch unbekannt gewesenen archivalischen Quellenmaterials.

Noch in der römischen Kaiserzeit ein blühendes Gefilde von intensivster Cultur, umgibt die römische Campagna seit Jahrhunderten Rom mit einer Einöde, deren großartig ernste Wellenlinien zwar von jeher das Entzücken der Maler und Dichter gewesen sind, die aber mit den wirthschaftlichen Anforderungen an die Umgebung einer modernen Großstadt im grellsten Widerspruche steht und für das Gedeihen der Metropole des neuen Königreichs eine ernste Gefahr bildet. Die Gesundung und die Wiederbelebung der Campagna, il risanamento ed il bonificamento dell' Agro Romano, ist, nachdem Rom Landeshauptstadt geworden war, von der italienischen Regierung alsbald ins Auge gefaßt worden; das königliche Decret, welches zu diesem Zwecke eine besondere Commission einsetzte, datirt vom 20. October 1870, ist also gerade einen Monat nach dem Einzuge ergangen. Seitdem sind Reformprojecte aufgetaucht, es haben sich Gesellschaften zur Melioration der Campagna gebildet; Roms Bevölkerung hat sich nahezu

verdoppelt: aber die Campagna ist immer stiller, öder, menschenleerer geworden. Inmitten eines Landes, das an Uebervölkerung leidet, in welchem der Mangel an Lebensunterhalt jährlich Hunderttausende über den Ocean treibt, dehnt sich um die Hauptstadt eine Wüste aus, die für mehrere hunderttausend Menschen[1]) Raum bieten könnte, während ihre ständige Bevölkerung, nach der amtlichen Volkszählung von 1881, sich auf wenige hundert Verwalter und Hirten beschränkt. Wenn die von Sombart mitgetheilte, unglaublich geringe Zahl von 764 ständigen Bewohnern richtig ist, so weist die Campagna von Rom eine Bevölkerungsziffer von 0,264 Menschen auf den Quadratkilometer auf (Deutschland 82, Italien 94, Mexico 5): ein Satz, der an Niedrigkeit etwa dem der Pampas von Argentinien gleicht.

Als die Ursachen dieses unerhörten Zustandes hat man seit langer Zeit theils die natürlichen Bedingungen der Campagna, theils ihre rechtlich-politischen Verhältnisse zu betrachten sich gewöhnt. Die Sombart'sche Schrift tritt den Nachweis an, daß Beides unrichtig ist. Die Bodenbeschaffenheit der Campagna ist zufolge ihrer geologischen Structur und ihres Wasserreichthums eine günstige; neben dem fetten Alluviallande des Tiberthals und am Meeresstrande findet sich vorwiegend guter Mittelboden, der keine Spur von Erschöpfung zeigt, wie denn überhaupt die Ansicht, als ob Südeuropa abgewirthschaftet und keiner Verjüngung fähig sei, durch die glänzenden Entgegnungen Unger's, Hehn's, Theobald Fischer's u. A. als endgültig widerlegt angesehen werden kann. Für die Campagna findet Sombart noch immer den Ausspruch Columella's richtig: „Non fatigatione et senio sed nostra inertia minus benigne nobis arva respondent." Ebensowenig setzt das Klima der Campagna ihrer Wiederbebauung ein wirkliches Hinderniß entgegen. Zwar ist ein großer Theil ihres Gebiets von fiebererzeugender Malaria heimgesucht. Allein die neueren Forschungen über die Ursachen und das Wesen der Malaria haben dargethan, daß sie von der Cultur oder Nichtcultur des Bodens gänzlich unabhängig ist; nicht nur auf den römischen und apulischen Steppen, sondern auch in dem blühenden Garten der Campagna felix um Neapel, in den fruchtbaren Gefilden der Poniederung schleicht dies Gespenst umher: nach den Ergebnissen des großen Werkes von Sforza und Gigliarelli „La Malaria in Italia" (Roma 1885) ist mehr als die Hälfte der gesammten hesperischen Halbinsel von dieser Krankheit inficirt. Man darf als nunmehr festgestellt betrachten, daß intensiver Anbau nicht genügt, um die Gegend vom Fieber freizuhalten; daß aber andererseits die Malaria keineswegs eine von Kleinbauern ausgeübte intensive Cultur hindert. Für irrig hält Sombart ferner die Meinung, als sei die Verödung der Campagna durch die Mißwirthschaft der Päpste verschuldet; er stellt ihr die Thatsache gegenüber, daß große Theile des früheren Kirchenstaats unter den Päpsten vortrefflich angebaut geblieben sind, und daß andererseits ähnliche Zustände wie in der Campagna auch in anderen weiten Gebieten Italiens vorliegen, die niemals zum Kirchenstaate gehört haben. Endlich weist der Verfasser nach, daß auch die rechtliche Gebundenheit des Bodens nicht als die Ursache des Uebels angesehen werden könne, und daß die wesentlich

[1]) Sombart's Ziffer, zwei Millionen, muß auf einem Druck- oder einem Rechenfehler beruhen.

auf völlige Befreiung des Grundbesitzes von rechtlichen Schranken der Veräußerung gerichtete Maßnahmen der italienischen Regierung das Elend der Campagna nicht beseitigt, sondern eher noch verschlimmert haben.

Die wahre Ursache der immer weiter um sich greifenden Verödung der Campagna liegt nach Sombart's Ueberzeugung darin, daß die Steppenwirthschaft, welche dort in immer größerem Umfange und unter allmäliger Zurückdrängung des Ackerbaues betrieben wird, von rein privatwirthschaftlichem Standpunkt sowohl für die wenigen Großgrundbesitzer, denen der Boden gehört, als für die noch kleinere Zahl von Großunternehmern, durch welche er bewirthschaftet wird, ebenso sicher als mühelos und einträglich ist. Sombart führt den Nachweis, daß nach dem Wirthschaftsbetriebe, wie er sich in der Campagna im Wesentlichen bereits seit dem fünfzehnten Jahrhundert ausgebildet hat, die Schafzucht, die den allergeringsten Aufwand an Menschen- und Betriebskapital erfordert, am rentabelsten, die Großviehzucht schon weniger einträglich, der Ackerbau endlich, der die meiste Menschen- und Kapitalskraft verlangt, am wenigsten gewinnbringend ist. Die Pacht, welche die Großgrundbesitzer der Campagna von ihren fast ausschließlich als Schafweide benutzten Latifundien beziehen, erreicht annähernd den Durchschnittssatz der preußischen Domänenpachten; sie ist seit hundert Jahren um mehr als hundert Procent gestiegen und gewährt in vielen Fällen dem Eigenthümer eine Bodenrente bis zu zehn Procent, während andererseits die Großpächter, die mercanti di Campagna, für ihr sehr geringes Anlagekapital eine vollkommen ausreichende Verzinsung herauswirthschaften, weil sich die Productionskosten bei größerer Ausdehnung des Betriebes immer mehr einschränken lassen. Der Großpächter Ferri, dessen Haus seit lange die Latifundien der Familie Torlonia pachtweise bewirthschaftet, kommt auf einer Fläche von 15,000 Hektaren mit einem Personal von 15—20 Menschen aus. „Vom privatökonomischen Standpunkt aus betrachtet ist die Campagnawirthschaft eine der idealsten Productionsweisen, die sich, zumal heutigen Tages, denken lassen; in der That, während beinahe das ganze übrige Westeuropa in einer fürchterlichen Krise ächzt und stöhnt, während allerorts die Pacht- und Kaufpreise sinken, die Subhastationen von Gütern an der Tagesordnung sind, floriren Eigenthümer und Pächter der römischen Campagna; für sie ist es die beste der Welten, in welcher sie leben."

Dem gegenüber stehen nun die ungeheuren volkswirthschaftlichen und socialen Schäden und Gefahren, die sich aus diesem Zustande ergeben: volkswirthschaftlich die unerhörte Vergeudung weiter Gebiete, welche, statt durch intensive Cultur zur Vermehrung des Nationalvermögens nutzbar gemacht zu werden, nun im Dienste einiger weniger Eigenthümer das kümmerliche Futter für eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Schafherden hervorbringen; social aber die Ausbeutung des ländlichen Proletariats, welches als Hirten, Wald- und Feldarbeiter die Tagelohnarbeiten zu verrichten hat, und dessen materielle Lebenshaltung seit einem Vierteljahrtausend so gut wie unverändert geblieben, ja sogar in diesem Zeitraum sich vielfach verschlechtert hat. In diesen Feldtagelöhnern, die jahraus jahrein, vom Hunger getrieben, aus den Bergen Umbriens, Samniums und Apuliens in die Steppen und Sümpfe der Campagna hinabsteigen, um dort

acht Monate lang bei kärglichem Lohn und schlechtester Nahrung größtentheils obdachlos oder in Erdhöhlen und Ruinen nistend harte Arbeit zu verrichten, erblicken einsichtsvolle Italiener die wahre Italia irredenta; diese körperlich geistig und moralisch verkommenen Massen aus ihrem Elende und ihrer Verwilderung zu erlösen, bezeichnen sie als ein Werk der Barmherzigkeit und als eine patriotische Pflicht.

Die Maßregeln, welche die italienische Regierung bisher zur Abstellung dieser schweren Uebelstände ergriffen hat, werden von Herrn Sombart einer scharfen Kritik unterzogen. Sie sind bisher im Wesentlichen auf die Verbesserung des Klimas — durch Austrocknung von Sümpfen, Regelung von Wasserläufen — und auf Befreiung des rechtlich gebundenen Bodens — Aufhebung der Fideicommisse und Majorate und Einziehung des Besitzes zur todten Hand — gerichtet gewesen und, da hier der Ursprung des Uebels nicht liegt, wirkungslos geblieben. Richtiger hat die im Jahre 1880 eingesetzte Commission für Agrarreformen gesehen; sie erkannte, daß nur durch festes und zielbewußtes Eingreifen in den circulus vitiosus der bisherigen Campagnawirthschaft wirksame Abhülfe zu erreichen ist, und sie schlug zu diesem Zwecke die Ansiedelung von Kolonien in vier staatsseitig anzulegenden Dörfern im Bereiche der Haupteisenbahn vor, denen der Staat den Grund und Boden durch Enteignung der bisherigen Besitzer sowie das nöthige Betriebskapital vorzuschießen hätte. So wäre der Anfang zu einer Durchbrechung jenes Ringes, welchen das Privatinteresse der Großgrundbesitzer und Großpächter jetzt den Forderungen des öffentlichen Wohls entgegensetzt, gemacht und die Bahn einer positiven Agrarreform eröffnet worden, wie sie durch den hochverdienten Vater des Verfassers unserer Schrift bekanntlich bei uns zur Stärkung des bäuerlichen Grundbesitzes mit Erfolg beschritten worden ist, und wie sie die preußische Staatsregierung, unter Wiederaufnahme eines von den größten brandenburgisch-preußischen Herrschern eifrig betriebenen Landesculturwerkes, durch die Anlegung deutscher Bauernkolonien in den polnisch redenden Landestheilen neuerdings kraftvoll eingeschlagen hat. Allein die Abneigung der leitenden Kreise Italiens gegen staatliche Eingriffe in den natürlichen Lauf der Privatwirthschaft ist zur Zeit noch so groß, daß jene positiven Vorschläge schon in den Gesetzentwurf über die Verbesserung des agro romano nur arg verstümmelt hineinkamen, in dem Gesetze selbst aber ganz beseitigt wurden. Da das Bonificationsgesetz statt des nothwendigen festen Eingriffs im Wesentlichen an dem guten Willen der Privatinteressenten appellirt, so wird es nach Herrn Sombart's Ueberzeugung voraussichtlich ebenso wirkungslos bleiben wie seine Vorgänger.

III.

Eine ungemein bezeichnende Illustration der Nothlage, in welcher ein beträchtlicher Theil der italienischen Landbevölkerung sich befindet, zugleich aber eine dringende Aufforderung zu wirksamer und schleuniger Abhülfe ist in dem Anschwellen der Auswanderung gegeben, die in den letzten Jahren einen ganz ungewöhnlichen Umfang angenommen hat. Der Menschenreichthum Italiens und der Mangel an Industrie haben allerdings schon seit langer Zeit einen Ueber-

schuß an Arbeitskräften zur Folge gehabt, der im Auslande Verwendung zu suchen genöthigt war. Indessen pflegten die Italiener, welche im Frühjahr ihre Heimath verließen, um in Italien, Oesterreich, Deutschland, der Schweiz als Erdarbeiter, Steinhauer, Maurer u. s. w. Arbeit zu suchen, im Beginn der rauhen Jahreszeit nach Hause zurückzukehren, ihre Familien blieben überhaupt dort zurück; es fand also keine eigentliche Aufgabe, sondern nur ein zeitweiliges Verlassen des Vaterlandes statt; die Fälle wirklicher Expatriirung gehörten zu den Seltenheiten. Jetzt hat sich das Verhältniß völlig anders und ungünstiger gestaltet. Während die temporäre, innereuropäische Auswanderung jener Arbeitsgänger sich seit zehn Jahren auf gleicher Höhe — durchschnittlich 90,000 Köpfe — erhalten hat, ist die permanente, überseeische Auswanderung, welche sich vor zehn Jahren auf 20000 Personen beschränkt hatte, im Jahre 1886 auf 85000, 1887 auf 127000, 1888 sogar auf 196000 Personen gestiegen. Sie hat damit eine Höhe erreicht, hinter welcher Deutschland mit seiner um fünfzig Procent stärkeren Gesammtbevölkerung und seinem altgermanischen Wandertriebe bei weitem zurückbleibt.

Unter den überseeischen Auswanderern, die Italien im Jahre 1888 verließen, haben sich 68000 Personen weiblichen Geschlechts und 48000 Kinder unter vierzehn Jahren befunden; diese Ziffern bestätigen, daß zwar noch immer die Zahl der arbeitsfähigen Männer, welche ihr Glück jenseits des Oceans zu suchen entschlossen sind, weitaus überwiegt, daß aber die Familien nachzufolgen beginnen, und es läßt dies für die Zukunft auf ein weiteres erhebliches Wachsthum der Auswanderung schließen.

Das Hauptziel der italienischen Auswanderung ist Südamerika. Das subtropische, an Italiens Himmel erinnernde Klima der Südprovinzen Brasiliens und der Republiken am Rio de la Plata scheint dazu den stärksten Anreiz zu geben. Vielleicht tragen auch die Stammverwandtschaft mit den dort heimischen Abkömmlingen der lateinischen Rasse, sowie die Handels- und Schiffahrtsbeziehungen, die namentlich zwischen Ligurien und jenen Strichen von Alters her bestanden haben, dazu bei. Der Nizzarde Joseph Garibaldi war schon vor 1848 in Uruguay ansässig gewesen und hat bekanntlich an den Unabhängigkeitskämpfen dieses Freistaats als Soldat und als Seemann lebhaft Theil genommen. Grunderwerb, das A und O für die meisten Einwanderer, ist in den fruchtbaren Gebirgsthälern von Südbrasilien und auf den unermeßlichen Ebenen von Argentinien nicht schwieriger und nicht ungünstiger zu erhalten, als in den Weststaaten von Nordamerika.

So schwimmt denn alljährlich in steigendem Maße eine Fülle von italienischer Volkskraft und Betriebsamkeit von der Apenninenhalbinsel über den Ocean nach jenen fernen Gestaden, um lohnendere Arbeit, reichlicheren Lebensunterhalt und freieren Grundbesitz zu suchen. Das statistische Bureau in Rom hat mit der ihm eigenen Sorgfalt eingehende Ermittelungen über diesen Zweig der Bewegung der Bevölkerung veranstaltet und veröffentlicht, in denen u. A. der Versuch gemacht worden ist, den Beweggrund festzustellen, welcher die Auswanderer in die Fremde zieht. Unter den Antworten, welche auf den amtlichen Fragebogen ertheilt worden sind, kehrt keine so häufig wieder als miseria und

mancanza di lavoro, namentlich in den Provinzen, wo die ländliche Auswanderung überwiegt.

Die Landbevölkerung ist es überhaupt, die den weitaus stärksten Antheil zu diesem Menschenstrome hergibt. Unter den Auswanderern des Jahres 1888 werden in der amtlichen Statistik siebzig Procent als agricoltori aufgeführt; es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch von dem Reste, unter welchem 11,79 Procent als Erd- und Feldarbeiter, 5,20 Procent als Maurer und Steinhauer bezeichnet sind, ein nicht unbeträchtlicher Theil zur Landbevölkerung gehört. Unter den Ackerbauern überwiegt die Zahl der Theilpächter und Lohnarbeiter, jedoch werden einzelne Provinzen genannt, in denen auch Grundbesitzer in beträchtlicher Menge auswandern. Aus der Provinz Udine wanderten im Jahre 1887 unter 2600 Ackerbauern 900 ländliche Eigenthümer aus.

Eine so auffallende Erscheinung, wie dies plötzliche und steigende Anschwellen der überseeischen Auswanderung, erregt naturgemäß in Italien das lebhafteste Aufsehen und beschäftigt in hohem Maße die öffentliche Meinung. Bereits im vorigen Jahr hat Luigi Bodio, der hochverdiente Leiter der italienischen Statistik, in der Academia dei Lincei, der vor hundert Jahren auch Goethe als Mitglied angehört hat, einen Vortrag über dieses Thema gehalten, in welchem er auf die Dichtigkeit der italienischen Bevölkerungsziffer, sowie auf den sehr hohen Ueberschuß, den die Geburten über die Todesfälle in Italien alljährlich ergeben, hinwies, indessen anerkannte, daß die Auswanderung in einzelnen Theilen Italiens eine beunruhigende Höhe erreicht hat. — Unterm 30. December 1888 ist ein neues Auswanderungsgesetz erlassen worden, das an dem Grundsatze der Auswanderungsfreiheit festhält, aber dem Mißbrauch und der Ausbeutung dieser Freiheit durch die Ausschließung aller nicht concessionirten und scharfe Ueberwachung der concessionirten Vermittler entgegenzutreten sucht.

Inzwischen hat Edmondo de Amicis, der sich nicht nur in seinen beliebten Reiseschilderungen, sondern auch in seinen Darstellungen aus der Heimath als ein feiner Beobachter zeitgenössischen Lebens bewährt hat, in seinem neuesten Buche „sull' Oceano" die italienische Auswanderung zum Gegenstande einer umfassenden Studie gewählt. Er beschreibt von der Einschiffung in Genua bis zur Landung in Montevideo die Fahrt des „Galileo", eines mächtigen Dampfers, der, außer den Geschäfts- und Vergnügungsreisenden der ersten und zweiten Cajüte, sechzehnhundert Zwischendeckpassagiere, fast lauter italienische Auswanderer, übers Meer führt. In sicheren Strichen wird die Scenerie gezeichnet und das Personal vorgeführt: im Salon und den Cabinen des Hinterdecks die elegante Gesellschaft, die der Zufall hier zusammengebracht hat und durch vier Wochen unausgesetzter Tischgenossenschaft und gleichmäßiger Beschäftigungslosigkeit in mehr oder minder intime Beziehungen bringt; auf dem Vorderdeck das dichte Gewimmel der Auswanderer, eine ständige Volksversammlung, in welcher alle Leiden und Leidenschaften, alle Abneigungen und alle Triebe der untersten Bevölkerungsklassen auf das mannigfaltigste vertreten sind und im buntesten Wechsel zur Anschauung gebracht werden. Inmitten beider Decke als neutrales Gebiet die Kommandobrücke des Schiffscapitäns, eines ligurischen Seebären, der indessen schließlich dem Verdachte nicht entgeht, für Frauenhuld zugänglich zu sein, und

die Cabine des Polizeikommissars, dem die schwierige, mit unendlicher Geduld und unvergleichlichem Humor gelöste Aufgabe obliegt, Ordnung und Ruhe unter diesen müßigen Menschenmassen aufrecht zu erhalten.

Von dem Beobachtungsposten der Commandobrücke aus, den Commissar als Rathgeber zur Seite, mustert unser Reisender sein Studienfeld. Das Deck des „Galileo" gleicht einem Dorfplatze, auf dem sich die ganze Bewohnerschaft zusammenfindet, um sitzend, liegend, stehend, auf- und abgehend den Sonntagvormittag zu verbringen. Wie dort auf der Kirchentreppe und vor den Hausthüren, so haben sich hier längs des Schiffsbords, zwischen Waarenballen und Taubündeln allerorten Gruppen von Familien und Bekannten niedergelassen; man frühstückt, man besorgt die Kinder und auch die eigene Toilette mit italienischer Unbefangenheit, man tauscht die Schicksale der Vergangenheit, die kleinen Erlebnisse der Gegenwart mit südlicher Plauderlust aus. Bei ruhigem Meer und unter dem Einfluß der frischen Seeluft erheitern sich die Gemüther; es werden Scherze laut, einige hübsche Mädchengesichter finden lebhafte und stille Bewunderer, die Charakterköpfe einzelner Originale machen sich bemerklich. Allein im Ganzen ist der Anblick doch ein trüber. Es ist dem Beobachter nicht zweifelhaft, daß sich unter dieser großen Zahl von Italienmüden Viele befinden, denen es daheim ganz leidlich ergangen ist und die nur auswandern, weil sie mit ihren bescheidenen Verhältnissen unzufrieden sind; viele Andere lassen leichtsinnige Schulden und einen schlechten Ruf zurück und gehen hinüber, weil sie drüben ein günstiges Feld für ihre Trägheit und ihre Unredlichkeit zu finden hoffen. Aber den Meisten ist es auf die Stirn geschrieben, daß sie der Hunger aus dem Lande treibt, nachdem sie Jahre lang unter dem Joche des Elends für ihr Dasein gekämpft haben. Hier sieht Amicis Tagelöhner aus Vercelli, die mit Weib und Kind in härtester Arbeit es nicht fertig bringen, fünfhundert Lire im Jahr zu verdienen, wenn sie überhaupt Arbeit finden; dort jene Feldarbeiter aus dem Mantuanischen, die in der kalten Jahreszeit die schwarzen Schnecken am Pouser sammeln und kochen, um nicht im Winter Hungers zu sterben; Reisbauern aus der lombardischen Tiefebene, die für eine Lira täglich ihren Schweiß vergießen, unter der Gluthsonne, das Fieber im Leibe, mitten in den giftigen Ausdünstungen des Sumpfwassers; Landleute aus Pavia, die, um ihre Hypothekenzinsen aufzubringen, von Jahr zu Jahr in schlimmere Schuldknechtschaft gerathen, aus der sie schließlich nur der Tod oder die Flucht befreien kann. Mit Trauer nimmt er ferner jene Calabresen wahr, die ihren Hunger mit einem fast ungenießbaren Gebäck aus wilden Linsen zu stillen gewohnt sind und in schlechten Jahren das Unkraut des Feldes, ja rohe Weidensprossen verzehren; jene Ochsenknechte aus der Basilicata, die, ihr Ackergeräth auf dem Rücken, tagtäglich fünf oder sechs Miglien gehen müssen, um an ihre Arbeitsstätte zu kommen, und die mit dem Vieh zusammen auf dem nackten Erdboden in jämmerlichen Steinhütten ohne Kamin und ohne Feuerung übernachten; nicht wenige von jenen Kleingrundbesitzern, die durch die Last der ihnen auferlegten Steuern viel schlimmer daran sind, als die Proletarier und die sich in Behausung und Ernährung den ärgsten Entbehrungen aussetzen, um sich und ihre Familien durchzubringen.

Es wird unserem Reisenden nicht leicht, mit einzelnen Auswanderern Gespräche anzuknüpfen oder gar ihr Zutrauen zu gewinnen. Denn die Meisten von ihnen sind von einem tiefen Mißtrauen gegen Alle erfüllt, die in ihren Augen zur Klasse der „Herren", zu ihren Unterdrückern gehören. Noch lebt in ihrem Gedächtniß zu frisch all die Plage, die sie von Gutsherren, Großpächtern, Verwaltern, Advokaten, Gerichtsvollziehern zu erdulden gehabt haben. Als de Amicis sich unter das Gedränge auf dem Vorderdeck mischt, ruft eine höhnische Stimme hinter ihm: „Platz für die Signori!", und als er die Hand ausstreckt, um ein Kind zu streicheln, entzieht es ihm die Mutter mit einem finstern Gesicht. „Und ich mußte mir sagen, daß dieser Groll nicht unverdient ist, daß an dem Elend dieser Menschen unsere Hartherzigkeit und Selbstsucht einen großen Theil der Schuld trägt: so viel gleichgültige Grundbesitzer, die ihr Landgut lediglich auf einige Tage zum Vergnügen besuchen, und die das kummervolle Dasein ihrer Arbeiter für nichts als hergebrachte Klagen utopistischer Humanitärier halten; so viele Pächter ohne Rücksicht und Gewissen, so viele Wucherer ohne Herz und Rechtssinn; der ganze Schwarm von Unternehmern und Geschäftsleuten, die auf jede Weise verdienen wollen und die ihr Vermögen einer endlosen Reihenfolge von Knickereien, von kleinen Betrügereien und kleinen Gaunereien verdanken, dem Bissen Brot und den Heller, den sie denen entziehen, die nicht satt zu essen haben. Und wenn mir die anderen Tausende in den Sinn kamen, die sich Baumwolle in die Ohren stecken, sich die Hände reiben und vergnüglich trällern, dann muß ich mir sagen: das Elend ausbeuten und verachten ist schlimm, aber noch schlimmer ist es, sein Vorhandensein abzuleugnen, während es vor unserer Thür jammert und schluchzt."

Im Bewußtsein dieser südlich lebhaft empfundenen Mitschuld bleibt unser Verfasser gelassen und nachsichtig, und es gelingt ihm allmälig mit einzelnen weniger Verbitterten bekannt zu werden und Einblick in ihre Verhältnisse zu gewinnen. Im Schiffslazareth erzählt ihm ein alter, magerer Bauer aus Pignerolo, daß sein jüngerer Sohn vor drei Jahren nach Argentinien gegangen und ihm jetzt, nach dem Tode des älteren, einen Bon zur Ueberfahrt geschickt hat; er weiß seine Adresse nicht, aber er hat einen Zettel mit dem Namen eines Dorfes in der Provinz Buenos-Ayres, wo er bei einer piemontesischen Familie bleiben soll, bis ein Landsmann, ein Kamerad kommen wird, um ihn zu seinem Sohne, „'l me Carlo", zu geleiten. — In einem Winkel des Vorderdecks hat sich eine Bauernfamilie aus der Umgegend von Mestre eingenistet, Mann, Frau und drei Kinder (ein viertes wird während der Ueberfahrt geboren). Sie hätten von einem Onkel ein Stückchen Land geerbt, gerade genug, um durchzukommen, wenn man tüchtig arbeitet. Aber er hatte eine Hypothek darauf und dann die Steuern, und gleich im Anfang zwei schlechte Jahre; kurz, er und seine Frau hatten sich fünf Jahre lang abgequält, waren aber immer mehr in Schulden gerathen, dabei nur Polenta und immer Polenta, und die Kinder fielen täglich mehr ab, endlich Krankheiten: e allora, buona notte. So hat er denn verkauft, was er noch hatte, und will nun sehen, ob man nicht in Amerika mit gutem Willen und fleißiger Arbeit weiter kommen kann. — Ein Anderer erzählt, wie man ihn abgeredet hat, Italien zu verlassen, wie man ihn auf alle die Ver-

besserungen hingewiesen hat, die für die Landwirthschaft geplant werden, die Bonification in Sardinien und den Maremmen und im agro romano, die Sparöfen und die Darlehnskassen: „aber was hilft mir das, se intanto mi non magno, wenn ich inzwischen nichts zu essen habe?“

Die italienische Kritik hat de Amicis vorgeworfen, daß sein Bild zu einseitig und zu düster sei; sie vermißt die Heiterkeit und den Frohsinn, die den Italiener auch in trüber Lage selten ganz verlassen, und sie hat auch an der Composition des Buches, das abwechselnd Scenen aus dem Salon und Erlebnisse aus dem Zwischendeck vorführt, Manches auszusetzen gefunden. Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit diese Ausstellungen zutreffen. Ohne für alle Einzelheiten eintreten zu wollen, darf die Schilderung der Auswanderer, aus der hier nur einzelne Züge mitgetheilt werden konnten, im Großen und Ganzen als treue Wiedergabe eigener Erlebnisse anerkannt werden. Sie wird die Verdienste, welche ihr Autor sich um sein Vaterland erworben hat, vermehren, wenn sie dazu beiträgt, auch in Italien das Gefühl der Verantwortung zu stärken, welche den Wohlhabenden und Gebildeten an dem Loose der Armen und Ungebildeten überall obliegt.

Zeitgenössische Gedankenströmungen.

Von

Lady Blennerhassett.

Wer in diesen Tagen Umschau hält in den höher gelegenen Regionen der zeitgenössischen Literatur, den mag ein Gefühl beschleichen, ähnlich demjenigen, das den Zeugen eines furchtbaren Naturereignisses, eines Erdbebens etwa, oder einer verheerenden Hochfluth, mit ahnungsvollem Grauen erfüllt.

Jahrzehnte hindurch hat der Forscher, das Mikroskop oder das Scalpell in der Hand, dem verborgenen Walten der Natur im unermeßlichen Reich des unendlich Kleinen nachgespürt, die Atome in Atome zergliedert, die Stoffe aufgelöst, da einen Mikrokosmos gefunden, wo die Vorfahren nur das Stück Kohle oder den Steinblock vor sich sahen. Der Entdecker hat untergegangene Welten erweckt, das Erscheinen eines Himmelskörpers am vorgeschriebenen Punkte vorausgesagt, geheimnißvolle Kräfte entfesselt, aus dem anscheinend todten Material die schlummernde Seele hervorgelockt, die räumlichen Entfernungen so gut wie überwunden, die menschliche Stimme über den Ocean, den lichten, elektrischen Funken bis in die Tiefen der Erde geleitet. Und in dem Maß, als die sichtbare Welt reicher, die Kraft sich unerschöpflicher erwies, ist das Universum relativ erreichbarer, annäherungsweise verständlicher geworden. Wir wissen heute, daß Welten, die in nächtlicher Pracht unserem Auge erkennbar sind, aus chemischen Substanzen bestehen, gleich denjenigen, aus welchen der Erdball zusammengesetzt ist, daß sie denselben physischen und mechanischen Gesetzen gehorchen wie dieser, daß die Möglichkeit des Daseins für menschliche Organismen keineswegs auf unseren kleinen Planeten beschränkt ist. Nach wie vor vermag die Einbildungskraft die Entfernungen nicht zu fassen, die zwischen diesen Welten liegen, aber die Wissenschaft hat Mittel gefunden, sie zu bestimmen; sie ist ebenso verschwenderisch mit dem Raum wie mit der Zeit geworden; ihre Hypothesen schrecken vor keinen Zahlengrößen mehr zurück, und auch vor ihrem Blick sind die Jahrtausende wie ein Tag.

Dieselben eisernen Gesetze, welche von Anbeginn die Welt regieren, sind, so wird von allen Seiten behauptet und wiederholt, auch im Menschen thätig.

Ebensowenig wie in den uns umgebenden Phänomenen ist in unserem individuellen Leben Spielraum für den Zufall, für das Eingreifen eines höheren Willens. Es ist Alles vorausbestimmt, nothwendig, unabänderlich. Ebenso wie der Stein oder die Pflanze, oder der Wurm, der sich unter seinem Fuß krümmt, ist der Mensch geworden, nach unzähligen Anläufen der Natur, nach ungemessenen Zeiträumen, nach unablässig sich wiederholenden Zerstörungsprocessen und immer neuen Combinationen, nach einem Durcheinanderschütteln der Würfel, bis endlich die Nieten verschwanden und in diesem ungeheuren Ringen um das Sein der Treffer, der Herr der Schöpfung blieb. Aber die Bedingungen seines Daseins sind die Bedingungen seines Entstehens. Es ist für immer vorbei mit seinen anthropocentrischen Traumgebilden, vorbei mit der Voraussetzung, als ob um dieses Atom ein Universum gravitirte, vorbei mit dem kindischen Wahn, als ob jemals ein menschliches Flehen, ein irdisches Gebet etwas über die kosmischen Kräfte vermocht hätte, deren Schaffen wir belauschen; als ob jemals ein sterblicher Wille in das Räderwerk unerbittlicher Gesetze eingreifen konnte, das nimmermehr, seit Menschengedenken, aus dem Takt gekommen, nimmermehr durch eine wahrnehmbare höhere Einwirkung beeinflußt worden ist. Ebenso gewiß als daß, im Lauf von Aeonen, die Mikroben Continente bauen und zerstören, oder in der Spanne weniger Secunden das Dasein hervorrufen und wieder vernichten, ebenso gewiß sind die Erscheinungen, die wir als Krankheit und Gesundheit, als Leben und Tod bezeichnen, bloße Wandlungen, die den gleichen Ursachen ihr Entstehen verdanken, und die ihrerseits wieder auf die Zustände zurückwirken oder sie direct hervorrufen, die wir bis jetzt als Aeußerungen eines höheren, seelischen Lebens zu betrachten gewohnt waren. Nicht etwa dem Herzen oder dem Gefühl, dem Physiologen nur ist es erlaubt, zu sagen, was Liebe sei, und durch welches Spiel der Organe, durch welche Regungen der Nerven oder der Sinne die Empfindungen eines Caliban von denen eines Hamlet sich unterscheiden. Eine kaum wahrnehmbare Veränderung in den Windungen des Gehirns, ein fast unmerkliches Mehr oder Weniger von der grauen Masse, in welcher die Gedanken sich erzeugen und schlummern, die leiseste Verletzung der elektrischen Batterie, die sie in uns vermittelt, und statt eines General Gordon, eines Pater Damiens wird der Welt ein Troppmann oder Jack the Ripper geboren werden.

Kaum mehr als fünfzig Jahre sind es her, daß die gute kleine Brigg the Beagle, mit Charles Darwin an Bord, 1836 von ihrer 1831 begonnenen Fahrt um die Welt zurückkehrte. Dann dauerte es weitere zwanzig Jahre, bis die Beobachtungen über den Ursprung der Arten zur Evolutionstheorie auf Grund der natürlichen Zuchtwahl sich entwickelten. Wie so manche andere große Entdeckung hat auch diese sich fast gleichzeitig dem geistigen Auge zweier Forscher enthüllt. Man weiß, wie zwölf Monate vor dem Erscheinen der „Origin of Species“ Charles Darwin die langsam in seinem Geiste gereifte Theorie mit neidlosem Erstaunen in einem Manuscript von Wallace wiederfand. Auch dieses weiß man, weil er es selbst erzählt, daß er lange in Zweifel blieb, ob er der Welt die Ergebnisse einer epochemachenden Entdeckung oder einer bloßen Monomanie zu bieten habe. Das Urtheil darüber ist nicht lange zweifelhaft geblieben. Auf wissenschaftlichem Gebiete sind seitdem Eroberungen gemacht und Siege

errungen worden, deren Tragweite und Bedeutung dem Stimmberechtigten nicht geringer als die Resultate der Gedankenarbeit von Darwin erscheinen. Allein eine Rückwirkung gleich der seinigen auf die Anschauungen der Zeitgenossen hat keine derselben geübt. Vergebens haben die Größten, die Urtheilsfähigsten zur Vorsicht gemahnt, vergebens ist der Damm des Positivismus auch gegen gewagte Hypothesen und unberechtigte Schlußfolgerungen aufgerichtet worden. Der Cynismus der stets vorhandenen materialistischen Strömungen und Tendenzen auf der einen, die Hoffnungslosigkeit der nicht weniger in der menschlichen Natur begründeten und fast gleichzeitig mit dem Darwinismus wieder zum System ausgebildeten pessimistischen Lebensauffassung auf der anderen Seite verschworen sich, um dem Erfolg die Wege zu bahnen, der die Einen von den unerträglich gewordenen Fesseln des Pflichtgebots befreite, den Anderen wie die Probe der längst gestellten Rechnung erschien, nach welcher Alles, was besteht, werth ist, daß es zu Grunde geht.

Auch dieses ist verständlich und im Wesen der Dinge begründet, daß eine solche Lebensauffassung in dem Maße kühner und zuversichtlicher auftritt, als sie an wissenschaftlicher Berechtigung und intellectueller Vertiefung verliert. In die Sprache des Winkelblattes und der pornographischen Literatur übertragen, erscheint der Kampf um das Dasein als die wilde Sättigung der Begierde, die Rechtfertigung des brutalen Instinctes, die Freisprechung der Sünde von der Verantwortung, des Verbrechens von der Strafe. Höher oben, in einer gebildeten Sprache und mit subtilerer Sophistik wiedergegeben, wechselt zwar der Ausdruck, die Doctrin aber bleibt dieselbe. Sie verwirft die religiöse Disciplin, untergräbt alle ethischen Begriffe, erschüttert die Erziehung in ihren Grundfesten und stellt das Gesetz in Frage. Ihr kämpft, spricht sie zum Priester, zum Lehrer, zum Erzieher, nicht etwa gegen einen freien, bewußten Willen, sondern gegen einen blinden und eben deshalb unwiderstehlichen Instinct, der statt des Selbstbestimmungsrechtes des Individuums nur das Bedürfniß der Gattung kennt. Ihr vermeßt euch, im Namen einer Gottheit zu sprechen, die nicht existirt, eine Moral zu predigen, die ihr erfunden habt, und das Joch sittlicher Verpflichtungen uns aufzuerlegen, die unsere bessere Erkenntniß von heute in Vorurtheil, Eitelkeit, Menschenfurcht und Aberglauben zergliedert. Ihr beruft euch auf die Vergangenheit und knechtet die Natur: wir verwerfen die Erfahrung und befreien die Zukunft. Sie wird nur wissen, nicht glauben, jede Autorität ablehnen und für jede eurer Behauptungen den wissenschaftlichen Beweis von euch fordern. Dann werdet ihr das cerebrale Phänomen, den Intellect, nicht mehr mit dem Schattenbild eurer Phantasie, der Seele verwechseln, und den stärksten aller Triebe als das erkennen, was er ist, als die Manifestation des einen, unbewußten Willens zum Zweck der Fortpflanzung des Geschlechtes. Wie die Pflanze oder das Thier, so ist der Mensch ihm unterworfen. Wie seinen Magen, so erhält er seinen Charakter fertig mit auf die Reise, und es ist an der Zeit, die Gefängnisse in Spitäler zu verwandeln und statt des Henkers den Arzt zu rufen. Er wird euch sagen, daß, was ihr als Verbrechen bezeichnet, nichts Anderes als eine Krankheit ist, ein Ergebniß des Zufalls und der Heredität, die mit dem Blut auch das Laster oder die Tugend in die Adern gießt und mit dem Bewußtsein der Schuld auch den Be-

griff der Reue aufhebt, bis von der sittlichen Verantwortung des Ethikers und des Theologen kein anderes Residuum zurückbleibt, als der pathologische Fall.

I.

Wer geneigt wäre, diese Auffassung der Dinge parteiisch und die aus ihnen gezogenen Schlußfolgerungen ungerechtfertigt zu finden, der nehme einen der psychologischen Romane des Tages, etwa „Le disciple" von Paul Bourget zur Hand. Dort rechtfertigt Robert Greslou seine Niedertracht durch den Hinweis auf „Die Theorie der Leidenschaften" und „Die Anatomie des Willens", zwei Werke seines Lehrers, Adrien Sixte, die laut herausfagen und wissenschaftlich zergliedern, was auch der letzte der Verbrecher vor sich selbst zu verbergen sucht. Oder er schlage eine der großen englischen Revuen, das „Nineteenth Century" zum Beispiel, auf, und lese, wie Würdenträger der Kirche und des Staates, voran Mr. Gladstone, es nicht verschmähen, neunzehnhundert Jahre religiöser Bildung und Entwickelung, christlicher Gedankenarbeit und Liebesthätigkeit alles Ernstes gegen eine Dame in Schutz zu nehmen, die für gut gefunden hat, die Lectüre einer Anzahl von Werken der deutschen historischen Kritik in einem dreibändigen Roman zu verwerthen. Die Centralfigur dieses Romans, — die hergebrachte Bezeichnung „Held" sei mit Absicht vermieden, denn sie würde in diesem Fall klingen wie eine grausame Ironie — die Centralfigur also, Robert Elsmere, Geistlicher der anglikanischen Kirche, geräth durch Zufall in die Bibliothek eines englischen Sonderlings, unterliegt widerstandslos den dort angehäuften, in Deutschland geschliffenen Waffen gegen das Christenthum, für welches Niemand als das Ewig-Weibliche in Gestalt seiner Gattin plaidirt, und beschließt die Construirung einer Religion der Zukunft, ganz nach dem Recept von Renan:

„Die beiden fundamentalen Sätze des Glaubens, Gott und die Unsterblichkeit, sind rationell nicht zu beweisen, obwohl sich auch nicht behaupten läßt, daß sie absolut unmöglich sind. Der Religion gegenüber bleibt die logische Stellung des Denkers diese, sich so zu verhalten, als ob sie wahr wäre. Man muß handeln, als ob Gott und die Seele existirten. Damit tritt die Religion in die Reihe jener zahlreichen Hypothesen, wie der Aether, die elektrischen, calorischen, luminosen und nervosen Fluida, wie das Atom selbst, von welchen wir wohl wissen, daß es nur Symbole, nur bequeme Mittel zur Erklärung der Phänomene sind, und die wir dennoch aufrecht erhalten. Gott, die Welt in Folge tiefsinniger Berechnungen erschaffend, ist eine recht rohe Formel; aber die Dinge tragen sich ziemlich so zu, als ob das wirklich sich ereignet hätte. Als selbständige Substanz gedacht, ist die Seele nicht vorhanden, und dennoch ändert das am Lauf der Dinge wenig. Keiner menschlichen Vereinigung ist jemals eine überirdische Botschaft zugekommen; trotzdem ist die Offenbarung eine Metapher, deren die Religionsgeschichte nicht entbehren kann. Das ewige Paradies, das dem Menschen versprochen wurde, erweist sich als Täuschung, und doch müssen wir handeln, als ob es bestände, und diejenigen, die nicht daran glauben, müssen Diejenigen, die daran glauben, an Güte und Hingebung übertreffen ..... Das Endergebniß ist dieses: das Vorhandensein eines dem Universum überlegenen Bewußtseins ist viel wahrscheinlicher, als die individuelle Unsterblichkeit. In Bezug darauf haben wir keinen anderen Grund für unsere Hoffnungen, als die wahrscheinliche Voraussetzung von der Güte des höchsten Wesens. Alles wird ihm eines Tags möglich sein. Hoffen wir, er werde dann auch gerecht sein wollen und denjenigen, die den Sieg des Guten förderten, das Gefühl und das Leben zurückgeben. Es wird das ein Wunder sein. Aber das Wunder, das heißt das Eingreifen eines höheren Wesens, welches jetzt nicht stattfindet, kann eines Tags, wenn Gott bewußt geworden ist, der normale Zustand des Universums sein."

Dieses Citat von Renan ist einem Aufsatz entlehnt, der unter dem Namen „Examen de conscience philosophique“ im vorjährigen Augustheft der Revue des deux mondes abgedruckt ist. In dieser Form sind die Denkresultate des französischen Gelehrten demselben Publicum zugänglich gemacht, das eben noch den geistvollen Roman von Paul Bourget las, oder den „Robert Elsmere“ von Mrs. Humphrey Ward durchblätterte; und ebenso mühelos, wie im ersteren seine Ethik, im letzteren seine Theologie, kann es vom größten lebenden Prosaisten der lateinischen Race seine philosophische Weltanschauung beziehen.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn sehr viele Leute gegen diese Art, die folgenschwersten und entscheidendsten Probleme zu behandeln, protestiren zu müssen glauben. Sie erscheint ihnen, wenn auch nicht stets als ein Aergerniß, so doch noch immer als eine Thorheit, und Renan insbesondere hat in den letzten Jahren den Vorwurf der Frivolität geradezu provocirt.

Der Einwand, daß nur Ignoranten oder Gegner der freien Forschung überhaupt einen solchen Protest erheben, ist durchaus nicht stichhaltig. Denn einerseits hat Niemand eindringlicher als der gewissenhafte Forscher, Darwin selbst, vor der Gefahr gewarnt, bloße Hypothesen als festgestellte Thatsachen auszugeben, oder da, wo die Thatsachen feststehen, vorschnelle oder zu weitgehende Folgerungen aus denselben zu ziehen. Sein System, sagt er ausdrücklich, „hat keinen Aufschluß über den Ursprung geistiger oder vitaler Kräfte zu geben“. Andererseits ist die Wissenschaft weder für die Logik der Abbesse de Jouarre noch für die Psychologie von Nana verantwortlich. Sie hat im Gegentheil allen Grund, sich von beiden loszusagen, gerade so wie sie sich weigert, dem Unverstand des Patienten Morphium oder Arsenik in die Hand zu geben.

Dagegen wird die Wissenschaft jederzeit der ernsten Polemik Rede stehen, die den Werth der Thatsachen anerkennt und bereit ist, sich ihnen zu unterwerfen, unter der einzigen Bedingung, daß ein Zweig der Erkenntniß nicht dem anderen geopfert werde, daß der Forscher, dessen Gebiet die Phänomene des organischen Lebens sind, das Recht des Forschers nicht bestreite oder beeinträchtige, der sich den metaphysischen und psychischen Problemen zugewendet hat. Das ist der Standpunkt des Franzosen Brunetière unter Anderen, der, ebenfalls in der Revue des deux mondes, auf die schönen Worte von Pascal sich stützt:

„Aus allen Körpern zusammengenommen wird man niemals auch nur einen kleinen Gedanken gewinnen; das ist unmöglich und zu einer andern Ordnung gehörend. Aus allen Körpern und Geistern wird man niemals eine Regung der Liebe (charitas) gewinnen; das ist unmöglich und zu einer andern, der übernatürlichen Ordnung, gehörend.“

Und im Anschluß an Pascal fährt der französische Denker fort:

„Ohne jede beleidigende Absicht sei es gesagt: seit sechstausend Jahren haben so viele und große Fortschritte uns um keine Spanne weiter in der Kenntniß unseres Ursprungs, unseres Wesens, unseres Zieles gebracht. Das genügt. Denn so lange die Wissenschaft keine Antwort auf diese Fragen zu geben hat, wird sie, wie die Religionen, die sie ersetzt zu haben glaubt, nichts Anderes als das sein, was Pascal „un divertissement“ nennt, d. h. ein Auskunftsmittel, das uns verhindern soll, an die einzigen Fragen zu denken, die von höchster Wichtigkeit für uns sind, das, mit anderen Worten, den Schmerz unserer Seele täuschen soll. Unter solchen Bedingungen ist also nicht zu befürchten, daß die Wissenschaft jemals zur Universalherrschaft gelange, die man ihr jedesmal verspricht, wo sie den Eilwagen durch die Eisenbahn, oder die Colchicumtinctur durch das Salicyl ersetzt. In dieser Hinsicht beruhigt, erfreue ich mich, wie es einem Bürger des

neunzehnten Jahrhunderts geziemt, der neuen Hülfsmittel, die sie mir verschafft (auf die Gefahr hin, daß diese, wie man versichert, mir das Leben verkürzen), meiner Machtbefugnisse, die sie erweitert, der Zerstreuungen, mit welchen sie mich fast erdrückt, und der weiten Horizonte, die sie mir eröffnet."

Dieselbe Ueberzeugung von der Berechtigung nicht nur, sondern von der absoluten Unentbehrlichkeit des Festhaltens an einer höheren Ordnung der Dinge durchdringt die Gedankenarbeit des Engländers William Samuel Lilly. Er ist sich wohl bewußt, wohin die Strömung geht, wie der Gedanke mehr und mehr der herrschende werde, daß die Wissenschaft allein Gewißheit verschaffen könne, daß außerhalb dieser rationalen oder experimentalen Gewißheit überhaupt keine solche existire und daher schließlich die Vernunft und der mathematische Beweis die Welt zu regieren bestimmt seien.

Worauf Damon, der, in einem Dialog des bedeutendsten Buches von Lilly, „Ancient Religion and modern Thought", das Wort für den Verfasser führt, unter Anderem dieses entgegnet: „Es gibt Argumente, die, obwohl an sich nicht entscheidend, dennoch eine solche Gewißheit erzeugen, daß die Menschen willig für sie in den Tod gehen. Diese Gewißheit ist nicht bloß das Resultat eines ethischen Processes: ein anderes Element tritt dazu, und das ist das Element des Glaubens." „O, meine prophetische Seele," ruft Pythias, Damon's Antagonist, und citirt Rabelais: „Il n'est rien creu si fermement que ce qu'on sçait le moins, ny gens si assurez que ceux qui nous content des fables." Alles hat zwei Seiten, lautet Damon's Erwiderung, und das ist die Kehrseite einer großen Wahrheit. Am Unumstößlichsten steht uns fest, was wir niemals beweisen können. „Nichts," sagt Plato, „ist so gewiß und klar für mich als dieses, daß ich so gut und edel sein muß, als in meinen Kräften steht, es zu sein." Diese Ueberzeugung ist nicht das Ergebniß eines Vernunftschlusses. Die Schönheit des Sonnenunterganges, die Heiligkeit des Schmerzes, der Edelmuth eines Regulus sind Dinge, die sich nicht beweisen lassen.

Es ist mit anderen Worten der Standpunkt, den Newman sich angeeignet und in dem Satz ausgedrückt hat, daß Wahrscheinlichkeit die Führerin durch das Leben sei.

„Formal logische Folgerung ist nicht die Methode, die uns befähigt, zur Gewißheit über das Concrete zu gelangen, aber nicht minder gewiß ist, welche Methode dazu eigentlich nothwendig sei. Es ist dies die Cumulation von Wahrscheinlichkeiten, unabhängig von einander, und aus der Natur und den Umständen des besonderen Falles sich ergebend, welcher der Prüfung unterliegt; Wahrscheinlichkeiten von zu feiner Unterscheidung, als daß jede für sich den Ausschlag geben könnte, von zu subtiler und umschreibender Art, um sie in Syllogismen umzusetzen; zu zahlreich und unter sich verschieden, um zu einer solchen Uebertragung, selbst wo eine solche möglich wäre, sich zu eignen . . . . . Es ergibt sich aus der Natur der Sache und aus der Zusammensetzung des menschlichen Geistes, daß Gewißheit das Ergebniß von Argumenten ist, die buchstäblich, und nicht ihrem vollen, implicite miteinbegriffenem Sinne nach genommen, bloße Wahrscheinlichkeiten sind"[1]).

Nicht minder gewiß ist dieses, und hier überlassen wir dem oben genannten Autor das Wort: wenn das Christenthum, wenn der Katholicismus insbesondere vernunftwidrig wären, wenn sie nur unter der Bedingung, von unseren Vernunft- und Verstandeskräften ihnen gegenüber weiter keinen Gebrauch zu machen, angenommen werden könnten, dann wäre ihr Schicksal besiegelt, und es bliebe nichts

[1]) John Henry Newman, „Grammar of Assent", 281, 286, 324.

übrig, als die Todten ihre Todten begraben zu lassen. Und hier kann sich der Verfasser die schönen Worte eines Glaubens- und Berufsgenossen aneignen:

„Ich bin ein Christ, und gerade heute, wo das Bekenntniß so Vielen als ein schimpfliches gilt, will ich es um so lauter ablegen. Zugleich aber bin ich ein Gelehrter, und als solcher kenne ich keine christliche oder nichtchristliche Wissenschaft. Wissenschaft ist für mich nur eine, und sie bedarf keiner andern Bezeichnung als ihren Namen, der alle theologischen Fragen, als ihrem Gebiete fern liegend, ausschließt, und deren Diener alle aufrichtigen, gewissenhaften Forscher sind, weß' Glaubens sie sonst auch sein mögen" [1]).

Das Gebiet, welches der Verfasser von „Ancient Religion and modern Thought" sich gewählt hat, ist das der vergleichenden Religionswissenschaft, welcher durch Veröffentlichung der „Sacred Books of the East" ein zugleich so mächtiger und so lange ersehnter Impuls gegeben worden ist. Auch ohne unter die Bahnbrecher zu zählen, ist es möglich, auf diesem Felde viel des Wissenswerthen und Anziehenden zu Tage zu fördern, wenn ein geistreicher Beobachter wie dieser sich der Aufgabe unterzieht, und insbesondere der Umstand hinzukommt, daß ihm der Orient durch einen langen Aufenthalt in Indien nahe getreten und lebendig geworden ist. Auch auf ihn hat jene tiefsinnige, beschauliche und betrachtende Religion den Zauber ausgeübt, der seit nun mehr als zweitausend Jahren ungezählte Millionen Menschen ihr gewonnen hat. Noch heute, wo sich nicht mehr behaupten läßt, daß der Buddhismus Proselyten gewinnt, kann ebenso wenig nachgewiesen werden, daß er in Verfall begriffen ist. Lilly leitet seine Studie über die Offenbarung des Çakia-Mouni mit einer solchen über Schopenhauer ein, dessen Bedeutung als Denker wie als Schriftsteller er um so mehr anerkennt, als er die klare Schönheit der Prosa des deutschen Philosophen in der ursprünglichen Form zu würdigen vermag. Daß er gegen diese Philosophie selbst seine Bedenken hat, braucht nicht erst gesagt zu werden. Auch ihm ist die Wahl nicht zweifelhaft zwischen dem orientalischen Weisen, dessen Lehre noch heute zwischen vierhundertfünfzig bis fünfhundert Millionen Seelen beherrscht und begeistert, und dem abendländischen Sonderling, der an seinem gewohnten Tisch im Russischen Hof zu Frankfurt niemals auch nur eine Tafelrunde von Anhängern unter der Bedingung um sich vereinigt hätte, sie zur praktischen Uebung dessen, was er predigte, zu verpflichten. Die Lehre Schopenhauer's, bemerkt Lilly, ist der Buddhismus ohne die Poesie und ohne die Metaphysik desselben, das heißt ohne die beiden Elemente, welche die Quellen seiner Größe und seiner erstaunlichen Triumphe sind. Der Buddha ist kein philanthropischer Philosoph, er ist der legendäre Erlöser, der so viele Menschenalter hindurch in den Herzen seiner Gläubigen gelebt und in denselben, wenn auch nur in unbestimmten und halb verwischten Zügen, ein Bild seiner selbst, einen Schatten wenigstens seiner außerirdischen Majestät zurückgelassen hat.

Vom Wesen des Buddhismus urtheilt der Verfasser, daß er weder ein Theismus noch ein Atheismus oder ein Antitheismus sei. Sein Grundgedanke ist der von der Unrealität der Erscheinungswelt. Seine höchste Weihe und Bekräftigung wird ihm durch jene unsichtbare, übersinnliche Wirklichkeit verliehen, die wir unter dem, uns von allen Seiten einhemmenden Staubgewande nicht gewahr werden. Eher könnte man den Buddhismus als Pantheismus bezeichnen, weil er den Nachdruck auf die Einheit alles Lebens legt. Von der höchsten, schöpfe-

[1]) François Lenormant, „Les Origines de l'Histoire d'après la Bible".

rischen und persönlichen Gottheit der großen semitischen Religionen dagegen weiß er nichts. Die unbeschränkte Macht, die Götter und Menschen beherrscht, ist das Gesetz, das unerbittlich gerechte, absolut vollkommene Gesetz.

Wie die Religion des Zoroaster, so war auch der Buddhismus eine Reform, zugleich im ethischen und im religiösen Sinne, auf den Begriff des „Karma" oder den Willensact, durch welchen die Seele ihr eigenes Schicksal entscheidet, und auf die verschiedenen Wiedergeburten begründet, durch welche dieses Schicksal sich vollzieht. Allein der Buddhismus war noch mehr als das. Er war ein Zurückgreifen auf ältere und reinere Elemente. Wie dem Verfasser der „Upanishads", jener Perle der heiligen Bücher der Hindus, gilt auch dem Buddha als Höchstes das Wissen, die klare Erkenntniß nicht des Absoluten, sondern der Facta, aus welchen seine dreifache Welt besteht, sowie des wahren und eigentlichen Sinnes des höchsten Gesetzes und der Uebereinstimmung mit ihm.

Der Buddha verkündet mit allem Nachdruck die freie Selbstbestimmung und moralische Verantwortlichkeit des Menschen. Von einem ähnlichen hohen Zuge zeigen sich die Avesta und Veda durchdrungen, beide der Widerhall einer und derselben Stimme, der Abglanz des gleichen Gedankens. Beider Quelle ist die Religion der gemeinsamen Vorväter der Iramanen und der Hindus, jene indo-iramanische Religion, die auf den beiden Grundbegriffen beruhte, daß in der Natur ein Gesetz waltet und ein Kampf stattfindet, also einem latenten Monotheismus und einem unbewußten Dualismus. Vor kaum mehr als einem Menschenalter wurde Schopenhauer durch eine schlechte lateinische Uebersetzung des Franzosen Anquetil-Duperron mit den „Upanishads", der mystischen Doctrin und Religionsphilosophie der Veda bekannt; auf diesem Wege hat er sie zu einer der Grundlagen seines Systems gemacht, und Jahrzehnte später hat Max Müller in Bezug darauf von Schopenhauer geurtheilt wie folgt: „Es möchte scheinen, als ob er sich von der Begeisterung für das weniger Bekannte zu weit habe fortreißen lassen . . . Für die dunklen Seiten der „Upanishads" ist er blind und vor den lichten Strahlen ewiger Wahrheit in den Evangelien verschließt er wissentlich sein Auge."

Seitdem diese Worte geschrieben worden sind, ist eigenthümlicherweise ein ähnlicher Vorwurf gegen Max Müller selbst erhoben worden, und zwar bei Anlaß seines Beitrags zu den Gifford Lectures, in welchem er seinem eigenen Geständniß nach nichts Geringeres bezweckt, als in Bezug auf seine Stellung zu der religiösen Frage überhaupt das Werk seines Lebens zusammenzufassen. Bei dieser Gelegenheit ist die Deutung, die Max Müller vom Wesen des Buddhismus gibt, in den Spalten der Londoner „Quarterly Review" gleichfalls als durchaus unzutreffend bezeichnet und ihm Folgendes entgegnet worden:

„Der Buddhismus, als philosophisches System betrachtet, ignorirt die Gottheit vielmehr, als er sie verneint. In der Praxis erkennt er, nach dem Zeugniß aller Stimmberechtigten, viele Götter und viele Gebieter an. Wir beschreiben Nirwana als eine Vernichtung, der Buddhist erwartet es als das kommende Paradies. Wir bezeichnen diese Religion als ein weites Gebiet des Atheismus, allein die dreihundert Millionen buddhistischer Bekenner sind ihrer eigenen Ueberzeugung nach durchaus nicht ohne Gott in der Welt. Die moralische Macht des Buddhismus mit seiner Lehre vom Karma bietet viele der wesentlichen Kennzeichen einer Religion, insbesondere, wenn man diese mit der Thatsache der Deification des Buddha selbst zusammenhält. Auch hier trifft die Aeußerung des Professor Thiele zu. In seinem Grundriß der Geschichte der Religionen sagt er: „Die Behauptung, daß es Völker oder einzelne Stämme gibt, die keine Religion besitzen, beruht

entweder auf einer ungenauen Beobachtung oder auf einer Verwechselung der Begriffe. Kein Stamm, kein Volk unter allen bis jetzt bekannten entbehrt des Glaubens an das Vorhandensein höherer Wesen, und Reisende, welche ein solches Vorhandensein in Abrede stellen, sind hinterher durch die Thatsachen ihres Irrthums überführt worden."

Von solchen Controversen mag der Laie den Eindruck behalten, daß es auch heute noch, mit allen Hülfsmitteln des modernen Verkehrs, nach der Gedankenarbeit und den Beobachtungen von Jahrhunderten der Forschung, durchaus nicht leicht ist, sich ein zutreffendes Bild von uns so fern liegenden geistigen Zuständen und Verhältnissen zu machen. Wie mächtig aber der Zauber gerade der buddhistischen Weltanschauung auf die ihr anscheinend so fremde abendländische Cultur wirkt, so daß es scheinen möchte, als sei eben die stille, beschauliche Ruhe, die der Lehre des indischen Weisen zu Grunde liegt, dem rastlosen Thätigkeitstrieb des Occidentalen zum unwiderstehlichen, inneren Bedürfniß geworden, das bestätigt unter Andern eine höchst merkwürdige Studie von Emile Bournouf, der, unter dem Titel „Der Buddhismus im Abendlande", in der Revue des deux mondes vom 15. Juli 1888 erschienen, durchaus nicht an die gelehrte Welt, sondern an ein weiteres, wenn auch gewähltes Publicum sich wendet. In dieser Studie nun wird der Buddhismus geradezu als die Universalreligion, als „das Gesetz der Gnade für Alle" gefeiert, ohne Unterschied der Kaste, der Abstammung, der Nationalität, der Farbe, des Geschlechtes. Es wird daran erinnert, daß die buddhistischen Mönche den Brahmanen nicht weniger überlegen sind, als die Christen den Heiden, daß die freiwillige Armuth, die Ehelosigkeit, die Demuth, die Nächstenliebe, die Brüderlichkeit, das Wesen ihrer Lehre und der Vorschrift und Uebung ihres Lebens sind. „Wie soll ich mich in Bezug auf die Frauen verhalten?" fragt der Lieblingsjünger den sterbenden Buddha. „Wenn sie jung ist," antwortet dieser, „so nenne sie Schwester; ist sie alt, so sage ihr Mutter!" Bournouf verfolgt die Wege des Buddhismus vom Ort seines Ursprungs aus, jenen Thälern des Ganges in der Umgegend von Benares, von wo sein Stifter die einundsechzig auserwählten Jünger aussandte, um der Welt „den Buddha, das Gesetz, die Versammlung" zu verkünden. Er verweilt mit Vorliebe bei dem Constantin der neuen Lehre, dem weisen und in letzter Zeit so vielgenannten König Acoka, dessen im Jahre 250 v. Chr. erfolgte Bekehrung die äußern Schicksale der Lehre entschied, und schildert hierauf, wie dieselbe durch die stark von ihr beeinflußten Essäer das vermittelnde Glied, gleichsam die geistige Brücke, zwischen den Rabbinen, den jüdischen Gnostikern, den Platonikern und Pythagoräern einerseits und den Parsees und den Buddhisten andererseits gebildet hat. Der Name selbst der Essäer, schreibt Bournouf, bedeutet „Täufer". Sie übten den Brauch des heiligen Bades, der Taufe, wie die Brahmanen und die Buddhisten; wie der Buddha und die Synagoge verurtheilten sie die blutigen Opfer, verkündeten sie die Gleichheit; sie verurtheilten die Sklaverei, beobachteten das Fasten, die Gütergemeinschaft wie diese. Die ersten Christen, Johannes der Täufer, waren Essäer; Jesus Christus „s'affile à eux". Der Manichäismus ist ein essäisches Reis, das dem israelitischen Copulirungsproceß zu entgehen gesucht hat. Seine letzte Phase findet sich bei den Albigensern wieder, bei denen wie ein ferner Nachklang indischer Vorstellungsart und Gedankenwelt vernehmbar ist. In unseren Tagen hat der ausschließlich jüdische Begriff

eines einzigen, persönlichen Gottes die Oberhand gewonnen: das buddhistische Element der Liebe, der Charitas, hat sich verhüllt. Seine Anziehungskraft und Berechtigung aber sind nicht vermindert, nicht verloren gegangen. Zahlreiche Gemeinden, nicht nur in der abendländischen Welt, sondern über dem Ocean, im modernsten aller Staatswesen, wirken in seinem Geiste fort.

So hat sich im Jahre 1875 zu New-York eine sogenannte theosophische Gesellschaft gebildet, welche die Freiheit und Unabhängkeit des individuellen Strebens nach Wissenschaft und Tugend verkündet. Das Centralcomité der Gesellschaft ist in Madras, und der Präsident desselben redigirt den buddhistischen Katechismus. Ihr ausgesprochener Zweck ist die Bekämpfung des Lasters und der Selbstsucht. Sie strebt nach Vereinigung und Unificirung der Religionen und zählt heute bereits 158 Zweiggesellschaften oder Cantone. Sie kennt kein höheres Ziel als die selbstlose Erforschung der Wahrheit, die Begründung einer allgemeinen, über alle Länder und Völker sich erstreckenden Brüderlichkeit. Der Politik ist sie gänzlich fremd. In zweiter Reihe hat sie sich das Studium der arischen und orientalischen Religionen und Literaturen zum Zweck gesetzt. Ihre Organe sind in Paris der „Lotos", in London der „Lucifer". Ihr gilt der Buddhismus nicht als eine Sekte oder eine Religion, sondern als eine moralische und intellectuelle Reform. Sie ist vor Allem die Reaction gegen den Kampf um das Dasein.

Soweit Emile Bournouf. „Den Buddhismus mag er kennen, aber das Christenthum, wenn er es überhaupt jemals kannte, hat er vergessen," meinte eine kluge Frau, nachdem sie den eben besprochenen Aufsatz gelesen hatte. Dieselbe Quelle uralter Weisheit, die den inmitten der christlichen Cultur aufgewachsenen Franzosen in die immer noch halb verschlossenen Tiefen des Orients lockte, hat einen modernen Reformator des Brahmaismus der christlichen Weltanschauung näher gebracht. Ueber ihn, den 1774 in Indien geborenen Rammohun Roy, unterrichtet am besten Max Müller selbst.

„Ein Mann," sagt er, „der in seiner Jugend ein Buch „Gegen die Idolatrie in allen Religionen" schreiben konnte, und der später in klaren Worten seinen Glauben an die göttliche Autorität Christi ausgesprochen hat, war sicherlich nicht geneigt, irgend etwas von den heiligen Büchern seiner eignen Religion beizubehalten, es sei denn, daß er dort dieselbe göttliche Autorität vertreten fand, die er in der Lehre Jesu Christi wiedererkannte. Er verwarf die Purânas; die Autorität der Gesetzgebung von Manu oder selbst der heiligen Texte der Vedas würden seine Ueberzeugung nicht erschüttert haben. Er war über alles dieses erhaben. Allein er fand in den Upanishads und in den sogenannten Vedânta etwas von allem Uebrigen durchaus Verschiedenes, Etwas, das bewahrt zu werden verdiente und das, recht verstanden, das Erdreich vorbereitete, in welchem allein die wahre Religion, ja das wahre Christenthum in Indien Fuß fassen und sich ausbreiten konnte, so wie es schon einmal auf Grund der Philosophie des Origenes und Synesius der Fall war .... Der Tod dieses wahrhaft großen und guten Mannes, der 1833 in England erfolgte, war einer der empfindlichsten Schläge, die jemals die Aussichten auf die Zukunft in Indien trübten. Allein sein Werk, dessen bin ich gewiß, ist nicht umsonst gethan worden. Wie ein Baum, dessen erste, frühe Schößlinge der Frost verbrannte, hat es andere, stärkere Zweige getrieben, und in einer oder der andern Form, unter einem oder dem andern Namen wird es wieder aufleben und dauern"[1]).

Es ist hier von Gedankenströmungen die Rede. Während Rammohun Roy durch indische Kosmogonien und Religionssysteme hindurch zum Glauben an

[1]) F. Max Müller, „The Upanishads". Sacred Books of the East, Vol. I, Introduction, LXII– LXIV.

Jesus Christus den Weg sich bahnt, sprach Schopenhauer im Vorwort zur ersten Auflage des Buches: „Die Welt als Wille und Vorstellung" die Erwartung aus, der Einfluß der Sanskrit-Literatur auf unser Denken und Leben werde nicht geringer sein, als es dereinst, im vierzehnten Jahrhundert, die Wiederauferweckung griechischen Geistes gewesen ist. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert verstrichen, und obwohl buddhistische Ideen einzelne geistige Richtungen der gegenwärtigen abendländischen Civilisation ohne Zweifel beeinflußt haben, ist keine Aussicht vorhanden, als ob unsere moderne Welt gesonnen sei, in ihren herannahenden alten Tagen plötzlich buddhistisch zu werden. Es ließe sich vielmehr mit ungleich größerem Recht behaupten, daß die Weltanschauung der Gegenwart dem diametral entgegengesetzten Pol zusteuert, demjenigen nämlich, dessen durchaus positivistischem Ideal nicht etwa das träumerische Indien, sondern das nüchterne China entspricht. „Denn," wie ein gelehrter Kenner altchinesischer Literatur sich ausdrückt, „die alten Chinesen waren lauter Diesseiter, von einem Jenseits wußten sie nichts; Himmel oder Hölle, Belohnung oder Bestrafung nach diesem Leben, davon ist nie die Rede" [1]). Diese Aeußerungen beziehen sich auf die Lage der Dinge im Reich der Mitte vor viertausend Jahren. Allein seit dieser Zeit hat sich, in Bezug darauf, nur wenig verändert. Als das gesuchte Musstervolk, dem die Vernunft als das Höchste gilt, „ein Volk von Bauern", erweckten sie die Bewunderung der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht nur die Anhänger der physiokratischen Doctrinen, sondern alle gefühlvollen Herzen schwärmten für sie, und den Parisern Ludwig's XV. wurden die Chinesen als Vorbilder gepriesen. Auch hat selbstverständlich in der Procession von Vertretern aller Völker der Erde, die Anacharsis Cloots der Constituante vorführte, der weise Schüler des Laôtze nicht gefehlt, dessen Rolle wohl ein in der Nähe wohnender Haarkünstler übernommen haben mag, weil ihm der Zopf am nächsten hing.

Dann allerdings kam ein Rückschlag. Zuerst entdeckte man, „daß dieses wunderbare Volk weder athmete noch sich bewegte, noch überhaupt lebte, daß seine ganze Weisheit nichts Anderes erzielt hatte, als kunstvolle Automaten zu schaffen. Zunächst deshalb, weil dort der Mensch eines sich selbst überlegenen Ideales beraubt ist". Und hierauf, mit den peinlichen Erfahrungen, welche der Cultur des Westens von San Francisco bis tief nach Australien hinein in Bezug auf John Chinaman vorbehalten waren, traten noch andere, hier nicht näher anzugebende Gründe hinzu. Trotz Allem aber ist die von Confucius vorgefundene und von ihm weiter ausgebildete Lehre, nach welcher der Mensch ursprünglich gut und alles Böse auf der Welt die Frucht schlechter Erziehung oder schlechter Gesetze ist, so daß der Staat heilend einzugreifen hat, von demselben utilitarischen Zug durchdrungen, der am Schluß dieses Jahrhunderts die moderne Weltanschauung zu beherrschen droht.

[1]) Dr. Plath, „Zwei Sammlungen chinesischer Gedichte." Sitzungsbericht der bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1869, S. 245.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

IV. Der Ausgang der Stuttgarter Zeit.

Die Zeit war stiller und die Welt ruhiger gewesen, als einmal, während jenes Ausflugs nach Holland, dessen er in dem Brief vom 8. September 1845 an seinen Vater Erwähnung thut und den er hernach in seinem „Jusqu'à la mer“ [1]) so reizend beschrieben, Dingelstedt an einem Sommernachmittag im Haag vor dem Kaffeehause saß, von welchem aus der Blick auf den Buitenhof geht. Der Zufall hat es gewollt, daß ich selber, auf einer Reise nach England, einen Tag vor dem 15. Mai 1881, an welchem mein unvergeßlicher Freund seine Augen für immer schloß, an derselben Stelle mich befand. Vor mir lag das altersgraue Gemäuer, welches, mitten in der heut so behaglichen, baum- und gartenreichen Residenz, die düstren Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts zurückruft. Erst einige Tage später, als die Todesnachricht in London mich erreichte, gewann mit so vielen andren Reminiscenzen, welche grade da lebendig wurden, ihre volle Bedeutung auch diese. Im Rückblick auf das nun abgeschlossene Leben, ward dies Stück Vergangenheit ein sichtbares Theil meiner eigenen Erinnerungen an ihn; seine Schilderung belebte den wasser-umschlossenen, festungsartigen Bau mit seinen mannigfachen Flügeln, Stockwerken, Erkern, Winkeln, Brücken und Thorbögen, aus welchen Dingelstedt einst zwei Gestalten hervortreten sah, zwei Schatten: den des Statthalters der niederländischen Union, des Oraniers, mit dem Beinamen des Schweigsamen, und den des Großpensionärs, Jan's von Oldenbarneveldt. Diese Figuren, die der Einunddreißigjährige geschaut, hat er festgehalten; der Eindruck war so mächtig, daß er sich sogleich vor seinem Auge dramatisch

[1]) Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Von Franz Dingelstedt. Leipzig, J. J. Weber. 1847. — Erschien zuerst in der „Novellen-Zeitung“ und ist in die „Sämmtlichen Werke“ nicht aufgenommen.

gestaltete, wie es denn auch in seinen Reisenotizen von damals heißt: „Wenn Hugo Grotius und seine Flucht ein Stoff für das Gymnase dramatique in Paris wäre, so steht dagegen die Geschichte der Söhne Oldenbarneveldt's wie eine fertige Tragödie da, für deren Bearbeitung ich mir eine glückliche Stunde und eine geschickte Hand wünsche“ [1]). Diesmal blieben beide nicht aus, und ihnen, sowie den Studien, welche Dingelstedt mit gewohnter Gewissenhaftigkeit an Ort und Stelle machte und die sich, unter dem Niederschreiben, zum vollständigen Scenarium entwickelten [2]), verdanken wir „Das Haus des Oldenbarneveldt, Trauerspiel in fünf Aufzügen.“ Es ist das einzige dramatische Werk im hohen Stil, welches wir von Franz Dingelstedt besitzen, — nicht von jenem gewaltigen Zuge, der über alle Bedenken siegreich hinwegreißt; in den Motiven nicht völlig sicher: die Gattin Wilhelm's liebt dessen Bruder und opfert ihn doch, um den ungeliebten Gemahl zu retten; nicht durchaus original: der Malaie Siad erinnert sehr an den Mohren in Schiller's „Fiesko“ — dennoch ein Stück von theatralisch starker Wirkung, in zahlreichen Aufführungen erprobt, und, wenn man es als den Anfang einer dramatischen Production betrachtet, voll großer Verheißungen für die Zukunft. Aber auch ihnen war Erfüllung versagt. Außer dem allerliebsten Festspiel zur Enthüllung der Weimarischen Dichter-Standbilder „Der Erntekranz“ und den höchst verdienstlichen Bearbeitungen von Shakespeare's „Sturm“, „Wintermärchen“ und „Königsdramen“, sowie von Molière's „Geizigem“ und „Figaro's Hochzeit“ von Beaumarchais, hat Dingelstedt der Bühne nichts weiter gegeben — und diese Bearbeitungen selbst entsprangen eher dem Bedürfniß des Directors, als dem des Dichters. Auch hier hat Dingelstedt mehr versprochen, als gehalten, und abermals fragt man sich, wo, bei seiner unzweifelhaften Begabung, seinem starken Willen und unermüdlichen Fleiß der Defect zu suchen sei, der ihn immer, im letzten Augenblick, bestimmte, den leichteren Erfolg demjenigen vorzuziehen, der mit einer gewissen Entsagung verbunden war? Das Tagebuch des Knaben, welcher siegreich um die höchsten Preise der Schule wirbt und zugleich sich am Comödiespielen ergötzt, beantwortet diese Frage nicht oder läßt sie wenigstens offen; aber wenn man das Convolut von Papieren in Dingelstedt's Nachlaß betrachtet, auf welches er mit Rothstift und in den großen Zügen seiner späteren Jahre: „Dramen-Stoffe“ geschrieben hat, dann hat man doch das Gefühl, als ob er, mit einem halb schmerzlichen, halb spöttischen Lächeln, Abschied nehme von den schönen und hohen Träumen seiner Jugend. Und auch das war Resignation, und eine größere vielleicht als die, welche den Abstand zwischen Wollen und Vollbringen ausfüllt. Denn hier finden sich vereint all' jene dramatischen Entwürfe, welche, zum Theil bereits in ziemlich ausgeführter Gestalt und schon vor dieser Stuttgarter Zeit angefangen, ihn weit über dieselbe hinaus bis in die Weimarer begleitet, und immer wieder, in längeren oder kürzeren Abständen, beschäftigt haben: historisches Trauerspiel, Tragödie, Schauspiel, Lustspiel, Conversations- und Volksstück mit Gesang — Nichts hat er unversucht lassen wollen und nichts fertig gemacht. Die beiden Sujets, welche ihm vor Allen am Herzen

[1]) Jusqu'à la mer, S. 131.
[2]) Das., S. 131—137.

gelegen und auf welche er die meiste Zeit und Arbeit verwandt hat, sind Milton und André Chénier — die große englische und die große französische Revolution. Daneben liegt, aber offenbar aus einer früheren Periode stammend, ein Plan zu „Cagliostro", wie denn überhaupt, bei dem Fehlen jedes anderen sicheren Nachweises, die chronologische Reihenfolge hier einzig aus den successiven Veränderungen der Handschrift und gelegentlichen Erwähnungen gleichzeitiger Erscheinungen sich annähernd bestimmen ließe. Was aber diesen Blättern, welche die Spuren so vieler Jahre tragen, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß Dingelstedt sie zur Begutachtung einigen Freunden mittheilt, von denen einer, der sich „G." unterzeichnet, wahrscheinlich der Hofschauspieler Grunert war, auf dessen Urtheil (laut den Tagebüchern) Dingelstedt viel gab, während die beiden Andren der Identität ihrer Person nach unzweifelhaft festgestellt werden können: Eduard Devrient, der verdiente Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst und seit 1852 Leiter des Karlsruher Hoftheaters, der Eine, F. W. Hackländer, der Verfasser einiger feiner Lustspiele, welche die deutsche Bühne heut noch zu ihren Repertoirstücken zählt, der Andere. Die Zeit, in welcher diese Notizen gemacht worden sind — Devrient schreibt mit Bleifeder, Hackländer mit Tinte — kann nach den oben angedeuteten Merkmalen nur ganz im Allgemeinen als das Decennium vom Ende der vierziger bis zu dem der fünfziger Jahre bezeichnet werden; doch kommt es darauf nicht an, um diese Blätter zu einem literarischen Curiosum zu machen und dem vertraulichen Meinungsaustausch dreier Männer Werth zu verleihen, welche so vortreffliche Dramaturgen waren, wie Dingelstedt, Devrient und Hackländer.

Wir beginnen mit Milton, welcher sich, nach mannigfachen Abwandlungen des Plans und des Titels, in dem letzten Brouillon: „Ein blinder Seher, Schauspiel in fünf Aufzügen" überschrieben findet. „Ist der Stoff nicht zu kitzlich im Augenblick und auf dem Hoftheater?" fragt Dingelstedt. Darunter schreibt Devrient: „allerdings".

Dingelstedt: „Sind die Dramen, deren Helden in der Literaturgeschichte stehen, nicht Rococo?"

Devrient: „Je nachdem."

Dingelstedt: „Jamben oder Prosa?"

Devrient: „Jamben."

Dingelstedt: „Wird die hier nothwendige puritanische Farbe nicht als Copie der remonstrantischen bei Barneveldt erscheinen?"

Devrient: „Wenn der Stoff einmal angegriffen wird, so darf man sich — mein' ich — vor allen möglichen Aehnlichkeiten nicht scheuen."

Vom „Chénier" haben wir drei Vorlagen: ein kurz gefaßtes Exposé und zwei Scenarien mit dem veränderten Titel: „Ein Opfer der Zeit, Trauerspiel in fünf Aufzügen," das erste mit vollständigem Personenverzeichniß und erheblich breiter ausgeführt als das zweite, welches in seiner knappen Fassung die zum ersten gemachten Ausstellungen theilweise schon berücksichtigt.

Wir betrachten zunächst jenes.

Dingelstedt: „Doch wohl Jamben?"

Devrient: „Ich glaube nicht. Diese Zeit darf man dem Boden der Wirklichkeit nicht entheben."

Dingelstedt: „Ist diese Zeit schon wieder möglich auf der Bühne?"

Devrient: „Ich halte sie überhaupt noch für zu früh, indeß käme es auf den Dichter an."

Dingelstedt: „Sind die Dichter als dramatische Helden nicht Rococo?"

Devrient: „Der Dichter dürfte eben nur dem Menschen ein schöneres Colorit geben."

Dingelstedt: „Ist das Publicum unbefangen genug, um ein Gedicht hinzunehmen, das sich fest auf royalistische Seite stellt?"

Devrient: „Das müßte es doch nicht. Joseph Chénier müßte doch die republikanische Idealität aufs Glänzendste repräsentiren."

Dingelstedt: „Der Brüder Bruch schließt den Aufzug. — Ist das (oder scheint es) Copie aus Barneveldt?"

Devrient: „Die völlig verschiedenen Motive werden die Aehnlichkeit schon ausschließen."

Der Gedanke, die französische Revolution in dem Conflict der beiden Brüder darzustellen, von denen André, der ältere, Girondist und Joseph Conventsmitglied war, muß an sich ein sehr glücklicher genannt werden; wenn freilich auch beide Scenarien zeigen, daß Dingelstedt sich nur in den äußeren Umrissen seines Trauerspiels an die historischen Vorgänge zu halten gedachte, während namentlich die Figur seines Helden dem rührenden und idealen Bilde wenig gleicht, welches der historischen Wahrheit entsprochen haben würde. Fast scheint es, als ob Dingelstedt einige von den wesentlichen Zügen desselben in tendenziöser Absicht verändert hätte, worauf auch der in einer der obigen Fragen ausgedrückte Zweifel hindeuten mag: es ist André's leidenschaftliche Liebe zur Königin, die diesen ins Verderben stürzt. Um ein solches Motiv möglich und annehmbar zu machen, mußte sein notorisches Verhältniß zur Frau von Lecouteux, der „Fanny" seiner Oden, völlig aus dem Spiel gelassen und die reizende Mademoiselle de Coigny, Herzogin von Fleury, der er sein Schwanenlied, „La jeune captive" gesungen hat, in André's Milchschwester, Gabrielle, verwandelt werden. Der Schauplatz des ersten Actes ist das Gut des Herrn von Chénier, des Vaters, in Südfrankreich, und die Zeit der Sommer 1789. Man feiert das Rosenfest; die Liebe Gabrielle's, die von André nicht erwidert wird, während Dominique, der im Dienste der Chéniers steht, vergeblich um sie wirbt, offenbart sich, als plötzlich Joseph erscheint und die Nachricht von der Erstürmung der Bastille mitbringt. Begeistert von dem ersten Aufflammen der Revolution folgt André dem Bruder nach Paris, und weinend entblättert Gabrielle ihren Rosenkranz. Hier wenden wir uns zum Scenarium Nr. I.

Dingelstedt: „?. Scenenfolge fehlt mir noch, während sie in den vier anderen Aufzügen gegliedert und lebhaft vor mir steht. Ich bitte um Hülfe."

Devrient: „Kann sich nur der Autor selbst gewähren, weil sich's hier nicht um Gruppirung der Handlung, sondern um Anlage der Charaktere handelt, von denen Niemand weiß als der Autor."

Von unbekannter Hand (gleichfalls mit Bleifeder): „Derselben Meinung."

Dingelstedt: „Soll Gabriellens Mutter zum Schluß eine Vision haben, die Anwesenden ohne Köpfe, ihre Tochter mit blutigen Rosen gekrönt sehen? Soll die Alte überhaupt verkommen? Die Folge braucht sie eigentlich nicht; ich meine aber, das junge Mädchen dürfe nicht allein in das Stück hinausgestoßen werden?!"

Devrient: „Ich bleibe dabei, daß die Alte eine überflüssige und bloß theatralische Figur ist."

Von der unbekannten Hand: „Die Alte könnte schon kommen, aber ohne Vision."

Der zweite Act spielt in Paris, in Chénier's Haus, 1792. Dominique, welcher der siegenden Sache sich angeschlossen, ist Gefängnißwärter geworden;

und von Gabrielle zurückgewiesen, hat seine Wuth gegen André sich aufs Aeußerste gesteigert. Dieser, „im Stillen der schönen Königin einen ritterlichen Cult weihend," ist ganz auf die Seite der Besiegten getreten, als Aristokrat schon verdächtig geworden und in einer „visite domiciliaire" sucht man ihn im Hause seines Vaters, wo der erwähnte Bruch mit dem Bruder erfolgt.

Dingelstedt: „Soll der Act am 10. August selbst spielen?" (Es ist der Tag, an welchem der Pöbel die Tuilerien stürmt und die königliche Familie gefangen genommen wird.) „André kommt mit gezücktem Degen aus den Tuilerien, die Verfolger hinter ihm? Draußen Gewehrfeuer?"

Devrient: „Ja wohl!"

Act drei spielt im Temple, 1793, im Vorzimmer des zum Tode verurtheilten Königs. André Chénier dictirt Gabriellen den „appel au peuple", mit welchem der König sich an die Nation wenden soll. Gabrielle beschwört ihn, von dem gefährlichen Unternehmen abzulassen: er schreibe sein eignes Todesurtheil. Aber, „tiefglühend für Marie-Antoinette," stürzt Chénier ab, um sein Werk dem König und dessen Vertheidigern vorzulegen.

Dingelstedt: „Gabrielle hat einen Monolog, in Gebet auslaufend."

Devrient: „Ja keine preghiera!"

André kommt zurück, verklärt, beseligt — die Königin hat ihm ihr Taschentuch geschenkt.

Dingelstedt: „Vielleicht könnte der Dauphin hier selbst flüchtig und nur mit drei Worten erscheinen?"

Devrient: „Ich glaube nicht. Der Dauphin darf nicht für einen bloßen Moment der Theaterrührung mißbraucht werden."

Der Act schließt damit, daß ein Deputirter eintritt, der den Bürger Chénier im Namen des Gesetzes verhaftet.

Dingelstedt: „Grausen, instinctmäßiges. Wer war der Mann? — Maximilian Robespierre!"

Devrient: „Noch weniger Robespierre; ich bleibe dabei, kein Zuschauer wird zufrieden sein, ihn bloß als Statisten für einen blinden Theatercoup verwendet zu sehen."

Von der unbekannten Hand: „Sehr wahr!"

Die beiden letzten Acte des ersten Scenariums spielen im Gefängniß von St. Lazare. Der vierte zeigt uns im Beginn das Leben der Gefangenen, von denen Einige, so dicht vor dem Tode noch, Proben echt gallischen Leichtsinns, Andre Beispiele hohen Heldenmuthes geben. Man hört den Henkerskarren heranrollen; der appell nominal, die Opfer des Tages bezeichnend, wird von Dominique verlesen, und die Hekatombe fährt ab. André bleibt zurück. Robespierre, in den furchtbaren Kämpfen, die seinem Sturze vorangingen, hat ihn vergessen. Da tritt, ganz zerschmettert, der alte Chénier ein: er kommt von Robespierre. Durch seine Fürbitte hat der Unglückliche den Tyrannen an sein Opfer erinnert und das Leben, das er retten wollte, dem Untergange preisgegeben. Wenn Gabrielle nicht noch zu helfen vermag, ist keine Hoffnung mehr.

Devrient: „Es ist eine Grausamkeit, den alten Vater in seiner Liebe den Tod des Sohnes verschulden zu lassen. Welch' ein sittliches oder tragisches Moment soll dadurch lebendig werden? Ich finde es nicht. Zudem ist dadurch nun das eigentliche Stück zu Ende, der äußere Aufschub, den das Publicum aus Gabriellens Vermittlung hoffen soll, ist ein mechanischer, d. h. er geht aus der Idee des Stückes, aus der Entwicklung der Charaktere nicht organisch hervor. Es ist ein Theaterhülfsmittel für die Birch-Pfeiffer, nicht für Franz Dingelstedt."

Dieser scheint das Bedenken Devrient's anticipirt zu haben: da, wo zum Schluß, Dominique erscheint, um André vor das Revolutionstribunal zu citiren, und über den Worten Gabrielle's „Rette ihn, und ich bin die Deine!" der Vorhang fällt, schreibt Dingelstedt:

„(Oder soll Dominique sagen: „Wenn ich Dich noch will?" — Oder soll er „sich's überlegen?" — Die Spannung zum fünften Aufzug muß hier stark gemacht werden; wie — ? —)"

Der fünfte Aufzug spielt zwei Tage vor dem 9. Thermidor und in André's Zelle.

Devrient: „Wesentlich ist dieser Act nur die Fortsetzung des vorigen, d. h. in Entwicklung der eigentlichen Materie; Beweis, daß der vierte Act nicht richtig ist und neu erfunden werden muß, ein besseres, aus der Anlage des Stückes mehr organisch hervorgehendes Glied der Verlängerung der Peripetie, damit die Katastrophe dem letzten Act rein verbleibe."

André schlummert auf seinem Lager, der Morgen seiner Hinrichtung ist angebrochen. Sein Schwanengesang liegt neben ihm. Der Vater und Joseph treten leise herein. Das Lied von der „jeune captive" wird verlesen, André erwacht und liest es selber zu Ende, legt die Hände von Vater und Bruder zur Versöhnung ineinander und nimmt Abschied, als Dominique und Gabrielle herzukommen. Sie hat das Opfer gebracht, der Gefangenwärter will den Gefangenen in seiner Uniform entfliehen lassen. In diesem Augenblick erhält — etwas unglaublicher Weise! — André Kunde von der (bereits vor länger als einem halben Jahre erfolgten) Hinrichtung der Königin: nun will er die Vorangegangene nicht überleben, er überliefert sich dem Henker, und Gabrielle ersticht sich zu seinen Füßen.

Devrient: „Ich weiß nicht, mit welch' einem Interesse der Dichter Gräber begaben müßte, daß dieser Tod nicht ganz nebensächlich scheinen sollte."

Dingelstedt selber war übrigens zweifelhaft; nach dem Worte „Schluß" schreibt er:

„(Ist der Selbstmord des Mädchens nöthig? — Nach meinem Gefühl: unbedingt ja. — Ich möchte nur für André's Tod ein anderes Motiv, aber welches?! Phrasen, daß die Welt zu schlecht sei ꝛc. genügen im fünften Aufzuge nicht; ich brauche eine That.)"

Devrient: „Hier krankt es eben, das fühlt der Autor; mit kleinen Mitteln ist aber nicht zu helfen, die Architektonik der beiden letzten Acte muß gefunden werden."

Seltsam, daß weder Dingelstedt noch Devrient sich hier des historischen Factums erinnert haben, nach welchem Chénier in den Tod ging, indem er sich vor die Stirn schlug mit den Worten: „C'est dommage, il y avait quelque chose là!" Das hätte wohl ein besseres Motiv ergeben!

Eine Hand, in der wir diejenige Hackländer's erkennen würden, auch wenn die Zeilen nicht mit einem „H." unterzeichnet wären, schrieb an den Rand des Bogens:

„Von allen Bemerkungen des Herrn Devrient scheint mir keine einzige schlagend."

Dennoch ist Dingelstedt den Winken Devrient's in einigen Hauptpunkten gefolgt. Abweichend vom ersten Scenarium, in welchem Robespierre am Schlusse des dritten Actes nur auftritt, um sogleich wieder zu verschwinden, führt der vierte des zweiten Scenariums uns direct in „die Höhle des Löwen", und Dingelstedt bemerkt dazu:

„NB. Es versteht sich von selbst, daß Robespierre kein Griepenkerl[1]) ist; er spricht in Prosa, wenig, kurz, kalt, in unerbittlicher Logik."

Auf diese Weise waren in der That denn die beiden letzten Acte gänzlich umgestaltet: was im ersten Scenarium nur referendo mitgetheilt wird, begibt sich hier in lebendiger Handlung vor den Augen der Zuschauer. Der alte Chénier und Robespierre stehen sich hier persönlich gegenüber. Zwar das von Devrient so hart getadelte Motiv, daß der Sohn durch den Irrthum des Vaters fällt, konnte nicht beseitigt werden, und Dingelstedt beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf Alfred de Vigny, der in seinem „Stello" die Scenen zwischen Chénier, Vater und Sohn, und Robespierre schon erzählt hat. Aber Gabrielle gibt sich nicht selbst den Tod, sondern geht unter in einem verunglückten Mordversuch auf Robespierre. Dieser erscheint noch einmal am Ende des fünften Aufzugs in André's Zelle: der Drache hat den Schwan überwunden, die Perspective auf den 9. Thermidor schließt das Stück.

Devrient's letzte Bemerkung lautet:

„Im Uebrigen schließe ich mich der Ansicht an, daß das Stück, welches vortrefflich werden kann, jetzt nicht den Theatern anzubieten ist, und also als ein Mittel, Sie zur Zeit auf der Bühne zu habilitiren, nicht zu betrachten ist. Dichterisch ist der Stoff sehr zu empfehlen, praktisch gar nicht.

Das Beste, das Du wissen kannst,
Darfst Du den Leuten jetzt nicht sagen.

Ed. Dt."

Es folgt nun eine Reihe dramatischer Entwürfe, deren Annotationen, nach dem „H." der Unterschrift und dem Ergebniß der Schriftvergleichung von keinem Andren, als Hackländer herrühren können. Das erste der hier in Rede stehenden Stücke sollte „Der Ungar und sein Kind" heißen; und schon der „Schauplatz: „Ungarn 1849" deutet darauf hin, um was es sich handelt. Bei keinem Andern der literarischen Generation, zu der er gehörte, oder der Schule, von der er ausgegangen, drängt sich die politische Tendenz, die Neigung für das, was „zeitgemäß" ist, immer so sehr in den Vordergrund, wie bei Dingelstedt, der es an mehr als einer Stelle seiner Briefe sowohl als gedruckten Schriften ausspricht, welchen Reiz für ihn die Laufbahn eines Staatsmanns oder Diplomaten gehabt haben würde. Nachdem er die Handlung seines Stückes entwickelt, macht er den Zusatz:

„NS.

„Dieser Plan liegt mir sehr nah und fast mehr als jeder andere in meiner Sphäre. Es fragt sich nur:

„1. Ob der Verlust aller österreichischen Bühnen jedes Falls, vielleicht der meisten deutschen Hoftheater, nicht wichtig genug ist, um — namentlich am Anfang einer Carrière — von dessen Behandlung abzubringen?

„2. Ob die ungarische Revolution nicht noch zu dicht vor uns steht, um behandelbar zu sein?

---

[1]) Robert Griepenkerl, Professor der Literatur an der Braunschweiger Cadettenanstalt, hatte damals eben, zu Anfang der fünfziger Jahre, durch seine beiden, nach heutigem Geschmack etwas schwülstigen, aber durch die Bewegung der Zeit getragenen beiden Trauerspiele „Maximilian Robespierre" und „Die Girondisten", zu welchen Litloff eine lärmende Ouvertüre geschrieben, großes Aufsehen erregt.

„Derselbe läßt sich auch österreichisch umkehren: Miklosch und Wilma werden Tiroler, Bárday ein Wälschtiroler, Fürstin Weißenfels eine Belgiojoso. Dann hätte das Stück in Wien ꝛc. specifisches Schicksal, vielleicht aber in Deutschland keinerlei Sympathien. Man müßte dann „jodeln" darin!

„Endlich ist er auch möglich in der Vendée. Miklosch und Wilma werden royalistische Bauern, Bárday ein mit der Revolution (1830!) ralliirter Edelmann. — Diese Wendung sagt mir jedoch am wenigsten zu![1]).

„Das Hauptmotiv: Gegensatz der Volksthümlichkeiten innerhalb des österreichischen Kaiserstaates, möchte ich nicht verloren gehen sehen!"

Darunter schreibt Hackländer:

„Von diesem Gegenstand rathe ich ab."

Der nächste Stoff ist noch fragwürdiger und — scabröser. Auch ohne daß Dingelstedt neben den Titel: „Armida" mit Rothstift in kräftigster Fractur („Lola!") gesetzt hätte, würde man, durch die leichte Verschleierung, die wahren Figuren erkennen: die spanische Tänzerin und den deutschen Fürsten. Abweichend von der Wirklichkeit, die doch nur eine Farce war, hebt der Dichter den Vorgang in die tragische Sphäre von „Kabale und Liebe" — obwohl er an der betreffenden Stelle bemerkt: „keine Nachahmung der Milford-Ferdinand-Scene, weil moderner!" und läßt das Stück als Trauerspiel enden: der Erbprinz, um das Land zu befreien und seine Mutter zu rächen, zugleich im Conflict mit der eigenen Leidenschaft, ersticht die ehemalige Tänzerin, die Mätresse des Herzogs, seines Vaters, zu dessen Füßen.

Dazu bemerkt Dingelstedt:

„NB. Mein Lieblingsplan. Zeitgemäßest. Aber — unmöglich!?! — — —"

Von unbekannter Hand: „Ganz nur nach innerer Mahnung."

Hackländer: „Der Stoff ist sehr gut, muß aber durchaus so behandelt werden, daß der Prinz in dem abenteuerlichen Weibe, das sich ihm so geheimnißvoll nähert, erst sehr spät und im entscheidenden Moment die Geliebte seines Vaters erkennt. (Hier ist, zum besseren Verständniß, einzuschalten, daß schon bei Dingelstedt der Erbprinz als aus der Fremde heimkehrend gedacht wird.) Das ist auch leicht zu machen, indem der Armida selbst daran liegen muß, unerkannt zu bleiben, so lange es geht, da sie mit dem Instinct der Gefallenen wohl ahnt, wie der in erster Liebe für sie erglühte Jüngling sie betrachten wird, wenn er weiß, wer sie ist. Sie spielt daher fortwährend Versteckens mit ihm, sieht ihn überall, nur nicht bei sich, und läßt ihn ruhig seine Träumen spinnen und rathen und meinen. Je mehr er sie nun in seiner Phantasie zum Ideal der Weiblichkeit steigert, die Fremde, Geheimnißvolle nämlich, desto tiefer sinkt die wirkliche Armida in seinen Augen, so daß er ihr überall aus dem Wege geht und nirgends erscheint, wo er sie erwarten darf. Der Dichter darf sogar eine kühne Scene wagen, wo er flüchtigst mit ihr zusammentrifft, und, da sie sich rasch abwendet, gar keinen Verdacht der Identität faßt, sondern nur mit der Natur hadert, daß sie ihre edelsten Formen nicht besser zu Rathe hält. Wenn nun der Enthusiasmus auf der einen und der fanatische Abscheu auf der anderen Seite den höchsten Grad erreicht haben, die Katastrophe. Große Scene mit dem Vater; Kampf, aber für die Mutter; Armida erscheint; der Prinz wird furchtbar enttäuscht und ersticht sie und sich."

Einen allerliebsten Lustspielstoff erzählt der Entwurf: „Herr Oberkellner!" Graf und Baron treten, um zu frühstücken, in das Gastzimmer eines Badeortes, während im Hintergrunde der Oberkellner den Speisezettel entwirft. Der

[1]) Den Papieren liegt ein Brouillon bei, in welchem diese „Wendung" dennoch versucht wird: „Angelika. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zeit: Frühjahr 1832. Ort: Vendée, Paris, Marseille." Unnöthig zu sagen, daß der eine Plan so wenig wie der andere zur Ausführung gekommen ist.

Graf vertraut dem Baron, daß er heut und hier seine Zukünftige erwarte, die Tochter eines reichen Landedelmannes, die er seit ihrem zehnten Jahre nicht mehr gesehen hat, aber, seiner derangirten Lage wegen, zu heirathen entschlossen ist. Ihm graut vor dem ersten Begegnen. Der Baron, um dem Freunde Gelegenheit zu geben, die Braut unbefangen kennen zu lernen und mit einer Posse in die Ehestandstragödie einzutreten, räth ihm, mit dem „Herrn Oberkellner" Kleider und Rolle zu tauschen. Dies geschieht. Die Braut jedoch, die das Bild des seit der Kinderzeit geliebten Jünglings treuer im Herzen bewahrt, erkennt unter der Maske den ihr Bestimmten: und um Gleiches mit Gleichem zu erwidern, führt ihrerseits sie mit der Zofe dasselbe Spiel auf. Das Resultat erräth sich: zwei Liebespaare, der vermeintliche Oberkellner mit der vermeintlichen Zofe und der wirkliche Oberkellner mit der wirklichen Zofe beschließen das Stück.

Dingelstedt: „Wenn die Beschäftigung mit einem solchen Stoff und Plan nicht ein zu tiefer Fall oder Rückschritt von den Anläufen zu hoher Tragödie erscheint, so habe ich nicht übel Lust, zu eigener und fremder Erheiterung dies „Conversationsstück" recht bald auszuführen. Es fehlt so durchaus an Komödien, daß hier auch das Werth- und Wesenlose guter Aufnahme fast überall gewärtig sein darf. Ich denke dabei an bestimmte und vortreffliche Darsteller an der Wiener Burg, wo Wilhelmi den alten Edelmann — Luise Neumann seine Tochter — die Wildauer ihre Zofe — Fichtner den Grafen — Meixner den Oberkellner sehr hübsch machen würden."

Hackländer: „Der bloße Stoff degradirt den Werth eines Dramas nie und nimmer, und ich kenne keinen glücklicher gewählten. Dies Stück könnte ein treffendes Abbild unseres ganzen modernen Lebens werden; was hinderte den Dichter z. B., bei einem Rahmen, der seiner Natur nach breit sein muß, auch die in Wirthshäusern aus- und einströmenden Nomadenfiguren der Reisenden zu benutzen und so die Symbolisirung unserer Zeit zu vollenden? Mein Rath wäre: daran! Und das sobald als möglich!"

Bei Gelegenheit eines „Volksstückes", welches den Titel „Musikalische Zwillinge" führen soll, wird die Frage nach Anwendung des Hans-Sachsischen Knittelverses auf der modernen Bühne, und anläßlich eines Schauspieles „Vier Jahreszeiten" die Berechtigung des Künstlerdramas erwogen. Die vier Jahreszeiten gruppiren sich so, daß im Frühling, dem ersten Akt, Ellinor, das Mitglied einer in England umherziehenden Comödiantentruppe, dem Sohn eines Friedensrichters, Frank, zuerst begegnet und zugleich von dem Impresario der italienischen Oper in London, der sie das Lied der Ophelia im „Hamlet" singen hört, „entdeckt" wird. Der zweite Akt, Sommer, zeigt sie im Zenith ihres Ruhmes, als Königin der Saison — „(Position à la Lind!!)" bemerkt Dingelstedt dazu. Sie beschließt ihre Carrière damit, daß sie der Werbung eines Lords Gehör gibt; und Frank, der ihr gefolgt ist, verflucht sie für ihren doppelten Verrath: 1. an der Kunst, 2. an der Liebe. Im dritten Akt, Herbst, erblicken wir Ellinor mitten in der Welt der Herzoginnen und Gräfinnen. Sie ist unbefriedigt, und im vierten Akt, Winter, kehrt sie zur Bühne zurück, unterliegt aber den Intriguen einer Nebenbuhlerin und endet in ihrer alten Mutter und Frank's Armen.

Dingelstedt: „Sollten Künstlerdramen nicht noch eine Weile ruhen?"

Hackländer: „Diese Art Rücksichten kommen nicht in Betracht; das Vortreffliche ist zeitlos. Aber das Thema ist, so weit der flüchtig aufgezeichnete Plan ein Urtheil gestattet, zu äußerlich gefaßt. Ein Künstlerdrama entsteht nur dann, wenn das Schicksal des Menschen der unmittelbare Ausfluß seiner Künstlernatur ist. An dieser Wechselbeziehung fehlt es aber, sie müßte erfunden werden und trotz des allgemeinen Fundaments ganz ins Individuelle verlaufen. Lieben

dürfte die Heldin den Frank auf keinen Fall, wenn sie später einen Lord heirathen soll; sie müßte ihn nur zu lieben glauben oder vielmehr in ihrer unbewußten Naivetät gar nicht wissen, ob sie liebt oder nicht. Den Lord dagegen müßte sie allerdings lieben, während er selbst nur die berühmte Künstlerin im Auge hat und seinen Stolz darein setzt, diese der Oeffentlichkeit zu entziehen und hinter seinen Theetisch zu stellen. Das gäbe eine tiefe psychologische Verkreuzung nach allen Seiten und eine Reihe echt dramatischer Scenen; zwischen ihr und Frank, der sie zerschmettern will und von ihr zerschmettert wird, da sie, zur Erkenntniß ihrer selbst gelangt, sich auf die Naturmacht berufen kann; zwischen ihr und dem Lord; ja, in einem Monolog, zwischen ihr und ihrem Gewissen selbst, das ihr den Treubruch an der Kunst vorwirft, die Zurücknahme des einmal gelobten Opfers. Die Katastrophe wäre dann so herbeizuführen. In der Ehe geht es, wie es nicht selten geht: der Lord wird nach und nach warm, weil er einsieht, daß ein edles Weib immer noch mehr ist als die größte Künstlerin; sie aber wird kalt, weil sie erkennt, daß ein einzelnes Individuum ihr für die reiche große Welt, die sie aufgab, nimmermehr Ersatz zu leisten vermag. Nun sucht sie in einer Rückkehr zur Bühne eine Vermittlung, die er natürlich verabscheut. Sie läßt sich nicht zurückhalten, er will sie nicht aufgeben, und spielt ihr nun selbst aus bester Absicht all' die Intriguen, die sie vernichten. So hat man überall tragische, d. h. unlösbare Gegensätze; die Misère darf nicht wiederkehren."

Das merkwürdigste der zu dieser Kategorie gehörigen Blätter ist vielleicht dasjenige, welches „Keime zu Dramen" überschrieben ist, mit dem Hinzufügen: „[NB. Des Meisters Auge möge entscheiden, welche triebkräftig sind und seiner Zeit gelegt werden sollen.]" Dieses Blatt ist Beiden, zuerst Devrient, dann Hackländer unterbreitet worden, und der bisherige Dialog entwickelt sich hier stellenweise zum Dreigespräch.

1. Ludwig der Fromme. (Ein deutscher Lear!)

Dingelstedt: „Liegt er nicht zu fern?"

Devrient: „Grade, daß er fern liegt, gibt ihn dem Dichter zu freiem Schalten."

Dingelstedt: „Darf man auf die ewige deutsche Wunde (Zersplitterung) die Hand legen?"

Devrient: „Man kann es nicht genug thun, glaube ich."

Hackländer: „Würde sich schon aus dem Grunde sehr gut eignen, weil man doch vor der Zersplitterung noch das Ganze sehen könnte."

2. Rousseau in Motiers. Der Weise unter dem Pöbel. Wahre und falsche „Freiheit".

Hackländer: „Widerstrebt wohl der dramatischen Behandlung, indem der Weise sich so wenig darstellen läßt, wie die reine Linie eine Gestalt gibt. Wir müssen überall das Krumme aufsuchen, um es grade zu biegen."

3. Florian von Geyer. (Bauernkrieg.)

Dingelstedt: „Führt wohl zum Tendenzdrama? Ist die Concurrenz mit dem „Propheten" zu halten? Die gleichstoffigen Stücke von Bauernfeld und Mosen scheinen vergessen."

Devrient: „Ist ein sehr schöner Stoff; ich kenne ihn genau, da ich ihn für Mendelssohn zur Oper bearbeiten wollte. Concurrenzen muß man nicht scheuen; ist der Stoff ergibig, kann er immer wieder gebraucht werden."

Hackländer: „Ohne Zweifel höchst ergibig; die Klippe wird sein, daß der Dichter hier mit der bloßen Realität nicht auskommt, da sie zu wüst war und sich auch nicht in den Idealismus verlaufen darf. Doch das wäre eben das Problem."

4. Catilina. Classischer Spiegel für moderne Zeit. (In Cicero die Uebermacht des Wortes!)

Hackländer: „Vortrefflicher Griff; Cicero könnte bis in die französischen Kammern hinein spiegeln."

5. Heinrich der Löwe. (Kaiser und Fürst, Reich und Land.)

Hackländer: „Hier hätten wir unser altes Reich als Mittelpunkt, es nimmt sich aber nur als Hintergrund erträglich aus. Ich wäre nicht dafür."

6. Goethe's Wahlverwandtschaften. Dramatisirt.

Hackländer: „Kaum! Wohl zu erwägen!"

7. Eine Episode aus den deutschen Freiheitskriegen, etwan Körner, unter dem Titel „Leier und Schwert". 1. Akt: Sein Wiener Theaterleben. 2. Akt: Im Lager der Freiwilligen; Lützow's wilde verwegene Jagd. 3. Akt: Kampf und Tod.

Hackländer: „Würde etwas geben; nur müßte hinter dem guten Körner, der gar nicht wußte, was eigentlich in der Welt vorging, eine höhere Potenz stehen, ein Staatsmann, der ihn magnetisirte, ohne daß er's merkte" [1]).

8. Der deutsche Figaro. Ein Barbier als politischer Agitator. Satire auf 1848.

Hackländer: „Solch' ein Stück, das all' die Erfahrungen jenes Jahres über die Unverwüstlichkeit der Vansennatur[2]) aufsummirte, wünschte ich mir, nur dürfte es nicht bei der bloßen Satire stehen bleiben, sondern müßte, wenn auch nur wenig, ins Tragische fallen."

9. Ein politischer Faust, der die Freiheit sucht. Von Mephisto begleitet und — enttäuscht, durchwandert er Europa vom 24. Februar 1848 (in Paris) bis zum ..... (Termin der Entscheidung in Paris.)

Vorspiel im Himmel: Sturm der Titanen (Strauß, Feuerbach, Hegel ꝛc.) gegen den alten Gott. Vorspiel auf dem Theater: Jetzige Theatermisère, (zwischen Dichter und Schauspieler erörtert.) Prolog, von Goethe's Schatten an unsere Zeit gesprochen.

Einzelnheiten: In Auerbach's Keller die politische Lyrik — Walpurgisnacht im Meßkatalog. Straßenkampf in Wien, Dresden, Berlin.

Dingelstedt: „Nicht für das Theater, sondern für die Literatur?"

Hackländer: „Nur für die Literatur; theatralisch-dramatisch würde es schwerlich ausfallen."

Daß wir statt all' dieser Dramen, oder doch einiger davon, nur ein geistreiches Frag- und Antwortspiel haben, mag ganz im Charakter Franz Dingelstedt's sein; aber es ist nicht weniger schade darum, besonders wenn man sieht, was er aus solchen Anfängen zu machen wußte, sobald er es ernst damit nahm und nicht sich begnügte mit dem bloßen Einfall. Unter den Entwürfen ist einer, aus dem etwas geworden, kein Drama zwar, aber ein Roman und sein bester: „Die Amazone". Hier, im Brouillon, wo der Dichter noch an die dramatische Gestaltung dachte, lautet der Titel „Kreuz-Mariage", der später, im Roman, in der Ueberschrift des zehnten Capitels als „partie carrée" wieder zum Vorschein kommt. Die Skizze, wie wir im Nachlaß sie finden, ist bezeichnend für Dingelstedt's Verfahren bei der Arbeit. Von einer fortlaufenden, oder nur einigermaßen fixirten Handlung ist in diesen Blättern keine Rede; so daß es scheint, wenn man das zu Stande gekommene Werk mit den vielen nicht zu Stande gekommenen vergleicht, als ob sein Interesse am Stoffe sich mit dem

[1]) Hier können wir freilich, in der Auffassung der historischen Bewegung, welche damals die ganze Jugend ergriff, mit dem guten Hackländer nicht übereinstimmen, der doch sonst immer, in theatralibus, den Nagel so ziemlich auf den Kopf traf.

[2]) Diese Anspielung auf den „schlechten Kerl" in Egmont klingt fast wie eine Confession Hackländer's und bezeichnet die Stimmung in gewissen Kreisen unmittelbar nach 1848.

Anm. des Herausg.

Vergnügen des Fabulirens und Erfindens erschöpft habe. Keine Geschichtserzählung, wie in den oben mitgetheilten Entwürfen. Dagegen finden sich die dramatis personae ziemlich scharf umrissen, und jede hat ihr eigenes Blatt, ganz und gar, die Kreuz und Quer, mit rasch hingeworfenen Aphorismen und Glossen bedeckt, aus denen alle wesentlich individuellen Züge der Figur hervorspringen — mit Scenenansätzen und Dialogfragmenten untermischt, welche diesem Embryo schon einen Pulsschlag dramatischen Lebens verleihen. Diese Blätter, mit den Figuren darauf, sehen sich an wie die Blätter eines Kartenspiels, welche hernach klug zu combiniren, Sache des günstigen Augenblicks ist. Aber an den Figuren selbst ist kein Zweifel; man würde sich ein Bild von ihnen machen können, auch wenn man sie nicht aus dem Buch kennen lernte; sie stehen fest und deutlich in dem dramatischen Entwurf aus den fünfziger Jahren, wie wir sie später in dem Roman vom Ende der sechziger Jahre[1]) wiederfinden mit all den rasch hingeschriebenen Bemerkungen, welche zuweilen im Entwurf noch expressiver sind als im Roman. So z. B. wenn der Diplomat der alten Schule, Gustel Wallenberg, „Le Comte Auguste de Wallenberg, Chambellan et Ministre de . . . und so weiter, zwei Reihen voll stolzer Titel" zu seinem Attaché sagt, dem Fürsten Paul Seß zu Neuseß-Sessenheim, der „der jüngsten Jugend unserer Zeit" angehört: „Ihre Mutter hat meine Erziehung gemacht; das war die gute Zeit, als man noch im Salon und durch Frauen erzogen wurde." Oder wenn er, im Entwurf, ihm vertraut, was Dingelstedt nachmals im Roman ihn klüglich verschweigen läßt: „Die Völker wollen schon lange nichts mehr von uns (den Diplomaten) wissen; wenn nun die Fürsten erst anfangen, ihre Geschäfte selbst zu machen, dann Gut-Nacht unsere ganze Herrlichkeit." — Ebenso der Maler: „Nach Cornelius, Kaulbach — Landseer, fashionable Maler in Paris und London"; Seraphine, „die leidenschaftliche Künstlerin", Armgard, „das wohlerzogene, schlaue Weltkind", und deren Vater, der reiche Bankier und self-made man, „ein schlichter, einfacher Bürger", wie er bei jeder Gelegenheit wiederholt — „der Herr Principal", wie er sich nach alter guter Sitte von seinem Comptoirpersonal nennen läßt — Geldstolz gegen Adelstolz, mit der Devise: „Time is money" und der Erklärung für den heutigen Weltspruch „Ora et labora": „Die eine Hälfte herrscht, indem sie betet, die andere, indem sie arbeitet." — „Arbeite ich nicht?" fragt der Künstler. „Ja, ja, so, so," antwortet der Kaufmann; „die Leinwand, welche die deutschen Maler verbrauchen, reicht hin, um die ganze deutsche Handelsmarine mit Segeltuch zu versehen." Ein Mann, der sich fühlt; „was ist Bildung?" ruft er aus. „Das stolze Modewort des Tages — 75 % Einbildung und 25 % Nachbildung."

Das Problem ist die Künstlerehe. „Eine Primadonna heirathet man nicht." — „Warum nicht?" — „Sängerinnen sind Fresken; man bewundert sie von Weitem, man betet sie an, man liebt sie meinethalben bis zum Wahnsinn. Aber heirathen? Nie!" . . . „Sie, Roland, der Mann einer Sängerin, ein Queen-Consort, ein Schatten? Ueberall im Genitiv stehen? . . ."

---

[1]) Die „Amazone" erschien zuerst 1868.

Aber Dingelstedt wußte, daß es auch sehr glückliche Künstlerehen gibt, selbst wenn die Sängerin nicht eine „Geborene" war, eine verkappte Gräfin aus Schottland, wie Seraphine, die Amazone, sondern ein einfaches Bürgermädel aus Prag, wie Jenny Lutzer.

Roland und Seraphine, der Maler und die Sängerin, auf der einen, Gustel Wallenberg und Armgard, der vornehme Herr und das Bankierstöchterlein, auf der anderen Seite, dazwischen, seinen Segen spendend, Hans Heinrich Krafft, der Millionär aus dem „ff" — fürwahr, es würde kein übles Tableau gewesen sein zum Schluß des fünften Aktes. Doch die Frage beiseit gelassen, ob Dingelstedt vermocht, es auf der Bühne so vor uns hinzustellen, wie es im Romane jetzt vor uns steht: dieser hat durch seine Genesis eine dramatische Lebendigkeit und stellenweise sogar eine scenische Anschaulichkeit gewonnen, die jetzt erst, seitdem der Entwurf vorliegt, auf ihren letzten Grund zurückgeführt werden kann.

Für das dramatische Können indessen gibt „das Haus des Barneveldt" vollgültiges Zeugniß. Das Stück, vom 27. April bis 31. Juli 1850 geschrieben, machte rasch seinen Weg über die großen Bühnen Deutschlands. Am 20. October 1850 berichtet Dingelstedt seinem Freunde Vogel über eine „sehr günstig ausgefallene Darstellung in Dresden", und sendet ihm zugleich ein Exemplar für die Stadttheater-Direction in Nürnberg. „Es wird mich freuen, wenn es dort ebenfalls recht bald zur Aufführung gelangt. Du kannst meine Stelle dabei vertreten, auch das nach dortiger Uebung zu bemessende Honorar für mich einziehen und brüderlich mit mir theilen." Am 26. October an denselben: „Ueber die hiesige (Stuttgarter) Aufführung will ich Dir eine Originalcorrespondenz schicken; noch werthvoller wäre mir's, wenn Du über die Münchener eine solche brächtest. Da ich dann wahrscheinlich selbst nach München gehe, werde ich Dich entweder dorthin einladen, oder dafür sorgen, daß der „Correspondent" gut bedient sei. Ich will und bedarf keine Gevatterbriefe, aber persönliche Feindseligkeiten, in Kritiken maskirt, wie die des Dresdener Journals, muß ich mir auf einem ohnehin schwierigen Wege und bei den ersten Schritten auf demselben doch vom Hals zu halten und durch wahrheitsgemäße Berichte zu balanciren suchen. Ueber die Wiener Aufführung halte Dich an den Lloyd .... Nach Wien gehe ich noch nicht, in die Reichszeitung am wenigsten. — Du nach Schmalkalden? Das wäre scheußlich; ich würde Dir meinen väterlichen Fluch (portofrei) nachsenden."

Am 9. December gleichfalls an Vogel: „Mein Stück bricht sich Bahn. Am 5. dieses war es in Mannheim; Oberregisseur Düringer schreibt mir, „es habe tiefsten Eindruck gemacht." In München, wohin ich morgen früh gehe, soll es am 15. oder 17. sein. Von dort aus werde ich Dir vertraulich schreiben ... Am besten wär's, Du kämst selbst, um zu sehen und gesehen zu werden."

Hier nun beginnt die Zeit der „Münchener Bilderbogen", in welchen es, S. 15, heißt[1]):

„Mittwoch, den 18. December, ging das Haus des Barneveldt endlich glücklich in Scene. Glücklich: denn der Erfolg war ein echter, voller, nicht einmal durch das Decrescendo des Stückes beeinträchtigter, der die stärksten Accorde im ersten Aufzug anschlägt. Wie viele Epigonen können

[1]) Münchener Bilderbogen. Von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

einen fünften Act schreiben? Wie oft ist er den Heroen, den Classikern geglückt? Der verehrte Dichter wurde dreimal gerufen und erschien mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, an der linken Hand seine „Mutter", Fräulein Denker, an der rechten seine „Heldin", Fräulein Damböck, galant vorführend. Nachdem der Vorhang gefallen, große Gratulationscour auf den Brettern, und dann fidele Kneiperei im „Stubenvoll" der Maler. Mitternacht war längst vorüber, als mich Freund Teichlein zum Bayrischen Hof geleitete. Aber ich war und blieb nüchtern, wie mir auch hinter den Coulissen weder ein tüchtiges Kanonenfieber noch eine trunkene Siegerstimmung gekommen war."

Aber dennoch flogen die folgenden Tage in Saus und Braus dahin; „ich ließ mich feiern und ging von der einen Hand in die andere, aus dem Salon in die Kneipe, vom häuslichen Heerd zur festlichen Tafel," und am 31. December, immer noch in München, erhielt er ein von Pfistermeister unterzeichnetes Cabinetsschreiben, des Inhaltes: „Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, haben unter dem heutigen Sich zu entschließen geruht, die Leitung des Königlichen Hoftheaters dahier Ihnen . . . zu übertragen." Am 1. Januar 1851 fuhr Dingelstedt, zum letzten Male, nach Stuttgart heim. Das erste Blatt des Tagebuches von 1851 enthält die Worte: „Neujahrsgeschenk: Intendanz. 11 Uhr früh von München. Kurze Rast in Augsburg. Von 3—11 nach Ulm. Einer der schönsten Tage meines Lebens;" und am 3. Januar, „am Tage der Erlösung", schrieb er folgendes Gedicht, welches wir aus dem Nachlaß mittheilen:

Meiner Jenny.

Harre noch ein kleines Weilchen
In dem dumpfen, düstern Haus,
Und wie diese Winterveilchen
Wieder blühend schlägst Du aus.

Günstiger als Schwabens Boden
Wird der bayrische Dir sein;
Frischer Lüfte freier Odem
Ladet dort erweckend ein.

Auferstehn, ja auferstehen
Wirst Du aus dem engen Grab,
Das mit Kämpfen und mit Wehen
Hier Dein Leben rings umgab.

Drum ein Weilchen noch geduldig,
Liebes Weib, im alten Haus.
Viel ist das Geschick Dir schuldig,
Und Dein Gatte zahlt es aus.

Nach der Poesie die Prosa; jedoch eine von Frohsinn und freudigem Lebensmuth übersprudelnde: Dingelstedt lädt die Schwester seiner zweiten Mutter, das alte treue Hausmöbel ein, auch im neuen Heim zu München ihre Stelle wieder zu übernehmen. Sie hatte früher schon, als Jenny Dingelstedt, während der Saison von 1847 in London neue Lorbeeren erntete, die Stelle der Hausfrau zu Stuttgart vertreten, die kleinen Kinder verhätschelt und die „Rekruten" herangebildet, nämlich Köchin und Stubenmädchen . . . „jene Künstlerin besitzt schon meine ganze Hochachtung, und Sie wissen, das will was heißen." Dann war sie nach Hessen zurückgekehrt, in die stille, ländliche Heimath unter den Klostermauern von Möllenbeck, die Dingelstedt mit seinem Vater, dem Herrn Klostervogt, in den Kinderjahren so manchmal besucht hat. Ihr, und durch sie

den Seinen, theilt er nun die große Neuigkeit mit, indem er ihr zugleich, durch die Schilderung der Verhältnisse Lust zu machen sucht, mit nach München zu kommen. Und wenn Dingelstedt sich aufs Bitten und Schmeicheln verlegte, da konnte gewiß kein Herz ihm widerstehen, am wenigsten das einer alten Tante. Hier ist der Brief:

Ich begrüße Sie liebe Tante, mit herzlichem Neujahrswunsch und mit einer sehr, sehr frohen Nachricht, an welcher Ihre treue Seele den lebhaftesten Antheil nehmen wird.

Gestern bin ich von München zurückkehrt und zwar als Intendant des dortigen Hoftheaters. Ihnen Jenny's Freude und Glück zu schildern versuche ich gar nicht: wissen Sie doch, wie das arme Weib nach einer Erlösung von hier sich sehnte. Eine solche hätte ihr in angenehmerer Weise als durch meine neue Stelle nicht werden können: dieselbe ist 1) sehr glänzend, weil ich das ganze, große Theater unter mir habe, unmittelbar unter dem König stehe und thun kann was ich will; sie ist auch 2) sehr vortheilhaft, weil ich ein höheres Gehalt als hier, gesicherte Pension, Umzugskosten u. s. w. kriege; sie ist endlich 3) sehr angenehm, weil München eine reizende Stadt ist, dabei nicht theuer, mitten in der Welt gelegen. Zu arbeiten wird es freilich geben, manches auszustehen auch; indeß das Ziel ist der Mühe werth. Sobald ich meinen Abschied hier erhalten habe, breche ich auf, wahrscheinlich schon in vier Wochen. Jenny mit den Kindern folgt zu Georgii im April. — Gott wird seinen Segen zu dem neuen Leben geben, welches wir dort beginnen werden!

Daß ich an Sie die Nachricht schicke statt an den Vater oder an Augusten, denen Sie dieselbe jedoch gleich mittheilen werden, hat seinen besonderen Grund.

Ich stelle nämlich an Sie nun die wiederholte Bitte und Frage, ob Sie nicht zu uns zurückkehren wollen, dürfen, können? Ich spreche Ihnen nicht davon, wie lieb dies uns persönlich sein würde, lassen Sie mich vielmehr darauf hinweisen, daß Sie es in München unendlich besser bei uns finden, als in Stuttgart. Wir müßten dort ein Haus machen, dessen Führung Jenny, die wieder Weltdame werden muß, Ihnen unbedingt in die Hände legt; Sie werden mitten in einen lustigen, prächtigen Kreis treten, der Ihnen Unterhaltung bieten wird, nicht blos Arbeit, Einsamkeit, Sorge. Unsere Reisen hören auf, also auch Ihre Verlassenheit. — München hat Ihnen auf der Durchreise gefallen, es wird als Aufenthalt Ihnen noch besser behagen — vom bayrischen Bier nicht zu reden, von Fränzchen, Jella und Willi auch nicht, die Ihnen jetzt schon unendlich mehr Freude als Last machen werden, von meinem Theater auch nicht, gegen welches das hiesige eine Hütte ist. Für heiße Sommermonate haben Sie das bayrische Hochland in der Nähe, das wir in allen seinen Reizen kennen lernen, besuchen, genießen werden. — Lassen Sie sich verführen, liebe Tante; denken Sie nicht blos an die Mama, für deren Pflege Sie ja dort wohl die rechte Hand finden werden, denken Sie vielmehr zunächst an Ihr Leben, an Ihre Zukunft, die Sie mir vertrauensvoll anheimstellen dürfen, und ein bischen an uns, die wir, in der neuen Lage, bei jeder Wendung Sie vermissen und bedürfen werden. Wenn Sie irgend können, so beschwöre ich Sie, meiner Einladung zu folgen, und zwar so bald als möglich, etwan Ende März, damit Sie meiner Frau bei der Mobilmachung des Hauses hilfreiche Hand leisten. Ich werde kaum wieder von München fort können, um sie zu holen: eine furchtbare Masse von Geschäften wartet dort auf mich, und in der ersten Zeit werde ich für Weib und Kind nicht auf der Welt sein. Ueberlegen Sie sich, ich bitte dringend darum, die Sache genau und sagen Sie recht bald mir Bescheid: können Sie nicht — was ich indeß nicht annehmen mag — so müßte ich in München für eine fremde Stellvertreterin sorgen. Mein ganzes Haus aber erwartet und rechnet auf Sie!! —

Neues weiß ich nichts hinzuzufügen: Jella und Franz spielen unter ihrem Christbaum, Willi schläft mit der Uhr ein, welche er seiner Nana (Karoline) bescheert hat. — Ich war wieder auf Christabend fern von Haus, aber wir haben gestern Abend das Versäumte nachgeholt und einander schön beschenkt. Ihr Teller liebe Tante, bleibt leer bis zum nächsten Jahr.

Herzlichste Grüße an die Unsrigen; sagen Sie dem Alten: der Sohn, auf welchen er am wenigsten gehalten, werde ihm am meisten Ehre und Freude machen!

Ihr

Stuttgart 4. Jan. 51. Franz Dingelstedt m/p.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Eine historische Begebenheit vollzog sich am 29. März auf dem Lehrter Bahnhofe zu Berlin, als Fürst Bismarck nach seinem Rücktritte ins Privatleben die Reichshauptstadt verließ, um sich nach Friedrichsruhe zu begeben. Als ob die Dankbarkeit des deutschen Volkes für die unauslöschlichen Verdienste, die Fürst Bismarck um sein Vaterland sich erworben hat, in einem hochbedeutsamen Acte zusammengefaßt werden könnte, lieh die hauptstädtische Bevölkerung ihren Sympathien für den Staatsmann, dessen Wirken und Schaffen in goldenen Lettern in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet steht, beredtesten Ausdruck. Sind Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, die Begründer der deutschen Einheit, vom Tode abberufen worden, so weilen die beiden Männer, welche an dem großen Werke der nationalen Wiedererstehung in hervorragendster Weise mitwirkten: Fürst Bismarck und Graf Moltke, glücklicherweise noch unter uns, allein sie sind von dem Schauplatze abgetreten, auf dem weltgeschichtliche Thaten zu verrichten ihnen beschieden war.

Im Gegensatze zur Heldenverehrung Thomas Carlyle's möchten wir jedoch daran festgehalten wissen, daß selbst die größten Männer einer Nation nur deren eigene Tüchtigkeit widerspiegeln, so daß das deutsche Volk, welches im Jahre 1870—71 zugleich mit seiner Opferwilligkeit auch seinen inneren Werth an den Tag legte, nur sich selbst geehrt hat, als es dem Fürsten Bismarck beim Abschiede in ergreifender Weise seine Erkenntlichkeit bekundete. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, an jenem denkwürdigen Juliabende des Jahres 1870 den patriotischen Scenen beiwohnte, die sich damals vor dem Palais des Königs Wilhelm, vor den Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges abspielten, als dem Könige sowie seinen treuesten Rathgebern, dem Grafen von Bismarck und dem Kriegsminister von Roon, in enthusiastischer Weise zugejubelt wurde, besitzt den Maßstab für die Beurtheilung des Abschiedes vom 29. März 1890. So darf denn von einem Augen- und Ohrenzeugen dieses Abschiedes auf dem Bahnhofe selbst — die Vorgänge in den Straßen bildeten nur die Einleitung der Hauptbegebenheit — versichert werden, daß die französischen Blätter nicht übertrieben, die in ihren Berichten hervorhoben, daß Aehnliches in Berlin noch nicht erlebt worden sei. Die hauptstädtische Bevölkerung wollte keinen Zweifel über ihre Werthschätzung des Fürsten Bismarck bestehen lassen. Die Gesinnungen, welche sich gewissermaßen mit elementarer Gewalt an jenem denkwürdigen Tage kundgaben, bieten aber auch die volle Bürgschaft, daß des früheren Reichskanzlers Ausspruch in Bezug auf die Furchtlosigkeit der Deutschen in vollem Maße berechtigt ist. Nicht von bangen Zweifeln zeigten sich die Theilnehmer an jenen Kundgebungen dankbarer Sympathie ergriffen; vielmehr gelangte auch das berechtigte Selbstvertrauen eines in harter Schule erzogenen, durch bedeutsame Lebenserfahrungen gereiften Volkes zum charakteristischen Ausdrucke.

Daß die Widersacher Deutschlands, die jedes politische Ereigniß in ihrem Sinne deuten, sich beeilten, den Rücktritt des Fürsten Bismarck als ein Symptom für den bevorstehenden Zusammenbruch des europäischen Friedensbündnisses, der Tripelallianz zu bezeichnen, kann nicht überraschen. In solchen Fällen zeigt sich eben am deutlichsten, wie unbequem und verhaßt dieses Bündniß allen Störenfrieden in Europa ist. Um so empfindlicher muß daher die Enttäuschung dieser Elemente sein, wenn sie nunmehr der Ueberzeugung sich nicht verschließen können, daß die Friedenspolitik, welche den Kern der Allianzverträge Deutschlands mit Italien und Oesterreich-Ungarn bildet, auch in Zukunft maßgebend bleiben soll. Deshalb wurde auch in dem Erlasse, in welchem Kaiser Wilhelm II. das Demissionsgesuch des Fürsten Bismarck genehmigt, vor Allem der Hinweis mit Genugthuung begrüßt, in welchem die Versicherung, den Frieden nach Kräften zu wahren, von Neuem enthalten ist. Es heißt daselbst: „Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie meinem Hause, meinen Vorfahren und mir gewesen sind, wird mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur meines Handelns zu machen entschlossen bin, alle Zeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden."

Da die chauvinistischen Organe in Frankreich, sowie die panslawistischen Blätter in Rußland nicht ermangelten, aller Welt zu verkündigen, der von ihnen dem Kaiser Wilhelm II. zugeschriebene ungestüme Thatendrang könnte den nunmehr seines besten Rathgebers in der auswärtigen Politik entbehrenden Souverän zu kriegerischen Abenteuern verleiten, so darf im Zusammenhange mit den mitgetheilten Abschiedsworten an den früheren Reichskanzler auf die feierliche Verpflichtung hingewiesen werden, die Kaiser Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung in der Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstages freiwillig übernommen hat. Diese bedeutsamen, selbst die zaghaftesten Gemüther beruhigenden Worte lauten: „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit Jedermann, so viel an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Nothwendigkeit ist. Unser Heer soll uns den Frieden sichern und, wenn er uns dennoch gebrochen wird, im Stande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Das wird es mit Gottes Hülfe vermögen nach der Stärke, die es durch das von Ihnen einmüthig beschlossene jüngste Wehrgesetz erhalten hat. Diese Stärke zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat."

„Ein Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln" — so daß alle Freunde des europäischen Friedens, insofern Deutschland in Betracht kommt, der Zukunft um so ruhiger entgegensehen können, als die vom Kaiser Wilhelm II. in großem Stile geplanten socialen Reformen die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens zur ersten Voraussetzung haben. Diejenigen, welche dem deutschen Kaiser behufs Irreführung der öffentlichen Meinung geflissentlich kriegerische Bestrebungen zuschreiben, lassen sich denn auch selbst von nicht gerade lauteren tactischen Erwägungen leiten. Ist in dem verbündeten Oesterreich-Ungarn sogleich nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck deutlich erkannt worden, daß dieses Ereigniß trotz seiner politischen Tragweite keineswegs im kriegerischen Sinne aufgefaßt werden dürfte, so ist dieselbe wohlberechtigte Meinung auch in den maßgebenden Kreisen Italiens zur vollen Geltung gelangt. Nicht verhehlt werden darf, daß, wie in Italien seit geraumer Zeit die Franzosenfreunde bemüht sind, an der Tripelallianz zu rütteln, auch der jüngste Anlaß zu solchen Versuchen benutzt werden sollte. Will die weit überwiegende Mehrheit der italienischen Bevölkerung das europäische Friedensbündniß erhalten sehen, so richtet sich der Ansturm der weniger zahlreichen als geräuschvollen Widersacher insbesondere gegen den leitenden

Staatsmann, den Conseilpräsidenten Crispi. Wird dieser nun auch mit Recht seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit wegen vom Fürsten Bismarck als Staatsmann und persönlicher Freund hochgeschätzt, so verbürgt doch gerade das Verbleiben Crispi's in seiner leitenden Stellung, sowie als Minister des Auswärtigen, daß, wie in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, auch in Italien eine ausgeprägte Friedenspolitik nach wie vor die Richtschnur bilden soll. Daß parlamentarische Schwarzseher den durch liberale Dissidenten unter der Führung Nicotera's herbeizuführenden Sturz des gegenwärtigen italienischen Conseilpräsidenten prophezeien, ändert an der friedlichen Situation um so weniger, als längst bekannt ist, daß, selbst wenn Nicotera wider Erwarten in absehbarer Zeit berufen sein sollte, die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, der Charakter der Tripelallianz nicht im geringsten abgeschwächt werden würde. Nur die Franzosenfreunde wären um eine Enttäuschung reicher. In diesem Zusammenhange darf auch betont werden, daß Diejenigen irren, welche dem europäischen Friedensbündnisse eine lediglich dynastische Bedeutung beimessen. Vielmehr entspricht es zugleich auch in vollem Maße den Lebensinteressen der betheiligten Staaten und Völker. Hieraus erklärt sich der Haß, mit welchem die Tripelallianz, der selbst alle Angriffsbestrebungen fern liegen, von den Gegnern bedacht wird, so daß jedes geringfügige Symptom, das auf eine bevorstehende Störung des Bündnisses schließen lassen könnte, zu einer Haupt- und Staatsaction aufgebauscht wird.

Bedürfte es aber noch eines weiteren Beweises für die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm II. seine unzweifelhaft friedliche Gesinnung auch in Werken des Friedens zum Ausdrucke bringen will, so braucht nur auf die am 29. März d. J. geschlossene Berliner Arbeiterschutz-Conferenz hingewiesen zu werden. Selbst Diejenigen, welche in ihrer Skepsis so weit gehen, daß sie das von der Conferenz erzielte Ergebniß für bedeutungslos erachten, müssen zugestehen, daß die Einberufung der Conferenz von einer durchaus friedfertigen Gesinnung vollgültiges Zeugniß ablegte, und daß eine Verwirklichung solcher Socialreformen selbst in bescheidenem Maßstabe, wenn überhaupt, nur in tiefem Weltfrieden möglich ist. Wie charakteristisch erscheinen in dieser Hinsicht die Vorgänge, die sich nach der Unterzeichnung des Schlußprotocolls der Berliner Conferenz abspielten! Sämmtliche Delegirte zollten der Ansprache des Vorsitzenden, des preußischen Handelsministers von Berlepsch, Beifall, als eines der von der Conferenz erzielten Ergebnisse dahin formulirt wurde, daß eine Grundlage gefunden wäre, auf welcher der Gedanke, der arbeitenden Classe in den industriellen Staaten Europa's einen erhöhten Schutz, eine größere Sicherung ihrer materiellen, physischen, moralischen und intellectuellen Kräfte zu gewähren, fortleben und weiter ausgestaltet werden könne. Nicht minder wurde in der Ansprache hervorgehoben, wie die Feststellung gelungen sei, daß es einheitliche internationale Gesichtspunkte gebe, nach denen die Lösung der Frage des Arbeiterschutzes von den Regierungen der einzelnen Länder ins Auge gefaßt werden könne, natürlich unter Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse ihres Landes. Freilich verhehlte der Vorsitzende der Conferenz andererseits nicht die Schwierigkeiten, die in Betracht kommenden Fragen des Schutzes der Arbeit durch deren Beschränkung nach Art, Zeit und Dauer auch nur von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Sicherlich sprach dann der englische Vertreter, Sir John Gorst, zugleich allen übrigen Delegirten aus dem Herzen, als er das erfreuliche Ergebniß der Berliner Conferenz dahin zusammenfaßte, daß diese Zusammenkunft hoffentlich nicht die letzte sein, und daß man sich später nur mit Dankbarkeit der Initiative des Kaisers Wilhelm II. erinnern werde, wenn Millionen von Kindern dem Elend entzogen und ebenso viele Frauen dem häuslichen Leben wiedergegeben sein würden. Die Solidarität der Delegirten der verschiedenen Staaten war auch bereits am Abende vorher zum erfreulichen Ausdrucke gelangt, als unter Anderen der Vertreter Dänemarks, Tietgen, und derjenige Frankreichs, Jules Simon, die menschenfreundlichen Bestrebungen der Berliner Conferenz in den Vordergrund rückten. Nur Utopisten können wähnen, daß durch dieselbe alle politischen Gegensätze aus der Welt gebracht werden könnten; immerhin bleibt aber die Thatsache bestehen, daß es außer

den Gegensätzen im Leben der Völker auch versöhnende, bindende Elemente gibt, und daß deren Pflege und Ausgestaltung wiederum der Civilisation, den Werken des Friedens dient. Mögen auch die volkswirthschaftlichen Autoritäten in überzeugender Weise klarlegen, daß eine internationale Regelung der Arbeitszeit der Erwachsenen im Hinblicke auf die Verschiedenheiten der Production, des Klimas u. s. w. unmöglich ist, so erscheint doch nicht ausgeschlossen, daß in Bezug auf die Regelung der Arbeit in Bergwerken, sowie der Kinder- und Frauenarbeit dankenswerthe Reformen erzielt werden. Man braucht nur an die in Emile Zola's Roman „Germinal" geschilderten Mißstände im Bergbau zu erinnern — von Sachverständigen wurde beim Erscheinen dieses „Sittenromans" die Treue mancher Schilderung zugegeben — um zu zeigen, daß es sich bei den geplanten Reformen des Arbeiterschutzes nicht etwa um ein specielles Interesse Deutschlands handelt.

Die Arbeiten der Berliner Arbeiterschutz-Conferenz werden unzweifelhaft zunächst in der Vorlage sich fruchtbar erweisen, welche dem auf den 6. Mai einberufenen deutschen Reichstag in der bevorstehenden oder einer späteren Session unterbreitet werden soll. Der neue Reichskanzler von Caprivi, der in parlamentarischen Verhältnissen bereits wohlerfahren und von der Zeit her, in welcher er mit der Leitung der Admiralität betraut war, wegen seiner Pflichttreue und seines Entgegenkommens allgemein geschätzt ist, wird in einer der ersten Sessionen des deutschen Reichstags auch Gelegenheit haben, eine neue colonialpolitische sowie die militärischen Vorlagen zu vertreten, welche letzteren unter Anderem eine wesentliche Verstärkung der Feldartillerie bezwecken. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. April entwickelte der neue Reichskanzler und Ministerpräsident seine allgemeine Auffassung der Lage. Er lieh der Ueberzeugung Ausdruck, daß das Gebäude, das unter der hervorragenden Mitwirkung des Fürsten Bismarck, seiner genialen Kraft, seines eisernen Willens, seiner tiefen Vaterlandsliebe entstanden, fest genug gegründet und gefügt ist, um auch, wenn seine stützende Hand fehlt, Wind und Wetter widerstehen zu können. Ist an dieser Stelle stets von Neuem darauf hingewiesen worden, daß das Staatswohl durch öden Parteizwist nicht gehindert werden kann, so durfte in der Rede des Reichskanzlers derjenige Theil mit besonderer Genugthuung begrüßt werden, in welchem hervorgehoben wurde, daß die Regierung das Gute nehmen würde, von wo und durch wen es auch komme, und daß diesem Guten Folge gegeben werden solle, wenn dies mit dem Staatswohle vereinbar wäre.

Was die auswärtige Politik betrifft, so liegen bereits authentische Kundgebungen des zugleich mit der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen betrauten neuen deutschen Reichskanzlers vor, aus denen erhellt, daß das Bündniß Deutschlands mit Italien und Oesterreich-Ungarn auch in Zukunft die sichere Grundlage der auswärtigen Politik Deutschlands bilden wird. Die Schreiben, welche General von Caprivi an die leitenden Staatsmänner der verbündeten Monarchien, an Crispi und den Grafen Kalnoky, gerichtet hat, lassen über die herzlichen Beziehungen zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien auch nicht den geringsten Zweifel bestehen. Wie sehr dieses Bündniß der Aufrechterhaltung des Friedens dienen soll, erhellt auch daraus, daß die dem italienischen Conseilpräsidenten nahestehenden Organe einstimmig versichern, die Tripelallianz werde keineswegs freundnachbarliche Beziehungen Italiens zu Frankreich verhindern. Gegenüber den Versuchen eines Theils der französischen Presse, die Politik Crispi's als eine agressive darzustellen, darf auch auf den Act internationaler Höflichkeit hingewiesen werden, welcher sogleich nach dem Bekanntwerden der Absicht des Präsidenten der französischen Republik, bei Gelegenheit seiner neuen Rundreise sich in der Nähe der italienischen Grenze aufzuhalten, beschlossen worden ist. Ein italienisches Geschwader begrüßte bei diesem Anlasse Herrn Carnot, ein Act der italienischen Regierung, welcher nicht verfehlt hat, auf die maßgebenden Kreise in Frankreich den günstigsten Eindruck zu machen. Die aus Princip Uebelwollenden werden allerdings auch durch solche friedliche Vorgänge nicht eines Besseren belehrt werden.

Daß es sich in der That in den Betrachtungen vieler Schwarzseher auf dem Gebiete der auswärtigen Politik um einen grundsätzlichen Pessimismus handelt, ergibt sich auch aus der Fülle völlig grundloser Gerüchte, die sich an die Ersetzung des Fürsten Bismarck durch einen General knüpften. Ein Theil der auswärtigen Presse verwechselte offenbar den an strenge Pflichterfüllung und Disciplin gewöhnten, zugleich im parlamentarischen Verkehr bewährten preußischen General mit eigenen Mustern. Beinahe hätte man glauben können, daß jenen Organen die sprichwörtlichen cosas di España vorschwebten, welche gerade in diesen Tagen durch das an ein Pronunciamiento anklingende Rundschreiben des Generals und Senators Daban dabei wieder ins Gedächtniß gerufen wurden. Durch rasches und energisches Eingreifen hat das Ministerium Sagasta zwar die augenblickliche Gefahr beseitigt und der militärischen Disciplin Achtung verschafft; da jedoch General Daban zugleich Mitglied des Senates ist, wurde die Angelegenheit auch zu einer parlamentarischen Streitfrage aufgebauscht, welche in Spanien das gesammte öffentliche Interesse in Anspruch nahm. General Daban, der als einer der Theilnehmer am Pronunciamiento von Sagunt zu Gunsten der Wiederherstellung der Monarchie unter Alfons XII. sich auf seine royalistische Gesinnung beruft, forderte in dem erwähnten Rundschreiben die übrigen Generale auf, gegenüber einer Reihe von Vorlagen des Ministeriums Stellung zu nehmen. So bekämpfte er die Abänderung der Regierungsgewalten in den Colonien, die Aufhebung der daselbst bestehenden Generalcapitanate, die Veränderung des Truppenbestandes in den Colonien u. s. w. Hätte General Daban seinen Widerspruch gegen diese Vorlagen im Senate zur Geltung gebracht, so würde dagegen sicherlich nichts einzuwenden gewesen sein. Der General forderte aber mit klaren Worten zu einem formellen Proteste auf, indem er betonte, daß Diejenigen, welche kraft des Gesetzes mit einem öffentlichen Charakter bekleidet wären, der geschädigt werden würde, falls die Pläne der Regierung zur Ausführung gelangten, im Hinblick auf die in Zukunft für das Land und die Stärke des Heers zu befürchtenden Folgen nicht ruhig bleiben könnten. Noch entschiedener richtete sich das Rundschreiben des Generals Daban gegen andere von der Regierung in den Colonien geplante Reformen, durch welche der Civilgewalt ein maßgebender Einfluß gesichert werden soll. Hier forderte der Urheber des Rundschreibens an die Generale diese direct zur Auflehnung auf, indem er hervorhob, daß Generale von anerkannter, durch langjährige Dienste erworbenen Urtheilsfähigkeit sich nicht den Befehlen von Männern fügen werden, deren Bedeutung in den meisten Fällen eine sehr geringe oder gar keine Gewähr für die großen Verantwortlichkeiten bieten könne, die mit den höheren Regierungsstellen in den überseeischen Besitzungen verbunden sind. Durch die gegen den General Daban wegen seines Rundschreibens verhängte Disciplinarstrafe spitzte sich die Angelegenheit sogleich auch zu einem parlamentarischen Conflicte zu, in welchem die Opposition heftig den Standpunkt der Regierung bekämpfte. Bedenklicher erscheinen muß, daß eine Anzahl Generale das Verhalten des Generals Daban, abgesehen von der constitutionellen Frage selbst, ob ein Mitglied des Senats ohne Befragen dieser parlamentarischen Körperschaft disciplinarisch bestraft werden könnte, vollständig billigte. General Salzedo z. B. ergriff in einem spanischen Blatte für General Daban durchaus Partei, worauf die Regierung das Verfahren gegen ihn einleiten ließ. Die heftigen parlamentarischen Scenen, die sich in den Kammern abspielten, sind ebenfalls von symptomatischer Bedeutung. Andererseits muß zugestanden werden, daß Sagasta die Zügel der Regierung bisher nicht aus den Händen verloren hat, so daß gehofft werden darf, dieser militärische Ansturm werde keine ernsteren Folgen haben. Immerhin wird die Regierung in Spanien wohl daran thun, das Treiben der noch immer zu Pronunciamientos neigenden Generale nicht aus den Augen zu verlieren. Ein Gegenstück zu dem Verhalten der Generale bildeten die Ruhestörungen in Valencia, die zunächst gegen den Karlismus gerichtet waren.

Während in Spanien, dem classischen Lande der Pronunciamientos, die höchstgestellten Officiere für die in der Armee herrschende Disciplin durch ihr eigenes Verhalten ein schlechtes Zeugniß ausstellten, und ein Theil der Bevölkerung von Valencia die

schlimmsten Ausschreitungen beging, haben auch in einigen Vororten Wiens nach den Osterfeiertagen arge Ausschreitungen stattgefunden, die allerdings mit einem Maurerstrike in der österreichischen Hauptstadt in Zusammenhang gebracht wurden, in Wirklichkeit aber lediglich als Excesse des Pöbels angesehen werden müssen. Die „Bassermann'schen Gestalten", welche bei diesen Ausschreitungen den Pöbel zur Plünderung, ja selbst zur Brandstiftung aufforderten, haben sicherlich andere Interessen als die am Maurerstrike betheiligten wirklichen Arbeiter. Andererseits würden die Maurer selbst nicht nur vor verbrecherischen Acten zurückgeschreckt sein, sondern vorgezogen haben, ihre Demonstrationen am 1. Mai d. J. zu insceniren. Soll doch an diesem Tage auf Grund eines Beschlusses des vorjährigen in Paris gehaltenen internationalen Socialistencongresses eine allgemeine Demonstration der socialdemokratischen Arbeiter aller Länder stattfinden. Diese Kundgebung bezweckt, in deutlichster Weise das Festhalten der Arbeiter an der Forderung des achtstündigen Arbeitstages sowie des internationalen Arbeiterschutzes zu betonen. Wie wenig einig und zielbewußt die Theilnehmer an dem Beschlusse des Pariser internationalen Socialistencongresses selbst gewesen sind, erhellt daraus, daß sie über die Ausführung ihres Beschlusses keinerlei bestimmte Vorschriften machten, vielmehr Alles den Arbeiterorganisationen der verschiedenen Länder überließen. Daher kann es nicht überraschen, daß die socialdemokratischen Parteien der einzelnen Staaten keineswegs in der Auffassung der von Paris her ertheilten Losung übereinstimmen.

Dieser Streit der Meinungen setzte sich dann innerhalb der socialdemokratischen Partei eines jeden Landes fort; die radicalen Elemente verlangten, daß der 1. Mai zum Arbeiterfeiertage gemacht werde, damit der Bourgeoisie die Symbolik eines solchen Festtages in deutlicher Weise zu Gemüthe geführt werde, während die besonneneren Mitglieder der Partei die allgemeine Demonstration der Socialdemokratie auf Massenversammlungen und Festlichkeiten beschränkt wissen wollen, so daß die Arbeit selbst an diesem Tage nicht ruhen würde. In den Versammlungen sollen Beschlüsse gefaßt werden, in denen die Forderung des Pariser internationalen Arbeitercongresses zu Gunsten des achtstündigen Arbeitstages und des Arbeiterschutzes aufrecht erhalten wird. Zunächst leuchtet ein, daß, wenn die Socialdemokraten von Anfang an in einer solchen Angelegenheit in Streit gerathen, diejenigen, welche durch die Großartigkeit und Allgemeinheit der Kundgebung belehrt und bekehrt werden sollen, keine Veranlassung haben, die internationale Tragweite der Pariser Beschlüsse anzuerkennen. Hierzu kommt dann, daß gerade innerhalb der deutschen Socialdemokratie die in Bezug auf diese Beschlüsse bestehenden Gegensätze am deutlichsten zur Erscheinung gelangt sind. Mögen nun auch die socialdemokratischen Parteiführer wie Liebknecht, wenn sie sich gegenüber dem „Weltfeiertage" ablehnend verhalten, durch taktische Erwägungen bestimmt werden, weil sie das Fehlschlagen einer universellen Kundgebung fürchten, so ist doch in hohem Grade bemerkenswerth, daß die von den socialdemokratischen Organen bei jeder Gelegenheit gerühmte Parteidisciplin in demselben Augenblicke versagte, in welchem der internationale Charakter, die Solidarität der Socialdemokratie aller Länder die Feuerprobe bestehen sollte. Hier zeigt sich auch in drastischer Weise, wie die Parteigenossen sogleich unter einander in den heftigsten Conflict gerathen würden, falls es ihnen in der That einmal wider alles Erwarten irgendwo in der Welt gelingen sollte, ihren Staat verwirklicht zu sehen. Fehlte doch jetzt nicht viel, und die rücksichtslos anstürmende junge Socialdemokratie hätte die bisherigen Führer zum „alten Eisen" geworfen, weil diese, anstatt einen unmöglichen „Weltfeiertag" zu organisiren, sich zunächst auf eine Reihe platonischer Resolutionen und minder platonischer Festlichkeiten beschränken wollten.

Literarische Rundschau.

Neue Actenstücke zur Revolutionsgeschichte.

Collection de Documents inédits sur l'Histoire de France, publiés par les soins du Ministre de l'Instruction publique. Recueil des Actes du Comité du Salut public, publié par F. A. Aulard. Paris, Imprimerie nationale. 1889. — Tome deuxième, 1890.

Herrn F. A. Aulard, einem Historiker, der an der Pariser Universität über Revolutionsgeschichte liest und bereits Verschiedenes über diesen speciellen Gegenstand seiner Studien veröffentlicht hat[1]), wurde vom französischen Unterrichtsministerium der Auftrag ertheilt, die Acten des Wohlfahrtsausschusses zu veröffentlichen. Die beiden ersten uns vorliegenden, von der Staatsdruckerei mit aller Sorgfalt ausgestatteten Bände dieser Publication umfassen den Zeitraum zwischen der thatsächlichen Gründung des ersten Comité du Salut public, nach dem 10. August 1792, bis zum 31. März 1793, und enthalten, nebst den genannten Actenstücken, die officielle Correspondenz der in die verschiedenen Provinzen gesandten Volksvertreter und ein Register der Verhandlungen des provisorischen Executivcomités. Nicht alle diese Documente sind den Forschern bis jetzt unbekannt geblieben, denn Vieles wurde während des Convents von der Regierung selbst veröffentlicht, Anderes den Zeitungen mitgetheilt oder von den Nächstbetheiligten in besonderen Schriften verwerthet; insbesondere enthält unter Anderem der Rechenschaftsbericht Danton's und seiner Collegen über ihre Mission in Belgien bereits solche Briefe der Commissäre des Convents, die einen genauen Einblick in die Art und Weise gestatten, wie diese „Missionäre von 1793" ihren Beruf auffaßten und durchführten. Dagegen beansprucht die Veröffentlichung von Aulard das Verdienst möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit in Bezug auf die Wiedergabe von Texten, die er selbst als die Grundlage der ganzen Regierungsgeschichte Frankreichs unter der Herrschaft des Nationalconvents bezeichnet. Mit der Einschränkung freilich, daß zu verschiedenen Zeiten, und ganz besonders unter der Herrschaft der Thermidorianer, verschiedene Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses aus Rücksicht auf die eigene Sicherheit allen Grund hatten, die wichtigsten Documente aus seinen Archiven verschwinden zu machen. Von diesem Auskunftsmittel ist denn auch so ausgiebig Gebrauch gemacht worden, daß die Actenstücke für ganze Zeitabschnitte fehlen, während die Berathungen des allgemeinen Sicherheitsausschusses überhaupt nicht zu Papier gebracht wurden.

Weit lückenhafter als diese, theils auf die innere Verwaltung, theils auf die Vertheidigung des Landes bezüglichen Veröffentlichungen, erweist sich der zweite Abschnitt der vorliegenden Sammlung, die Correspondenzen nämlich der Commissäre des Convents, die mehrfach in den Originalen, öfter jedoch in Copien oder bloßen Analysen und unter den verschiedensten Rubriken, sich im Nationalarchiv und in den Archiven der einzelnen Ministerien vorfanden. Vollständig aber ist keine dieser Sammlungen, und nur in einzelnen Fällen ist es Herrn Aulard gelungen, sie durch Briefe und Actenstücke zu ergänzen, die, im Privatbesitz befindlich, sich bis heute den Nachforschungen der Gelehrten entzogen hatten und zum großen Theil noch entziehen.

Aus dieser dreifachen Quelle hat der Herausgeber seine Documente gewonnen, in chronologische Ordnung gebracht und mit erläuternden Noten, meist biographischen Inhalts, versehen; allein er hat noch mehr als dieses gethan, und in seiner Einleitung auf die Entwicklung der Dinge zurückgegriffen, wie sie vom Augenblick an sich gestaltete, wo die Legislative, durch Einsetzung der Commission des Douze, der Executive auf diese vorläufig indirecte Art und Weise sich zu bemächtigen suchte. Das geschah am

[1]) F. A. Aulard, „La Révolution française" Revue publiée par: „L'éloquence parlementaire pendant la Révolution française. Les Orateurs de l'Assemblée constituante". 1 Vol. „Les Orateurs de la Législative et de la Convention". 2 Vol. Paris, Poitier. 1882, 1885.

9. März 1792, unter dem Eindruck der Panik, die der Ermordung des Maire von Etampes folgte, und damit war der erste Schritt zur Gründung des Wohlfahrtsausschusses gethan und die revolutionärste aller Maßregeln durchgeführt, wonach die Träger der gesetzgebenden Gewalt zugleich mit der Ausführung der von ihnen erlassenen Gesetze betraut wurden, und zwar nicht als verantwortliche Minister der Krone oder der Versammlung, sondern als Mitglieder oder Bevollmächtigte, zuerst einer provisorischen Executive, und dann jenes Wohlfahrtsausschusses, der die Kriegsgefahr ausbeutete, um die Herrschaft des Schreckens zu begründen und die Volksvertretung nicht weniger als die gegnerischen Parteien terrorisirte. Unter solchen Umständen war an eine objective Darstellung der Verhältnisse durch die Commissäre des Convents, les commissaires patriotes, wie sie bezeichnend genannt wurden, gar nicht zu denken. Sie fungirten als geheime Agenten, als Spione, nicht nur der Bevölkerung, sondern mehr noch den Regierungsorganen gegenüber, und ihre officielle Mission bot nur den Vorwand für diese ihre eigentlichen Zwecke: „Um die Sicherheit von Metz verbürgen zu können," schrieb der dortige Maire Anthoine am 30. August 1792, „brauche ich drei patriotische Commissäre, um im Einverständniß mit mir auf das Volk, die Garnison, die Armee einzuwirken, und dem Ministerrath Bericht zu erstatten." Das Vorgehen der Municipalität von Sedan, die bekanntlich die Commissäre der Legislative, Antonelle, Kersaint und Péraldy, am 14. August 1792 verhaften ließ, um die Gegenbewegung zu unterstützen, die La Fayette zu Gunsten der gestürzten Constitution an der Spitze der Nordarmee versuchte, blieb in den Annalen der Revolutionsgeschichte vollständig vereinzelt. Der General entkam mit genauer Noth über die belgische Grenze, wo er den Oesterreichern in die Hände fiel. Die Behörden, die zu widerstehen versucht hatten, wurden suspendirt, dann abgesetzt und verfolgt, und neue Commissäre ernannt, die kraft ihrer Vollmachten jede gegnerische Regung zu unterdrücken wußten. Die Executive von Danton aber, durch die Erfahrung gewarnt, sprach sich durch ein besonderes Decret vom 27. August 1792 das Recht zu, ohne jede weitere Formalität und Verzögerung überallhin, wo sie es für nützlich und zweckdienlich erachtete, Agenten in geheimer oder besonderer Mission abzusenden. „Il faut nous montrer terribles, c'est du caractère qu'il faut pour soutenir la liberté," erklärte Danton unter dem Beifall seiner Collegen, als er die Absetzung von Montesquiou decretirte, welcher mit der Südarmee nach Savoyen vordringen sollte, jedoch als Constitutioneller den Machthabern des Tages längst verdächtig geworden war und ihrer Rache zum Opfer fiel, obwohl aus den Actenstücken nachgewiesen ist, daß in seinem Fall selbst die Commissäre seinen militärischen Fähigkeiten ein glänzendes Zeugniß gaben. Ganz anders klangen die Berichte aus dem Lager von Dumouriez, der, dem Anscheine nach, sich noch im vollsten Einverständniß mit der Executive in Paris befand. Von seinem Heere schrieben die Abgesandten, es erscheine ihnen wie eine Versammlung von Brüdern, eine wahre Gesellschaft von Freunden der Freiheit und Gleichheit, von echten Republikanern. Die Nation könne keine wärmeren Vertheidiger des Vaterlandes sich wünschen. Als die Commissäre in den Reihen dieser Tapferen zwei Frauenzimmern, den Bürgerinnen Fernig, begegneten, kannte ihr Enthusiasmus vollends keine Grenzen mehr. „Diese beiden jungen Mädchen," schrieben sie, „sind stets in den vorderen Reihen am gefährlichsten Posten zu finden, und in dieser Armee von jungen Bürgern genießen sie nur Achtung und Verehrung. Das war stets der Lohn wahrer Tugend. Es wird dem Nationalconvent nicht entgehen, daß unter der Regierung Karl's VII. ein heroisches Mädchen den König auf den Thron zurückführte. Nun besitzen wir deren zwei, die für unsere Befreiung vom vielhundertjährigen Joch der Tyrannei kämpfen." Die Schwestern Fernig, deren Spuren die Geschichte zu widerholten Malen gefolgt ist[1]), rechtfertigten diese Erwartungen sehr unvollständig. Sie verschwanden vom Schauplatz, nachdem sie sich einige Male ganz tapfer geschlagen hatten: den Ruhm von Jeanne d'Arc verdunkelten sie nicht.

[1]) H. Bonhomme, „Melle Théophile de Fernig, Aide-de-camp du général Dumouriez. Correspondance inédite". Paris, Mesnil. 1878.

Eine andere Art, das Wohlgefallen ihrer Auftraggeber zu erwecken, vernachlässigten die Commissäre ebenso wenig. Sie schilderten in den schwärzesten Farben das Verhalten des Feindes und berichteten unter Anderem nach der Besetzung von Lille, am 6. October 1792, wie die Erzherzogin Christine, Schwester der Königin Marie Antoinette, persönlich Gefallen daran gefunden habe, mit eigener Hand Kugeln in die verhaßte Stadt zu werfen. Die Oesterreicher werden in diesen Berichten nie anders als Barbaren, Briganten, Räuber und Plünderer genannt. Schlimmer noch freilich erging es den politischen Gegnern. Vier derselben, die in Lille während der Belagerung eine Adresse an den König unterzeichnet hatten, wurden augenblicklich verhaftet: „Ils avaient signé une flagorneuse et feuillantine adresse," schrieben die Commissäre, die im königstreuen, ruhigen Flandern ganz besonders viel zu thun fanden, bis der Widerstand gebrochen war. Ein von ihnen unterzeichnetes Actenstück, vom 7. November 1792, aus Lille datirt, beweist wie sehr sie selbst sich überwacht und in Gefahr wußten, selbst wieder verdächtigt zu werden; und es ist bemerkenswerth, daß zwei derselben, Delmas und Duquesnoy, später durch Selbstmord ums Leben kamen. Erfreulicher als eine Thätigkeit, die sie dazu verurtheilte, zuerst die Angeber, dann die Verräther und Verfolger so vieler ihrer Mitbürger zu werden, gestaltete sich ihre Aufgabe, so lange sie von republikanischen Siegen zu erzählen hatten. In ihren Berichten wird die Kriegsgeschichte manche Aufklärung einzelner Thatsachen und Episoden finden. Für Diejenigen aber, die sich der Mühe nicht unterziehen können, das historische Material aus erster Quelle zu beschaffen, hält H. Wallon ein Werk bereit, das unter dem Titel: „Les Représentants du peuple en mission" die vorliegende Documentensammlung zum anschaulichen Bilde zusammenfaßt und verwerthet.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Den „Jugenderinnerungen" Rudolf Schleiden's, welche vor vier Jahren erschienen sind, folgt nunmehr eine Fortsetzung, welche die Jahre 1841—1848 behandelt und an Interesse der ersten Folge nicht nachsteht. Schleiden hat diese Jahre verbracht zuerst als Amtssecretär in Reinbeck an der holsteinisch-hamburgisch-lauenburgischen Grenze, dann als Auskultant und ordentlicher Committirter an dem General-Zollkammer-Commerzcollegium in Kopenhagen; also anfänglich in ziemlich subalternen, bald aber in höheren und einflußreichen Stellungen. Von Anfang an bewährte er sich als tüchtiger, auch den schwierigsten Arbeiten gewachsener Jurist; es ist daher wohl begreiflich, daß er frühzeitig in die Hauptstadt und in die Centralverwaltung gezogen wurde und hier als Committirter, d. h. als Stellvertreter des Sectionschefs verwendet ward.

Entsprechend dieser amtlichen Stellung Schleiden's liegt das Interesse des Buches guten Theils darin, daß wir einen genauen Einblick in die Verwaltung Holsteins, bezw. Dänemarks, wie sie im fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war, erhalten. Unmerklich verbindet sich aber mit diesen staatsrechtlichen und verwaltungstechnischen Dingen doch ein weiterreichendes Interesse; es formen sich vor unseren Augen Culturbilder aus jenen Tagen, da das Dänenthum den Versuch machte, sich die Elbherzogthümer für immer anzugliedern. Schleiden's ebenso sachliche als den Stempel einer markigen, zielbewußten Persönlichkeit tragenden Aufzeichnungen führen uns von dem Umkreis in den Mittelpunkt jenes geträumten Gesammtstaates, gegen welchen 1848 der erste, 1863 der zweite — und dann siegreiche — Gegenstoß erfolgte. Wir lesen von der dänischen und deutschen Gesellschaft in Kopenhagen und verstehen es vollkommen, wenn Schleiden sich nur in letzterer wahrhaft heimisch fühlte: „in der ersteren wurde ein viel größeres Gewicht auf die materiellen Genüsse gelegt, und die Zahl der Austern, welche man dort verzehrte, überstieg häufig diejenigen der guten

Gedanken, welche man zu hören bekam . . . . Vielleicht kam mir das aber nur so vor, weil ich dort meistens nur bei größeren Vergnügungen hingezogen ward; denn in dem einzigen dänischen Hause, in welchem ich sehr viel und gern ein- und ausging, in demjenigen meines verehrten Kammerdirectors Bluhme, herrschte, wenn es nicht gerade zu repräsentiren galt, ein so behaglicher Ton als möglich . . . . Erfreulich war es, daß in den Gesellschaften, wo Deutsche und Dänen zusammentrafen, jedes Gespräch über die politischen Differenzen möglichst vermieden ward. Denn so gerne meine Freunde und ich uns über die unseligen Verhältnisse ausgesprochen hätten, hielten wir es doch für geboten, uns einstweilen zurückzuhalten, um nicht durch unzeitiges Reden die Möglichkeit zu verlieren, künftig in einflußreicher Stellung für das Wohl des Vaterlandes wirken zu können. Wir wußten, daß die dänischen Politiker kein Mittel scheuten, ihre vermeintlichen Gegner zu Falle zu bringen." Die angedeutete Möglichkeit schwand freilich völlig durch den „offenen Brief" König Christian's VIII. (8. Juli 1846), welcher die Ueberzeugung des Königs bekundete, daß für Schleswig und Lauenburg dieselbe Erbfolge gelte wie für Dänemark, und nur für einzelne Theile von Holstein dasselbe nicht mit gleicher Bestimmtheit ausgesprochen werden könne; der König verhieß aber, daß er unablässig bestrebt sein werde, die vollständige Anerkennung der Untrennbarkeit des dänischen Gesammtstaates zu Wege zu bringen. Ueber die Entstehung des offenen Briefes macht Schleiden (S. 148 ff.) sehr interessante Angaben, aus welchen ersichtlich wird, daß derselbe in allererster Linie des Königs eigenster Gedanke gewesen ist: in fast dreiviertelstündiger Rede hat er in einem großen Kronrath seine Ansicht von der Nothwendigkeit einer solchen Erklärung begründet, mit welcher er den Plan seines Ahnherrn Friedrich's IV. vom Jahre 1721 zur Ausführung bringen und den Wünschen der Roeskilder Ständeversammlung entsprechen wollte. Der Eindruck der Rede des Königs war so mächtig, daß alle dänischen Mitglieder des Kronraths bis auf drei dem Monarchen beipflichteten; die Deutschen aber, der Minister des Auswärtigen, Graf Heinrich Rewentlow-Criminil und sein Bruder Graf Joseph, der Kanzleipräsident, blieben standhaft dabei, daß ohne vorausgehende Verhandlung mit den Großmächten eine solche Erklärung höchst bedenklich sei. Graf Joseph „stand dabei da wie eine Eiche". Wenn trotzdem der Minister und der Präsident im Amte blieben, so geschah es nach Schleiden, um die Aufregung in den Herzogthümern nicht durch ihren Rücktritt noch mehr zu steigern, in welchem Falle ein Aufruhr zu befürchten war; Graf Heinrich hat später, kurz bevor er am 9. April 1848 der vorläufigen Regierung Schleswig-Holsteins seine Dienste anbot, bezeugt, daß er eine Verständigung auf dem Boden der Personalunion und der Erbfolge der Verwandten ohne gewaltsamen Umsturz immer noch für möglich gehalten habe, was aber durch den Tod des Königs (am 20. Januar 1848) allerdings ganz ausgeschlossen wurde. Christian's VIII. Sohn, Friedrich VII., ließ sich von der populären Agitation vollends ergreifen und erklärte am 24. März 1848, wo die von Paris ausgehenden Wellen auch Kopenhagen überfluthet hatten, daß Dänemark und Schleswig durch eine freie Verfassung vereinigt werden, Holstein dagegen als deutscher Bundesstaat seine eigene freie Verfassung haben solle. Also Dänemark bis zur Eider: angesichts dieses Sieges des national-dänischen Fanatismus hielt es Schleiden für seine Pflicht, seine Entlassung zu nehmen, „da er unter den gegenwärtigen Umständen dem König nicht mehr mit dem Eifer und der Hingebung dienen könne, welche Allerhöchstdieselben mit Recht von ihren Beamten verlangten". Noch am gleichen Tage verließ er nebst zahlreichen Landsleuten Kopenhagen und fuhr nach Kiel: ohne seinen Koffer mitzunehmen, reiste er ab; eine Anzahl Frauen hatten all' ihr Gepäck in ihrem Arbeitsbeutel beisammen: der Boden des eidbrüchig gewordenen Dänemarks brannte allen Deutschen unter den Füßen.

Damit schließen die „Erinnerungen"; wir dürfen einem dritten Bande wohl entgegensehen, welcher von den zugleich so stolzen und so traurigen Schicksalen Schleswig-Holsteins in den Jahren 1848—1851 berichten wird: ein rechter, pflichttreuer, maßvoller, aber im Gefühl des Rechts unbeugsamer Mann hat uns die vorliegenden schmucklosen und doch so anziehenden Blätter gegeben. m.

αβ. **Sociale Wohlfahrtseinrichtungen im Staate, in der Gemeinde und im Fabrikbetriebe.** Von C. H. Zander. Düsseldorf, C. Kraus. 1890.

Die Erlasse Kaiser Wilhelm's II. vom 4. Februar d. J. haben eine Fluth von Brochurenliteratur hervorgerufen, die selbst für den mitten in diesen Fragen Stehenden schwer zu bewältigen ist. Ein großer Theil derselben ist allerdings zu sehr der Absicht entsprungen, durch den Titel Käufer anzulocken, als daß es sich lohnte, auf den Inhalt einzugehen. Eine Reihe anderer beansprucht ein größeres Interesse, und zu diesen gehört die hier in Rede stehende Schrift, schon um deswillen, weil sie der Feder eines aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Autors entstammt. Der Verfasser ist Werkmeister, Vorsitzender des Deutschen Werkmeisterverbands, und sein Elaborat stellt die Ausarbeitung eines im Bergischen Verein für Gemeinwohl gehaltenen Vortrags dar. Derselbe ist nicht nur geeignet, im Allgemeinen zur Orientirung über die springenden Punkte der heute im Mittelpunkt der Discussion stehenden Arbeiterwohlfahrtsbestrebungen zu dienen; er bringt auch beachtenswerthe und aus der praktischen Erfahrung geschöpfte eigene Gedanken des Verfassers, namentlich über die Fragen der Einigungsämter, Arbeiterkammern und ähnlicher Institute, wie sie seitens einiger weniger Gemeinden — Breslau, Kempten in Bayern, Offenbach und vor Allem Frankfurt a. M. — in den letzten Jahren mit Glück eingeführt sind. Die Statuten von mustergültigen Einrichtungen dieser Art sind der tüchtigen Schrift im Wortlaut eingefügt, und dadurch dürfte Manchem das Verständniß für solche durchaus erstrebenswerthe Institutionen näher gebracht werden. Im Sinne der Kaiserlichen Erlasse legt der Autor überhaupt das Schwergewicht seiner Erörterungen auf die Schaffung geeigneter Arbeitervertretungen, sei es gegenüber Staat und Gemeinde, sei es gegenüber dem Arbeitgeber, obwohl er nicht verkennt, daß gerade letztere sowohl seitens des Arbeitgebers, als auch besonders seitens der Arbeiter ein so hohes Maß von Einsicht, Opferwilligkeit und Mäßigung voraussetzen, daß es eingehender Erwägung bedarf, ob ihre Einführung zur Zeit schon möglich ist.

μ. **Stanley au secours d'Emin-Pascha.** Von A. J. Wauters, Chefredacteur des „Mouvement géographique". Paris, Maison Quantin. 1890.

Es war vorauszusehen, daß nach der glücklichen Rückkehr Stanley's in Begleitung Emin Pascha's, Casati's und des Gefolges des Ersteren alsbald eine Beschreibung dieses in den Annalen der Afrikaforschung ewig denkwürdigen Zuges im Druck erscheinen würde. Man kann sich beglückwünschen, daß der Erste, welcher es unternommen hat, der Culturgeschichte dieses Blatt einzuverleiben und um das Haupt des kühnen und erfolgreichen Reisenden den ersten Lorbeer zu winden, kein Anderer ist, als der Chefredakteur des „Mouvement géographique", welcher durch seine Stellung sowohl wie seine Vertrautheit mit afrikanischen Verhältnissen insbesonders zu obiger Aufgabe berufen erscheint. Während wir dem Werke, in welchem Stanley selbst, gleich Xenophon, seinem classischen Vorgänger, seinen Zug durch Afrika zur Befreiung Emin Pascha's beschreiben wird, mit berechtigter Spannung entgegensehen, dürfen wir eine vorgängige kurze Schilderung, wie sie uns in dem vorliegenden Buche geboten wird, mit um so größerer Freude begrüßen, als die in verschiedenen Blättern zu verschiedenen Zeiten veröffentlichten Briefe Stanley's an Männer der Wissenschaft oder an dessen Gönner und Freunde dem interessierten Publicum ein übersichtliches Bild nicht gewähren können.

Wir müssen zunächst dankbar anerkennen, daß der Verfasser in der Widmung seines Buches und in der Vorrede zu demselben unserem Landsmann, Dr. Junker, ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Denn dieser darf für sich in Anspruch nehmen, zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf jenen anderen berühmten Sohn Deutschlands, Dr. Schnitzer, besser bekannt unter dem Namen Emin Pascha, hingelenkt zu haben, welcher als Gouverneur von Wadalaï im Sudan das letzte Bollwerk der Civilisation gegen die Barbarei vertheidigte. — Das Werkchen selbst behandelt in den sechs ersten Kapiteln kurz zusammengefaßt die Geschichte des Sudan in den letzten zehn Jahren, den Siegeszug des Mahdi, den Fall Chartums, die Ernennung Dr. Schnitzer's zum Gouverneur von Wadalaï, die Rückkehr Dr. Junkers nach Sansibar; in eindringlicher Weise beleuchtet es dann den Gedanken einer Expedition zur Befreiung Emin Pascha's, um endlich den Zug Stanley's mit beredten, oft begeisterten Worten zu schildern: er liest sich wie ein Indianerroman Cooper's. Hat man an der Hand dieser Darstellung Stanley bis nach Bagamoyo begleitet, dann begreift man, wie er von Msoua aus schreiben konnte, daß er sich wie ein Arbeiter fühle, der nach gethaner Arbeit am Sonnabend nach Hause kommt, seinen Lohn in der Tasche und im Gedanken schwelgend, daß der nächste Tag ein Sonntag sei. — Das Buch ist mit den wohlgelungenen Bildnissen Stanley's und Emin Pascha's, sowie mit mehreren Aufnahmen von Land und Leuten und einer vorzüglichen Karte der Marschroute Stanley's versehen.

ϰ. **Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinem Nachfolger** (1647—1721) von Dr. Schück. Leipzig, F. W. Grunow. 1889.

Das Werk, das mit einer Vorrede des Geh. Legationsraths Paul Kayser versehen ist, verdankt seine Anregung einem Vortrage, den Kayser im Frühjahr 1887 in der „Juristischen Gesellschaft" über die Rechtsverhältnisse der „Deutschen Kolonialgesellschaft" gehalten, und ist gerade im gegenwärtigen Augenblick mit Freude zu begrüßen, da es bisher an eingehenden Untersuchungen über die Colonialpolitik des Großen Kurfürsten und ebenso an einer umfassenden Benutzung der zahlreichen, dieselbe betreffenden Urkunden, die die Archive bewahren, gefehlt hat. Ohne Zurückgreifen aber auf jene

Zeit bleiben alle Schilderungen der entsprechenden heutigen Unternehmungen ohne das genügende Fundament. Die zeitgenössischen Schriftsteller, vor allen Dingen der Historiograph des Großen Kurfürsten, Pufendorf, berühren kaum jene Materie, so daß bereits die Zeit Friedrich's des Großen umfassende Arbeiten über diese interessante Episode aus der Geschichte des Großen Kurfürsten vermißt. Damals hatte denn auch F. Hertzberg (1755) eine „Geschichte der Marine und der Afrikanischen Compagnie Preußens" verfaßt, die im Manuscript in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird. Spätere Versuche unseres Jahrhunderts sind ungenügend geblieben, und erst unserem Verfasser ist es gelungen, eine wirklich pragmatische Geschichte der Colonialpolitik des Großen Kurfürsten zu schreiben. Vor allen Dingen ist die Entdeckung eines Convoluts im Geheimen Staatsarchiv, das von der Hand des damaligen Archivars den Vermerk trägt „Project einer Afrikanischen Compagnie mit dem Hause Oesterreich", das Verdienst von Schück. So ermöglichen die von ihm neuaufgefundenen Urkunden eine Ergänzung der bisher schon bekannten und geben ein nach allen Richtungen hin klares Bild. Ganz besonders werthvoll ist der zweite Theil des Schück'schen Werks, welcher das im ersten Theil in systematischer Darstellung Vorgetragene urkundlich belegt; denn mag man auch jenen Ausführungen, die oft genug das Bestreben verrathen, die heutige Colonialbewegung mit der der Vergangenheit in Zusammenhang zu bringen, nicht überall folgen wollen, und selbst den, wie Kayser meint, „auf selbständigen wirthschaftlichen und politischen Grundlagen" erwachsenen Anfängen eines deutschen Colonialreichs nicht ganz ohne Vorbehalt gegenüberstehen, so wird doch für jeden denkenden Leser und zumal den Historiker eine Durchsicht dieser Documente vom höchsten Interesse sein, von denen neben 46 bereits früher abgedruckten, 167 an dieser Stelle zum ersten Mal veröffentlicht werden. War selbst das gedruckte Material zum Theil schwer zugänglich, so haben wir nun eine vollständige Sammlung, in welcher auch die Neudrucke möglichst genau collationirt sind. Dem immer größer werdenden Publicum, das sich eingehend mit der brandenburg-preußischen Geschichte beschäftigt, darf die gut durchgeführte Arbeit von Dr. Schück angelegentlich empfohlen werden.

ϰϱ. **Die Gefangenen und die Verbrecher unter dem Einflusse des Christenthums.** Geschichtlicher Ueberblick, umfassend die ersten siebzehn Jahrhunderte. Von F. A. Karl Krauß, Gefängnißgeistlicher in Freiburg i. Br. (Separatabdr. aus den „Blättern für Gefängnißkunde"). Heidelberg 1889, G. Weiß.

Zu den Aufgaben der Humanität und Cultur, welche der antiken Gesellschaft als solche kaum zum Bewußtsein gekommen, welche das Mittelalter wohl geahnt, oder sich auch ausdrücklich gestellt hat, deren Ausführung der Staat aber meist der Kirche und der Privatthätigkeit überließ, gehört die Ausbildung des Strafrechtswesens und speciell die Behandlung der Gefangenen. Erst in der neuesten Zeit ist unser Rechtsstaat sich der auf ihm ruhenden Verpflichtung nach dieser Seite völlig bewußt geworden und hat er seither Anstalten getroffen, um dieser Pflicht nachzukommen. Es ist selbstverständlich, daß die mit der Ausführung dieser Aufgabe betrauten Factoren sich die Frage vorlegen, was nun in dieser Richtung in frühern Zeiten geschehen ist, was wir von der Vergangenheit zu lernen haben. In unserer Literatur war dies Thema noch nicht zusammenhängend und ex professo behandelt worden: es war daher ein glücklicher Wurf, daß ein seit langen Jahren auf dem Gebiet des Gefängnißwesens praktisch thätiger Geistlicher sich die historische Darlegung dessen zum Vorwurf nahm, was unter dem Einflusse des Christenthums in alter, mittlerer und neuerer Zeit zu Gunsten einer humanen und erziehenden Behandlung der Gefangenen geschehen war. Die Schrift des Herrn A. K. Krauß zeigt nach der kritischen und biographischen Seite einige Unebenheiten, die übrigens ohne Belang sind. Was er leisten wollte, hat er geleistet, und das in einer alles Lob verdienenden Weise. Niemand wird ohne Nutzen die kleine Schrift aus der Hand legen, in der jeder Satz dafür zeugt, wie tief der treffliche Verfasser von seinem Gegenstande ergriffen ist und wie warm sein Herz für die Leiden jenes unglücklichen Theiles der Gesellschaft schlägt, an dem sich die Sünden der letztern selbst nur rächen. Es gereicht uns zu wahrem Vergnügen, die Lectüre des Buches weiteren Kreisen zu empfehlen, und wir hoffen, der Verfasser werde diese Studien fortsetzen und zu einer größeren, auch die letzten zwei Jahrhunderte umfassenden Darstellung erweitern.

β. **René Descartes' philosophische Werke** übersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann. Dritte Abtheilung: „Die Principien der Philosophie". 2. Auflage. Heidelberg, Georg Weiß' Verlag.

„Die Principien der Philosophie sind das Werk, in welchem das erste Mal, seit die Welt stand, eine wirkliche Philosophie der Natur den Menschen geboten worden ist. Es ist ein Werk, dessen Größe, Harmonie und Consequenz in Rücksicht der Zeit, zu welcher es erschien, nicht genug bewundert werden kann. Hier wird zuerst der Versuch gemacht, mit Ausschluß aller Wunder und aller geheimnißvollen Qualitäten aus wenigen einfachen Principien die Welt sowohl in ihrem organischen wie unorganischen Theile zu erklären und alles Einzelne mit mathematischer Strenge und Genauigkeit daraus abzuleiten." Mit diesen Worten gibt J. H. von Kirchmann selbst der von ihm veranstalteten vorliegenden Ausgabe des Descartesschen Hauptwerkes das Geleit. Man wird seiner Ansicht von der eminenten Bedeutung dieses Werkes im Wesentlichen nur beistimmen können; es verdient in weitesten Kreisen gelesen zu werden, und die Kirchmann'sche Bearbeitung gibt jedem Gebildeten die Gelegenheit, sich mit demselben vertraut zu machen, an die Hand. Eine besondere Empfehlung dieser Bearbeitung ist überflüssig; die Kirchmann'schen Ausgaben älterer

philosophischer Werke mit ihren, dem Text beigefügten erläuternden Anmerkungen, die den Standpunkt des Herausgebers präcisiren und auch dem, der diesen Standpunkt nicht theilt, willkommen sein werden, sind längst in weiten Kreisen rühmlichst bekannt.

βxφ. **Kunstkritische Studien über italienische Malerei.** Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Von Ivan Lermolieff. Mit 62 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Der Verfasser, dessen Name ein Pseudonym ist, gilt seit längerer Zeit als ausgezeichneter Kritiker der europäischen Galerieen. Ebenso bekannt ist, daß er verschiedene Kunstgelehrte, um ein indifferentes Wort zu brauchen: nicht mag. Anfangs erweckte diese Gegnerschaft ein gewisses Interesse bei den Lesern der Werke Lermolieff's, dann erregte sie Verdruß, und endlich hat sie zur Folge gehabt, daß man seine neu erscheinenden Schriften nicht gern in die Hand nimmt. Seine trockene, fatale Ironie entspricht weder dem Ernste wissenschaftlicher Forschung noch dem natürlichen Wunsche, über die Werke großer Künstler mit unschuldiger, freudiger Begeisterung reden zu hören. Ein Buch kann noch so geistreich und gelehrt sein, es darf uns mit keinem unbehaglichen Gefühle erfüllen.

Denen, welche Lermolieff's Schriften kennen, ist wohl erinnerlich, daß ihm zumal die Herren Crowe und Cavalcaselle widerwärtig sind. Er hat sich schon früher in allerlei Tonarten gegen sie versucht. Wir wollen den Ruhm der beiden Forscher und Geschichtschreiber nicht dadurch beeinträchtigen, daß wir sie hier in Schutz nehmen. Die europäische Kunstwelt ist ihnen Dank schuldig und hat dies Gefühl nie verleugnet. Greift sie jetzt ein Italiener an, so ist das desto schlimmer für ihn. Wenn L. sich C. und C. gegenüber jedoch einfach als Macht gegen Macht ausspielt, so waltet hier ein Unterschied, den zu erörtern angemessen erscheint.

Lermolieff gibt seinem Buche Gespräche zur Einleitung und Ausleitung, und verleiht ihm so eine gewisse Einheit. Aber es besteht, gleich den meisten uns bekannten Arbeiten seiner Feder, aus einer Aufsammlung zufälliger Gedanken. C. und C. dagegen behandeln die italienischen Künstler von einheitlichen, großen Gesichtspunkten aus; ihr Buch ist ein Stück italienischer Geschichte; sie beurtheilen die Gemälde als Producte bedeutender Charaktere und beschreiben sie. Sie sind positiv schöpferisch zu Werke gegangen. Sie haben literarische Werthe geschaffen. Um es zu wiederholen: sie sind Geschichtschreiber.

Leuten, die so ungeheuere Massen von Stoff zu umfassen, zu ordnen, und zuletzt organisch neu zu beleben hatten, Irrthümer nachzuweisen, mag ein verdienstliches Beginnen sein, ist keines aber, das den, der sich dessen unterfängt, auf gleiche Höhe mit ihnen erhöbe, noch den Werth der schönen Reihe ihrer Bände irgend verminderte. Das, was den Erfolg eines echten positiven Geschichtswerkes bedingt, wird von boshaften Kritikern entweder nicht berührt oder nicht gekannt. Zurück- oder Zurechtweisung wäre hier überflüssig. Aber man will denn doch einmal aussprechen, wie die Dinge liegen.

Dagegen muß eine Feindschaft anderer Art ernster zur Sprache kommen: L.'s Stellung zu Berlin und Norddeutschland, die ihm ebenfalls fatal sind. Der von L. gemachte Unterschied zwischen Berlin sammt Norddeutschland und den übrigen Theilen unseres gemeinsamen Vaterlandes zeigt, wie er den veralteten Standpunkt noch innehält, auf Unfrieden und Eifersucht im eigenen Hause bei uns zu rechnen. Wer sich mit Kunstgeschichte beschäftigen will, muß mit unschuldiger Freude an die Dinge herangehen. Und wer dies als Deutscher thut, wird sich vor bösartigen Insinuationen, von wo aus sie auch über die Gebirge importirt werden, zu hüten wissen.

Das Buch hat 62 Abbildungen, meist im Facsimiledruck reproducirter Handzeichnungen, so daß, wo der Verfasser Behauptungen aufstellt, das Material oft gleich zur Stelle ist. Besonders interessant sind L.'s Aeußerungen über Handzeichnungen Raphael's, Blätter, die er zum Theil anderen Meistern zuschreibt. Da er die Meinungen Anderer bespricht, so gewinnt der Anfänger zugleich von dieser Seite her Einblick in das, worauf es bei solchen Streitigkeiten ankommt, und sieht, wie immer wieder auf das eigene Gefühl als das Entscheidende von ihm selbst recurrirt werde. Wechselt dieses „Gefühl", wie nicht selten der Fall ist, so stürzen die kritischen Luftschlösser zusammen, um in anderer Gestalt oft sofort wieder aufzustehen. Diese destruirende und reconstruirende Arbeit aber ist eine nothwendige. Die Werke der großen Meister und der von ihnen abhängigen Arbeiter müssen immer von Neuem in Betracht gezogen werden, wenn ihre Eigenschaften in vollem Umfange erkannt werden sollen. Falsche und richtige Meinungen sind hier beide werthvoll. Der kritische Blick schärft sich. Und was für den, der sich diesen Bemühungen widmet, zuerst nur ein persönlicher Vortheil war, kommt mit der Zeit einem sich stets vergrößernden Kreise zu Gute. In diesem Sinne ist auch Lermolieff's mit Scharfsinn geschriebenes Buch eine Erscheinung, die fördernd wirken wird. Viele Seiten darin wurden ohne böse Nebengedanken niedergeschrieben, und man freut sich, hier mit L. übereinstimmen zu dürfen. So bei dem, was er S. 251 über den einst in der Sammlung Borghese sichtbaren Heiligen Stephanus des Francesco Francia sagt, dasjenige Werk des Meisters, das allein die volle Kenntniß seiner Kunst gewährt und das, in den großen Untergang so vieler Reichthümer vielleicht bereits mit hineingerissen, im Palaste Borghese zu Rom nicht mehr sichtbar ist. „Wenige," sagt der Verfasser, „hauchen so voll das Arom jener goldenen Kunstblüthe aus, wie jener Stephanus."

Warum muß in dem Buche neben so schönen Sätzen so Widriges stehen?

βxφ. **Raffael-Studien** mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters von Dr. W. Koopmann. Mit 36 Abbildungen, darunter 21 Abdrücke nach Handzeichnungen Raffael's in der Größe der Originale. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1890.

Eine hübsch ausgestattete Publication. Will ein beginnender Verehrer Raphael's dem Meister in genauerem Studium nachgehen, so möge er diese Beobachtungen eines sehr vorsichtig auftretenden Forschers in die Hand nehmen. Aber er muß, was durchaus nothwendig ist, Wort für Wort aufmerksam verfolgen. Er wird dann lernen, wieviel die liebevolle Betrachtung eines Kunstliebhabers aus Handzeichnungen eines großen Meisters herauszulesen im Stande sei. Ob wir mit dem in dem Hefte Vorgebrachten einverstanden seien (was wir nicht sind), kommt bei dieser Würdigung der Arbeit des Herrn Dr. Koopmann nicht in Betracht. —

Was man „wissenschaftliche Methode" nennt, ist nur ein anderer Ausdruck für „Anwendung der gesunden Vernunft". Bei der ungemeinen Fülle des mit Raphael's Thätigkeit in Verbindung gebrachten Materiales nöthigt die gesunde Vernunft, unter den ihm zugeschriebenen Arbeiten diejenigen zusammenzulegen, welche durch Inschrift oder durch glaubwürdige Nachrichten sich als ihm und keinem Anderen zugehörig erweisen. Treffen wir bei Raphael diese Auswahl, so findet sich, daß die sicheren Gemälde und Zeichnungen gewisse gemeinsame Eigenschaften haben, die als ihre Besonderheit erkennbar sind. Die nächste Frage wird sein, ob unter den übrigen, nicht so ganz sicheren Werken einige diese Besonderheit gleichfalls verrathen. Aus diesen wird dann eine zweite Kategorie zu bilden sein. Als dritte Operation bietet sich darauf dar, den gesammten Bestand der Raphael zugeschriebenen Arbeiten auf die Aehnlichkeit gewisser Sachen unter sich zu prüfen, 2c. Dies schafft Gelegenheit zu weiteren Vermuthungen.

Es gibt also eine Straße der Erkenntniß. Will man im Herauserkennen der Werke Raphael's sich größere Freiheit gestatten, so wird man sich mehr und mehr ins Reich des Ungewissen verlieren. Wer an sich selber glaubt, fühlt sich auf dieser verlängerten Straße vielleicht am wohlsten und — am sichersten! Denn ohne die selbst ertheilte Erlaubniß, aus persönlicher Neigung Vermuthungen auszusprechen und an sie zu glauben, wird Niemand sich kunsthistorischen Untersuchungen hingeben wollen. Wir nehmen es Keinem also übel, wenn er jene Straße vom absolut Sicheren zum absolut Unsicheren soweit als möglich verfolgt. Aber wer das thut, muß die eben angedeuteten drei Unterschiede wenigstens kennen. Wir sind nicht ganz überzeugt, daß der Verfasser unserer Raphael-Studien schon so weit gekommen sei.

Wir haben noch ein Anderes dem Verfasser nicht gerade vorzuwerfen, aber doch als Eigenschaft seiner Arbeit anzumerken. Ueber die meisten der von ihm besprochenen Werke besteht eine Literatur, die sie zum Theil sehr angelegentlich bespricht und noch in Fluß ist. Herr Dr. Koopmann discutirt die Meinungen seiner Mitforscher nicht, nennt deren überhaupt so gut wie keinen. Wir haben nicht die Absicht, dies zu tadeln, glauben aber, er würde, wenn er nur die Schriften Derer z. B. eingehend behandelt hätte, die sich mit dem venezianischen Skizzenbuche beschäftigten, seinen Studien festeren Grund und Boden unterbreitet haben.

Wir begreifen nicht recht, warum ein (doch wohl jüngerer?) Schriftsteller nicht lieber eine Geschichte der Jugendzeit Raphael's geschrieben hat, die, ohne vielleicht größeren Umfang zu beanspruchen, seine Leser und ihn selbst mehr befriedigt haben würde.

ρ. **Prinz Rosa Stramin.** Von Eduard Helmer. (Ernst Koch.) Fünfte Auflage. Mit einem Geleitswort. Kassel, Georg H. Wigand. 1890.

Es ist des Oefteren schon in diesen Blättern von Ernst Koch die Rede gewesen und seines Buches „Prinz Rosa Stramin" Erwähnung gethan worden, welches lange nur in der engeren Heimath des Dichters, in Kurhessen, gekannt und geschätzt ward, und auch dort zuerst nur von Wenigen. Ein trauriges Geschick hatte Ernst Koch seinem Vaterlande entfremdet, und weit weg von demselben ist er vorzeitig gestorben, scheinbar vergessen, wie sein „Prinz Rosa Stramin". Da nahm sich, im Jahre 1872, ein poetisch reichbegabter Landsmann, Karl Altmüller, des Büchleins an, dessen eigentliches Leben nun erst, vierzehn Jahre nach dem Tode seines Verfassers, begann und fortan auch die Namen der Beiden lebendig erhalten wird, dessen, der es schrieb, und dessen, der es der Welt zum zweiten Male gab; denn auch dieser ist jung gestorben. Es brauchte zweiundzwanzig Jahre, bis die zweite Auflage erschien; jetzt, nach weiteren siebzehn Jahren, liegt die fünfte vor. „Prinz Rosa Stramin" ist ein Haushaltsbuch in Hessen geworden, und wir sehen nicht ein, weshalb es den Platz, den es verdient, sich nicht auch im übrigen Deutschland gewinnen sollte. Denn wir haben nicht so viel gute neue Bücher, um nicht gern zu den guten alten zurückzugreifen, zu denen, die nicht veralten. Ein solches Buch ist „Prinz Rosa Stramin", das in seiner gegenwärtigen Gestalt sich gar gefällig präsentiert und immer mehr sympathischen Lesern auf seinem Wege begegnen möge.

ρ. **Gespenster im Sonnenschein.** Merkwürdige Alltagsgeschichten von Ernst Wechsler. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

In einem hübschen Buch über „Wiener Autoren", das wir an dieser Stelle früher bereits angezeigt haben, spricht Ernst Wechsler sich höchst verständig über die feuilletonistische Production aus, der, auf Kosten der eigentlich poetischen, das Bedürfniß der Tagesblätter und die Gunst des Publicums entgegenkommen. Denselben Gedanken, aber in das Gewand des Märchens gekleidet, nimmt der junge Schriftsteller in der ersten der Skizzen wieder auf, welche, die vorliegende Sammlung einleitend, zugleich sein ästhetisches Glaubensbekenntniß enthält. Als „die Töchter der Muse", denen Beifall und Lohn der Menge gehören, werden Feuilleton und Operette dargestellt, während die hoch und einsam im Wolkenschloß Thronende nur wenig von den substantiellen Freuden dieser Welt zu bieten hat — ein geistreiches Capricio, schillernd von Farben und Gestalten, und mit einem bitteren Kern von Wahrheit. Dieselben Züge des Phantastischen und Ironischen, bald mehr ins heiter Spielende gewandt, bald mehr ins

düster Grübelnde, finden sich in den übrigen Stücken des Bandes wieder. Nicht alle sind von gleichem Werth; aber den ernsten Sinn, der den bedeutenden Fragen des Daseins nicht gleichgültig vorbeigeht und auch in den bescheidenen Existenzen seine Poesie zu finden vermag, erkennt man in allen, und fast alle haben eine Pointe. So die Fabel, oder wie man es nennen mag, vom „Zuhören": „Es ist ein trauriges Factum, daß in Gesellschaft so unendlich viel gesprochen, und so unendlich wenig zugehört wird"; so ferner, in dem sonst ein wenig carrikierten Vortragsabend eines „musikalisch-literarischen Familienvereins", das überaus treffende Wort: „Selig sind die Einfältigen und — die Dilettanten". Wahrhaft frappant wirkt der Schluß der kleinen Geschichte „Drei Schneider"; aber worin die Überraschung hier besteht, wollen wir dem Leser nicht verrathen, um ihm das Vergnügen nicht vorwegzunehmen. Aus einer mehr oder minder handgreiflichen Realität hervorgehend oder sie spiegelnd, scheinen diese „Gespenster im Sonnenschein" durch ihren Titel andeuten zu wollen, daß — in Leben und Dichtung — von den Gebilden der Nacht nur das Licht befreien kann.

$\sigma\beta\chi$. **Herr Paulus. The Inner House. By Walter Besant.** Tauchnitz-Edition. 2541/42. 2553. Leipzig, B. Tauchnitz. 1888.

Mr. Besant ist einer der eifrigsten und betriebsamsten englischen Romanschriftsteller, und in Bezug auf seine Arbeiten, sowie die Pünktlichkeit ihres Erscheinens der Nachfolger von Anthony Trollope, mit dem er sonst auch einige Aehnlichkeit besitzt. Erst die Verbindung mit einem seither verstorbenen Freunde zu der wohlbekannten Romanfirma Besant and Rice führte ihn diesem Beruf zu, dessen er nunmehr allein pflegt. Seinen vielseitigen praktischen Interessen entspricht es, daß er sich gerne sociale Probleme der Gegenwart zum Vorwurf wählt, wie vordem Charles Reade, und mit Erfolg, was man aus der Errichtung des Vergnügungsortes für arme Leute The People's Palace in London schließen darf, welcher gemäß seiner Schilderung in der Erzählung All Sorts and Conditions of Men erbaut wurde. Auch in den vorliegenden Bänden greift Besant ähnliche Aufgaben an. Herr Paulus beschreibt die kurze Laufbahn eines amerikanischen Gedankenlesers und Hypnotiseurs in der Londoner Gesellschaft und benutzt die Gelegenheit, sehr verschiedene Typen aus spiritistischen Kreisen vorzuführen. Der aufsteigende Theil der Geschichte ist spannend geschrieben, der zweite Band fällt dagegen sehr ab und wird in Erfindung und Darstellung häufig trivial. The Inner House ist ein polemischer Roman, der in Gestalt eines wunderlich phantastischen Zukunftsbildes sich gegen die kommunistischen Schwärmereien, sowie gegen die Wünsche nach dauernder Verlängerung des menschlichen Lebens kehrt. Dieses Buch ist jedenfalls geistreich und anregend, obgleich es, wie das vorgenannte, der sorgfältigen Composition und damit des rechten künstlerischen Werthes ermangelt.

$\sigma\beta\chi$. **Concerning Men and Other Papers. By Mrs. Craik.** London, Macmillan & Co. 1888.

Diese Aufsätze enthalten das Letzte, was die vortreffliche Verfasserin von John Halifax, Gentleman geschrieben hat. Wir erkennen sie auch hierin wieder. Mag sie über die Ehe reden, über den Krystallpalast, über eine Sommerfrische für Londoner Ladenmädchen, oder von einem schottischen Volksfest und Shakespeareaufführungen erzählen, immer spricht derselbe wohlwollende common-sense aus ihren Essays, die wahre Menschenfreundlichkeit, die Milde ihres Wesens. Nicht ohne kleine Schwächen natürlich. So übersieht sie, wenn sie vom Müßiggang in Irland spricht, daß dieser vor Zeiten dem Volke durch die englische Regierung aufgezwungen worden ist; daß die Habgier der Fabrikanten von Manchester und Liverpool vermittelst der hohen Sätze eines Zwischenzolles die einst blühende irische Hausindustrie (wer wüßte nicht von irländischer Leinwand?) systematisch zerstört hat. Das wird jedoch dem Buche nicht abträglich, ruft uns nur die Liebenswürdigkeit und Thatkraft der begabten Erzählerin ins Gedächtniß, der auch in Deutschland viele Leser gute Stunden verdanken.

λ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1890.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwölfter Jahrgang. Stuttgart, Jos. Kürschner's Selbstverlag.

Früher als sonst und in erweitertem Umfang liegt dieser Jahresalmanach, der für jeden mit der Literatur in Verbindung Stehenden unentbehrlich ist, vor und erfreut uns von Neuem durch die Sorgfalt und Umsicht seiner Zusammenstellung wie durch den Reichthum seines Inhalts. Der Letztere ist zur Genüge bekannt; erwähnen wollen wir nur, daß der Druck größer geworden ist und das Adressenverzeichniß der Schriftsteller und Schriftstellerinnen etwas gesichtet wurde. Wir haben dies mit besonderem Vergnügen bemerkt, denn so angenehm in diesem Falle auch ein Viel ist, so störend wirkt ein Zuviel, und uns dünkt, daß die letzten Jahrgänge des Kalenders hieran gelitten. Der Herausgeber verspricht, daß er auch ferner mit „dem großen Kehrbesen durch die Spalten seines Buches schreiten wird"; wir sind gewohnt, daß er seine Versprechungen erfüllt, ja, zumeist noch übertrifft; das sehen wir am deutlichsten bei einem Vergleich des neuen Literatur-Kalenders mit seinen Vorgängern.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 12. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anne-Paule-Dominique de Noailles, marquise de Montalgu. Nouvelle édition. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1890.

Bauer. — Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Literatur-historische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Bergmann. — Die letzte Stiftung der Kaiserin Augusta von Ernst von Bergmann. Berlin, August Hirschwald. 1890.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von E. Falkenhorst. Lfrg. 1. Stuttgart, Union. 1890.

Breslau. — Er geht! . . . Was nun? Blicke in die Politik der Zukunft von Kurt von Breslau. Berlin, Cassirer & Danziger.

Correspondance officielle des Pachas et des Deys d'Alger avec la Cour de France. 1579—1833. Recueillie dans les dépôts d'archives des affaires étrangères, de la marine, des colonies et de la chambre de commerce de Marseille, et publiée avec une introduction, des éclaircissements et des notes par Eugène Plantet. 2 tomes. Paris, Félix Alcan. 1889.

David. — Das Höfe-Recht. Eine Erzählung von J. J. David. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Döllinger. — Akademische Vorträge von J. von Döllinger. Erster Band. Zweite Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1890.

Ebner-Eschenbach. — Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Firdosi's Königsbuch (Schahname), übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII. Berlin, Georg Reimer. 1890.

Frapan. — Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Fulda. — Gedichte von Ludwig Fulda. Berlin, F. Fontane. 1890.

Fürst Bismarck's Deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Von B. von A. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Gaullier. — Daniel Cummings. Par Henri Gaullier. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

Gerok. — Trost und Weihe. Reden und Predigten von Karl Gerok. Stuttgart, Karl Krabbe. 1890.

Gerok. — Vor Feierabend. Karl Gerok's letzte Predigten. Stuttgart, Karl Krabbe. 1890.

Haché. — Aus dem deutschen Walde. Alle Zeit bereit für des Waldes Herrlichkeit! Stimmungsbilder und Erzählungen aus dem Walde von Hermann Haché. Cassel, C. Richartz. 1890.

Hildebrandt. — Ohne Bismarck. Eine nüchterne Betrachtung der Lage von Martin Hildebrandt. Berlin, A. Hein. 1890.

Kinder-Gartenlaube. Band 8. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube.

Klein. — Schmerzliche Wonnen. Roman von Oskar Klein. Elberfeld, Verlag des Verfassers.

Koeber. — Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Raphael Koeber. Stuttgart, Carl Conradi. 1890.

Kohut. — Ein Liebesarchiv und manches Andere. Von Dr. Adolph Kohut. Leipzig, Georg Meyer's Verlag. 1890.

Levetzow. — Aus den Erinnerungen eines Schleswig-Holsteinischen Offiziers von F. von Levetzow. 1. Lfrg. Schleswig, Julius Bergas. 1890.

Maltzan. — Der Lohnkampf. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Freiherrn von Maltzan. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1890.

Menger. — Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Eine Kritik des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich von Dr. Anton Menger. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1890.

Müller-Guttenbrunn. — Das Wiener Theaterleben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Naaff. — Aus dem Dornbusch. Lieder vom Hügel von Anton August Naaff. Dresden, E. Pierson. 1890.

Natzmer. — Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Pröll. — Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Pröll. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Reclam's Universal-Bibliothek. 2605 Solo-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Fr. Wittmann. II. Bdchn. Leipzig, Ph. Reclam jr.

Reich. — Grillparzer's Kunstphilosophie von Dr. Emil Reich. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Univers.-Buchhandlung.

Ribot. — The psychology of attention. By Th. Ribot. Chicago, The Open Court Pub. Co. 1890.

Richter. — Das Deutsche Reich. Illustrirte Vaterlandskunde. Von Professor Dr. J. W. Otto Richter. Mit erläuternden Kartenbeigaben, Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Rudolph. — Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert. Festschrift zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, den 29. October 1890, von Ludwig Rudolph. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung R. Stricker. 1890.

Schaff. — Literature and poetry. Studies on the english language; the poetry of the bible; the dies irae; the stabat mater; the hymns of St. Bernard; the university, ancient and modern; Dante Allighieri; the divina commedia. By Philipp Schaff. New York, Charles Scribner's Sons. 1890.

Schwarzkopf. — Moderne Typen. Novellistische Studien von Gustav Schwarzkopf. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

von Sybel. — Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Vierter Band. Dritte unveränderte Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1890.

Taschen-Kalender für Amateur-Photographen. Herausgegeben von Dr. A. Miethe. Berlin, Rudolf Mückenberger. 1890.

Tolstoj. — Die Kreutzersonate. Von Leo Tolstoj. Uebersetzt vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Berlin, B. Behr's Buchhandlung.

Volz. — Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert vom Luneviller Frieden an bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. Von Dr. Berthold Volz. I. Abthlg. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Warnow. — Chauvinismus. Ein Zeitbild von Franz Warnow. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Weitbrecht. — Sonnenwende. Neue Dichtungen von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Wilbrandt. — Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1889.

Wilkinson. — The brain of an army. A popular account of the german general Staff. By Spencer Wilkinson. London, Macmillan and Co. 1890.

Zander. — Sociale Wohlfahrts-Einrichtungen im Staate, in der Gemeinde und im Fabrikbetriebe von C. H. Zander. Düsseldorf, C. Kraus. 1890.

Zapp. — Im neuen Sparta. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Zeit- und Streitfragen, deutsche. Begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Heft 59: Sittenlehre und Strafrecht. Von Conrad Thümmel. Heft 60/61: Ueber litterarische Fälschungen. Von Dr. Herm. Hagen. Heft 62: Ueber Budgetrecht. Von Dr. Max Seidel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1890.

Zingeler. — Die Hohenzollern in Rumänien. Eine historisch-politische Abhandlung von Dr. K. Th. Zingeler. Bonn, Emil Strauß. 1890.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Zwischen Kirche und Pastorat.

Novelle

von

Mite Kremnitz.

Die Kreissynode tagte in der Kirche zu Brinkhof. Es war ein regnerischer Augusttag, und alle Wege der Umgegend aufgeweicht; trotzdem waren die Pastoren mit ihren Synodalen vollzählig erschienen: wichtige Fragen sollten discutirt und der Jahresbericht zusammengestellt werden. Auf dem breiten Chor, der sich an der einen Seite der großen Kirche hinzog, saßen sogar einige Damen.

„Wer sind die Damen, Jensen?" fragte ein älterer Geistlicher mit langem, weißen Haar und glatt rasirtem Gesicht leise seinen Nachbarn, einen jungen, schlanken Mann, dessen unteres Gesicht ein sich kräuselnder Vollbart bedeckte und dessen blaue Augen einen fast erschreckend idealen Ausdruck hatten: Augen, die verklärt aussahen, als seien sie nicht von dieser Welt.

„Es sind meine Schwestern," entgegnete der Angeredete lächelnd.

„Ach richtig, ich erkannte sie nicht in den großen Hüten" — er grüßte hinauf — „aber die Andere, die Kleine mit dem runden Gesicht, den frischen Farben und den lustigen braunen Augen?"

„Ich glaube, es ist die Nichte des Propstes," antwortete er erröthend.

Trat ihm das Blut in die Wangen, weil er „ich glaube" gesagt, obgleich er es doch genau wußte, oder weil er bisher nicht hinaufgeschaut hatte? Auch jetzt that er es nicht, sondern nahm seinen Platz unter dem Chor ein, bis er als Schriftführer heraustreten und sich an den Tisch vor den Altar setzen mußte: der Jüngsterwählte der Propstei fungirte immer als Schriftführer; Jensen war erst seit zehn Monaten im Amte.

Der ältere Herr, Pastor Hindersen, blieb auf der Seite der Kirche sitzen, die ihm gestattete, die jungen Damen zu sehen; als eifriger Botaniker liebte er die Blumen in jeder Form. Er war der einzige der anwesenden Pastoren, der, obgleich zwanzig Jahre lang verheirathet gewesen, nie Kinder gehabt hatte. Vielleicht gefiel ihm darum die kindlich anmuthige Nichte des Propstes so gut. In der Pause erkundigte er sich darnach, wer sie sei? Ihr Vater war kürzlich als

Regimentskommandeur von Königsberg in eine Garnisonstadt der Herzogthümer versetzt worden, und sie war seit drei Wochen in Brinkhof zum Besuch. Sie sollte schon vierundzwanzig Jahre alt sein! Das war nicht zu glauben, sie sah wie sechszehn aus mit ihrem frischen runden Gesicht.

Nachdem er sie eine Weile angesehen, wußte er auch, woran sie ihn erinnerte: an die Mohnblume. Ihre Augen waren der reife, schwarze Stern, die reizende weiche Form der Wangen entsprach dem rundlichen Kelche.

Unterdeß hörte er nur mit halbem Ohre auf den Bericht über eine Kirchenreparatur, welche von den Bauern einer Gemeinde aus eigener Initiative vorgenommen war, und auf die sich daran knüpfende Discussion, ob dies Factum in den Jahresbericht aufzunehmen sei oder nicht. Dann begann Pastor Petersen einen Vortrag über „die Mittel zur Bekämpfung der Vagabondage".

Die Fräulein Jensen droben auf dem Chor langweilten sich; sie hatten über dies Thema schon oft im Hause ihres Bruders reden hören und fanden die Landstreicher eine große Plage, doch uninteressant. Fräulein Hartmann aber wohnte gern einem Vortrage bei; in Königsberg, als ihr Vater dort noch gestanden, hatte sie bei keinem wissenschaftlichen Vortrage gefehlt; einmal in Berlin war sie sogar im Reichstag gewesen. Eine Versammlung wie die gegenwärtige amüsirte sie außerordentlich, fast so sehr wie eine Parade. Männer in Uniform hatte sie bisher eigentlich vorgezogen, nur in letzter Zeit hatten sich unangenehme Erinnerungen mit der Uniform vermischt: Premierlieutenant von Klees hatte ihr den ganzen vorigen Winter so auffallend den Hof gemacht, daß sie von Tag zu Tag auf seinen Antrag gewartet; im Mai hatte er sich aber mit seiner reichen Cousine verlobt. Das war ein harter Schlag gewesen, der Johanna nur dadurch erleichtert wurde, daß ihr Vater in derselben Woche so weit weg versetzt wurde. Mit ihrer Stiefmutter stand sie schlecht; vor ihr hatte sie daher ihren Kummer verbergen müssen; ihr Vater war ein kalter, harter Mann.

Als sie nun in die neue Heimath gekommen, war es natürlich, daß sie einmal zum Bruder ihrer verstorbenen Mutter aufs Land ging. Sie hatte sich bei ihm denn auch für den Monat August angemeldet, während ihr Vater seinen Urlaub benutzte, um mit seiner Frau eine Harzreise zu machen, und Johanna war auf das Freundlichste von ihrem Onkel in Brinkhof empfangen worden. Schon am ersten Sonntage hatte sie den Pastor des Nachbardorfes, Klaus Jensen, getroffen, und hatte im Lauf der Woche mit ihrer Tante seine Schwestern aufgesucht, die mit ihm in dem schönen Pastorate lebten. Ihn hatten sie nicht zu Hause getroffen, da er gerade einen Krankenbesuch im Dorfe machte; aber am Sonntag darauf war er mit seinen Schwestern nach Brinkhof gekommen.

Jetzt sah Johanna ihn zum dritten Male, und sie war sich ganz klar, daß sie Herrn von Klees über ihn vergäße. Ja, sie dachte zum ersten Male: „Wie gut, daß nichts daraus wurde!"

Es war so wunderschön auf dem Lande! Sie hatte bisher nur in der Stadt gelebt, und jetzt war ihr zu Sinn, als könnte sie nie wieder fort, als müßte es ein Himmel auf Erden sein, nur zwischen Kirche und Pastorat sein Leben zu verbringen. Natürlich war der Onkel Propst und seine Frau sehr erfreut über ihr Entzücken, das sie nur auf ihr Heim bezogen. Auch sie waren

immer gern auf dem Lande gewesen, waren aber doch schon etwas gleichgültig geworden gegen die Reize desselben; Johanna brachte ihnen, so zu sagen, erst wieder ins Bewußtsein, wie herrlich am frühen Morgen die Sonne durch die Linde schien, und wie thaufrisch der Blumengarten war. Sie sahen jetzt Alles wieder jung durch ihre jungen Augen. Es war ja auch seit langem kein junges Mädchen im Hause gewesen: die beiden Töchter hatten sich früh verheirathet; zwei Söhne studirten, und der jüngste war noch auf dem Gymnasium in Schleswig.

Johanna sah hier die Religion zum ersten Male in lebensvollem Lichte. Sie war nie unfromm gewesen, nein, sie war sogar regelmäßig zur Kirche gegangen, aber nur aus gedankenloser Gewohnheit. Die Religion hatte ihr tägliches Leben nicht durchdrungen. Jetzt, seitdem sie in Pastor Jensen's Augen geblickt, war sie so leidenschaftlich fromm, daß ihr bei jeder kleinen Beschäftigung Bibelsprüche einfielen, über die sie den ganzen Tag nachdenken mußte.

Die Kirchenluft war es, die ihr auch die Synode so besonders anziehend machte. Sie war so aufmerksam, daß sie der Feder des Schriftführers mit den Augen folgte. Er hatte noch gar nicht zu ihr hinaufgeschaut. Hielt er es für unpassend in einer Kirche?

Das älteste Fräulein Jensen ließ jetzt deutlich merken, daß sie fortgehen wolle; Johanna konnte ihr nicht zureden, zu bleiben, da sie doch die Wirthin spielte. Sie wußte zwar, daß die Tante noch mitten in den Vorbereitungen zum Mittagessen steckte, aber es war doch nicht zu ändern, und sie konnte ja mit den jungen Mädchen etwas musiciren. Die Fräulein Jensen, ohne schüchtern zu sein, fühlten sich nicht wohl mit Johanna, die ihnen in Kleidung und Benehmen zu städtisch war: besonders der modische Schnitt des Anzugs beunruhigte sie. Da Johanna immer nur mit Officiersdamen verkehrt hatte, verwandte sie viel Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung, und besonders heute hatte sie sich sehr schön gemacht: sie trug eine rothbraune Sammettaille, die ihre mädchenhafte Gestalt eng umschloß, und einen Cachemirkleiderrock von derselben Farbe, reich mit Sammet besetzt. Es saß alles adrett und elegant, während die Fräulein Jensen, welche sich ihre Kleider immer selbst arbeiteten und sich außerdem ganz gleich anzogen, etwas Typisches an sich hatten: Ein Kleid sah immer aus wie das andere, da es stets denselben Schnitt hatte und meist dieselbe unbestimmte Farbe, und wer sie nur einmal gesehen, erkannte sie daran schnell wieder. Die Aeltere aber hatte die Geschmacklosigkeit in der Kleidung zum Princip erhoben, weil sie meinte, daß man in einem Pastorate des guten Beispiels wegen nicht einfach genug sein könnte: die Bauerfrauen seien so wie so schon zu putzsüchtig, und sie brannte eigentlich darauf, diese ihre Meinung Johanna zu sagen; es wäre eine Art Protest gegen die beneidete rothbraune Sammettaille gewesen!

Der Weg zwischen Kirche und Propstei war kurz, aber in dem weichen Lehmboden doch nicht schnell zurückzulegen, obgleich der Regen gerade ausgesetzt hatte. Die Uhr zeigte schon dreiviertel Zwölf, als die Mädchen ins Haus traten, und das Essen war auf halb Eins festgesetzt. Die Herren speisten gemeinschaftlich drüben im Wirthshause. Johanna nahm ihren Gästen Hut und Mantel ab und führte sie in das beste Zimmer, wo das Piano stand.

„Spielen Sie Clavier, singen Sie nicht etwa?“ Diese Vorfragen wurden erledigt, und die beiden Fräulein Jensen entschlossen sich, da sie keine Handarbeit mitgebracht hatten und nicht gern stille saßen, etwas Vierhändiges vorzuspielen. Die kleine Frau Propstin, eine schon sehr bejahrt aussehende Dame, mit grauen Löckchen vorn im Gesicht und einer saubern weißen Haube, kam auch ins Zimmer und hörte zu. Sie war vor ihrer Heirath Gouvernante gewesen und hatte sich daher auch viel mit Clavierspielen abgegeben. Zwölf Jahre lang war sie verlobt gewesen, und bis ihr Mann eine Pfarre gefunden, hatte sie sich in fremden Häusern ihr Brot verdient. Darum war sie doch eine sehr praktische Hausfrau geworden und hatte daneben ihre beiden Töchter allein unterrichtet. Der Propst erzählte das so gern — so eine Frau, wie er, hätte wirklich sonst Niemand!

Johanna achtete nicht auf das sehr mittelmäßige Spiel ihrer Gäste, nur machten die Töne sie unbewußt traurig; sie saß am Fenster und sah auf die Kirche. Wenn er doch herauskäme und den kleinen Pfad entlang ginge! Aber es war sehr unwahrscheinlich; erst nach dem Mittagessen würde er auf einen Augenblick kommen, seine Schwestern zur Heimfahrt abzuholen, und dann war der Tag vorbei, auf den sie sich so lange gefreut hatte, und ihr geschwelltes Herz würde wieder klein werden! Sie würde ihn gewiß nicht allein sprechen. Ach, die beiden glücklichen Mädchen, die mit ihm in sein Haus fahren durften, die immer um ihn waren, die ihn stets, wenn sie wollten, sehen konnten!

Johanna trat an die Tante heran und fragte sie leise, ob sie allein wohl noch einmal in die Kirche gehen dürfe? Die Mädchen hätten sich gelangweilt, ihr hätte es aber sehr gefallen, und sie hätte fort müssen, noch ehe der Onkel das Wort ergriffen. Die Tante nickte, und Johanna ging, so glückselig, daß sie am liebsten gesprungen wäre. Es wäre beinahe wie mit ihm sprechen, ihn immerfort ansehen zu können — noch dazu ohne daß es Jemand merkte; denn er saß neben dem Propst, auf den sie doch blicken mußte!

War er ganz bei seiner Beschäftigung des Schreibens? Hatte er nicht gemerkt, daß sie wieder da sei? Der ältere Herr mit dem glattrasirten Gesicht und den langen weißen Haaren hatte es doch gleich gesehen und sie angelächelt! Warum konnte er denn nicht ein einziges Mal aufblicken? Sie suchte ihn mit ihren Augen dazu zu zwingen, allein es gelang ihr nicht, und nun wußte sie auch, daß er nicht wollte. Warum nicht? Wie schön sah er aus! Wie ein Christusbild. O, ihr war, als möchte sie die beiden Arme ausstrecken und so vor ihm niedersinken, um sich von ihm segnen zu lassen.

Es regnete wieder stark, und der Wind setzte ein; eine große Trauerweide dicht an der Kirche schlug mit ihren nassen Aesten hart an das Kirchenfenster, so daß Johanna erschrocken zusammenfuhr. In demselben Augenblick schaute er unwillkürlich auf, und eine Secunde trafen sich ihre Augen. — Er erröthete bis in die glatte Stirn, und Johanna's Herz klopfte laut. Der Propst sprach weiter, und der Regen rauschte stark und einförmig nieder, so daß ihr ganz traumhaft zu Muthe wurde. War sie es wirklich, die hier so allein auf dem Chor der Dorfkirche saß? Es war so anders als ihr bisheriges Leben, ganz als ob sie eine Kindergeschichte von der Wildermuth erlebte, oder als ob sie eine Heldin aus Marie Nathusius' Romanen geworden sei. Besonders das merkwürdig ge-

spannte Gefühl in ihr, die zitternde Erregung, in der Gott, Kirche und der Diener der Kirche in Eins verschmolzen, in der sie nicht wußte, ob es heilige Schauer waren, die sie erfaßten, wenn sie den Prediger mit dem schmalen, durchgeistigten Gesicht anblickte, oder ob es nur der Mann war, den sie in ihm liebte. Aber wie liebte sie ihn! Sie konnte sich nie anders vor ihm als knieend denken; sie sah ihn auf der Kanzel stehen und sich darunter, zu ihm hinaufblickend. Dabei kannte sie seine Kirche noch nicht einmal. Würde sie ihn je dort sehen?

Plötzlich fiel ihr ein, daß die Zeit verrönne, ja, als sie nach der Uhr sah, merkte sie, daß sie schon über die festgesetzte Essensstunde ausgeblieben, und schnell eilte sie in die Propstei zurück. Die Tante war nicht böse über ihre Verspätung, zumal da Johanna sagte, sie hätte nicht mitten in der Rede des Propstes aufstehen wollen.

„Nicht wahr, eine solche Stimme wie der Onkel hat keiner?“ meinte die bewundernde Gattin, und Johanna stimmte ihr gedankenlos bei. Das ältere Fräulein Jensen meinte, auch Pastor Hindersen habe ein recht ansprechendes Organ, und als Johanna bemerkte: „Ihr Bruder spricht gewiß sehr schön?“ bejahten die Schwestern es kühl.

Es war merkwürdig, welche Feindseligkeit Johanna in den beiden Fräulein Jensen spürte; sie suchte dieselbe auf jede Weise zu beseitigen und überhäufte sie mit Freundlichkeiten, denn ihr Herz zog sie warm zu ihnen hin — es war umsonst. Die Pröpstin merkte es nicht; sie war in Gedanken nur damit beschäftigt, ob ihr Mann sich auch nicht erkälten würde, da er sechs Stunden lang in der feuchten, kalten Kirche sitzen mußte, und ob das Essen im Gasthaus durch die Verzögerung nicht ungenießbar geworden wäre? Auf Ein Uhr war es angesetzt worden, aber nach der Länge des zu discutirenden Programms konnte es Drei werden, ehe die Herren frei waren. Sie hatte eigentlich Luft, nach dem eigenen Mittagessen, das schon fast beendet, einmal zur Krugwirthin hinüberzugehen; der Regenguß war ja vorüber.

Die jungen Mädchen sprachen jetzt über einen neuen Stich in der Wollstickerei, und Johanna versprach, denselben den beiden Fräulein Jensen zu lehren; außerdem hatte sie kürzlich eine Art Patentstricken gesehen, das viel dauerhafter als das gewöhnliche sein sollte. Das älteste Fräulein Jensen meinte, ihr mache nur Klöppeln Freude, weil Johanna nichts vom Klöppeln verstand; als nun letztere bat, es sie zu lehren, wenn sie einmal zu ihnen käme, antwortete Marie Jensen, das sei zu umständlich. Die jüngere Schwester Anna aber verabredete sich schließlich mit Johanna auf den nächsten Tag, und wenn Marie auch meinte: „Du weißt, Anna, wir haben morgen den ganzen Tag mit der Wäsche zu thun,“ so ließ Johanna sich doch nicht abschrecken. Die Aussicht, in das schöne Dorf, in das Pastorat von Klaus Jensen zu gehen, war zu verlockend, auch auf Kosten ihrer Eigenliebe. So lag ein Morgen vor ihr, wenn der heutige Montag grau zu Ende dämmerte!

Allein das Wetter schien anderer Ansicht geworden zu sein; um vier Uhr kam die Sonne heraus, und gleich darauf trat der kleine Propst mit dem schlanken Pastor Jensen auf den Kirchpfad, der zum Hause führte. Johanna sah sie und

wechselte die Farbe: jetzt kam er! Was würde er mit ihr sprechen? Würde er lange bleiben oder nur die Schwestern abholen?

„Sie sind den Verhandlungen mit großem Interesse gefolgt, Fräulein Hartmann!" sagte Pastor Jensen lächelnd, nachdem er Alle begrüßt.

Sie hatte ihren Platz am Fenster wieder eingenommen, er stand ihr gegenüber in der Fensternische.

„Meinen Sie etwa, daß ich nicht im Stande sei, diese Verhandlungen zu verstehen?" entgegnete sie, zu ihm aufblickend.

„Wie gefallsüchtig sie ist," dachte Marie Jensen, die gerade mit dem Propst sprach.

„Nein," meinte der junge Pastor, „mich wundert nur, daß Sie verwöhnte Stadtdame Gefallen an unsern Angelegenheiten finden."

„Aber wir sind doch auch Christen!"

„Ist die Kirchenverwaltung darum interessanter?"

„Mich interessirt Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, das Aeußerliche und das Innerliche."

„Hoffentlich nicht gleich sehr?" unterbrach mit scharfer Betonung Fräulein Marie.

„Natürlich nicht," lachte Johanna, die sich über nichts ärgern konnte, wenn Klaus Jensen in ihrer Nähe war. „Wäre ich ein Mann, ich würde sicher Landpastor geworden sein."

„Und doch wissen Sie nicht, wie schwer das gleichförmige einsame Leben mit den harten Anforderungen des Tages Ihnen geworden wäre; Ihre Natur eignet sich nicht dazu."

„Was wissen Sie von meiner Natur?" fragte sie übermüthig.

„Nun, die ist doch in Allem ausgeprägt, in der Erscheinung" — sein Blick glitt über ihre elegante Kleidung — „in der Stimme . . ."

„Der Kern der Menschennatur verbirgt sich aber doch scheu vor Anderen," sagte sie leiser.

Er schwieg einen Augenblick. Es war höchst reizvoll, ihr gegenüberzustehen. In ihren zierlichen Fingern hatte sie eine Stickerei, arbeitete aber nicht daran, sondern steckte die Nadel immer nur hinein und holte sie wieder heraus. Sie war bei ihren letzten Worten roth geworden, und er stand da und sah sie unverwandt an, ohne eigentlich zu wissen, daß er es that.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte sie schließlich. Er rückte sich einen Stuhl heran und fragte sie, was sie arbeite? Ihr brannte das Blut in den Wangen, trotz der Unverfänglichkeit der Frage; sie wußte nur, daß es wunderbar wohlig war.

„Eine unnütze Arbeit, die man macht, nur um etwas in der Hand zu haben."

Fräulein Marie trat an die Beiden heran und meinte: man dürfe nie etwas Unnöthiges arbeiten, wenn so viele Leute zu dem Nöthigsten nicht die Zeit hätten und des Nöthigsten entbehrten. Johanna erwiderte: „Sie haben gewiß Recht." Der junge Mann aber sagte: „Dein Puritanismus schickt sich nicht für Alle."

„Wollen Sie mich damit herabsetzen?" fragte Johanna, ihn groß anblickend, als ob seine Schwester nicht piquirt daneben stünde. Wenn sie mit ihm sprach,

waren ihr alle Uebrigen so gleichgültig, als hätten sie weder Augen noch Ohren. Er erwiderte ihren Blick, ohne auf das, was sie sagte, zu antworten, und sie las nur Bewunderung und Liebe in seinen Augen. Nach einer Weile sagte er plötzlich: „Ich glaube, Sie könnten sich an unser hausbackenes Leben nicht gewöhnen."

„Wie können Sie die leibhaftige Poesie nur hausbacken nennen! In einem Pastorat ist Alles durchleuchtet vom Glanz, den der Sonntag auf die ganze Woche wirft! Hausbacken ist das Stadtleben. Die gewöhnlichste Verrichtung, Grünzeug putzen und Schweine füttern, sieht auf dem Lande, in der weiten, freien Luft, ästhetisch aus — zumal wenn man an die engen, düstern Höfe der Städte denkt. Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben."

„Aber nur Arbeit, nie eine Zerstreuung!" fiel Marie ein.

„Ist ein Tag wie der heutige keine Zerstreuung? Ist ein Besuch in der Nachbarschaft nicht mehr, als ein Concert oder ein Ball?"

„Ja, nachdem man sich satt getanzt hat," entgegnete Marie; sie wurde ganz unruhig: so etwas Unverschämtes war ihr noch nie vorgekommen! Dieses Fräulein Johanna warb förmlich öffentlich um ihren Bruder, und der saß da, als müsse es so sein! — Sie wandte sich darum an ihn: „Klaus, es ist Zeit, aufzubrechen!"

Langsam und träumerisch zog er seine Uhr und schob sie wieder in die Tasche, ohne gesehen zu haben, wie spät es sei.

„Warum sind Sie so eilig, Fräulein Jensen? Sie haben doch keinen weiten Weg, und noch ist Niemand abgefahren," fragte Johanna.

„Ich habe zu thun; morgen wird gewaschen, und da will ich heut Abend noch einweichen, ehe es dunkel wird."

„Waschen Sie selbst?"

„Natürlich; meinen Sie, die Magd würde allein damit fertig?"

Johanna sah unwillkürlich auf ihre Finger und erschrak vor ihren Gedanken. Der junge Pastor war ihrem Blick gefolgt und hatte leicht gelächelt. Johanna empfand dabei einen scharfen Schmerz — aber sie konnte doch nicht sagen: „Für Sie könnte ich Alles lernen!" Er hatte ihr ja eigentlich nie ein Wort von dem gesagt, was ihr so natürlich und unausbleiblich schien — von ihrer gemeinsamen Zukunft!

Marie wandte sich zu ihrer Schwester, um den Aufbruch zu betreiben, und Johanna sagte bittend zu Klaus:

„Wollen Sie nicht noch ein bischen bleiben; die Sonne scheint jetzt, und wir könnten die halbe Stunde bis ans Meer gehen."

„Ich möchte wohl und habe auch Zeit, wenn aber die Schwester nicht kann —"

Johanna war verletzt. Ließ er sich so von der Schwester beherrschen? Das wäre sehr traurig!

„Bitte, bitte," begann sie noch einmal, als handele es sich um etwas von höchster Wichtigkeit.

„Also auf morgen, so um fünf Uhr," sagte Anna, an Johanna herantretend.

„Oder übermorgen, wenn es Ihnen besser paßt?" entgegnete diese.

„Ja, übermorgen wäre noch besser!"

„Wißt Ihr," sagte Klaus, als die Schwestern auf dem Wagen saßen, den ein Bauer des Dorfes selbst kutschirte, „ich werde zu Fuß nachkommen; ich will noch einmal zu den Herren in den Krug gehen; vor acht bin ich sicher zu Haus."

Damit gab er dem Bauer das Zeichen zum Abfahren, so daß die Schwestern nichts mehr einwenden konnten.

Der Propst fand es viel verständiger, daß Jensen zu Fuß ginge, nachdem er den ganzen Tag still gesessen hätte; die Frau Pröpstin wurde mit einem Mal nachdenklich, als sie Johanna's strahlendes Gesicht sah.

Pastor Jensen ging allerdings zuerst in den Krug, kehrte aber bald zur Propstei zurück und schlug nun den Spaziergang ans Meer vor, die Wege wären schon ganz aufgetrocknet. Als er aber sah, daß die alten Herrschaften keine große Lust hatten, war er es auch ganz zufrieden, im Zimmer zu sitzen. Er rauchte nicht und konnte daher Johanna helfen, verhedderte Wolle zu entwirren; und als der Propst sich zurückgezogen hatte, las er den Damen ein Rückert'sches Sonnet vor; später begleitete, auf Vorschlag der Tante, Johanna ihn zu einem Schubert'schen Liede, das er sehr hübsch sang, obgleich ihm Singen wie Rauchen eigentlich verboten war. Johanna wollte die Augenblicke festhalten, aber sie hatte kein rechtes Bewußtsein davon; sie fühlte nur Eins: daß er geblieben war, weil sie ihn darum gebeten!

Als die Pröpstin am Abend zu Bett ging, fragte sie ihren Mann, ob er glaube, daß es was werden könnte zwischen Jensen und Johanna? Er lächelte und erzählte seiner Frau, daß Pastor Hindersen so begeistert von Johanna's Gesicht gewesen sei, daß er nächsten Sonntag gewiß vorspräche; er wäre nur aus Angst vor Marie Jensen heute nicht in die Propstei gekommen. Darüber lachten Beide und schliefen leicht ein.

Johanna aber war von ihrem Glück wie in Banden gehalten. „Ich liebe Dich, Klaus," sagte sie einmal leise, versteckte sich dann aber schnell in ihr Federbett, und am nächsten Morgen wußte sie nicht, ob sie überhaupt geschlafen hatte.

Am zweiten Tage darauf brach Johanna etwa um vier Uhr Nachmittags auf, um bei Anna Jensen das Klöppeln zu erlernen. Es war ein herrlicher Sommertag, ein so wolkenloser Himmel, daß man traurig werden konnte im Gefühl der seelischen Unzulänglichkeit, solche Schönheit ganz zu genießen. Der Weg führte zwischen den hohen, üppigen Hecken entlang und gestattete nur selten Ausblicke auf das wogende grüne Land. In den Hecken blühte noch das gelbliche Jelängerjelieber, dessen süßer Duft sommerlich berauscht; doch die grünen Haselnüsse waren schon groß in der fedrigen Hülle, und die Heckenrosen, lange vom Winde verweht, hatten sich zu den stachlichen, noch nicht reif-rothen Hagebutten geformt. Johanna achtete nur auf das Jelängerjelieber; Anfangs versuchte sie, sich einen Zweig davon abzubrechen, als sie aber nicht heranreichte, sagte sie sich, es sei auch schöner dort, wo es sich zwischen das volle Buschwerk hindurch rankte: es gehöre ihr auch so, und brauche sie es in der Hand zu halten, um sich daran zu freuen?

Der Gedanke aber machte sie traurig: manche Dinge muß man durchaus in der Hand halten, um das Gefühl des Besitzes zu erlangen — nachdem sie eine Viertelstunde weiter gegangen, versuchte sie doch wieder, sich eines Zweiges Jelängerjelieber zu bemächtigen. Es war ihr ein Symbol geworden; und als sie die graziös gewundene Blume in der Hand hielt, schritt sie noch einmal so froh den Heckenweg weiter. Sie wollte nicht schnell gehen, um die Freude des „unterwegs" zu genießen, und doch trieb etwas sie eilig vorwärts.

Da lag das Haus. Sie stand stille; es sah unreal schön aus; nicht als ob Arbeitshände es nach eines Bauführers Plan gemacht, nein, als wäre eines sinnigen Künstlers höchste Schöpferstimmung dort verkörpert worden: das hohe Strohdach, das sich wie lebendig, wie ein bewußt Schirmendes und Schützendes, auf den weißen Mauern aufbaute — die Baumgruppe dahinter, die wunderbare Linde vor dem Hause und daneben der gepflegte Garten, theilweis verborgen durch die dichte Rothdornhecke, über die nur eine zarte Blutbuche hinausragte und einige hohe Rosenstöcke ihre weißen Blüthen streckten. Das Hofthor stand gastlich offen, aber Hof und Haus waren unbelebt. Johanna schaute auf dies Bild, bis ihr die Thränen in die Augen traten. Ja, dort wohnte er, und solch ein Haus gehörte zu ihm, wie er zu dem Hause. Vor Klaus Jensen war sein Vater dort Pastor gewesen; nach zwanzigjähriger Unterbrechung war er ihm jetzt gefolgt und wohnte wieder in dem Hause, in welchem er geboren war.

Als Johanna so vor dem Pastorate stand und es betrachtete, wurde ihr das Herz so schwer, daß sie daran dachte, wieder umzukehren. Aber sie schalt sich thöricht und legte den Rest des Weges schneller zurück, so daß ihre Wangen glühten, als sie die leise klingelnde Hausthür öffnete. Anna kam ihr entgegen, und gleich darauf erschien Marie. — Johanna war die Nichte ihres Propstes, und wenn sie ihr auch nicht sehr willkommen war, zeigte sie es doch nicht im eigenen Hause.

„Wir haben den Kaffeetisch in der Laube zurecht gemacht," sagte sie und führte ihren Gast in den Garten hinaus; „Anna, rufe Klaus!"

Bis dieser kam, betrachtete Marie Johanna's Anzug mit tadelnden Gedanken: es war nur ein Kattunkleid, aber die hellrosa Farbe, der Schnitt und die große, seidne Schärpe gaben demselben den Anstrich höchster Eleganz; es schien ihr die schönste Toilette, die sie je gesehen! Dazu kleidete Johanna der weiße Strohhut, der wie ein umgekehrter Korb schützend über den Kopf gestülpt und mit einem Kranz wilder Rosen garnirt war, ganz ausgezeichnet.

Klaus blieb einen Augenblick an der Gartenpforte stehen, als er die rosige, liebreizende Erscheinung in der grünen Laube sah; er wurde noch bleicher, als er schon gewesen, ging dann aber auf sie zu.

„Was ist Ihnen?" fragte sie erschrocken, „sind Sie nicht wohl?"

„Doch, ganz wohl," meinte er, trübe lächelnd.

„Aber Sie haben sich seit vorgestern so verändert!" Ihre klaren braunen Augen sahen ihn ganz verzweifelt an.

„Ihr Kaffee wird kalt," unterbrach Marie sie schnell, und in Johanna entstand das Gefühl, als sei Marie an der Veränderung des Bruders Schuld.

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. „Haben Sie die Kirche schon gesehen?“ fragte der Pastor.

„Nein,“ antwortete Marie an Johanna's Statt; „aber wenn wir jetzt nicht mit dem Klöppeln anfangen, wird es wieder zu spät.“

„Wir können ja am Freitag fortfahren, wenn Sie dann zu uns kommen wollen? Die Tante läßt schön darum bitten,“ sagte Johanna.

„Bis Freitag ist noch lange,“ meinte Marie ausweichend und sah ihren Bruder an, der sich erhoben hatte.

Johanna und Anna standen auch auf, Marie blieb zurück, und nur die Drei schritten den Weg zur Kirche hinauf.

Die Kirche stand auf einem Hügel, von dem aus man einen schönen Umblick über die Gegend hatte. Das kleine Gotteshaus selbst erschien unendlich rührend; aus großen ineinander gefügten Steinen errichtet, hatte es noch das Gepräge alter Zeiten; der Glockenthurm stand daneben, er war aus Holz und der Kirche später angebaut.

Sie fanden die Thüre verschlossen: „Ach, Anna, bitte hole den Schlüssel vom Küster,“ sagte der Pastor. „Ich zeige Fräulein Hartmann unterdeß die Gräber.“

Er ging um die Kirche herum, die jetzt zwischen ihnen und dem Dorfe lag; vor ihnen erstreckte sich die wellige grüne Ebene im Sonnenschein. Die meisten Gräber waren baumlos, der Wind hauste hier oben gar zu sehr, nur dicht am Gotteshaus lag ein durch mehrere Trauerweiden beschatteter Platz. Klaus lehnte sich an die Kirchwand und sagte:

„Hier ruhen meine Eltern.“

Ein leises „Ach“ entfuhr Johanna's Lippen. Sie trat heran und las die Inschriften der beiden Leichensteine: „Klaus Jensen“ — — „Johanna Jensen.“

Der junge Pastor stand noch immer ruhig an die Kirchwand gelehnt; doch hatten seine Augen mit den ihren die goldenen, halb verwaschenen Lettern gelesen, und nun sah er auf sie, die lebensfrische, jugendliche Gestalt, die bei dem Namen Johanna, der auch der ihrige war, eine kleine Bewegung verrathen hatte. „So jung haben Sie Ihre Mutter verloren!“ sagte sie, und Thränen traten in ihre Augen, als sie sich zu ihm umwandte.

„Ich war drei Jahr alt,“ erwiderte er in demselben ruhigen, hoffnungslosen Ton, der sie heute bei ihrer ersten Begrüßung schon erschreckt hatte, „und sechs, als mein Vater starb.“

„Oh, Sie armer Mann,“ sagte sie ergriffen.

„Auch Sie haben Ihre Mutter früh verloren —“

„Ich war doch schon fünfzehn.“

„Sie wird wohl an derselben Krankheit gestorben sein, die mir meine Eltern nahm; sie war ja auch aus unserm Lande!“

Ueberrascht blickte sie ihn an. „Meine Mutter starb am Nervenfieber,“ entgegnete sie.

„So?“ war Alles, was er erwiderte. Sie beugte sich über die Gräber und zupfte ein kleines gelbblühendes Unkraut aus dem Epheu heraus. Er sah ihr zu, und sie fühlte es wie ein heiliges Band zwischen ihnen, daß sie am Grabe

seiner Eltern jäten durfte. Der Schreck und die Angst vergingen ihr in dem Schweigen, das jetzt eingetreten war, und die mächtige Glücksstimmung überwucherte Alles, gehoben durch den heiligen Ort.

Er sagte noch immer nichts, weil er so viel zu sagen hatte und wunderte sich nur, daß Anna noch nicht zurückkäme, obgleich er ihr Kommen fürchtete. Anna aber saß vorn auf den Kirchthürstufen und spielte gedankenlos mit dem großen Schlüssel.

„Man kann von hier aus das Meer sehen," begann er endlich; „mir ist der Blick so lieb, mit dem lichten Streifen im Hintergrunde. Es sollte uns Menschen allen ein Symbol sein: jenseits der Erde die lichte Ewigkeit!"

„Aber die Erde davor ist auch schön," entgegnete sie, glückselig lächelnd.

Er sah sie an, und einen Moment zuckte es um seinen Mund und schien sein Auge sich zu verdunkeln. Schnell aber wandte er sich wieder der Andeutung des Meeres zu, die er am Horizont zu sehen meinte. Sie blieb mit den Augen an ihm hängen; dann, ohne weiteres Besinnen, ergriff sie sanft seine Hand und sagte: „Was ist Ihnen seit vorgestern geschehen? Warum sind Sie so verändert?"

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," entgegnete er. „Wir wollen aber jetzt die Kirche besehen." Damit ging er einige Schritte weiter.

Sie blieb stehen, und zwei Thränen rannen ihr über die Wangen. Und doch wollte sie sich zusammen nehmen; sie hatte ihm ja nichts vorzuwerfen, es war Alles ihre eigene Einbildung gewesen; nie hatte er ihr ein Wort von Liebe gesprochen, ihr eigen Gefühl hatte sie irre geführt.

Er stand unschlüssig etwa zehn Schritt von ihr entfernt; sie sah ihn gar nicht mehr, sie sah nur die grünen Blätter der Trauerweide dicht vor sich und fühlte, daß sie die Thränen verschlucken mußte, um jeden Preis. Plötzlich stand er dicht neben ihr, ja, er hatte ihre Hand mit beiden Händen ergriffen: „Ich darf nicht, Johanna, ich darf nicht," flüsterte er.

In demselben Augenblick ertönten Schritte; Johanna kauerte sich neben die Trauerweide nieder, und Anna fragte, was sie so lange dort machten? Dann, als sie die Thränen auf Johanna's Gesicht sah, legte sie den Arm um sie:

„Wir sind täglich hier, da sind die Gräber uns vertraut und erschüttern uns nicht mehr," sagte sie.

„Ja, es ist besser, wenn die Todten mit uns fortleben," meinte der junge Pastor.

„Meine Mutter ist in Neisse begraben, wo mein Vater früher stand; ich habe ihr Grab nie wieder gesehen," sagte Johanna, „aber mit mir fortgelebt hat sie doch."

„Ist dies nicht ein reizender Platz," begann Anna nach einer Weile; sie schien aufzuthauen, wenn die strenge ältere Schwester fern war.

Der Pastor ging einige Schritte weiter, an ein ganz frisches Grab: „Hier habe ich vor acht Tagen eine junge zweiundzwanzigjährige Frau beerdigt, die so gern gelebt hätte!"

„War sie glücklich?" fragte Johanna, die ihm folgte.

„Sehr glücklich. Sie hinterläßt ein zweijähriges Kind; die Krankheit brach erst nach dessen Geburt aus; vor ihrer Heirath war sie stark und blühend."

„Die Krankheit" — darunter verstand er die Schwindsucht, Johanna hörte die Bezeichnung zum zweiten Male, und plötzlich sah sie ihn mit starren Augen an. — Ja, nun verstand sie Alles! Ja, gewiß, das war der überirdische Ausdruck seiner Augen; seine beiden Eltern waren daran gestorben, auch seine Schwestern hatten die brustlose Gestalt und gebeugte Haltung: sie würden daran sterben, und er auch! — — — Aber was machte das? Noch lebte er ja, noch war er da, und ihr endloses Sehnen nach ihm würde ihn am Leben erhalten! Wenn er nur der Ihre würde — ein Anderes fürchtete sie nicht, gewiß nicht den Tod, der hier inmitten all' der Gräber sie umgab. „Wie heißt der schönste Bibelspruch?" wandte sie sich an ihn und sah ihn mit strahlenden Augen an: „Liebe überwindet auch den Tod!"

Er nickte leise: „Die richtige Liebe, die entsagen kann!" Damit schloß er die Kirchthüre auf und ließ sie vorangehen. Die kleine Kirche war inwendig mit hellblauer Wasserfarbe gemalt, nur über dem Altar hellrosa; dem Maler mußten Wolken, von der Sonne durchleuchtet, vorgeschwebt haben. Es war wenig darin zu besehen, außer dem alten romanischen Taufstein.

Klaus war, während die Mädchen die steifen Reliefbilder desselben studirten, unbemerkt zur Orgel hinaufgestiegen und spielte zu ihrer Ueberraschung erst einige Accorde, dann „Ein' feste Burg ist unser Gott". Johanna blieb regungslos stehen, die herabhängenden Hände lose gefaltet, als die vollen Orgelklänge durch den kleinen Raum tönten. Anna setzte sich in einen Kirchstuhl, nachdem sie Johanna zugeflüstert: „Jetzt bekommen wir ein ganzes Kirchenconcert; wenn Klaus sich einmal daran setzt, hört er sobald nicht wieder auf."

Nach einer Weile stieg Johanna leise die Stufen zum Chor hinauf, Anna im Vorübergehen sagend, daß sie sich die Orgel in der Nähe betrachten wolle. Anna lächelte darüber; sie hatte eine unerklärliche Freude daran, daß Klaus und Johanna sich lieb hatten; sie begriff nicht, wie Marie so erbittert gegen dies freundliche Mädchen sein konnte: sie, Anna, hatte sich immer eine Frau Pastorin gewünscht; es war ja Platz genug für Alle im Pastorat, selbst wenn sie Beide nicht heiratheten, was doch eigentlich nicht ausgeschlossen war. Marie war zwar schon einunddreißig Jahre alt, aber sie, Anna, erst siebenundzwanzig, nur ein Jahr älter als Klaus. Marie dächte gewiß, daß die verwöhnte Johanna eine schlechte Hausfrau werden würde; aber so lange die Schwestern im Hause wären, brauchte sie sich um nichts zu kümmern. Und wie reizend würde es sein, das Haus voll Kinder zu haben, wie drüben bei Detlefs!

Johanna war unterdeß langsam die Stufen zur Orgel hinangestiegen. Sie wußte genau, was sie ihm sagen wollte; seitdem sie verstanden hatte, was ihn quälte, war sie so muthig, gar nicht mehr das junge Mädchen: sie kam sich vor wie der Mann, der den ersten Schritt thun muß.

Freilich, als sie ihn erblickte, schwand der Muth, und sie blieb wie müde an der letzten Orgelpfeife stehen. Er hatte sie bemerkt, und da er ihr nicht sagen durfte, was er so gern wollte, spielte er immer weiter, einen Choral nach dem andern; manchmal sang er mit leiser Stimme dazu — es war doch der Schein einer Unterhaltung; aber ihr klang es wie Grabgesang. Und während die Töne sie so umschwirrten, ward ihr zum ersten Male die Vergänglichkeit des Seins klar,

daß die Menschen über die Erde hingefegt werden, wie Spreu vor dem Winde, daß die Stimmen der Lebenden so schnell verhallen, wie die Klänge der Orgel, daß um diese Kirche herum schon Generationen begraben lagen, welche sich dasselbe gewünscht, Alle dasselbe gelitten hatten, wie sie, und daß die unendlichen Jahrhunderte der Zukunft immer das Gleiche bringen würden! — Aber gerade darum wollte sie das Leben mit Freudigkeit genießen, wie der Herr es in sie gelegt; so lange er ihr das Leben ließ, geschah es doch nur, auf daß sie sich desselben freute! — Wie war es möglich, daß Klaus, der ein Pastor war und in seiner Bibel lebte, diese Anschauung nicht hatte?

Wer weiß, wie lange Klaus fortgespielt hätte, wenn Marie des Wartens nicht überdrüssig geworden wäre. Anna hatte sich genug gewundert, daß Klaus nicht aufgehört zu spielen, obgleich Johanna zu ihm hinauf gegangen war; als sie ihre Schwester eintreten sah, wußte sie, daß für die Beiden die Möglichkeit, allein und ungestört mit einander zu reden, nun vorüber war. Klaus und Johanna fühlten das auch; jetzt war es zu spät, und eine kalte Traurigkeit legte sich auf Johanna's Gesicht, unter der selbst ihre rothen Wangen verblaßten.

Sie gingen zusammen ins Pfarrhaus zurück, Klaus in seine Stube, aus der er nicht mehr zum Vorschein kam; die Mädchen setzten sich mit ihrer Klöppelarbeit in die Laube. Johanna hatte viel gesellschaftlichen Schliff, der half ihr, sich zu überwinden.

Als sie wieder ins Haus trat, um sich Jacke und Schirm zum Fortgehen zu holen, fiel es ihr auf, wie feucht die Luft drinnen war. Marie aber, gegen die sie dieses äußerte, entgegnete ganz verletzt, es gäbe kein trockeneres und gesünderes Haus als das ihre. Sie wären Alle ganz wohl, ihnen hätte dort nie etwas gefehlt!

Johanna brauchte lange Zeit zu ihrem Heimwege. Sie mußte immer die vom Winde gejagten dicken Wolkenmassen anschauen, die vor ihr hereilten und nur verschwanden, weil neue Massen sie drängten. Noch hielt der Wind den Regen ab, der sich immer drohender über ihrem Haupte zusammenzog und erst begann, als sie schon mit dem Onkel und der Tante beim Abendbrod saß. Nach demselben las der Propst aus Fritz Reuter vor, und Johanna lachte so laut über die Scherze, daß ihre Verwandten sich beruhigten — bei Tisch war ihnen das Kind gar zu einsilbig und bleich vorgekommen: Marie Jensen sei kein guter Umgang, so hart und bitter, wenn auch eine außerordentlich tüchtige und brave Person.

Johanna war froh, als endlich Schlafenszeit war. Denken konnte sie nicht, wie sie im Giebelzimmer in ihren Federbetten lag; sie war todtmüde, und der Wind heulte so ums Haus, während der großtropfige Regen an die kleinen Scheiben klatschte, daß sie weinen und weinen mußte, bis sie einschlief.

Am nächsten Morgen war Alles grau, so viel Nebel und Regen, daß man nicht bis ans Ende des Gartens sehen konnte. Johanna verspürte zum ersten Male hier keine Lust aufzustehen. Ach, wie kannte sie dies Gefühl von zu Hause her, wenn sie am Abend mit ihrer Stiefmutter einen Auftritt gehabt hatte, welcher mit ein paar harten Worten ihres Vaters über ihren Undank gegen diese ausgezeichnete Frau zu endigen pflegte. Er verehrte an der „ausgezeichneten Frau"

hauptsächlich den Stammbaum — denn andere Reize hatte die ihm an Jahren etwas überlegene Gräfin Grusa nie gehabt. Wie oft hatte Johanna hören müssen, daß ihre Mutter, die einfache Pastorstochter, der Stellung ihres Mannes nicht recht gewachsen gewesen wäre, daß dessen gesellschaftliches Leben erst mit der zweiten Frau begonnen hätte. Wie schal kam ihr jetzt dies ganze Treiben vor; ihr fiel das Bibelwort ein: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!“ Die Gehässigkeit ihrer Stiefmutter hatte ihr zum Besten gedient; nie wieder konnte sie in ihre alte Welt zurück, nachdem sie Klaus Jensen gesehen! Sie hatte das Gefühl, als ob sie bisher stets in der Verbannung gelebt oder nur im Traum gewandelt hätte, plötzlich aber zum wirklichen Leben erwacht wäre. Und wie sie sich dies Alles überlegte, wurde ihr auch das Aufstehen nicht schwer; noch war sie ja auf dem Lande, in seiner Nähe, und das lähmende Gefühl, das ihre Glieder bedrückt hatte, hob sich von ihr.

Es war ein richtiger Regentag, bald mehr Regen als Wind, bald mehr Wind als Regen, wie im November, oder wie hier den größten Theil des Jahres. „Unser Land ist hübsch,“ sagte der Probst, „aber unser Klima —“ er lächelte, „ein Klima haben wir eigentlich überhaupt nicht!“

Johanna half der Tante, welche nur eine Magd hatte, beim Reinigen der Zimmer; wenn sie der Arbeit auch ungewohnt war, so ging ihr diese doch schnell von der Hand, denn mit jeder Tagesstunde wuchs ihre Freudigkeit, und bei der häuslichen Beschäftigung, so, wenn sie Essen austheilte, um welches die Kranken des Dorfes ihre kleinen Sprößlinge gesendet hatten, lebte sie sich in die süße Illusion ein, sie sei selbst schon eine Pastorsfrau.

Nachdem Alles schön in Ordnung gebracht war, setzten sich Tante und Nichte ins Wohnzimmer, und während die eine strickte, las die andere englisch vor, immer abwechselnd. Sie lasen einen von Macaulay's Essays, denn die Frau Pröpstin hatte sich ihre Geschmacksrichtung aus der Zeit ihrer Lehrthätigkeit bewahrt. Johanna war in einer guten Schule aufgewachsen und in Sprachen recht bewandert, was der Tante viel Freude machte; ihre beiden eigenen Töchter hatten, seitdem sie sich verheirathet, alle geistigen Interessen verloren; mit ihnen konnte, wenn sie zum Besuch da waren, die Mutter nicht einmal mehr ein englisches Buch lesen.

So verging der Tag, ohne daß Johanna sich über irgend etwas klar geworden wäre, außer über ihren Wunsch, daß morgen, am Freitage, schönes Wetter sei, damit die beiden Jensens zu ihr könnten — selbst wenn er sie nicht abholte, würde sie doch Nachricht von ihm bekommen.

Aber das schlechte Wetter hielt an, und erst am Sonntage, nach der Kirchzeit klärte es sich auf. Johanna glaubte, der liebe Gott habe ihr Gebet erhört und war ganz stolz und triumphirend, als während des Essens ein fahler Sonnenstrahl in die Suppe fiel. Nach Tisch schliefen Onkel und Tante, und sie setzte sich in ihr Giebelzimmerchen an das Fenster, von dem aus sie ein Stück Wegs überschauen konnte. Die Straße war ganz leer, und sie schloß die Augen und sah sein Haus vor sich liegen: so beängstigend still, nicht einmal ein Hund auf dem Hofe unter der Linde, so schön, daß es wie ein Phantasiebild immer weiter und weiter zurückwich.

Jetzt schien die Sonne ganz heiß und trocknete die Wege. Rüstete er sich zum Gange oder saß er an seinem kleinen Tannenschreibtisch in der niedrigen Stube, in die sie nur einmal einen kurzen Blick geworfen, als er die Thür geöffnet hatte? Es war gar nicht wie ein Herrenzimmer, da kein blauer Tabaksqualm aus ihm herausdrang. — „Johanna" hatte er sie einmal genannt, sie wußte es wohl, aber es war in einem Augenblicke so großer Trauer gewesen, daß sie nicht daran denken mochte. Sie hatte überhaupt keine Gedanken mehr, nur das Sehnen, an seinem Halse zu hängen.

Es war schon drei Uhr. Vielleicht ging ihre Uhr vor? Nein, vom Kirchthurm schlug es gerade. Drei war nicht spät; er war neulich erst gegen vier gekommen. Sie mußte aber hinunter, um den Kaffeetisch zurecht zu machen. Sie kämmte ihre feinen braunen Haare noch einmal über und sprang dann die steile Treppe hinab.

Wieder trug sie jenes rosa Kleid, und ihre runden Wangen wurden dunkelroth, als ein Wägelchen anfuhr.

Daß ein anderer Besuch als der erwartete kommen konnte, nein, daran hatte sie nicht gedacht, und obgleich es der freundliche Pastor Hindersen war, der ihr in der Kirche während der Synodal-Versammlung zugelächelt — enttäuscht war sie doch! Er war groß und stark, und sah trotz seiner langen weißen Haare in der Nähe, vielleicht wegen seines jovialen Lächelns, nicht so alt aus, wie er Johanna in der Kirche erschienen. Er war auch erst zweiundfünfzig Jahre alt und ein kräftiger, gesunder Mann, der allgemein beliebt, da er so gern lachte und lachen machte.

Der Propst und er erzählten sich Schnurren aus dem Jahre 1848, wo auch er den Feldzug trotz seiner Jugend mitgemacht hatte, da er als Holsteiner ein großer Dänenfeind gewesen war. Gegen die „Preußen" hatte er allerlei, so deutsch er war, und als er denselben das „sch" in Stock und Stein nachsprach, blinzelte er nach Johanna hinüber, ob sie es auch nicht übel nähme? Johanna aber lachte und rühmte sich ihres Altpreußenthums, was ein Quell von Neckereien zwischen ihnen wurde. Pastor Hindersen hatte noch nie solch ein Mädchen erblickt; da er seit drei Jahren Wittwer war, sah er gar nicht ein, warum er sich nicht verlieben sollte; übrigens war er schon verliebt, seitdem er auf der Synode entdeckt hatte, daß sie einer Mohnblume glich. Als er ihr das sagte, entgegnete sie: „So, also flatterhaft bin ich?" Worauf er meinte: „Nein, berauschend wie Opium." Hätte sie noch röther werden können, wäre sie es wohl geworden; aber Pastor Hindersen's Scherze, zusammen mit dem Rauch seiner starken Cigarren, hatten ihr alles Blut schon ins Gesicht getrieben, daneben auch der unausgesetzte Gedanke: „Er kommt nicht! Er kommt wirklich nicht!"

Ueber diesem Gedanken merkte sie gar nichts von Pastor Hindersen's ernstlichen Absichten. Er sah aus wie ein Mann, der mit Jedem scherzt — daß er es mit ihr besonders gern that, das war ihr keinen Augenblick aufgefallen.

Um sechs Uhr fuhr Pastor Hindersen wieder fort, seine Pfarre lag über zwei Stunden weit ins Land hinein. Die Pröpstin war ganz unglücklich, daß er nicht zum Abendessen bleiben wollte, sie hatte vom besten Schinken und von der Zunge aufgeschnitten und die letzten Erdbeeren gepflückt. Aber er sagte, sich vor Lachen

schüttelnd, seine Wirthschafterin würde ihn sonst die ganze Woche schelten, wenn er sie umsonst mit dem Nachtmahl warten ließe, er müsse wirklich heirathen, denn sie tyrannisire ihn zu sehr.

Johanna war froh, daß er ging, denn sie hoffte immer noch, daß Jensen's kämen: vielleicht hatte ein Besuch oder irgend eine Amtshandlung Klaus abgehalten. O, möglich war es noch, sie fühlte es in ihrem Herzen.

Aber ihr Herz betrog sie; es wurde sieben, acht, neun, und um zehn Uhr gingen sie zur Ruh'. Was sollte nun werden? Sie saß halbentkleidet auf der Bettkante und dachte nach. So weiter leben mit dem Bangen, mit dem Unaufgeklärten zwischen ihnen, nein, das ging nicht! Der liebe Gott hilft nur Denen, die sich selber helfen — sie wollte sich helfen! Klaus hatte ihr gesagt, daß er nicht dürfe: sie aber, sie durfte, und sie wollte auch! Und zwar gleich, morgen früh!

Am nächsten Morgen stand sie früh auf, in der Absicht, ins Nachbar-Pastorat zu gehen und zu fragen, warum die „kleinen Jensens", wie man sie trotz ihrer Größe nannte, nicht wie verabredet am Freitag gekommen wären? Sie sah aber die viele Arbeit, welche dann der Tante allein verblieb, und gerade als sie schwankend geworden war, kam der Onkel aus dem Schlafzimmer und sagte, die Tante fühle sich so unwohl, daß er Lust hätte, zum Doctor zu schicken, obgleich sie dagegen wäre.

Der Propst wollte Johanna's Meinung hören; er that nicht gern etwas selbständig und sah ungern die schlimme Seite der Dinge.

„Es ist gewiß nur eine Erkältung," sagte Johanna, nachdem sie bei der Tante sich umgesehen. „Wenn sie sich heute still hält, geht es gewiß schnell vorüber!"

Dem Propst fiel ein Stein von der Seele. „Ja, das meine ich auch," sagte er. Johanna verstand von Krankenpflege gar nichts, aber der gute Wille half ihr. „Morgen ist sie wieder ganz gesund," rief sie dem Propst noch zu, der ein paar weitab wohnende Pfarrkinder zu besuchen hatte. Dann brachte sie der Tante eines von den Hausmitteln, welche die Pröpstin für alle solche Gelegenheiten vorräthig hielt. „Es ist gewiß zu was gut", sagte Johanna sich dabei, „daß ich heute nicht von Hause fort kann," und in dem Gefühl, der Himmel habe direct in ihre Herzenssorge eingegriffen, war sie so fröhlich wie noch nie, so daß die Tante ihre besondere Freude an ihr hatte.

„Wir sind durch Johanna ordentlich ein umschwärmtes Haus geworden," hatte sie am Abend vorher zu ihrem Manne gesagt; „mich wundert, was das werden soll! Wenn Pastor Jensen nur nicht so viel mit seiner Gesundheit zu thun hätte!" Der Propst hatte gemeint, ihm fehle ja gar nichts, er sähe nur so schmal aus, weil er keine Frau hätte, die ihn ein bischen pflegte, und weil seine Schwester zu hart wäre. „Sie hat eine gar zu starre Richtung, bei der dem besten Mann unbehaglich wird; sie hält sogar das Tanzen für Sünde!"

Johanna's Fröhlichkeit war diesmal wirklich eine vorahnende gewesen. Um drei, als der Propst noch bei seinem Mittagsschlafe war, klingelte die Thür, und als Johanna schnell auf den Hausflur trat, um zu verhüten, daß man in des Onkels Stube ginge, stand Pastor Jensen vor ihr.

Ob sie sich „Guten Tag" gesagt, wußten sie nicht, jetzt saßen sie Beide vor dem Sophatisch, Johanna an der langen, Klaus an der schmalen Seite.

„Es ist sehr schön draußen, fast heiß!“ meinte er, indem er sich mit dem weißen Tuch über das Gesicht fuhr. „Was lasen Sie?“ Sie wurde roth, als er das Buch in die Hand nahm. „Heine's Lieder,“ fuhr er fort, nachdem er hineingeschaut.

Sie wollte etwas über Heine sagen, aber das Blut klopfte ihr so in den Schläfen, daß sie kein richtiges Wort fand.

„Meine Schwester würde Heine's Werke ins Feuer werfen,“ sagte er weiter und blätterte darin.

„Wodurch ist sie so engherzig und befangen geworden?“ fragte sie.

Er antwortete nach kurzem Besinnen: „Ich glaube, für ihre energische Natur ist es ein Glück, daß sie diese Geistesrichtung nahm, sie wäre sonst sehr unglücklich geworden. Sie hatte einmal Jemanden sehr lieb, durfte ihn aber nicht heirathen, weil sie dem feierlich ausgesprochenen letzten Willen des Vaters, daß keins seiner Kinder heirathen möchte, nicht zuwiderhandeln wollte.“

Einen Augenblick hielt er an, dann, aufstehend, fuhr er fort:

„Mein Vater muß sehr viel gelitten haben, um das zu wünschen — ich glaube, er hatte meine Mutter sehr lieb, sie bekam die Krankheit erst durch ihn und starb doch vor ihm — langsam, in unendlichen Leiden, besonders seelischen: sie wollte ihren Mann und ihre kleinen Kinder noch nicht verlassen — —“

Die Uhr tickte laut im Zimmer; der Pastor schwieg, und Johanna hielt den Athem an. Er spielte mit dem Buche, das er noch in der Hand hielt.

„Aber Ihr Vater hatte Unrecht,“ brach sie plötzlich aus. „Des Menschen Leben ist kurz und voll Leid, aber darum dürfen wir es doch nicht vernichten! Wir sollen es so leben, wie es uns beschieden ist! Er hatte Unrecht, ganz gewiß, dies Verbot durfte er nicht aussprechen!“

„Lange habe auch ich das geglaubt, sonst hätte ich — —“ er schwieg eine Weile. „Aber meine Schwester findet es gewissenlos, wenn man Andere in sein Unglück verstrickt . . . .“

„In sein Unglück . . .“ wiederholte sie, und ihre Lippen zitterten. „Wenn nun das Unglück die höchste Seligkeit ist . . .?“

Sie konnte ihn nicht ansehen, sondern stand auf und blickte zum Fenster hinaus. Vor dem Fenster stand eine kirschrothe Malve im Sonnenschein; deren Blüthen zählte Johanna mehrere Male. Sie wußte nicht, was sie gesagt, ach, sie hätte so gern etwas Ungeheures gesagt, ein Wort, das ihrem hämmernden Herzen entsprochen: es gab gar nichts, was so stark war wie ihre Sehnsucht nach ihm!

Er stand jetzt am Ofen und konnte ihr rundes Gesichtchen durch den Spiegel sehen; sie ahnte das nicht.

„Aber die junge Frau, die ich in voriger Woche begrub,“ fuhr er fort — seine Erregung hatte ihn weiß, wie blutlos gemacht — „die hatte ein Kind . . . .!“

Johanna's Kniee zitterten plötzlich so stark, daß sie sich fest an die Wand lehnen mußte. Natürlich, sie wußte, daß man Kinder habe, wenn man verheirathet ist; aber dies Wort aus seinem Munde war etwas so Schauriges, die Besinnung Raubendes, daß es ihr vor den Augen schwindelte. Er sah sie jetzt direct an, nicht mehr durch den Spiegel; er hatte ihr sagen wollen, daß sie an

die Zukunft denken müßten, daß sie die Krankheit nicht fortpflanzen dürften — ja, was hatte er nicht Alles sagen wollen! Den ganzen schönen Heckenweg entlang hatte er es ihr in Gedanken gesagt: er war gekommen, um für immer Abschied von ihr zu nehmen — nun aber, nun sagte er nur: „Johanna!" und hielt sie in seinem Arme. Sie schmiegte sich an ihn mit so inniger Leidenschaft, als stünde der Tod schon hinter ihnen, und als müßte sie sich schützend zwischen ihn und den Geliebten stellen.

Sie hatten abgemacht, daß Johanna erst ihres Vaters Einwilligung erbitten solle, ehe sie es den Anderen mittheilen würden. Aber als der Propst ins Zimmer kam, war Johanna so glühend roth und die Erregung auf den Gesichtern Beider so offenbar, daß sie es ihm nicht verschweigen konnten, und er theilte es natürlich gleich der Tante mit. „Es ist viel schneller gekommen, als ich dachte — der arme Pastor Hindersen!" meinte er lächelnd. Seine Frau jedoch erklärte, ehe die Einwilligung des Vaters da sei, wage sie nicht, sich zu freuen. Auch Jensens Schwestern dürfe erst dann etwas gesagt werden.

Wie gut, daß des Obersten Urlaub — Johanna wußte es genau — gerade vor zwei Tagen abgelaufen, und er wieder zurück war; sie konnten also spätestens übermorgen die Antwort haben.

Der Onkel Propst empfahl Johanna, dem Vater gleich zu sagen, daß Pastor Jensen von zarter Gesundheit sei.

Da Johanna wußte, daß es ihrer Stiefmutter sehr lieb sein würde, sie verheirathet zu wissen, so zweifelte sie keinen Augenblick an ihres Vaters freudigem Ja; sie ging deshalb gern auf der Tante Bedingung ein, daß sie Pastor Jensen vor der Zustimmung des Vaters nicht wiedersehen solle: sie hatte ja das Leben vor sich und so überwältigendes Glück in sich — ein Jahr lang hätte sie davon auch ohne neue Nahrung zehren können.

Oberst Hartmann hatte sich erkundigt und mit seiner Frau Raths gepflogen. Dann schrieb er seinem Schwager einen kühlen Brief, zwischen dessen Zeilen zu lesen stand, daß er bedauere, ihm seine Tochter anvertraut zu haben. Er, der Oberst, habe nicht die Mittel, nach Verlauf einiger Jahre seine Tochter als Wittwe, womöglich mit einer Reihe kränklicher Kinder zu ernähren; zu der Verbindung Johanna's mit Pastor Jensen, wiewohl er ein ehrenhafter Mann sein solle, könne er darum seine Einwilligung nicht geben. Pastor Jensen's Familie sei schwindsüchtig, Eltern und Großeltern früh gestorben; höchst wahrscheinlich würde auch er nicht alt werden und könne, da er vermögenslos sei, seine Wittwe nicht in zufrieden stellenden Verhältnissen zurücklassen.

Seiner Tochter schrieb der Oberst nur wenige Worte: das seien Narrenspossen, und sie solle so schnell als möglich nach Hause zurückkehren.

Der Propst und seine Frau waren aufrichtig betrübt und verletzt, durften es aber Johanna nicht zeigen, da ihnen die Autorität des Vaters unantastbar war.

Johanna hatte ihren Brief im Garten gelesen; der Propst brachte es nicht übers Herz, ihr den seinigen zu bringen, sondern beauftragte seine Frau, Johanna das Wichtigste daraus vorzulesen.

Johanna saß in der Laube, den Kopf auf die Hand gestützt, und preßte die Lippen fest zusammen; der Tante standen die Thränen in den Augen, während sie des Obersten Worte vorlas. Johanna schwieg so lange, daß der Tante Angst wurde.

„Das ist eine schwere Prüfung, mein armes Mädchen! Onkel hat soeben an Pastor Jensen geschrieben; der kleine Junge von Lorentzens soll den Brief hinbringen."

Johanna schwieg noch immer; es war ihr recht, daß Klaus es durch den Onkel erfuhr, denn was sie selbst ihm zu sagen hatte, wollte sie ihm später sagen.

„Du gestattest doch," fuhr sie plötzlich auf, „daß auch ich an Klaus ein paar Worte schreibe?" — Als die Tante, welcher der Vorname anstößig war, noch überlegte, setzte sie hinzu: „Wenn Du willst, magst Du meinen Brief lesen."

„Nein, nein," entgegnete die Pröpstin bewegt, „schreib' nur, mein armes Kind; der Junge kann so lange warten."

„Ich bin gleich fertig," rief Johanna, ins Haus eilend.

„Bitte, kommen Sie heute um zwei Uhr auf den Kirchhof!" schrieb sie mit Bleistift, weiter nichts, schob das Blatt in ein Couvert und gab es dem Jungen.

Als derselbe fort war, fragte sie sich, ob Klaus auch verstehen würde auf welchen Kirchhof?

Die Tante war verwundert darüber, daß Johanna nicht weinte, sich nicht in ihr Zimmer einschloß, sondern ihr, wie jeden Vormittag, bei der Arbeit zur Hand ging, daß sie sogar draußen im Garten, wo der Propst sich zu thun machte, ein ganzes Beet im grellen Sonnenschein jätete.

Ihre Wangen glühten mehr als gewöhnlich, und in ihren Augen brannte ein unruhiges Licht, aber bei Tische sprach und scherzte sie wie sonst; nur während des Tischgebetes hatte sie einmal aufgeschluchzt.

Der Propst war höchst erfreut darüber, er sah so gern nur die fröhliche Seite des Lebens: „Sie ist ein sehr vernünftiges Mädchen," sagte er zu seiner Frau, „so einsichtsvoll, daß sie uns nicht darunter leiden läßt. Sie ist das gerade Gegentheil ihres altpreußischen Vaters — wie meine Schwester den heirathen konnte, habe ich nie begriffen; sie wird's auch genug bereut haben," schloß er den Satz.

Gleich nach Tisch, sowie Onkel und Tante sich zurückgezogen hatten, brach Johanna auf. Sie war schon oft spazieren gegangen, ohne sich vorher die Erlaubniß erbeten zu haben. Heute sah sie nichts von den Schönheiten des Heckenweges, nichts von dem sonnigen, grünen Lande, sie ging mechanisch weiter, ihrem Ziele zu, an seinem Hause vorbei, ohne in den Hof zu schauen oder daran zu denken, ob wohl Jemand sie bemerkt habe.

Noch war es nicht zwei Uhr, als sie sich hinter der Kirche unter die Trauerweide ins spärliche, verwehte Gras setzte; kaum aber hatte sie Athem geschöpft nach dem raschen Gange, da hörte sie Schritte: er war es, sein Gesicht sah so schmal aus, und in seinen Augen lag etwas, das ihr die Thränen hervortrieb. Aber was sie zunächst an ihm merkte, war, daß er widerwillig kam. Warum hatte sie auch nicht bedacht, wie peinlich es für ihn, den Geistlichen, sein mußte, hier am Grabe seiner Eltern eine heimliche Zusammenkunft zu haben? „Kann

ich zu Ihnen ins Haus kommen?" fragte sie schnell, als er ihre Hand ergriff „Oder wollen Sie mich zurückbegleiten?"

„Lieber das Letztere," entgegnete er, und schon gingen sie den Hügel hinab.

Eine Zeit lang schwiegen Beide. „Mir ist es nicht unerwartet gekommen," begann er mit gepreßter Stimme; „so leicht erwirbt man sein Glück nicht. Aber Ihre Bitten — Deine Bitten, Johanna, werden doch wohl etwas vermögen — nur darf es nicht zu lange dauern: wer weiß, die Zeit unseres Glückes ist vielleicht kurz bemessen . . . ."

Sie sah ihn erstaunt an. Was hatte der Onkel ihm geschrieben, um das Nein ihres Vaters zu motiviren? Dem Onkel sah es ähnlich, daß er die harte Wahrheit hatte mildern wollen.

„Meine Bitten vermögen nichts, Klaus; Du kennst meinen Vater nicht, aber ich bin fest entschlossen, mir mein Recht zu holen — ich bin vierundzwanzig Jahre alt!" Sie stieß das hart und triumphirend heraus; er stand stille und sah sie an. Sie waren längst am Pfarrhause vorüber und auf dem Feldwege.

„Sie wissen es vielleicht nicht," fuhr sie erröthend fort, „aber ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren kann auch ohne ihres Vaters Einwilligung heirathen. Das hat mir meine Freundin Ella erzählt — es gehört nur eine kleine rechtliche Formalität dazu."

Er war weiter gegangen, und sie sah ihn scheu an; eine große Angst schnürte ihr die Brust zusammen, zum ersten Male ergriff sie eine Ahnung davon, daß er vielleicht doch für sie verloren wäre — das aber könnte sie nicht ertragen!

Ihre Augen hingen an seinem Profil, doch wie er sie nun voll anblickte, brach sie in Thränen aus: es war nicht nöthig, daß er sprach, in seinem Blicke lag Alles — „ich, ein verordneter Diener des Herrn, der da predigt: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser — ich sollte mein eigen Weib beladen mit dem Fluche ihres Vaters in mein Haus führen? Ich, das Vorbild meiner Gemeinde, sollte durch richterlichen Spruch mein Glück erzwingen?"

Er sagte kein Wort, sie hatte ihn ja verstanden; aber die Tiefe seines Schmerzes und ihres Jammers ergründete sie nicht so schnell. Neben einander gingen sie den stillen Weg entlang; sie weinte, er ergriff ihre Hand und führte sie weiter. Ehe sie ans erste Gehöft des Dorfes kamen, blieb er stehen. „Sie kehren um?" fragte sie schluchzend. —

„Ist es nicht besser?"

„Nein, sagen Sie mir im Hause Adieu," entgegnete sie; „morgen schon reise ich nach Haus" — sie trocknete sich ihre Thränen.

Es war Niemand im Wohnzimmer; Johanna nahm ihren Hut ab, warf sich in die Sophaecke und sagte, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt: „Ich kann nicht, Klaus, ich kann nicht!"

Er stand am Fenster, ihm that es leid, hereingekommen zu sein — sie durften sich ja nichts mehr sagen, durften nicht einmal ihren Schmerz gemeinsam tragen!

Plötzlich hustete er, zum ersten Male in Johanna's Gegenwart. Sie horchte auf und trat an ihn heran. „Klaus," sagte sie — sie begriff nicht, daß er so

kühl und fremd war — „Klaus, denke doch nach! Gibt es keine Rettung für uns? Können wir nicht wenigstens zusammen sterben?“

Wußte sie, auf welche Folter sie ihn spannte, wenn sie ihn so ansah, wenn sie seine Hand zwischen ihre kleinen, weichen Finger nahm? Bedachte sie denn nicht, daß auch er ein Mensch, daß er ein leidenschaftlich liebender Mann war; daß alles Leben in ihm zuckte, sie in seine Arme zu schließen und sie nie wieder frei zu geben?

Sie schmiegte sich an ihn, als horche sie auf seinen Herzschlag; krampfhaft ergriff sie ihn an der Schulter und zog seinen Kopf zu sich herab; er küßte sie ein, zwei Mal, dann führte er sie sachte, wie ein Vater sein Kind, ans Sopha zurück, und ehe sie wußte, wie ihr geschehen, hörte sie die Hausthür-Glocke gehen — er war fort.

Sie blieb auf dem Sopha liegen, ihr Gesicht in den Kissen vergraben; als sie aber im Vorzimmer Geräusch hörte, schreckte sie auf, eilte in ihr Giebelzimmer hinauf und warf sich fassungslos auf ihr Bett.

Am nächsten Tage reiste sie nach Haus zurück.

„Sie ist doch nicht so vernünftig, wie ich glaubte,“ sagte der Propst zu seiner Frau; diese aber antwortete ihm: „Was glaubst Du denn eigentlich, daß Liebe sei? Sie hofft vielleicht, ihren Vater umstimmen zu können.“

Am Tage darauf fuhr Pastor Hindersen zufällig an der Propstei vor. Er war so erschrocken über Johanna's Abreise, daß es den Propst dauerte und derselbe ihm gesprächsweise andeutete, es sei auch Johanna sehr schwer geworden. „Sie liebt das Landleben über Alles, zumal diese Gegend — gewiß mütterliches Erbtheil!“

„Könnten Sie das reizende Kind nicht gelegentlich ausholen, wie sie über mich denkt — oder scheint es Ihnen lächerlich, wenn ich in meinem Alter .....“

„Durchaus nicht! Sie könnten ja mein Sohn sein. Und Johanna ist zur Pastorin wie gemacht.“

Kurz, noch am selben Abend schrieb der Propst seiner Nichte, daß Pastor Hindersen um sie anhalte; zwei Tage darauf kam Johanna's Antwort: sie gedächte sich nicht zu verheirathen, was der Propst seinem Collegen folgendermaßen übersetzte: Johanna müsse es sich noch überlegen, sie bäte um eine Frist zum Bedenken, er möge nach einiger Zeit wieder anfragen. „Denn,“ sagte er später zu seiner Frau, „hätte ich Hindersen alle Hoffnung genommen, er wäre, heftig wie er ist, im Stande gewesen, seine Haushälterin vom Fleck weg zu heirathen! Die trachtet so wie so danach, und was wäre das für eine Schande für die ganze Propstei! Wer weiß, ob es nicht noch Johanna's Glück wird!“

Die ganze Landschaft war tief verschneit; jeden Morgen lag der vom Winde frisch angehäufte Schnee so hoch vor der Thür von Klaus Jensen's Pastorat, daß man sich einen Weg zum Leutehaus drüben schaufeln mußte. Dabei war es erst Anfang December. Seit vierzehn Tagen hatten die Fräulein Jensen mit Niemandem außer dem Hause gesprochen, nur zur Kirche waren sie gegangen. So vieler und tiefer Schnee war eine Seltenheit, zumal so früh im Jahre, und Anna hatte ihrer älteren Schwester zu deren großem Aerger erklärt, daß dies

von übler Vorbedeutung sein müsse. Marie konnte selbst im Scherz keinen Aberglauben leiden, während Klaus die halb ernsten, halb scherzhaften Vorbedeutungstheorien Anna's nur mit leisem Lächeln hinnahm.

„Du bist gar kein richtiger Pastor, wenn Du solches Geschwätz duldest!" sagte Marie, die im Grunde ihres Herzens jedoch große Achtung vor ihm hegte.

Der Postbote war drei Tage lang ausgeblieben; dafür brachte er heute einen ganzen Stoß Zeitungen und für Marie einen Brief. Klaus saß in seinem Zimmer, als Marie mit unverhohlener Empörung die Thür aufriß und ihm zurief: „Ist es nicht unglaublich, Klaus? Pastor Hindersen hat sich vorgestern mit Johanna Hartmann verheirathet!"

„Was ist daran so unglaublich?" entgegnete er ruhig.

„Nun, ich meinte . . . . ." begann sie heftig, schwieg aber plötzlich; es lag etwas auf des Bruders Gesicht, was ihr das Weiterreden unmöglich machte: er hatte es also schon gewußt, es mußte in dem Briefe, den er neulich aus der Stadt erhalten, gestanden haben. Wie gut konnte er sich verstellen! Die Verstellung sei eines Pastors unwürdig, und wenn er es schon so lange gewußt, warum habe er es ihnen nicht gesagt? Statt ihm jedoch diese Vorwürfe zu machen, stieß sie heraus: „Uebrigens an einem so gefallsüchtigen Mädchen wundert mich nichts, sie wollte eben nur unter die Haube!"

Ihre Stimmung war eine so gereizte, daß sie dem Bruder absolut etwas Kränkendes hatte sagen müssen.

Klaus' Stirn färbte sich roth, mit starker Anstrengung aber beherrschte er seine Heftigkeit und erwiderte: „Marie, ich bitte Dich, schweige von Johanna; ich dulde nicht, daß Du derartig über sie sprichst!"

„Aber die Wahrheit mußt Du vertragen können — Du mußt diese Liebe aus Deinem Herzen reißen — — die Liebe zu der Frau eines Anderen!" fügte sie hinzu.

Er stand auf: „Was ich muß, brauchst Du mir nicht zu sagen," antwortete er, nahm sie fest bei der Hand und öffnete die Thür: „Ich habe für morgen zu thun, Du weißt, es ist Sonnabend."

Als sie fort war, setzte er sich nicht an seinen Schreibtisch, sondern warf sich in sein Sopha zurück. Ja, gewußt hatte er es seit fast einem Monat. Sie hatte ihm geschrieben — ach, solch einen Brief! Er hatte ihn verbrannt, weil er ihn zu oft hervorgeholt und immer wieder gelesen hatte. Sie könne das Leben im Vaterhause, wo sie wie ein Sträfling behandelt werde, nicht mehr ertragen. „Ich bin selbst daran schuld, denn anfangs wollte ich mir die Zustimmung meines Vaters ertrotzen." Dann habe sie versucht, sich eine Gouvernantenstelle zum 1. October zu verschaffen; ihr Vater aber habe ihr erklärt, er sähe sie lieber todt, als daß sie ihm, einem Obersten der preußischen Armee, solche Schande anthäte. In diesem Zeitpunkt sei plötzlich Pastor Hindersen erschienen und habe ihre Lage noch erschwert! Beiden Eltern habe er sehr gefallen, außerdem sei es ja augenblicklich in höheren Kreisen sehr Stil, ältere Geistliche zu heirathen. — Klaus solle ihr doch rathen! Solle sie Pastor Hindersen's Frau werden oder nicht? „Glauben Sie nicht, daß ich mir die Lebenslast dadurch erleichtern will, nein, ich will ihm dienen, will für ihn sorgen und alle

Arbeit freudig auf mich nehmen, und ich will ihm Alles bekennen, was ich auf dem Herzen habe — wenn Sie es mir gestatten . . . . .“ Nein, das hatte er nicht gestattet, sondern sie gebeten, das Geheimniß ihrer Liebe begraben zu lassen; es fromme Hindersen nicht, es zu kennen, wenigstens jetzt noch nicht. — Hätte er diesen Wunsch vielleicht nicht äußern sollen? Er hatte freilich hinzugefügt, daß ihr eigenes Herz das entscheiden müsse. Im Uebrigen hatte er sich von seinem Gefühl leiten lassen und nur an ihr Bestes gedacht, als er rieth, Ja zu sagen.

Darauf hatte er noch einmal einen kurzen Brief von ihr erhalten: „Wissen Sie, woran ich immer denke? An den lichten Streifen am Horizont, auf den wir von den Gräbern Ihrer Eltern blickten; das Land zwischen mir und jener Ewigkeit scheint mir jetzt nicht mehr blühend, sondern eine öde Ebene; darum schaue ich nur noch hin auf jenes glänzende Meer.“

Sie war jetzt wirklich verheirathet! Litt er darunter? Nein, er glaubte sie gut geborgen, viel besser, als im Elternhause. Sie war gesund und blühend, sie würde Segen ausstreuen, und es war tausendmal schöner so, als wenn sie, gleich ihm, einsam verkümmern sollte.

Doch auch er verkümmerte nicht, er hatte doch noch mehrere Jahre segensvoller Arbeit vor sich! — Mit dem Gedanken setzte er sich an seine Advent-Predigt, zu deren Text er Johanna's Lieblingswort wählte: „Liebe überwindet den Tod.“

Die nächste Synode fand wieder im August in Brinkhof statt, und Pastor Hindersen fuhr schon früh Morgens dorthin, weil er in der Propstei zu thun hatte, und weil er sich seit drei Tagen vor freudiger Erregung nicht lassen konnte: die Pröpstin war zur Pflege seiner Frau bei ihm, aber er hatte eine Fülle von Aufträgen wirthschaftlicher Art an den Propst und die Magd zu überbringen.

Vor der Kirche stand schon ein halbes Dutzend Pastoren, welche Hindersen mit Glückwünschen empfingen. „Nicht wahr,“ entgegnete er ihnen strahlend, „noch in meinem Alter, und solch' ein Junge! Die Pröpstin sagt, man solle meinen, er sei schon drei Monate alt; und ich versichere Sie, er lächelt schon!“

Pastor Petersen, an den er sich gewendet, schüttelte ungläubig den Kopf; er war Vater von neun Kindern: „Vor dem ersten Vierteljahre lachen sie nie!“

„Doch, mein Junge lacht! Das ist eben das Merkwürdige,“ antwortete Hindersen. „Das hat er von seinem Vater, so alt der ist!“

Nun trat er in die Kirche und blickte zum Chor hinauf, wo er sie zuerst gesehen, und dann aufs Altarbild und faltete unbewußt die Hände: einen glücklicheren Mann gab es auf der weiten Welt nicht, und ihm rannen zwei Thränen über das breite gute Gesicht.

„Wie geht es der Frau Pastorin?“ fragte Klaus Jensen, als er an Hindersen herantrat. Dieser schüttelte ihm die Hand: „Danke, sehr gut! Sie wird gewiß wieder ganz die Alte werden; die letzten Monate ging es kümmerlich, ja, zweimal hatten wir den Arzt von Queren bei uns. Sie war viel zu thätig,

Jensen, viel zu pflichtgetreu, die kleine Mohnblume — wer hätte das gedacht, nicht, Jensen?"

Klaus schwieg.

„Nun wollen die Schwiegereltern durchaus schon über drei Wochen zur Taufe kommen, denn der Oberst kann später nicht fort; da muß sie hurtig wieder wohlauf sein, sie will sich doch vor der „Frau Gräfin" als gute Hausfrau zeigen! Und Sie mit Ihren Schwestern werden doch auch zur Taufe kommen nicht wahr?"

Der Propst erschien, und die Synode wurde eröffnet. Jensen war nicht mehr Schriftführer, da seither zwei neue Pastoren in der Propstei eingesetzt worden waren; er saß dicht hinter Hindersen und mußte, so oft er aus seinen Gedanken aufschreckte, immer den breiten Rücken seines Vordermannes anschauen — war Johanna's Hand über den schwarzen Tuchrock gefahren, als Pastor Hindersen sich heute Morgen vor der Abfahrt über ihr Bett gebeugt hatte, um ihr Adieu zu sagen?

Klaus hatte Johanna nicht wiedergesehen. Der Winter war hart und lang gewesen; Johanna war freilich einmal mit ihrem Manne zu Schlitten auf sein Pastorat gekommen, aber Klaus war gerade zu einer Hochzeitsfeier im Dorf gewesen, und als seine Schwestern den Besuch erwiderten, war er nicht mitgefahren. Hier auf dem Lande hielt man nicht so auf die Formen, und Hindersen wohnte fast zwei Stunden weit von ihm.

„Wie gut Jensen sich hält!" bemerkte ein Pastor zu seinem Nachbarn. „Wenn der bis in die Dreißig kommt, führt er's am Ende weiter."

„Sein Vater kam auch in die Dreißig, d. h. er starb mit Einunddreißig . . ."

Man sprach über die Trunksucht; Jensen hätte in der Discussion Manches zu sagen gehabt, allein er war so müde, wie seit Jahren nicht, die Luft war dumpf, und der Chor hing ihm schwer über dem Haupte.

Er ging hinaus und wanderte auf dem kleinen Pfade zwischen Kirche und Propstei auf und ab. Es war kein Wind heute und kein Regen; die Luft war so still, als ruhe sie sich aus vor einem Sturm.

Klaus ging nicht zur Taufe des kleinen Hindersen, wohl aber seine Schwestern; er konnte an dem Tage nicht abkommen, denn der alte Detlef lag im Sterben, in dem Hause gleich links auf dem Wege nach Brinkhof, und der bejahrte Mann, dem schon Jensen's Vater die ersten Kinder getauft hatte, klammerte sich förmlich an ihn an.

Marie und Anna kamen sehr zufrieden von der Taufe heim; es wäre ein wenig steif gewesen durch den Obersten, der sich übrigens sehr angelegentlich nach ihrem Bruder erkundigt habe; die „Gräfin" dagegen sei eine höchst liebenswürdige Frau. Auch das Essen sei gut gewesen, und wenn Johanna nicht bei Tisch einen Ohnmachtsanfall bekommen hätte, so wäre Alles ganz glatt abgelaufen. Die Pröpstin habe ihnen erklärt, daß Johanna sich zu viel zugemuthet: sie habe stets nach Allem selbst sehen wollen, so viel sie auch abgemahnt; doch würde die junge Frau sich schnell erholen, wenn erst die Eltern heimgereist wären.

Klaus fragte, ob Johanna unverändert aussähe? „O ja," meinte Marie, aber Anna fiel ihr ins Wort und sagte: „Das ist nicht wahr! Sie sieht noch immer sehr gut aus, vielleicht besser als früher, und ihre rothen Backen hat sie auch noch, aber sie ist sehr mager geworden!"

Marie entgegnete: „Natürlich, der Kleine ist ja noch nicht vier Wochen alt."

Klaus ging nach einer Weile aus dem Zimmer; es hatte sich vor dem Fenster ein Rosenstock losgerissen, den band er wieder an seine Stütze und setzte sich dann zu seiner Arbeit nieder.

Die Tage vergingen. Es war eigentlich geboten, daß er sich einmal nach Johanna's Gesundheit erkundigte, und doch schwankte er, weil er nicht wußte, ob es nicht nur die Sehnsucht sei, sie einmal wiederzusehen. Durfte er hingehen?

Es wurde Ende September; schon ließen sich einige gelbe Blätter, des langen Kampfes mit dem Sturme müde, vom Winde durch die Heckenwege tragen; und immer noch war Klaus nicht dort gewesen. Da bestellte er sich zum nächsten Sonntagnachmittage Petersen's Wägelchen, und ohne den Schwestern zu sagen, wohin, fuhr er zu Pastor Hindersen. Um drei Uhr war er dort.

Das sonntäglich saubere Mädchen kam vor die Thür, als der Wagen hielt und sagte, der Herr taufe im Dorfe, sie wolle es der Frau sagen.

„Wie geht's der Frau Pastorin?" fragte er.

„O, es geht so sachte besser, nur bewegen kann sie sich noch nicht. Wir haben eine Krankenpflegerin aus Kiel hier."

„Liegt sie zu Bett?"

„Nein, meistens auf dem Rollstuhl, den die Frau Oberst der Pflegerin mitgegeben hat."

Johanna hatte den Wagen vorfahren hören und wunderte sich über die lange Unterhaltung; sie ließ durch die Pflegerin fragen, ob der Besuch nicht eintreten wolle?

Klaus legte Hut und Ueberzieher ab und ging in das ebenerdige Zimmer. Es war niedrig, und nur durch kleine, mit Blumen versetzte Fenster schien die Herbstsonne. Johanna's Stuhl war den Fenstern zugewandt, so daß das Licht voll auf sie fiel; neben ihr stand der Kinderwagen.

„Wenn Sie auch heute nicht gekommen wären, so hätte ich Ihnen morgen geschrieben —" damit empfing sie ihn und streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, die heiß und feucht waren. „Ich muß Ihnen doch mein Glück zeigen!" sie wandte sich nach dem schlafenden Kinde um.

Klaus war in fassungsloser Bewegung: das ist sie — und doch ist sie es wieder nicht! — Auf den ersten Blick hatte er ihre Krankheit erkannt, o, er hatte so Viele daran sterben sehen — aber sie, wie kam sie dazu? War es möglich? Nein, daran hatte er nie gedacht! Ihm fiel ihre Mutter ein. War es doch ererbt?

Dabei trat er an das Kind heran, von dem er wenig sehen konnte, so sehr war es eingepackt, und sprach, ohne zu wissen, was er sagte, von dem schönen Gesichtchen desselben; auch sie fand er prächtig aussehend, und sie lächelte erfreut und meinte: „Mir geht es auch täglich besser, und ich bin so froh darüber;

denn, sehen Sie, jetzt, seitdem mein Knabe da ist, jetzt ist die Ebene, die zwischen mir und der Ewigkeit liegt, nur grünendes, blühendes Land! Man muß nur Geduld haben, der liebe Gott ist viel gütiger, als wir es je verdienen können —" Sie hustete — „diese Erkältung! Ich muß sie noch vor dem Winter los werden, damit ich mit meinem Kleinen an die Luft darf, ehe der Schnee kommt. Wie viel Schnee haben wir im letzten Winter gehabt! O Klaus, das war ein schwerer Winter! Nun erzählen Sie mir aber von Ihnen! Die Schwestern haben schon gesagt, daß Sie viel kräftiger geworden seien, ich finde Sie aber sehr bleich. Es war auch nicht leicht, nicht wahr? Wie oft habe ich geglaubt, mein Theil wäre das härtere, aber nun sage ich das nicht mehr —" sie griff nach dem Wagen. „Als mein Knabe geboren wurde, da habe ich meinem Manne Alles gesagt — nicht Alles, nicht, wie schwer es mir geworden ist, seine Frau zu sein — das kann doch der liebe Gott nicht wollen, daß man Jemanden so kränkt? —" Klaus nickte. „Aber das Andere, daß wir uns sehr gern gehabt hätten — war es Unrecht, das zu sagen? —"

Wie sie fieberte! Ihre Augen glänzten, daß sie ihn beinah' blendeten.

Er beruhigte sie: was sie gethan, sei gewiß das Rechte gewesen. Er sprach mit ihr nur noch wie mit einer Kranken; es war nicht mehr das geliebte Mädchen, es war eine sterbende Frau, die vor ihm lag — das gab ihm die große Selbstbeherrschung.

„Und weil ich immer an Sie dachte, bei jeder Arbeit, so habe ich arbeiten können! Was habe ich Alles gelernt: ich habe manchmal heimlich eine Nacht durchgewaschen — es ging mir schwer von der Hand — und ich hätte Ihnen dann so gern meine Finger gezeigt — jetzt sieht man es nicht mehr, — aber Klaus, ich wäre Dir eine so gute Frau geworden! Hier war es kein Verdienst, daß ich mich quälte: je elender ich wurde, desto glücklicher fühlte ich mich, ich wollte so gerne sterben! Aber gewiß war auch mein Zustand daran schuld, daß ich so verzweifelt war, und ich bereue es so sehr! Es war Sünde gegen Gott! Nicht wahr, Sie glauben, daß Er mir verziehen hat?"

Klaus beruhigte sie wieder.

„Was am schwersten war, das war die alte Wirthschafterin, die sich noch im Dorf aufhielt und mir die Magd immer abspenstig machte; aber nun ist sie fort, und schließlich sind es ja alles Kleinigkeiten, die gar nicht werth sind, daß man so viel darüber weint! Aber mein Mann hat es nicht gemerkt, und jetzt weine ich nie mehr, weil ich den Kleinen habe!"

Sie sah wieder zu Klaus auf. „Einmal bin ich auch auf dem Kirchhofe gewesen, aber das Meer sah ich nicht, denn es war dunkler Schneehimmel; ich meinte, Sie sollten meine Fußtapfen erkennen . . . ."

Er stand auf und blickte aus dem Fenster. „Wissen Sie, daß das Ihre Lieblingsstellung ist, so am Fenster zu stehen?" fragte sie lächelnd. „So habe ich Sie oft gesehen!"

„Ja, Jeder hat seine Angewohnheiten, von denen er nichts weiß," erwiderte er; er wollte von Gleichgültigem sprechen, und es kam ihm zu Hülfe, daß gerade Pastor Hindersen zurückkehrte. Dieser freute sich aufrichtig, ihn da zu sehen; Jensen trank mit ihnen den üblichen Kaffee, hörte das Kind noch

schreien — was es sonst nie thun sollte — bewunderte die blauen Augen desselben und war vor Abend daheim.

In derselben Woche fuhr plötzlich Pastor Hindersen bei ihm vor, und ehe er ihm entgegengehen konnte, war der alte Herr schon in seinem Zimmer, wo er sich auf den ersten Stuhl hinsetzte. Klaus sah ihn an und fühlte, daß sich in seinem Herzen etwas zusammenzog, aber eine Frage konnte er nicht hervorbringen.

„Ich glaub's nicht," begann der ältere Mann. „Der Doctor hat es gestern gesagt, aber ich glaub's nicht! Diese rosige, kräftige Frau und Schwindsucht! Glauben Sie es?"

Jensen nickte.

„Aber wie ist das möglich?" fuhr Pastor Hindersen auf. „Eine Frau in dem Alter, mit den Kräften muß doch zu retten sein?"

Was sollte Klaus sagen?

„Sie wissen nicht, wie gesund sie ist," fuhr Hindersen fort. „Immer die Erste auf und die Letzte zu Bett, immer heiter — wie hat sie mich gepflegt! Und nie eine Predigt versäumt: ich predige doch zweimal Sonntags — in jedem Wetter . . . . ." Er brach in Thränen aus. „Und nun sagt mir der Arzt, ich soll sie vorbereiten —"

Klaus wurde lebhaft: „Ich würde das nicht thun! Johanna's ganzes Leben war Vorbereitung, und sie ist so glücklich und lebensfroh, lassen Sie sie unbewußt hinübergleiten!"

Hindersen sah ihn an. Wie Klaus vom Tode sprach! Als ob es nicht der Tod wäre. „Ich hatte Sie bitten wollen, Jensen, mit mir zu kommen und meiner Frau und mir das Abendmahl zu reichen — —"

Einen Augenblick durchzuckte Klaus der selbstsüchtige Wunsch, noch einmal mit Johanna zusammen zu sein und zwar in den heiligsten, letzten Augenblicken. Aber nein, nein, für sie war es besser, wenn es ihr erspart blieb! Und auch für ihn. — Ihm war sie ja nicht mehr Johanna! Sie war die Mutter ihres Kindes, die Frau Pastor Hindersen's, deren heiligste Lebensinteressen ihm fremd waren: sie war nicht mehr mit ihm Eins, wie sie es in jenen Sommertagen gewesen.

Nach einer Stunde fuhr Pastor Hindersen heim, entschlossen, seiner jungen Frau kurze Lebensfreude nicht zu trüben.

Klaus fand im Hause keine Ruhe und ging auf den Kirchhof. Es war so klar, wie es nur in der scharfen Herbstluft ist, leuchtend lag das Meer da; nicht nur als lichter Streif am Horizont — als breiter Silbergürtel umschlang es die Erde, die so farblos vergilbt vor ihm sich ausbreitete. Und wie er dort an die Kirche gelehnt stand, schien ihm das Meer immer glänzender, immer leuchtender zu werden.

In derselben Stunde, noch ehe ihr Gatte heimgekehrt, war Johanna ahnungslos, mit glücklichem Lächeln in jene Ewigkeit eingegangen.

Stammbuchblätter aus Goethe's Nachlaß.

Mitgetheilt
von
Dr. **Walther Vulpius.**

Am 15. April 1885 starb während eines längeren Reiseaufenthaltes in Leipzig Walther von Goethe, der älteste, aber letztüberlebende von Goethe's Enkelkindern. Seine Constitution war von Geburt an eine äußerst zarte gewesen, und schon frühzeitig hatte er unter den Symptomen einer chronischen Lungenerkrankung zu leiden gehabt, der er schließlich in seinem achtundsechzigsten Jahre erlag.

Fast will es naturgemäß erscheinen, daß mit diesem Enkel schon in der zweiten Generation das Geschlecht erlosch, welches Goethe's gewaltiger Genius an Schaffenskraft und Lebensenergie erschöpft hinterließ.

Aber das Hinscheiden dieses letzten Nachkommen hat das Interesse an Goethe's Verlassenschaft nicht gemindert, sondern ist im Gegentheil die Ursache einer neuen Belebung und Vertiefung desselben geworden.

Das Testament Walthers hat gezeigt, worin beide Enkel ihre vornehmste Lebensaufgabe erblickt — denn unähnlich an Gestalt und Erscheinung, waren sie auch an Charakter verschieden; zwei vorwaltende Züge jedoch waren Beiden gemeinsam: mimosenhafte Feinfühligkeit und tiefsinnige Pietät. Wie jene aber unter der Wucht des großen Namens, der ihnen — ein nicht beglückendes Erbtheil — geblieben, sich manchmal als Empfindlichkeit zeigte und als solche von Mitlebenden getadelt wurde, so gelangte auch diese erst zu allgemeiner Anerkennung bei der Testamentseröffnung Walthers von Goethe. Manch ungerechten, wenn auch nicht immer übelmeinenden Vorwurf hatten die Brüder stillschweigend ertragen, als sie die Vorschläge des deutschen Bundes zum Ankauf des Hauses und der Sammlungen zurückgewiesen hatten: sie fühlten sich gleichsam als Verwalter eines Gutes, welches der Nation nicht durch Kauf, sondern als Erbe zufallen sollte. So ging dies Amt in demselben Sinne über an den weimarischen Staat und seine hochherzige Fürstin, und beide wetteiferten, sich des Vertrauens würdig zu erweisen, welches der Testator in sie gesetzt.

Diesem Bestreben verdankt das deutsche Volk die Begründung des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe-Archivs.

Nur was der eine oder der andere der Enkel als seinen persönlichen Besitz betrachtet, fiel den Intestaterben zu, worunter auch eine Reihe Stammbücher, theils Goethe, theils jüngeren Familienmitgliedern gehörig.

Zwei derselben liegen vor mir und erzählen von Episoden — gegensätzlich verschieden wie Krieg und Frieden — deren eine dem Dichter die schwersten Wirrsale seines sonst so harmonisch verlaufenden Lebens, ja selbst Bedrohung desselben brachte, die andere den heitersten, beschaulichsten Genuß seiner späteren Tage gewährte.

Schon die äußere Erscheinung der Bücher trägt den Stempel dieses Gegensatzes; das ältere, dessen letzte und interessanteste Einträge im Jahre 1806 gemacht sind, ist ein kleiner, sechzig Seiten starker Band in Queroctavformat mit Goldschnitt. Der Einband von braunem Leder, mit einer zweifachen, schmalen Golddruckkante verziert, ist alt, vergriffen, nachgedunkelt und an einigen Stellen von Holzwürmern angefressen; ein rothes Rückenschildchen trägt die kaum noch lesbaren Worte: Souvenir d'amitié. Der Einschlag besteht aus groß marmorirtem, altmodischem Papier, mit vorwiegend grauen und blauen Feldern.

Trotz vieler unbekannter Namen aus früherer Zeit mußte Angesichts der Einträge von 1806, wenigstens für oberflächliche Betrachtung, die Vermuthung nahe liegen, daß Goethe selbst der ursprüngliche Eigenthümer des Albums gewesen sei; bei näherem Eingehen jedoch erwies sich diese Annahme bald als irrthümlich, und schließlich gelang es, nach mancher vergeblichen Conjectur, den ersten Besitzer festzustellen in der Person des Secondelieutenants Charles Marc Antoine Crayen, geboren zu Leipzig am 12. Mai 1785 als Sohn von Auguste Guillaume Crayen, in dessen Haus Goethe laut einer Tagebuchnotiz vom Jahre 1797 freundschaftlich verkehrte. Im weimarischen Staatshandbuch wird der damals zwanzigjährige Charles zuerst im Jahre 1805 als Secondelieutenant aufgeführt. Der verhängnißvolle October des kommenden Jahres findet ihn wahrscheinlich durch eine specielle Ordre an eine hervorragende Persönlichkeit gefesselt, welche der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstedt fern blieb. Dieser unfreiwilligen Muße verdanken wir jene Albumsinschriften, Niederschläge aus einer wildbewegten Zeit, welche wunderbar berühren durch die Nachbarschaft von Freundes- und Feindeshand, jene hoffnungsfreudig vor der großen Entscheidungsschlacht, diese siegestrunken nach derselben, Beide aber auf den Gedenkblättern friedlich vereint in dem Bestreben, dem jungen Mann ein dauerndes Zeichen ihrer schnell erworbenen Achtung und Freundschaft zu hinterlassen. Am Ergreifendsten jedoch wirkt auf ein deutsches Gemüth in dieser Gesellschaft die Handschrift der Königin Louise, welche „Weimar am 8. October 1806" [1]) folgenden Eintrag macht:

„Auch auf Thronen kennt man häuslich Glück!

Dieses schrieb
zur Erinnerung
Ihre
wohlaffectionirte
Louise K. v. Pr.

[1]) Die Orts- oder Zeitangabe muß, wie es die Aufregung jener Tage leicht erklärlich erscheinen läßt, irrthümlich sein. Denn, nachdem die Majestäten auf der Reise von Naumburg nach Erfurt flüchtig am 4. October in Weimar gefrühstückt hatten, kamen sie erst am 11. October mit der Verlegung des Hauptquartiers von Blankenhain nach Weimar zurück.

Welch' rührende Apologie enthalten diese schlichten Worte gegenüber der von Napoleon und seinen Anhängern gerade in jener Zeit häufig erhobenen Beschuldigung, die Königin Louise mische sich in unberufener und unweiblicher Weise in das Getriebe der Politik; ein Vorwurf, den auch Gentz nach der am 9. October ihm gewährten Audienz und langen Unterredung mit der Königin als ungerechtfertigt zurückweist.

Räthselhaft bleibt es, wie der junge Officier dazu kommt, der Königin sein Album zu präsentiren; war er bei ihr zu persönlicher Dienstleistung befohlen, so kann er dieses Ehrenamt nur kurze Zeit bekleidet haben; denn während die Königin am 13. October sich zu ihrem ersten Versuch, von Weimar nach Berlin aufzubrechen, bestimmen ließ, finden wir vom selben Datum folgende Einträge:

Wer vor der Nadelspitze flieht,
Bleibt nicht vor Degen stehn.

Marschquartier
Weimar
den 13. Octbr. 1806.

Um Ihr stets freundschaftliches Andenken bittet Ihr Freund
Carl Moritz von Lüstow.
K. Pr. Lieutenant des hochlöbl.
Dragonerregiments v. Prittwitz.

und:

Wer nicht liebt Wein Weiber
und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!
Martin Luther.

Marschquartier
Weimar
den 13. Octbr. 1806.

Eben so denkt
Ihr wahrer Freund
Adolph v. Winning
Cornet beym K. Pr. Husaren Regt.
v. Moetz (?)

Eine Nachricht des Herzogs von Braunschweig von der in der Richtung nach Auerstedt zu erwartenden Schlacht scheuchte die Königin noch einmal nach Weimar zurück, und erst am folgenden Morgen verließ sie endgültig die Stadt, über Mühlhausen, Braunschweig und Magdeburg, der Trauerkunde vorauseilend, die sie erst kurz vor Berlin erreichen sollte: die Schlacht war verloren!

Nachdem man in Weimar von frühem Morgen an die Stunden in quälender Ungewißheit hingebracht hatte, immer von Neuem erregt durch widersprechende Nachrichten, war es der Major von Hinzenstern, der als Gouverneur des Prinzen Bernhard (Carl August's Sohn) mit diesem in der dritten Nachmittagsstunde ins Schloß gesprengt kam und bei dem eiligen Wiederaufbruch noch auf der Treppe mit den Worten: „Kinder, es ist Alles verloren!" jeden Zweifel benahm und jede Hoffnung knickte. Eine Stunde darauf rückten die Franzosen in die Stadt ein und hatten sich Abends, zum Theil wenigstens, schon so weit häuslich eingerichtet, daß einer ihrer Generäle Muße fand, in unser Album folgenden Eintrag zu machen:

Nulle rose sans épines

Weimar
le 14 Oct. 1806
au jour de la grande
bataille de Jena.

Souvenez vous en
lisant ces lignes
de votre ami
Charles Desjardins
Géneral de l'armée francaise
et chef du 14 Régiment d'Infanterie.

Vom folgenden Tag finden wir:

Vaincre ou mourir!

Weimar
le 15 Oct. 1806.
le jour après la grande
défaite des prussiens
près de Vierzehnheilig.

Monument d'amitié
de
Charles Leval
Géneral de Division et
Chef du 24me Régt. d'Infanterie de Ligne.

Am weiteren Verlaufe der Napoleonischen Unternehmungen nahm Crayen, nunmehr Officier eines verbündeten Truppencorps, mehr thätigen Antheil. Aus einem im Jahre 1811 abschlägig beschiedenen Entschädigungsgesuch für Unkosten eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Perpignan entnehmen wir, daß der Premierlieutenant Crayen (seit 1810) mit der Leitung eines Invalidentransportes aus Catalonien betraut war.

Im russischen Feldzuge theilte er das tragische Loos so vieler Tausende, die in einem Kriege ohne Begeisterung einen Tod ohne Ruhm fanden, gleichsam der Dünger einer erst keimenden Saat der Befreiung und Vergeltung. Crayen erlag seinen Wunden in Wilna am 15. März 1813.

Seine Verlassenschaft wurde, da er unverheirathet starb, verzettelt; aus ihr wahrscheinlich erwarb Goethe das Album, welches ihn hauptsächlich wegen des Autographs der Königin Louise interessiren mochte; finden wir doch in einem am 13. Januar 1812 an Friderike, Prinzessin von Solms-Braunschweig, die Schwester der Königin, gerichteten Brief den Wunsch ausgesprochen: „Einige Zeilen von der Hand der verklärten Königin würden mich glücklich machen."

Wenn jenes Büchlein Goethe gleichzeitig an den früh verblichenen Sohn einer befreundeten Familie und an die schweren Stunden erinnerte, wo er nur dem energischen Auftreten seiner nachmaligen Gattin die Rettung aus drohender Lebensgefahr von Seiten französischer Marodeurs verdankte, so werden um so freundlichere Bilder und Vorgänge in seinem Gedenken wieder aufgelebt sein beim Durchblättern des zweiten Albums. Es ist von gleicher Stärke und Größe wie das vorige, aber Hochformat. In gelbes, geripptes Leder gebunden, mit polirten Stahlecken, -Schild und -Schlößchen, und den Einschlag von citronengelber Moiréeseide, macht das wohlerhaltene Bändchen schon äußerlich einen anmuthenderen Eindruck. Merkwürdiger Weise ist auch hier Goethe nicht der ursprüngliche Besitzer gewesen; der unterschriftslose Eintrag ohne Orts- und Zeitangabe: „O Fritz, toll bin ich, aber Ihr Freund," welcher sich auf der sechsten Seite befindet, scheint auf den Oberforstmeister Fritz von Stein (von Nord- und Ostheim) hinzudeuten, alle übrigen Inschriften, die nur eine kurze Zeitspanne umfassen, beziehen sich auf Goethe.

Den Wunsch, nach siebzehnjähriger Abwesenheit Frankfurt einmal wiederzusehen, äußert Goethe zuerst in einem am 22. Februar 1814 an Fritz Schlosser gerichteten Brief; er dankt darin den Frankfurter Freunden für die freundliche Aufnahme, welche kurz zuvor sein Sohn bei ihnen gefunden, „der uns noch mancherlei Angenehmes zu erzählen weiß, und den Wunsch, meine Vaterstadt zu sehen, in mir rege erhält."

Als um die Mitte des Jahres das Project seiner Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegend zur Reife gelangte, wurde es von allen dortigen Kunstfreunden mit lebhaftestem Beifall begrüßt, und an seine Ausführung die größten Hoffnungen auf Förderung und Anregung geknüpft — Erwartungen, welchen dann auf jeglichem Gebiete im vollsten Maße entsprochen wurde. Aber auch für Goethe selbst erwies sich diese Reise als eine große Wohlthat, indem sie ihm körperlich wie geistig frische Spannkraft und neues Leben schenkte; „sie unterbrach die reservirt eintönige weimarische Lebensweise, die zwischen ihm und dem Bürgerthum keine Verbindung eröffnete. Nun aber: Besuche machen und empfangen, bedeutende Menschen in ihrem eigenen Dasein beobachten, an den Meßbuden sich nach Waaren erkundigen, zu Dorf- und Gartenwirthschaften gehen, bei Volksfesten sich unter die Menge mischen — das waren Dinge, die er seit Jahrzehnten kaum geübt hatte. Zudem waren die Reisetage, ja die nächsten zwei Jahre, so liederreich wie kaum eine Jünglingsperiode; mitunter kamen ihm drei, vier und mehr Gedichte an einem Tage." (Creizenach, „Goethe und Marianne Willemer.") Den Grundton jener glücklichen Epoche vernehmen wir am klarsten und kräftigsten in der herrlichen Schilderung Goethe's: St. Rochusfest zu Bingen, einer Mischung von erhabener Heiterkeit und menschlicher Innigkeit im Beschauen aller Lebenserscheinungen.

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär ein allzu lang Geständniß.
Mög es Jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

(Gedichte: Rhein u. Main.)

Nach viertägigem vorläufigen Aufenthalte in Frankfurt fuhr Goethe am 29. Juli zum Kurgebrauch nach Wiesbaden. Außer mit Bergrath Cramer und Zelter verkehrte er vielfach in einem Bekanntenkreise, der aus folgenden im Album Eingetragenen bestand.

Die Schwester des oben erwähnten Oberforstmeisters von Stein schreibt:

Möchte zuweilen dieser höhere Blick,
voll Ruhe, Geist und Größe hier
verweilen,
Und Sie leise den tiefen Wunsch
meines Herzens zum Allsehenden
für lange, heitre, segensvolle
Tage vernehmen;
Ewig mit wahrer Verehrung und Liebe.

Wiesbaden
d. 19t August
1814.

Eleonore v. Stein
Aebtissin im Stift
Waizenbach

(Waizenbach ist ein adeliges Fräuleinstift in Unterfranken, bei Hammelburg gelegen.)

Es folgt eine Verwandte der Vorhergehenden, welche wahrscheinlich Stiftsdame in Birke bei Bayreuth war:

Christiane von Stein
Der Name einer aus treuem und
Dankbaren Herzen sie innigst
Verehrenden.
Wiesbaden d. 20 August 1814.

Ferner eine Verwandte des in den Tagebüchern öfters genannten Grafen Henckel:

Darf ich als junge Freundin auch
bitten für Zukunft und itzt,
daß dieser Name nicht ganz verschwinde
unter denen der Bittenden alle
um Andenken und Gunst.

Wiesbaden
d. 20ten August 1814. Luise von Wildungen.

Und Lotte von Bobenhausen, ebenfalls Stiftsdame in Waizenbach:

Vergebens flehte ich Apollos Hülfe an
Die Krone der schönen Geister nach
Würde zu besingen; doch immer wäre mein
Lied nicht würdig gewesen, vor Ihrem
Throne zu erscheinen, denn mir fehlen
selbst Worte, den einzig frohen erhabnen
Genuß auszudrücken, den die Augenblicke
Ihrer Gegenwart auch mir gewährten.
Die Erinnerung derselben wird meine
Zukunft erheitern, und nur mit meinem
Seyn schwinden; so wie mein tiefes
Dankgefühl, mich hier nennen zu dürfen als
Ihre hochachtungsvollste, innigste Verehrerin

Wiesbaden am 20ten 7. (?) 1814. Lotte von Bobenhausen.

Der folgende Eintrag rührt wahrscheinlich von dem oben erwähnten Grafen Henckel her, doch ist die Namensunterschrift nicht deutlich zu erkennen:

Wie vermag ich Ihnen der Ver-
ehrung und des Dankes Gefühle zu
schildern? — Wie kann ich es mehr,
als wenn ich es laut bekenne, wie
ich des eignen Strebens bewußt,
Doch deutlich erkenne: daß durch Ihrer
Lehre geistvolle Helle, ich erkannt des
Lebens innerste Quelle, so weit mir das
Erkennen beschieden ist. — Und wie vermag
ich es besser zu zeigen, daß ich gefaßt
Ihrer Lehre erhaben liebevollen Sinn,
Als wenn ich noch heute Ihnen und der Gottheit
gelobe, daß ich fest entschlossen bin:
Nicht mit Kummer und ängstlich sorgend oder
zagend, aber mit Muth und thätiger Kraft,
nicht allein das beschiedene Loos zu tragen,
sondern auch zu schaffen und zu wirken
aus all meiner eignen Kraft, so weit und
so viel, als des Schicksals Güte es gestatten mag.

Wiesbaden Henckel (?)
d. 22ten Aug. 1814.

Am 28. August betheiligte sich Goethe an einem Déjeuner des Herrn von Holzhausen; in seinen Aufsätzen über Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar rühmt er ihn als den Sproß eines Geschlechtes, „dessen wohlerhaltene Familienporträts einen Begriff seiner Würde und der Kunstliebe seiner Ahnen geben." Seine Gemahlin entstammte der Familie Ziegesar (auf Drakendorf), die Goethe seit langer Zeit in allen Verzweigungen kannte und schätzte, und deren gesellig heiteres und behagliches Leben bei seinem Aufenthalte in Carlsbad er in den Annalen von 1808 mit beredten Worten schildert. Die Gatten schreiben:

Das Glück, Sie zu sehen, verdanke
ich dem Himmel, Ihnen den Genuss:
dass der Eindruck ihrer hohen
Würde mit der laengst empfundenen
tiefen Verehrung und Liebe unaus-
löschlich in mir lebt.

Wiesbaden
d. 30. Aug. 1814.

Caroline v. Holzhausen
geb. v. Ziegesar.

und:

Welcher Eindruck auf ein
jugendliches Gemüth kann
Wohl stärker und bleibender seyn,
als das schon längst als Ideal
des Reinen, Weisen und Guten
Aufgestellte nun in Ihrer so
werthen Person so schön und
edel personificirt zu sehen!
Gerade der Verein einer
erhabenen Seele, eines so
hell erleuchteten Geistes,
mit einem liebevollen,
mittheilenden, sich so schön
herablassenden Aeußeren
ist das, was mein Gemüth so
unaussprechlich anreizt,
festhält und zu allem stärkt.

Wiesbaden d. 1 Septbr. 1814. Carl von Holzhausen.

Ueber seine Unternehmungen in der ersten Septemberwoche schreibt Goethe (Im Rheingau, Herbsttage) „Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel viele glückliche Stunden bereitete." Das Haupt dieser Familie war Franz Domin. Maria-Joseph Brentano, Schöff und Senator von Frankfurt, ein Sohn erster Ehe des nachmals mit Maximiliane von Laroche vermählten Kaufherrn Peter Anton Brentano, also ein Halbbruder von Bettina v. Arnim. Seine Gemahlin Johanna Antonie Josepha erbte die vortreffliche Gemäldesammlung ihres Vaters, des k. k. Hofraths Johann Melchior v. Birkenstock, welche dieser während seines lebenslänglichen Aufenthaltes in Wien zusammengebracht hatte; Goethe rühmt die gute Aufstellung derselben in Brentano's Haus zu Frankfurt (Kunstschätze).

Das Brentano'sche Ehepaar machte folgende Einträge:

Winkel im Rheingau.
Hier stand die Natur, da sie aus
reicher Hand über Hügel und Thal
belebende Schöpfung goß mit ver-
weilendem Tritte still — hier gefiel
es auch Ihnen acht schöne Tage zu weilen,
und Ihrer Gegenwart Sonnenblick
schien mir der Anmuth Vollendung.

d. 8. Sept. 1814. Antonia Brentano
gebohrene Edle von Birkenstock.

und:

So wie das wohlthätige Jahr 1811
hier den edlen Rebensaft zum
Nectar erhob, so verherrlichte
in diesem Jahr Ihr freundlicher
Besuch unsre Gefühle!
Das Andenken daran wird mir
unvergeßlich bleiben.

Winkel im Rheingau d. 8. Sept. 1814. Franz Brentano.

Die Weinlese des Jahres 1811 war sowohl nach Masse als Güte des Ertrages eine besonders gesegnete gewesen: Goethe berichtet, daß in diesem Jahre achthundert Stück Wein in Winkel gebaut wurden, und fügt seinen Aufzeichnungen über die Herbsttage im Rheingau die fröhliche Wendung an: „Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geschlossen: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben."

„Auch die Kleinen ließen Sie zu sich kommen," trägt die folgende Albumseite als Ueberschrift in schöner, aber steifer, unausgeschriebener Kinderhand, worunter die Namen der Kinder des Hauses:

Georg Brentano
Maximiliana Brentano
Josephine Brentano
Franciska Brentano
Carl Brentano.

Der Name des damals einjährigen Carl und die Unterschrift: „Winkel im Rheingau, den 8. Sept. 1814", sind von der Hand der Mutter.

Auf der folgenden Seite: „Auch wir gehören zu den Kleinen", darunter die Namen der Frankfurter Vettern und Cousinen:

Claudine Brentano
Sophie Brentano
Franz Brentano
Ludwig Brentano

mit der mütterlichen Freundin ihres Hauses, von den Kindern „die gute Tante" genannt, Claudine Piautaz, welche schon im nächsten Jahre berufen war, Mutterstelle an den verwaisten Kleinen zu vertreten.

Aber Kinder sind Ketzer, und die Verehrung, welche ihre Hände hier dem geschätzten Gaste bezeugen, ist seiner Zeit wohl nicht ganz aufrichtig gewesen; denn das wilde Völkchen fühlte sich durch die für den hohen Besuch auferlegte Rücksichtnahme mannigfach beeinträchtigt. Herr Anton Brentano, der nachmalige

Gemahl von Josepha, der Tochter des Hauses, dessen Güte ich alle näheren Notizen über diese Familienbeziehungen verdanke, schreibt hierüber in einem Briefe: „Die lieben Kleinen haben sich gar nicht gefreut, wenn der Gefeierte Winkel als Gast beehrte; sie mußten dann sehr brav und sehr still sein, durften nicht auf dem großen Speicher spielen u. s. w. Dagegen hatten sie bei den Spaziergängen nebenher zu trippeln, um dem hohen Herrn die Steine, Muscheln u. s. w. aufzulesen, die er mit seinem Stock bezeichnete und mit seinem Bergmannshämmerchen untersuchte."

Als letzte Genossen dieses Kreises folgen noch der Hauslehrer:

Omne tulit punctum qui miscuit
utile dulci

Vinicellae
8 Sept. 1814 Wildfeyr.

(Jedweden Schicksalsschlag verwindet,
Wer Tüchtiges mit Lieblichem verbindet)

und Pauline Serviere, eine der Schwestern, welche „sich in den geistig hervortretenden Kreisen des Frankfurter Lebens auszeichneten", und unter den vertraulichen Namen „Paule" und „Lotte" in freundschaftlichsten Beziehungen zu den Brentano'schen Familien standen, Beziehungen, die wohl schon in der zweiten Generation gepflegt wurden, da Goethe in „Dichtung und Wahrheit" bereits „die Gestalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Serviere" erwähnt, welche zu dem engeren Freundeszirkel von Peter Anton und Maximiliane Brentano gehörte.

„Pauline" schreibt:

Sonst konnt ich zu Gedanken Worte finden,
Doch nun, da ich so nahe bei Dir wohne
Traf mich ein Strahl aus Deiner Sternenkrone,
Ich wurde stumm und fühlte mich erblinden.
Ach, wer kann Deinem Zauber sich entwinden!
Ich wag es nicht, dem guten Geist zum Hohne
Mir würde Spott und Schande bald zum Lohne,
Wollt ich mit Schwachheit kühnen Trotz verbinden.
Ich schleiche zum Parnaß als armer Kranker
Da such ich nun mit tiefbewegtem Herzen
Und vierzehn Helfern Lindrung meiner Qualen
An Deiner Güte lieg ich hier vor Anker,
Ein freundlich Wort heilt alle meine Schmerzen
Doch kann ich nie der Wohlthat Freuden malen.

Winkel, d. 8ten September 1814. Pauline Serviere.

Am 9. September kündet Goethe in einem Briefe an seinen Neffen Fritz Schlosser, Oberschulrath und Director des Frankfurter Lyceums, sein Kommen nach Frankfurt an: „Vermelde zugleich, daß ich Montag den 12. Abends bei Ihnen einzutreffen und in Ihrer Gegenwart noch einige Tage zu genießen hoffe. Unter vielen Empfehlungen an Ihre theure Frau Mutter und den lieben Bruder wünsche das Allerbeste."

Während des nun folgenden zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Frankfurt — der erste längere nach dem Tode seiner Mutter (September 1808) — haben nur

die Schlosser'schen Verwandten, in deren Haus er lebte, Einträge gemacht. Zuerst die Wittwe seines verstorbenen Freundes Hieronymus Peter, der ältere von den in „Dichtung und Wahrheit" geschilderten Brüdern:

Mit heiterem und dankbarem
Herzen werde ich jeder Zeit der
Tage gedenken, welche Sie, Theuer-
ster Mann, unter unserem Dache
zuzubringen die Güte hatten.
Moege uns noch zuweilen ein
glückliches Wiedersehen verliehen
seyn, und Ihre Güte uns immer
freundlich zugewandt bleiben.

Frankfurth den 20. September 1814.

Margarethe Schlosser.

Wie sehr es die vortreffliche Frau verstanden hat, durch ihr herzliches Wesen das Gefühl des schmerzlichen Verlustes zu lindern, und dem Dichter die Heimgegangene zu ersetzen, geht aus dem Dankesbrief hervor, den er kommendes Neujahr von Weimar aus an sie richtete: „Und so muß ich denn vor allem bekennen, daß ich Frankfurt seit einigen Jahren fürchtete und vermied, weil ich meine Mutter daselbst vermissen würde, ohne welche ich mir diese Stadt niemals gedacht hatte.

Wie sehr bin ich Ihnen also, verehrte Frau, den aufrichtigsten Dank schuldig, da Sie mir in Ihrem Hause, an Ihrer Vorsorge, Thätigkeit und Langmuth, nicht sowohl im Bild dasjenige gaben, was ich verloren hatte, sondern es meinem Gefühl vollkommen ersetzten."

Vom selben Datum sind die Einträge des Rathes Schlosser, der seit der Erbschaftsregulirung der Frau Rath in allen Frankfurter Angelegenheiten Goethe's treuer Sachwalter war, seiner Gemahlin Sophie (geb. Dufay) und seiner Geschwister Susanne und Christian:

Schnell eilen die Tage vorüber, in welchen
Sie, geliebtester Mann, uns mit Ihrer freund-
lichen und erhebenden Nähe beglückten. Nie
aber wird Ihr theures Bild und das Anden-
ken dieser köstlichen Tage in unsern Her-
zen erlöschen. Und so möge auch Ihre Güte
der dankbaren Liebe und Verehrung, womit
wir gegen Sie erfüllt sind, zuweilen eine
freundliche Erinnerung schenken.

Frankfurt den 20. Sept. 1814.

Susanne Schlosser. J. F. H. Schlosser.
Sophie Schlosser.

und:

. . . . Auf Gnade
Sey es gethan! —
Möchten Sie immerfort
uns Ihre Güte bewahren, und wir
dieser großen Güte werth werden.

Frf. 20ten 7ber
1814. C. F. Schlosser.

In Begleitung von Christian Schlosser reiste Goethe am 24. September nach Heidelberg und widmete sich dort in Sulpiz Boisserée's Gesellschaft eingehendster Kunstbetrachtungen, kehrte aber am 10. October wieder nach Frankfurt zurück. Hier hatte sich während seiner Abwesenheit die Vermählung zwischen Marianne Jung und Geh. Rath Willemer vollzogen; im näheren Verkehr mit dem jungen Paar entwickelte sich die Freundschaft zu Marianne, der wir die duftigsten Blüthen der Goethe'schen Spätlyrik verdanken.

Von den nun folgenden Einträgen sind nicht alle in Goethe's Anwesenheit gemacht; das Album blieb nach seiner Abreise in den Händen seiner Freunde und wurde ihm wahrscheinlich erst im December nach Weimar geschickt.

Am 20. October ging er nach Hanau, wo er im Mineraliencabinet des Geh. Rath Leonhardt Studien machte und sich mit der Industrie des Ortes beschäftigte, und traf am 27. October wieder in Weimar ein.

Hiernach kann man leicht ersehen, welche von den Einträgen, die ich in der Reihenfolge wiedergebe, wie sie in den Albumblättern vorliegt, in des Dichters Gegenwart gemacht sind.

Johann Isaak Freiherr von Gerning eröffnet den Reigen in dieser letzten Abtheilung. Ein schätzenswerther Mäcen und vielseitiger Sammler von Kunstschätzen, hegte er auch den verfehlten Ehrgeiz, als Dichter glänzen zu wollen; Goethe erwähnt ihn schon in der Schweizerreise als bei jeder Gelegenheit Verse machend und berichtet später in „Kunstschätze", daß er das Taunusgebirge zum Gegenstand seiner Dichtungen vorzüglich gewählt habe. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist ein großes Lehrgedicht in vier Gesängen über die Heilquellen des Taunus; Goethe's Wiesbadener Kur mag ihm wie eine Nutzanwendung desselben erschienen sein. Er schreibt ins Album:

Taunus! gedankt sei Dir und Deinen
verjüngenden Quellen,
Daſs wir jegliches Jahr wieder den
Einzigen seh'n. —

Frankfurt
am 13ten 8ber
1814.

Zur Erinnerung an
frohe Wiederkehr
von Ihrem
dankbaren Freund und
Verehrer,
Gerning.

Es folgt Goethe's alte Tante mütterlicherseits, von deren originellem, lebhaftem und entschiedenem Wesen er in „Dichtung und Wahrheit" eine anziehende Schilderung entwirft, mit ihrem Sohn, dem Dr. D. Melber, ehemaligem Arzt der Frau Rath, und dessen Tochter Jacquette:

Nur die Hoffnung des Wiedersehens
lindert die Schmerzen, die Ihr Scheiden
Allen bereitet, welchen vergönnt ward,
in Ihrer Nähe zu weilen:
Wird der durch Sie geehrten Vaterstadt
das Glück, daß sie bald wieder Ihrer

sich erfreut, nur dann werden jene
gestillt.

Ffurt. d. 12ten Oct. 1814.

Mit innigster Verehrung
von
Ihrem ergebensten Vetter
J. G. D. Melber; med. Dr.

Schon als Kind, als Jüngling
liebte ich Sie; als im Mannes-
alter die ganze Welt Sie
hochschätzte, blieb ich hinter meinen
Zeitgenossen hierin nicht zurück.
Nichts bleibt mir zu wünschen
übrig, als Gott lasse Sie so
alt werden und so gesund bleiben,
als

Geschrieben
im 81. Jahr
ihres Lebens
1814 d. 14. 8br.

Ihre Sie liebende
noch immer lebhafte
Tante
Johanna Maria Melber
gebohrene Textor. Wittib.

Gleich dem ruhigen Bach, der
segnend die Ufer benetzt, fließe
im Schoße des Glücks Ihr Leben
freudig dahin.

Nehmen Sie Theuerster die-
se wenigen Zeilen mit so gu-
tem Herzen auf, als es mir
Vergnügen machen wird, in
Ihrem gütigen Andenken zu
seyn.

Frankfurt, den 14.
October 1814.

Ihre Sie liebende Nichte
Jacquette Melber.

Die Eltern der vier Kinder, die wir als Besuch in Winkel angetroffen haben — er: der älteste Sohn von Peter Anton Brentano aus seiner zweiten Ehe mit Maximiliane von Laroche, sie: eine geborene Schröder, schreiben:

Ihre freundliche Erscheinung in
meiner famille gab unserer
unauslöschlichen Verehrung
das lieblichste Bild, möchte es
doch bald wieder unter uns
treten, möchten Sie doch bey
Ihren im nächsten Jahr vorhabenden
Wanderungen auf den Taunus
unser Landhaus am Fuße desselben
Zum Ruhepunkt wählen.

Frankfurt d. 24. 8ber. 1814

George Brentano Laroche.

und:

Meine Wünsche stimmen mit den
obigen zusammen, von Ihrer Güte
hoffe ich, daß sie in Erfüllung gehen
werden.

Marie Brentano Laroche.

Eine jüngere Schwester des Vorigen: Marie Magdalena C. F. Brentano, gewöhnlich Meline genannt, war mit Georg F. von Guaita, und deren Tochter Ludovica mit Carl Jordis vermählt; diesem Familienkreis schließt sich die bereits erwähnte Charlotte Serviere an. Ihre Einträge lauten:

Belieben Sie sich bey dem Namen des
unterzeichneten eines Ihrer aufrichtigsten
Verehrer zu erinnern.
Frankfurt, d. 24 October 1814
G. F. v. Guaita Brentano.

Auch ich möchte nicht von
Ihnen vergessen werden.
Meline v. Guaita
Brentano.

„Einen Kuß in Ehren
Kann Niemand verwehren"
Mir gab der große Göthe drey,
Wofür er hoch gepriesen sey,
Und kommt er wieder über's Jahr,
Erbitte ich mir noch ein Paar.
Frankfurt d. 24 8br. 1814
Ludowica Jordis
Brentano.

Möchte immer weiter schweifen,
Weil das Gute nicht mehr nah;
Wollte gern das Glück ergreifen,
Wär das Glück nur immer da!
Ist ein schöner Stern verschwunden,
Der uns mild und freundlich schien,
Möchten gerne nach ihm ziehn,
Doch es hält uns Zwang gebunden;
Können nicht vom Schmerz gesunden,
Weil nach fernem Gut wir greifen,
Weil nicht alle Blüthen reifen.
In der Ortschaft voller Mängel
Treibt uns dann ein böser Engel,
Möchten immer weiter schweifen.
Logik will nicht immer frommen,
Ob uns gleich die Schwester lehrt,
Daß nur sie den Sinn bekehrt,
Der im Schmerz sich übernommen:
„Muß doch Jeder zu sich kommen,
„Bleibt noch immer Hoffnung da;
„Was auch Trübsinn sich ersah,
„Wär' es unrecht zu erzittern,
„Lust und Freud sich zu verbittern,
„Weil das Gute nicht mehr nah."
Wohl ist es nicht ganz verschwunden,
Bleibt Erinnerung zurück:
Läßt sie uns das hohe Glück
Unvergeßlich schöner Stunden!
Hat das Herz sie tief empfunden,
Will es nicht mehr weiter schweifen,
Sieht die schönste Blüthe reifen:
Uns versöhnt ein guter Engel
Mit der Ortschaft voller Mängel;
Wollen gern das Glück ergreifen.
Hat sich dann das Herz ergeben
In ein bittres Mißgeschick,
Bleibt ihm doch ein stilles Glück
In dem tiefen inneren Leben.
Nur nach einem will es streben,
Das es tröstlich sich ersah:
Wann das Gute nicht mehr nah,
Will es sehnen sich und bangen,
Will es wünschen und verlangen:
Wär das Glück nur immer da!
Frankfurt den 26ten 8ber 1814
Charlotte Serviere.

Willemer's freundschaftliche Beziehungen zu Goethe reichen über mehr als zwanzig Jahre in das verflossene Jahrhundert zurück; Düntzer vermuthet, daß er nach seiner ersten Vermählung mit Marianne Magdalene Lang aus Berlin zurück-

kehrend, am 22. Februar 1781 mit seiner jungen Frau bei dem Dichter in Weimar vorgesprochen habe. Der literarisch vielseitig gebildete und selbstthätige, für das Theaterwesen lebhaft interessirte Mann war ein enthusiastischer Verehrer der Goethe'schen Muse, aber erst seine dritte Frau Marianne, geb. Jung, vermochte durch ihr bezauberndes Wesen und ihre hohe Begabung den Dichter mit den Banden innigster Freundschaft an Willemer's Haus zu fesseln.

Drei verheirathete Töchter erster Ehe: Rosine (Rosette), Amalie (Meline) und Maximiliane gehörten zu dem engeren Familienkreis, der sich in den Sommermonaten auf der Gerbermühle, einem der Stadt Frankfurt abgepachteten, eine halbe Stunde mainaufwärts gelegenen Besitz zusammenfand. Besonders die älteste Tochter Rosette, verwittwete Städel, war dem Dichter sympathisch durch ihr warmherziges, gediegenes Wesen, während auch sie sich in einer Aufzeichnung voller Begeisterung über den Eindruck äußert, den Goethe's persönliche Bekanntschaft auf sie machte. „Den 18. September 1814. Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch' ein Mann, und welche Gefühle bewegen mich! Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte." —

Willemer schreibt:

Der Wein begeistert den Verstand,
Die Liebe das Herz,
Goethe beide,
laßt uns trinken, lieben, Goethe's
Werke lesen, und ihn kennen.
Frankf. a/M. d. 9. Dec. 1814. Willemer.

Das reizende Gedicht Mariannes, welches nun folgt, ist offenbar während Goethe's Anwesenheit in Frankfurt geschrieben. Es wird hier zum ersten Male aus der Originalniederschrift mitgetheilt, und die zierliche Handschrift ist zu klar auch in der Orts- und Zeitangabe, als daß Creizenach's Vermuthung (in „Goethe und Marianne Willemer"), das Gedicht sei erst *nach* Goethe's Abreise entstanden, noch statt haben könnte; auch scheinen mir die Gründe für diese Annahme durchaus nicht so zwingende: denn es ist wohl eine berechtigte Licenz, wenn Marianne, trotz der Gegenwart des Freundes, die Vorstellung und das Gefühl der bevorstehenden Trennung poetisch präsumirt (in den drei letzten Versen der zweiten Strophe):

Zu den Kleinen zähl ich mich,
Liebe Kleine nennst Du mich;
Willst Du immer so mich heißen,
Werd ich stets mich glücklich preisen.
Bleibe gern mein Leben lang,
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten kennt man Dich,
Als den Besten ehrt man Dich,
Sieht man Dich, muß man Dich lieben,
Wärst Du nur bei uns geblieben;
Ohne Dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

In's Gedächtniß prägt' ich Dich,
In dem Herzen trag ich Dich,
Nun möcht' ich der Gnade Gaben
Auch noch gern im Stammbuch haben;
Wär's auch nur den alten Sang:
Lang wie breit und breit wie lang.

Doch in Demuth schweige ich,
Des Gedichts erbarme Dich;
Geh' o Herr nicht in's Gerichte
Mit dem ungereimten Wichte;
Find es aus Barmherzigkeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Frankfurt a/M.
d. 11 8ber 1814. Mariane Willemer geb. Jung.

Zur Erklärung des Refrains in dem launigen Erguß schreibt Creizenach: „Breit wie lang, lang wie breit" war ein Lieblingsausdruck des Dichters; er kommt schon in den siebenziger Jahren vor, in einer später ausgeschiedenen Scene des Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern; aber auch ein Epigramm aus dem Jahre 1815 ist überschrieben „breit wie lang".

Der folgende Eintrag von Rosette Städel bezieht sich auf die in Goethe's Gemeinschaft verlebte erste Gedenkfeier des 18. October. Mit Glockenläuten und Chorälen von den Thürmen ward der festliche Tag begonnen, und sollte einer Anregung von Ernst Moritz Arndt zu Folge mit abendlichen Feuern auf den Bergen beschlossen werden. Goethe genoß das herrliche Schauspiel in Willemer's Familienkreis vom Weinbergthurm am Hainerweg aus; Marianne hatte auf einer Karte die Feuerstellen mit rothen Pünktchen verzeichnet.

Welche Gefühle mögen bei dieser Feier in der Brust des Dichters gewogt haben. In seinen Annalen von 1813 bekennt er, wie er aus der ihm unerquicklichen politischen Spannung flüchtend, sich in das Studium des chinesischen Reiches vertieft habe, und gerade am Tage der Schlacht bei Leipzig seinen Prolog zu Essex dichtete. Als ein wunderbarer Zufall in ihm die Ahnung von Napoleon's Sturz erweckte: ein kleines Gipsmedaillonbild des Kaisers war gerade am Schlachttage ohne erklärliche Ursache von seinem Nagel gefallen und dabei ein Stück des Randes ausgesprungen — bezeugte er dem sinkenden Heros noch seine Bewunderung durch die Umschrift, welche er dem beschädigten Reliefbilde gab: „Scilicet immenso superest ex nomine multum." (Von Deinem unermeßnen Ruhm bleibt Großes noch bestehen.) Und jetzt sieht er sich, nach Jahresfrist, durch die warme patriotische Begeisterung ihm lieber Menschen mit fortgerissen in den Freudentaumel über den Sturz des Gewaltigen.

Zur Erinnerung an diese Feier schrieb Rosette:

So oft fortan die Feuerzeichen
des achtzehnten Octobers dankbar
zum Himmel lodern, gedenkt
ein kleiner Kreis guter Menschen
eines unvergeßlichen Abends.
Mögen doch auch Sie sich zuweilen
wohlwollend jenes Abends erinnern, und möge dann unter den

Bildern, die sich Ihnen darstellen,
das einer innigen Verehrerin
nicht ganz verwischt sein, die
Sie früher bewunderte, nun
aber lieben darf, und diese
Freude um keinen Preis hingäbe.

Frankfurth — Rosette Städel
den 9ten — geb. Willemer.
Dez. 1814.

Den Schluß bilden Einträge der beiden jüngeren Töchter Willemer's:

Wenn Frankfurts Freunde
an Ihrer Erinnerung vorüber-
eilen, so schenken Sie auch
einen Blick dem Namen
der Sie innigst verehrenden

Frankfurt — Meline Scharff
d. 12ten Dec. — geb. Willemer.
1814.

Ein freundliches Gesicht
erhielt ich vom großen Goethe
für einen Honigkuchen.
Kann sich doch Manches,
das größere Gabe gege-
ben, dessen nicht rühmen.

Max. Andreae
Willemer.

Das Album ist nicht weiter benutzt worden, und somit die große Mehrzahl der Blätter unbeschrieben geblieben. Aber wenn man sie auch füllen wollte mit gleich überschwänglichen Ausdrücken von Bewunderung und Verehrung, wie die meisten der vorliegenden Einträge, so wäre doch Alles nur ein ohnmächtiges Dankesstammeln gegen das gütige Geschick, welches in Goethe's Genius dem deutschen Cultur- und Geistesleben einen unerschöpflichen Born der Schönheit und Wahrheit erschlossen.

Zeitgenössische Gedankenströmungen.

Von

Lady Blennerhassett.

II.

Zu wiederholten Malen und auf überzeugende Weise ist ausgeführt worden, daß die Parole der großen Revolution, deren hundertjähriges Wiegenfest soeben begangen wurde, einen unlösbaren inneren Widerspruch enthält, und daß Freiheit und Gleichheit zwei Begriffe sind, die sich weder vereinigen lassen, noch in ihre vermeintliche Synthese, die Brüderlichkeit, aufzulösen pflegen.

Aehnlich verhält es sich merkwürdiger Weise mit der neuen sittlichen Weltanschauung, welche nach so Vieler Urtheil die alte Ordnung ersetzen soll, und gleichfalls zu ganz anderen als den erwarteten Resultaten geführt hat. Der Grundbegriff, auf welchem diese alte Ordnung beruht, ist vor Allem dieser, daß das menschliche Herz, von Natur aus zum Bösen geneigt, durch göttlich vorgeschriebene Gesetze schützend eingehemmt ist. Der Begriff der Sünde und einer zu sühnenden Schuld durchdringt und erklärt die ganze christliche Lehre von der Willensfreiheit und der Gnade, der Erlösung und Heiligung. Das Christenthum hat diesen Begriff vorgefunden. Er liegt dem antiken Fatum zu Grunde, und der Irrthum, als ob die ältesten, uns bekannten Religionen ihn nicht gekannt hätten, ist längst widerlegt worden. Neuere Forscher bezeichnen die allmälige Entfaltung der Lehre von der Sünde als eines der wichtigsten Ergebnisse, das unter Anderem aus dem Studium der Hymnen des Rig-veda gewonnen worden ist[1]). Allerdings aber ist das Christenthum eben diejenige Religion, welche ohne diese Lehre völlig unverständlich bliebe, so daß es mit Annahme oder Verwerfung derselben steht und fällt. Als das „Leben Jesu" von Renan erschien, urtheilte über dieses Buch ein feiner Geist: „Charakteristisch für diese Analyse des Christenthums ist es vor Allem, daß die Sünde dabei gar keine Rolle spielt. Und doch wäre es am Platz gewesen, einer Religion eine religiöse Deutung zu geben und dem centralen

---

[1]) Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature. Second edition, 1859, p. 540 seq.

Problem nicht geflissentlich aus dem Wege zu gehen." Im innigsten Zusammenhang mit diesem Glauben an die gestörte Harmonie zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf und eben dadurch zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur steht die Lehre von der Sühne und Buße, der entschlossene Verzicht auf so Vieles, das allein dem gewöhnlichen Menschen wichtig und begehrenswerth erscheint, die Verherrlichung der Armuth, des Gehorsams, der Demuth, die Verklärung des Schmerzes. Solche, die das Wesen des Christenthums entweder gar nicht oder doch nur höchst unvollkommen verstehen, haben ihm oft genug zum Vorwurf gemacht, daß es das Leben verdüstert und die Leistungsfähigkeit beeinträchtigt habe. Die Prüfung der Thatsachen und die Ergebnisse der Erfahrung würden sie bald davon überzeugen, daß das gerade Gegentheil davon der Wahrheit viel näher kommt. Ja, es darf geradezu behauptet werden, daß Denjenigen, die dem christlichen Ideal am Nächsten stehen, eine trübe und pessimistische Deutung des Lebens durchaus fremd geblieben ist. Sie, die ihr Leben als eine Pilgerfahrt betrachteten, die sie auf dornigen und gefahrdrohenden Pfaden durch die Wüste dieser Welt hindurch der besseren Heimath zuführen sollte, haben in der Vollständigkeit dieser Entsagung den Frieden ihrer Seele gefunden. Wie ein Versöhnungsgruß an die erlöste Kreatur dringt der Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi durch die Jahrhunderte. Im gleichen Licht, geführt von ihr, in der sich ihm der höchste Begriff der Liebe darstellt, hat Dante's zornige Seele verzeihen gelernt. Ein anderer geborener Pessimist wie Dante, Blaise Pascal, der sich, schon todkrank, den härenen Gürtel um die Hüften preßte, um für die Verirrungen eines Lebens zu büßen, das wir heilig nennen würden, hat unter dem gleichen Einfluß des Christenthums die Worte niedergeschrieben: „Niemand ist glücklich, als der wahre Christ, Niemand vernünftig, gut und liebenswerth wie er." Aber freilich theilt Pascal die Ansicht seines Lehrers Saint-Cyran, „daß die Christen, so zu sagen, nur eine Handvoll Leute sind," daß zu allen Zeiten das Christenthum viel weniger herrschte und siegte, als es den Anschein hat. Nicht hundert Jahre waren nach dem Tod von Pascal verstrichen, als das achtzehnte Jahrhundert sein Heil in einer Weltanschauung suchte, die im diametralen Gegensatz zu den christlichen Ideen stand. „Es ist Alles gut; sorgt, daß Alles besser werde;" in diese Worte läßt sich der Optimismus von Voltaire zusammenfassen, der übrigens die Chimäre haßte und scharfsichtig genug war, wenn die Leidenschaft nicht mitsprach. So in den Versen, die, gegen Shaftesbury und seine Schule gerichtet, durchaus pessimistisch gefärbt sind:

„Ainsi du monde entier tous les membres gémissent
Nés tous pour les tourments, l'un par l'autre ils périssent:
Et vous composerez, dans ce chaos fatal,
Des malheurs de chaque être un bonheur général!"

Oder wenn er in die Worte ausbrach: „Wie das ewige Leben beschaffen ist, weiß ich nicht; dieses aber ist ein schlechter Spaß."

Aus dieser Welt, die Voltaire einen schlechten Spaß nannte, eine Stätte des Wohlergehens und des Genusses zu machen, ist fortan die Aufgabe der materialistischen Doctrinen. Sie wachsen und gedeihen in einer Atmosphäre spottender Negation, die Lessing 1751 zur Aeußerung veranlaßt: „Es wird eine

andere Zeit kommen, und es wäre schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß sein wird, ein guter Christ zu heißen, so wie es jetzt die Artigkeit erfordert, sich für nichts Schlechteres als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen." Die Generation, über welche Lessing so urtheilte, erklärt die Revolution und bereitete sie vor. Gedankenarm und innerlich erschöpft, war sie nicht mehr fähig zur That. Diese blieb dem durch leidenschaftliche Rhetorik vermittelten Fanatismus überlassen. Seine Lehre, nach welcher der natürliche Mensch glücklich und gut und die Gesellschaft für alles Uebel verantwortlich ist; die das Individuum freispricht und die Institutionen belastet, die den materiellen Fortschritt der Rasse mit dem moralischen Fortschritt des einzelnen Menschen verwechselt und das ganze Problem, statt in die Tiefe der Seele, nach Außen verlegt, diese Lehre ist selbst die Revolution. Mit Shakespeare's Edmund spricht auch sie:

Thou, Nature, art my Goddess; to thy law
My services are bound.

Im Anschluß an dieses Naturevangelium wurde der Menschheit die Aussicht auf ungeahnte Erfolge, ungezählte Güter, auf Ueberwindung des Schmerzes, der Krankheit, ja selbst des Todes eröffnet. Niemals schien das irdische Millenium so nahe, die Herrschaft des Optimismus fester begründet.

Der Sturm kam. Als er sich verzogen hatte, zeigte das Bild sich völlig verändert. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts, des unsrigen, steht „René, der Werther nach der Revolution," leidenschaftlich, einsam, enttäuscht, ein Kind des Zweifels und verzweifelnd wie dieser. Wehe der Frau, die ihn liebt, denn sein Schmerz ist unheilbar, und der Beweis seiner Größe ist ihm eben in dieser Unfähigkeit, sich zu trösten, gegeben. Man hat „René" das Sterbelied einer verschwindenden Culturepoche genannt. Allein er, der nie Vater sein wollte, ist vielmehr der geistige Ahnherr einer ganzen poetischen Generation geworden. Manfred und Lara, Lelia und Jacques, Adolphe und Rolla, Shelley, Heine, Lenau und wie sie Alle heißen, die großen Enttäuschten, er kann sie nicht verleugnen. Denn Züge von ihm haben sie Alle entlehnt, selbst der fromm resignirte Lamartine in einigen seiner Meditationen, in der berühmten Stelle unter Anderem:

Quel crime avons-nous fait pour mériter de naître?
L'insensible néant t'a-t-il demandé l'être,
Ou l'a-t-il accepté?
Sommes-nous, ô hasard, l'œuvre de tes caprices?
Ou plutôt, Dieu cruel, fallait-il nos supplices
Pour ta félicité?

Viel tiefer als diese Schwermuth greift der tragische Pessimismus von Leopardi, dessen unsterbliche Klage in Aller Erinnerung ist, der dem trüben Bekenntniß der antiken Welt, es sei eine Gnade der Götter, jung zu sterben oder nicht geboren zu werden, die moderne Fassung gegeben hat:

Mai non veder la luce
Era, credo, il miglior.

Alle diese Aeußerungen bewahren jedoch das Gepräge einer rein persönlichen, oft auch sehr vorübergehenden Empfindung. Sie sind nicht frei von krankhafter

Erregung und subjectiver Laune. Der Pessimist Hobbes gefällt sich in politischen Paradoxen und reagirt gegen den Mißbrauch, der mit Formeln und Theorien getrieben worden ist. Larochefoucauld, alt und grämlich geworden, verwirft den Genuß, nachdem er ihn erschöpft hat, und verallgemeinert die Züge des Höflings zum Begriff des Menschen überhaupt. Byron hat die Gesellschaft herausgefordert; er ist ein Empörter, vielmehr als ein Verzweifelter. Dem größten der englischen satyrischen Dichter, Thackeray, fehlt es an versöhnenden Zügen und Lichtblicken in das Menschendasein nicht. Zum festen System und zur abgeschlossenen Theorie wird der moderne Pessimismus erst dann, als ihm Schopenhauer die philosophische, die neue Entwicklungslehre die wissenschaftliche Grundlage verleihen. Eindringlich, aber in den meisten der Fälle, die hier in Betracht kommen, auch völlig vergebens, ist eingewendet worden, daß die Doctrinen von Schopenhauer keine andere als eine lediglich subjective Wahrheit beanspruchen können, daß er selbst, der sie lehrte, sie durchaus nicht geübt hat, daß sie sich theils auf persönliche Erlebnisse, theils auf physische Ursachen zurückführen lassen und die tägliche Erfahrung den meisten seiner Behauptungen aufs Schroffste widerspricht. Ebenso hat man von berufener Seite entgegnet, daß, wie auch hier schon betont, alle Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete die ewigen Probleme des Menschenlebens, die Fragen nach dem Ziel und Ende, unangetastet lassen; daß es ganz unberechtigt ist, die dort gewonnenen Resultate auf die moralische Welt zu übertragen, und der bloße Versuch, es zu thun, die Verwirrung ins Unendliche steigern würde.

Die Verwirrung ist da, und zunächst ist es an der Literatur, uns zu sagen, welche Verheerungen sie auf ihrem Gebiete angerichtet hat. Diese sind selbstverständlich nach den äußeren Einflüssen und nationalen Existenzbedingungen sehr verschieden, und von diesen ausgehend, kann es kaum Wunder nehmen, daß es die Franzosen sind, die sich am Stärksten von der pessimistischen Strömung tingirt zeigen. Die Namen Sully-Prudhomme, Leconte de Lisle, Jules Lemaître, Paul Bourget braucht man nur zu nennen, um Beispiele einer düsteren, verstimmten, nicht selten bis zur herausfordernden Verzweiflung sich steigernden Lebensanschauung zu gewinnen. Die Klage wiederholt sich so beständig, daß sie fast monoton klingt. So schließt ein Sonnet der „Poëmes tragiques" von Leconte de Lisle, an einen todten Dichter gerichtet, mit den Worten:

Que ton siècle banal t'oublie ou te renomme,
Moi, je t'envie, au fond du tombeau calme et noir,
D'être affranchi de vivre et de ne plus savoir
La honte de penser et l'horreur d'être un homme.

Gegen den Willen zum Leben des deutschen Verkünders des Pessimismus sind die Zeilen von Sully-Prudhomme gerichtet:

Reste dans l'empire innommé du possible,
O fils le plus aimé qui ne naîtras jamais . . . . . .

Das allermerkwürdigste Phänomen auf diesem Gebiete ist jedoch eine Frau, Madame Louise Ackermann. Die äußeren Ereignisse ihres Lebens hat sie in schlichten Worten selbst erzählt. Im Jahre 1813 als das Kind von Pariser Bürgersleuten geboren, war sie die älteste von drei Schwestern. Auf dem Lande, wohin ihre Eltern sich zurückgezogen hatten, durchlebte sie eine freudenlose Jugend, zwischen dem Vater, der Voltairianer war, und der Mutter, die sich langweilte

und in die Stadt zurücksehnte. In dieser Existenz waren Bücher die einzigen Erlebnisse. Sie wurden unterscheidungslos gelesen und erzeugten eine schwermüthige, aber auch schwärmerische Stimmung. So entstanden die ersten Verse, die den Beifall von Victor Hugo fanden, während die Mutter sich dem berufsmäßigen Schriftstellerthum auf das Nachdrücklichste widersetzte. Doch gab sie nach dem Tode des Vaters der Tochter die Erlaubniß zu einem längeren Aufenthalt in Berlin, wo Louise 1838 in eine Mädchenerziehungsanstalt trat, die unter des Directors Schubart Leitung stand. Nach einem Jahr kehrte die fünfundzwanzigjährige Französin „vollständig germanisirt" und mit Heimweh nach dem deutschen Norden im Herzen nach Paris zurück, wo bald darauf die Mutter starb. Es blieb die Wahl zwischen dem Zusammenleben mit einer älteren Schwester und der Rückkehr nach Berlin; denn sie bezeichnet sich als „außerordentlich vorsichtig im Handeln, bei aller Verwegenheit in der philosophischen Speculation," und allein stehen wollte sie in ihren jüngeren Jahren nicht. Sie entschied sich für die Rückkehr nach Deutschland. In Berlin, in der Familie Schubart, hatte sie einen Landsmann, Paul Ackermann, kennen gelernt, der den ihm bestimmt gewesenen theologischen Beruf aufgab, als er zur Erkenntniß kam, daß er aufgehört hatte, ein Christ zu sein.

Nach und nach flößte ihm das scheue, ernste und in sich gekehrte Mädchen eine Leidenschaft ein, die Louise nicht den Muth hatte, zurückzuweisen. „So wie ich angelegt war," sagt sie, „konnte die Ehe für mich nur ausgesucht unglücklich oder ausgesucht glücklich sein." Das Letztere traf zu. Sie gab sich ganz ihrem Manne hin, opferte seinen philologischen Studien ihre persönlichen Liebhabereien, verkehrte mit A. von Humboldt, Varnhagen, Böckh, Johannes Müller, und verrieth ihrem Manne nie, daß sie eine Ex-Muse sei, „um seine Achtung nicht zu verlieren." Nach zwei Jahren schon ward diesem kurzen, tiefen Glück ein Ende bereitet, indem Paul Ackermann vierunddreißigjährig zu Montbéliard in seiner burgundischen Heimath starb. Das geschah im Jahre 1846, und von ferneren Erlebnissen hat Madame Ackermann nichts zu berichten. Sie zog sich nach Nizza zurück, dessen wunderbare Naturbilder ihren ersten Schmerz davor bewahrten, in Verzweiflung zu enden. Die Zeit brachte langsame Heilung. Madame Ackermann erwarb ein altes, verlassenes Dominicanerkloster, hoch auf dem Hügel gelegen, versah es mit einem Aussichtsthurm, schuf wohnliche Räume und bebaute schöne Gärten und Felder. Dann erwachte das Bedürfniß nach geistigen Interessen wieder, und Bücher, Zeitungen und Revuen aus allen Ländern bevölkerten ihre Einsamkeit. Sie war vierzig Jahre alt, als altfranzösische Gedichte und indische Legenden auch bei ihr die Lust zu reimen wieder anregten. Es entstanden Erzählungen, deren Inhalt das selige Glück in heiteren, ja launigen Versen schildert. „Ich bin nicht aus einem Stück," sagt die Verfasserin, „Witz und Humor finden Widerhall bei mir." Doch machten die spätgeborenen Kinder ihr bang, als sähe sie die Ruhe des Alters durch sie bedroht. Gleichzeitig verfolgte sie aber mit höchstem Antheil die Arbeiten der modernen Wissenschaft, „die Evolutionstheorie und die Lehre von der Umsetzung der Kraft, die mit den pantheistischen Tendenzen meines Geistes völlig in Einklang sind." Auf diesem Boden gediehen die poetischen Blüthen der späteren Jahre.

Verschiedene Versuche von Freunden, einzelne Gedichte von Madame Ackermann zur Geltung zu bringen, waren an der Gleichgültigkeit des Publicums oder an den Bedenken von Verlegern und Redacteuren gescheitert. Erst nachdem sie die pessimistische Note angeschlagen hatte, drang sie durch.

Welcher Art dieser Pessimismus ist, mögen folgende Beispiele darthun. Das erstere ist einem längeren Gedicht „L'amour et la mort" entlehnt, in welchem, in Versen von unzweifelhafter Schönheit, vor dem Vernichtungswerk gewarnt wird, das im ewigen Kreislauf zwischen Lieben und Sterben sich wiederholt:

Ces délires sacrés, ces désirs sans mesure,
Déchaînés dans vos flancs comme d'ardents essaims,
Ces transports, c'est déjà l'humanité future,
Qui s'agite en vos seins.

Die zweite Strophe ist einem poetischen Dialog zwischen der Natur und dem Menschen entlehnt. Rastlos schafft und zerstört sie, zerschlägt immer wieder die Form, vernichtet unaufhörlich, um unaufhörlich wieder hervorzubringen und das Hervorgebrachte zu verwerfen, bis endlich der Idealtypus, der Sohn der Zukunft, entstehen wird, der von Anfang an ihrem geheimen Wirken vorgeschwebt hat:

De toute éternité, certitude sublime!
Il est conçu; mes flancs l'ont senti s'agiter.
L'amour qui couve en moi, l'amour que je comprime,
N'attend que Lui pour éclater.

Der Mensch aber verwirft die Kraft, die nur den Tod gebiert. Ich muß zu Grunde gehen, erwidert er; der Sohn aber, von dem Du träumst, Natur, wird niemals geboren werden:

Sois maudite, ô marâtre! en tes œuvres immenses,
Oui, maudite à ta source et dans tes éléments
Pour tous tes abandons, tes oublis, tes démences,
Aussi pour tes avortements!

Madame Ackermann verwahrt sich dagegen, als ob die deutsche Philosophie von bestimmendem Einfluß auf ihr Denken und Dichten gewesen wäre, und verweist auf Jugendarbeiten, welchen bereits diese düstere Färbung eigen ist. „Meine persönlichen Schicksale," fügt sie andererseits hinzu, „rechtfertigen meine Klagen und Verwünschungen ebensowenig. Die großen Kämpfe, die bitteren Enttäuschungen sind mir erspart geblieben. Im Ganzen genommen war mein Dasein angenehm, friedlich und unabhängig. Das Schicksal hat mir gegeben, was ich am Dringendsten begehrte, Muße und Freiheit. Die jüngsten Ergebnisse der Wissenschaft haben mich nicht zu erschüttern vermocht. Ich war auf sie vorbereitet, ja ich habe sie erwartet." Man hat es also hier, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend mit einem theoretischen Pessimismus zu thun, dem das gesammte menschliche Geschlecht als der Held eines furchtbaren Drama's erscheint. Der „Haß gegen das Christenthum," von welchem am Schluß der Biographie die Rede ist und den übrigens die Dichtung mit genügender Klarheit enthüllt, wird dadurch motivirt, daß es das Elend des Daseins durch den Versuch ins Unendliche gesteigert hat, es durch das Eingreifen einer göttlichen Laune zu erklären. Dieser Auffassung entspricht denn auch ein längeres Gedicht, eine Art von Herausforderung an Pascal, das die Grenze des Könnens von Madame Ackermann bezeichnet. Wie in der Hand von Voltaire, wie in der von Condorcet,

zersplittert auch in der ihrigen der kalte, spröde Stahl der Negation an der Brust des Athleten. Wohl nicht nur bekümmert, sondern auch verdrossen scheidet der Leser von diesen Blättern, die sich durch Auszüge aus dichterischen Erzeugnissen des modernen Frankreich nach Bedarf verlängern ließen. Zweckdienlicher dürfte es sein, ihnen das Stück englischer Prosa gegenüberzustellen, das einem der Wortführer der englischen Demokratie entlehnt und von einem ähnlichen Geist beseelt ist:

„Denkbar ist es," schreibt Mr. Morley, „daß die Welt von einem Wesen geschaffen wurde, das nicht gut, nicht barmherzig, nicht wohlwollend, nicht gerecht ist, ein Wesen, das kein besseres Anrecht auf unsere Verehrung besitzt, als es etwa Francesco Cenci auf die Liebe seiner unglücklichen Kinder zukam. Warum nicht? Der Sittlichkeitsbegriff gilt für das Verhalten und die Beziehungen menschlicher Wesen und für diese allein. Wir können nicht wissen, noch läßt sich überhaupt leicht begreifen, wie die Principien, die für die Facta socialer Beziehungen maßgebend sind, deswegen auch dazu geeignet sein sollen, die Bewegungen eines Demiurgos zu bestimmen oder zu erklären, in dessen hohler Hand die gesammte Weltordnung geborgen liegt" [1]).

Vorübergehend sei hier erwähnt, daß für den Verfasser obiger Zeilen der göttliche Demiurg überhaupt nicht existirt. Von seinem Standpunkt aus ist das auch kaum als Verlust zu erachten. Ein „Messer' Cenci", mit unbeschränkten Vollmachten auf einem Wolkenthron sitzend, ist nicht gerade einladend. Wichtiger ist für uns die Wahrnehmung, daß der naturalistischen Auffassung bei Morley die deterministische zur Seite geht und die Lehre vom freien Willen als „thatsächlich jeden Sinnes entbehrend" genannt wird. Merkwürdiger Weise ist die Vertheidigung dieser These nicht etwa in die Hände zeitgenössischer Positivisten, sondern in die des Baron Holbach gelegt, dem das seltene Glück widerfährt, ganz besonders wegen der muthigen und unwiderstehlichen Logik seiner Argumentation gepriesen zu werden. Die Argumentation von Holbach ist aber folgende:

„Es besteht keinerlei Unterschied zwischen dem Mann, der sich zum Fenster hinauswirft und dem Mann, den ich hinauswerfe, keiner, wenn nicht dieser: daß der Impuls, der auf den zweiten einwirkt, von außen her auf ihn eindringt, und daß der Impuls, der den Fall des ersten veranlaßt, aus dem Inneren seines eigenen Mechanismus kommt. Es handelt sich nur darum, bis zum Motiv hindurchzudringen; und es wird sich ausnahmslos erweisen, daß das Motiv außerhalb der Macht und Möglichkeit des Handelnden liegt" [2]).

Der schon genannte englische Schriftsteller, Mr. Lilly, der die Bekämpfung solcher und ähnlicher Ansichten als eine seiner Verpflichtungen betrachtet, und für dessen, von christlichen Anschauungen getragene, Ethik die Willenslehre selbstverständlich grundlegend bleibt, begnügt sich, in Bezug auf Baron Holbach, dem übellaunigen, kurz angebundenen und ehrlichen Dr. Johnson das Wort zu lassen: „Sir, wir wissen, daß unser Wille frei ist, und damit ist die Sache aus."

Auf die künstlerische Production, nicht nur in England, sondern auch im englisch sprechenden Amerika, ist der Einfluß solcher Anschauungen glücklicher Weise für die Kunst ein sehr beschränkter geblieben. Algernon Swinburne, der sich als Schüler von Victor Hugo bekennt, und in Bezug auf Formenreichthum, sprachliche Schönheit und phantastische Gestaltungsgabe manchen verwandten Zug mit ihm gemein hat, ist längst der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend entwachsen, und wo der Zweifel am Bestehen einer idealen Welt des Guten ihn

[1]) John Morley über J. St. Mill, Fortnightly Review, XXIII, 122.
[2]) J. Morley, Diderot, Bd. II, S. 178.

noch beherrscht, gereicht es seinem Werk nicht zum Heil. Swinburne ist nicht der einzige, aber er ist ganz gewiß der größte und begabteste der englischen Dichter seiner Sinnesart, und was ihm nicht gelang, ist auf englischem Boden keinem Anderen geglückt. Dagegen hat ein Amerikaner es versucht und seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit leuchteten günstige Sterne. „Unser literarischer Banquier", wie Emerson von einem Landsmann sehr bezeichnend genannt wird, stellte dem Poeten, den er entdeckt zu haben sich rühmte, einen Wechsel auf die Anerkennung der Mit- und Nachwelt aus, der dem ersten Werk desselben, „Leaves of Grass", rasch eine neue Auflage verschaffte. Um so mehr als Walt Whitman, so hieß der Verfasser, das Lob des ersten lebenden amerikanischen Kritikers seinen „Grashalmen" voranstellte. Emerson hatte ihm einen Privatbrief geschrieben und war etwas betroffen, als er sah, welcher Gebrauch davon gemacht worden war. Mit Walt Whitmann schien das Ideal von Rousseau verwirklicht, die Bildung überwunden, die Cultur verworfen, die Rückkehr zum Naturzustande wenigstens angebahnt. Der amerikanische Biograph von Walt Whitman fand ihn in den letzten fünfziger Jahren in der Nähe einer Art von Hütte im Gras bei einer Temperatur von 100° auf dem Rücken in der Sonne liegen. Er trug Arbeiterkleider und versicherte seinem Besucher, in dieser Stellung und bei ähnlicher Hitze verfasse er seine besten Gedichte. Bücher habe er nicht, mit Ausnahme der Bibel und Shakespeare's; über die Durchschnittserziehung jedes Bürgers der amerikanischen Staaten sei er nie hinausgedrungen. Als seine beiden Studierplätze bezeichnete er ein verlassenes Eiland im Ocean, das er oft besuchte, und die Decke der Omnibuswagen in New-York. Der Biograph, dem wir diese Einzelheiten verdanken, scheint diese Angaben bezweifelt, dann geprüft zu haben, denn er verweist ausdrücklich darauf, daß ein sehr bedeutender Mann, Quäker und Prediger seiner Gemeinde in New-York, großen Einfluß auf die Entwicklung von Walt Whitman gehabt habe. Auch las dieser viel mehr, als er eingestand, und war zuerst Setzer, dann Zimmermann, aber auch Zeitungsredacteur, „der größte Demokrat, den die Welt je gesehen hat," wie abermals ein Amerikaner, Henry Thoreau, sich ausdrückt. Man hatte es also hier mit einem mehr künstlichen als echten Wilden zu thun, einem Original immerhin, und einem, der sich rühmte, „prächtig mit Wasser und Brot zu leben." Was nun seine Dichtungen betrifft, so lautet das Urtheil über sie dahin, daß sie die Bibel an Ungeschminktheit des Ausdrucks übertreffen, daß ein priapischer Zug sie durchdringt, und empfindliche Leser wohl daran thun werden, sich die Nase zuzuhalten, weil der Verfasser sich nicht scheut, den Kehricht im Empfangszimmer auszuschütten, um zu beweisen, daß auch darin die chemischen Gesetze fortarbeiten. „Walt Whitman ist freier mit seiner Feder als Montaigne, einfach sinnlich, als wenn die Thiere sprächen."

Er hat noch einen anderen Punkt der Uebereinstimmung mit Montaigne, von dem Pascal ausdrücklich sagt, „er sei der Vermittler einer gewaltigen Vergeltung." Denn seine Lehre hat „den Menschen vom Verkehr mit Gott, zu dem er sich durch die schwachen Kräfte seines Verstandes hat erheben wollen, in den Zustand des Thieres zurückgeworfen." Montaigne ist aber auch einer der nachdrücklichsten Verkünder des „Ich", sein eigener Prophet. Der Held seiner Schriften ist er selbst, und auf ihn führen alle Memoiren und Denkwürdigkeiten, alle Auto-

biographien und Bekenntnisse zurück, in welchen seit Rousseau die Vergötterung der Persönlichkeit versucht worden ist. Nach Göthe, nach Byron, nach Chateaubriand, nach Lamartine, nach George Sand, hat auch Walt Whitman „sich" erzählt. Von den neuntausend Zeilen, aus welchen „die Grashalme" bestehen, — Verse kann man sie nicht nennen, denn sie besitzen weder Wohlklang noch Rhythmus — ist eine beträchtliche Anzahl der Selbstverherrlichung gewidmet. Sie hat ihn auch später zu wirklichen Versen begeistert, und es soll nicht verschwiegen werden, daß ein Kritiker wie Dowden Walt Whitman „einen großen, lebenden Dichter" nennt. Er selbst hat einer Ausgabe der „Grashalme" die Abschrift der Kritik vorausgeschickt, die ihn „größer als Tennyson" bezeichnet, und es war sein Ehrgeiz, die Dichtkunst seines Heimathlandes neu zu schaffen. Der Secessionskrieg beeinflußte übrigens nicht nur sein Werk, sondern auch seine äußere Lebenslage. Er verwerthete seine persönliche Macht über die Menschen in der edelsten Weise, als Pfleger der Verwundeten, sang seinem Freunde, Abraham Lincoln, die Todtenklage, und wurde nach Wiederherstellung des Friedens Clerk bei der innern Verwaltung. Zwar gelang es einem Stellenjäger, Walt Whitman dadurch aus der seinigen zu verdrängen, daß er seinem Vorgesetzten ausgesuchte Stellen aus den „Grashalmen" unterbreitete. Dies hatte die Entlassung des Dichters zur Folge, die übrigens von kurzer Dauer war. Als Bibliothekar des Congresses hat Walt Whitman 1869 wahr genug der Convention für Socialwissenschaften als höchstes Kriterium eines Buches die Frage bezeichnet: „Hat es einer Menschenseele geholfen?" [1]) Ist sein eigenes Werk nach diesem Maßstab zu bemessen, dann möge der Leser entscheiden, ob spätere Erzeugnisse des Dichters für die entsetzlichen „Grashalme" entschädigen.

In Bezug auf die deutsche oder die in Deutschland heimisch gewordene dichterische Production würde unter anderen eine Studie über Ibsen solche Betrachtungen fördern. Eine weitere Frage wäre die, welchen Einfluß die modernen Geistesströmungen auf den Idealismus der Dichtung von Paul Heyse gehabt haben. Allein derartige Probleme können nicht vorübergehend gestreift werden und mögen einer anderen Gelegenheit vorbehalten sein.

Derjenige unter den deutschen Künstlern der nicht nur im eigenen Lande, sondern weit über seine Grenzen hinaus in der ganzen civilisirten Welt die größte Macht ausgeübt hat, ist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts unzweifelhaft Richard Wagner. Viel ist über den Zusammenhang der Philosophie von Schopenhauer mit der Kunst von Richard Wagner geschrieben und verhandelt und auch dieses oft erzählt worden, wie durch eine sonderbare Ironie des Schicksals der Buddha in Frankfurt es nie über sich vermocht habe, den Tönen zu lauschen, die als sinnesverwandt mit seiner Gedankenarbeit ihm entgegenschlugen. Daß aber dennoch ein solcher Zusammenhang besteht, soll um so weniger bezweifelt werden, als auch in Schopenhauer ein Künstler lebte, der in klassischer Formvollendung und in seiner Weise zum dramatischen Effect gelangt, zur Götterdämmerung eines hoffnungslos ringenden, ewig auf sich selbst gestellten Geschlechtes. Was aber hat die lichte Gestalt von Lohengrin, was Elisabeth's versöhnenden

[1]) Whitman, Democratic Vistas, 67.

Schmerz um den Geliebten mit solchen Anschauungen gemein? Ist etwa der Feuerzauber der „Walküre", ist der Knabenchor im „Parcival" auf sie zurückzuführen? Oder ist das „Mitleid" eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, und hätte die höchste Kunst jemals aufgehört, die höchste Begeisterung zu sein?

Die Wahrheit ist vielmehr diese. Das Beste, was in unseren Tagen die deutsche Kunst zu leisten vermochte, ist dadurch erreicht worden, daß sie am Born der nationalen und religiösen Ueberlieferungen ihrer eigenen Vergangenheit schöpfte. Es ist eine arge Verirrung der Begriffe, in Operntexten nach einer Theologie zu suchen, und es ist auch keine da zu finden. Aber trotz aller Schatten, von welchen Wagner's dichterisches Werk stellenweise getrübt ist, wird es dauern. Es steht im Dienst des Graals. Und mit ihm die deutsche Kunst. Auch ihr ist es nicht erspart geblieben, an den öden Gestaden der spottenden Verachtung, des Zweifels, der Verneinung umherzuirren und zu versuchen, ob in dem unfruchtbaren Sande des Naturalismus und des modernen Epikuräerthums das Schöne sich verwirklichen, Bleibendes sich gewinnen lasse. Sie wird doch stets zum Ufer zurückkehren,

„das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Und stets wird sie es wieder finden. Denn stammverwandt sind ihr die idealen Gestalten dieser unsterblichen Welt, und wer ihr die ethische Grundlage entziehen will, legt das Messer an ihren Lebensnerv. Der Tag, an dem sie aufhören wird, die Menschen zu verbessern und zu veredeln, wird ihr Sterbetag sein. Wenn es hierzu noch eines Beweises bedürfte, so wäre er darin gegeben, daß diese deutsche Kunst, was sie nicht soll, auch gar nicht kann. Sie besitzt Ironie, Humor, sie versteht auch zu spotten, harmlos oder bitter, je nachdem. Aber es gelingt ihr nicht oder schlecht, frivol zu sein, und einer gewissen subtilen und raffinirten Corruption wissen weder ihre Sprache noch ihr Pinsel sich zu fügen. Wo sie es versucht, bringt sie nichts als schlechte Copien hervor, und Deutsche holen sich, wenn das Bedürfniß nach derselben vorliegt, eine solche Waare viel besser im Ausland. Oder was würde man in Deutschland sagen, wenn dort ein Autor etwa die systematische Verhöhnung des Alters, seiner Schwächen und Gebrechen versuchte, die Alphonse Daudet im Roman „l'Immortel" lieferte. Um sich an der Akademie, die ihn nicht gewählt hatte, zu rächen, hat Daudet das weiße Haar des alten Astier-Réhu, der zudem eine Art von Porträtstudie ist und durchaus hundert Jahre alt werden will, ein paar hundert Seiten hindurch dem Gelächter preisgegeben. Und in demselben Buch figurirt eine Herzogin, die ganz eigens dazu erfunden scheint, die Behauptung des hier oft genannten deutschen Philosophen zu rechtfertigen, „ihm sei es gelungen, ‚der Dame' in der Literatur ein Ende zu machen". Im Fall dies wirklich so wäre, hätte er einen Pyrrhussieg erfochten. Denn mit der „Dame" droht die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Matrone, aus dem Bereich der Kunst zu verschwinden, und mit ihnen der Prototyp alles dessen, was heilig ist auf Erden, denn:

„Das Weib ist keusch in seinem tiefsten Wesen,
Und was die Scham ist, weiß doch nur ein Weib!"

Auf dem seiner richtigen Deutung nach verstandenen Begriff der Dame beruhte und beruht auch heute noch das Wesen edler, vornehmer Geselligkeit.

deren charakteristischer Zug es ist, daß der Luxus und das Raffinement des modernen Genußlebens sie viel eher beeinträchtigt als fördert. Oder wer hätte jemals daran gedacht, die Gestalt von Eleonore von Este aus der edlen Großartigkeit ihrer Umgebung in den neuzeitlichen Salon zu versetzen, der heute einer japanischen Marktbude, morgen einer Menagerie gleicht? Wer dächte optimistisch genug, um die europäische Gesellschaft, deren Biographie „Graf Vassili", und deren Satyre Sardou, Emile Augier und „Gyp" geschrieben haben, mit jener anderen europäischen Gesellschaft zu vergleichen, in welcher die Wittwe von Condorcet und Frau von Staël, Lady Jersey, Rahel, die Herzogin von Duras, um unter so vielen nur einige Namen zu nennen, meist in der einfachsten äußeren Umgebung für die Unterhaltung sorgten? Sie erreichten ihren Zweck, indem sie durch wechselnden und geschmackvollen Gedankenaustausch den Geist anzuregen, viel mehr noch, indem sie den Gemüthern durch die Wärme und Theilnahme des intimen Verkehrs die unentbehrliche Stütze und Erfrischung zu geben wußten. Dazu bedurfte es vor Allem zweier Dinge, die unser großstädtisches Leben bereits nicht mehr kennt: Ruhe und Zeit.

Selbst wenn man die Veränderung als einen Verlust empfindet, kann man sich doch füglich einen gesellschaftlichen Zustand denken, der sich auch ohne diese Art von Geselligkeit wird behelfen müssen. Zum großen Theil ist das ja schon der Fall.

Ganz undenkbar dagegen ist, daß die Rohheit, die der experimentale Roman, die Evolutionisten, Naturalisten, Décadents und „Fin de siecle" zum Gegenstand ihrer Lieblingsschilderungen gemacht haben, andere Richtungen verdrängen oder selbst auf die Länge neben ihnen fortbestehen könnte. La bête humaine, das Produkt des Magens vielmehr als des Gehirns, das dieser Roman nach rein physiologischen Gesetzen construirt, ist nicht nur im höchsten Grad empörend, es ist auch im höchsten Grad langweilig. Wir möchten den Menschen kennen, der es über sich brächte, ein zweites Mal und zu seinem Vergnügen, „Nana" oder „La Terre" zu lesen.

Zola hat für sich und seine Schule die Ehre der Abstammung von Diderot in Anspruch genommen, und Stendhal, Balzac und Flaubert in diesen Stammbaum eingereiht. In Bezug auf Stendhal hat unter Anderen Taine protestirt und betont, daß es sich hier nicht um einen Physiologen, sondern um einen Psychologen handle. Längst vor ihm hatte Stendhal das selbst gethan. Gegen die Selbstverherrlichung der utilitarischen Schule, der Vorgängerin der heutigen positivistischen Schule, behauptet er sein ewiges Anrecht „auf das Edle und Gute, auf Alles, was plötzlich als überflüssig über Bord geworfen werden soll und was die Italiener als Virtu bezeichnen"[1]). Balzac ist eine schöpferische Kraft ersten Ranges, dem die Kunst als „die idealisirte Schöpfung" galt. Die socialen Zersetzungsprocesse, alle schlimmen Instincte und verborgen geglaubten Laster gehören mit zur Rollenbesetzung auf den Brettern des Welttheaters, das er aufschlägt, beleuchtet von der Fackel der Eumeniden. Gegen den Marniffe der „parents pauvres" wie gegen den „Fabrice" der „Chartreuse de Parme" hat schon

[1]) Henry Beyle-Stendhal, D'un nouveau Complot contre les Industriels. Paris, 1825.

Sainte-Beuve Einspruch erhoben und davor gewarnt, abstoßende Paradoxen der Analyse zu construiren und diese dann für Menschen auszugeben. Nun kam Flaubert. Krank und in die Provinz gebannt, folterte ihn sein Leben hindurch das doppelte künstlerische Bedürfniß, den Visionen seiner erregten Phantasie und der Realität des engen, einförmigen Lebens, das trivial, vulgär und langweilig ihn umgab, einen klaren, formvollendeten, bis ins Kleinste wahrheitsgetreuen Ausdruck zu geben. Flaubert konnte es zuletzt nicht mehr hören, wenn die Leute ihn stets als den Verfasser von „Madame Bovary" priesen. Denn er hatte Werke geschaffen, die ihm viel höher standen als dieses. In „Madame Bovary" aber erkannte sich die Welt des zweiten Kaiserreichs im Spiegel eines Künstlers wieder. Ihre Philosophie stand eben so tief als die des unvergeßlichen Apothekers Homais; ihre Opfer hatten, gerade wie die unglückliche Titelrolle des Buches, den Luxus mit dem Glück verwechselt, und von Paradiesen geträumt, in welchen die Kleider aus dem Atelier von Worth kamen. An der Leiche der Selbstmörderin hatte dann die Hand des Meisters das Scalpel geführt, und die wahren Schuldigen ließ er entkommen. Auch das traf zu. „Flaubert," sagt Sainte-Beuve mit gewohnter Divinationsgabe, „ist der erste Schriftsteller der modernen, demokratischen Gesellschaft."

Und nun zu Diderot. Von genialster Begabung, hat er selbst empfunden und beklagt, daß sein Leben verfehlt, seine Gedankenarbeit Bruchstück geblieben sei. Seine beste Kraft hat er an der „Encyklopädie", sein Talent in der Kunstkritik, seine Weltanschauung in der Negation erschöpft. Er hatte, wie gesagt, Augenblicke aufrichtiger Reue, und viele solche, wo seine angeborne Gutmüthigkeit auf die Oberfläche kam. „Mich berühren die Reize der Tugend viel mehr als die Auswüchse des Lasters," schreibt er. „Sanft wende ich mich von den Bösen ab und eile den Guten entgegen. Wenn ich, sei es in einem Buch, in einem Bild, in einer Statue oder in einem Charakter eine schöne Stelle finde, so stehe ich still, betrachte diese und vergesse alles Uebrige darüber. Was widerfährt mir erst, wenn ich dem Schönen selbst begegne!" Von der Aesthetik der naturalistischen Schule ist diese Rede sehr verschieden. Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß Diderot's Roman, „La Religieuse", die kühnsten Wünsche derselben erfüllt. Was überhaupt diese ganze Literatur kennzeichnet, ist nicht die Betonung des Bösen, es ist die fast vollständige Abwesenheit des Guten. Jago ist da, aber Desdemona legt die heroische Sanftmuth ihres Todes nicht in die Wagschale, und keine Cordelia breitet schützend ihre Hand über das greise Haupt von Lear, um den Wahnsinn zu bannen, den unmenschliche Thaten heraufbeschworen haben.

Vor hundert Jahren ist in demselben Frankreich, in welchem so manche der modernen Geistesströmungen in der Politik und in der Philosophie, in der Literatur und in der Kunst ihre typische Gestaltung erhalten haben, eine Hypothese zur Grundlage einer Staatsumwälzung gemacht worden.

Die Hypothese war die von der eingeborenen Güte des menschlichen Herzens, von der Untrüglichkeit der logischen Voraussetzung, daß alle Mitglieder eines Gemeinwesens gleichwerthig sind, Caliban mit Prospero, Wurm mit Posa; daß nichts einfacher zu construiren ist, als der Mechanismus eines Staates nach dem Recept einer Constitution; daß der Anspruch auf Gleichheit der politischen Rechte

jedem Einzelnen ganz ebenso gebührt wie Gleichheit vor dem Gesetz, und daß die Zukunft der egalitären Demokratie und einem ungemessenen Fortschritt gehört.

Während die politische Bewegung der letzten hundert Jahre mit mehr oder weniger Erfolg an der Verwirklichung dieser Hypothese gearbeitet hat, ist die Wissenschaft ihrerseits nicht säumig gewesen.

Sie lehrt gegenwärtig, mit mehr oder weniger Uebereinstimmung, daß der einzelne Mensch durch rein pathologische Vorgänge, über die der Wille nichts vermag, bestimmt wird, daß er jeden Augenblick in den Zustand thierischer Wildheit zurücksinken kann, aus dem er ursprünglich gekommen ist; daß die Natur den Kampf um das Dasein zur Bedingung alles Lebens macht; daß ihr nimmer ruhender Evolutionsproceß das Individuum für nichts erachtet und nur die Gattung berücksichtigt; daß Tausende hingeopfert werden, damit Einer übrig bleibe; daß in der physischen Welt kein anderes als das Recht des Stärkeren gilt und folglich nichts unberechtigter ist als der Optimismus. Denn das Walten des Gesetzes in der Natur ist unerbittlich, und über dieses Gesetz hinaus zum vermeintlichen Gesetzgeber wird die menschliche Erkenntniß niemals dringen.

Zwischen diesen Resultaten und dem Naturevangelium von 1789 liegt ein Abgrund, den kein Sophismus jemals wird überbrücken können. Mit dem geträumten Millenium des XVIII. Jahrhunderts ist es gründlich zu Ende. Die Positivisten, die das Böse leugnen, die Pessimisten, die an das Gute nicht glauben wollen, die Einen sind so verstimmt wie die Andern. Einer von ihnen, ein Forscher und ein Dichter zugleich, Leconte de Lisle, möge für sie Alle sprechen:

Hommes, tueurs de Dieu, les temps ne sont pas loin,
Où, sur un grand tas d'or vautrés dans quelque coin,
Ayant rongé le sol nourricier jusqu'aux roches
Ne sachant rien faire, ni des jours, ni des nuits,
Noyés dans le néant des suprêmes ennuis,
Vous mourrez bètement en remplissant vos poches.

Ganz anders steht diesen Problemen das Christenthum gegenüber. In Bezug auf seine Stellung zur heutigen Naturwissenschaft sei ein letztes Mal auf den hier wiederholt angeführten englischen Denker verwiesen, den es der Mühe lohnt, selbst darüber zu vernehmen[1]). Die englische gelehrte Welt rühmt an ihm besonders, daß er niemals eine Schwierigkeit umgeht oder den Leser und sich selbst mit Scheingründen abfindet. Mit den Leuten, welche eine Thatsache verwerfen, weil sie ihnen unbequem ist, hat er überhaupt nichts gemein. Im Lauf seiner Untersuchung beruft er sich unter Anderem auf den Satz von Huxley „von einer Teleologie im weitern Sinn, die von der Evolutionstheorie nicht berührt wird, sondern vielmehr auf dem fundamentalen Satze derselben beruht". Die Rückwirkung aber, die solche und andere verwandte Theorien auf die Anschauungen der Gegenwart ausgeübt haben, ist dem Christenthum selbst nichts weniger als fremd. Es hat stets gelehrt, daß ein Kampf und Zwiespalt durch die ganze Natur gehe, daß der Schmerz die Bedingung alles Seins, der

[1]) W. S. Lilly, „A Century of Revolution", bes. Kapitel IV, Revolution and Science. S. auch dessen neuestes Werk: „Modern Ethics".

Wille schwach und ungenügend, das menschliche Herz verkehrt sei, daß nichts hienieden den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit stille. Allein dabei bleibt es allerdings nicht stehen. Es sucht in einem Reich der Gnade die Lösung, die im Reich der Sünde nicht zu finden ist, und begeistert die Seelen für ein Ideal, das ihnen gerade deswegen vollkommen genügt, weil es außerhalb dieser Welt der Erscheinung liegt.

Darwin erzählt, wie ihm durch angestrengte Geistesarbeit auf dem Gebiete der Beobachtung die Empfindung für Musik verloren gegangen sei. Aehnlich scheint es der modernen Cultur in Bezug auf das ethische Problem ergangen zu sein. Ueber dem Studium der Phänomene ist ihr der Sinn für das abhanden gekommen, was allem Phänomen zu Grunde liegt. Aber ebenso wenig als es still geworden ist im Reich der Töne, weil ein Einzelner aufgehört hat, ihnen zu lauschen, ebensowenig läßt sich die innere Stimme ersticken, die das Menschengeschlecht immer wieder nach Oben verweist. Die wahrhaft Großen, die geborenen Herrschernaturen wissen das wohl. Am 28. September 1870, während des Duells, nicht zwischen zwei Völkern, sondern zwischen zwei Weltanschauungen, sagte Graf Bismarck: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und an ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, — das Seine thun und Jedem das Seine lassen — begreife ich nicht. . . . Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren."

Zwanzig Jahre sind indessen verstrichen. Die damals noch in voller Thätigkeit standen, sind entweder zur Ruhe gegangen oder bereiten sich zum Abschied vor. Zu den letzteren gehört Tennyson, ein Gläubiger auch er. Auf der Fahrt zwischen der Insel Wight und Portsmouth hat der Achtzigjährige vor wenigen Monden das Schwanenlied niedergeschrieben, mit welchem der letzte Band seiner Gedichte schließt. Die jugendkräftige, feierliche Schönheit dieser Verse hat die angelsächsische Welt aufs tiefste ergriffen. Mit ihnen, wie mit einer guten Botschaft, schließe auch diese Betrachtung, bis für „Crossing the Bar" der deutsche Uebersetzer sich findet.

. . . . . Twilight and evening bell,
And after that the dark!
And may there be no sadness of farewell,
When I embark;

For tho' from out our bourne of Time and Place
The flood may bear me far,
I hope to see my Pilot face to face
When I have crost the bar[1]).

[1]) Demeter and other poems. By Alfred Lord Tennyson. London. 1889. p. 174.

Petron's Gastmahl des Trimalchio.

Von

L. Friedlaender.

In einer Anzahl mittelalterlicher Abschriften haben sich Excerpte aus einem altrömischen Roman erhalten, als dessen Verfasser ein Petronius Arbiter genannt wird. Die Erzählung geht öfter aus der Prosa in Verse über, auch sind längere poetische Stücke eingeschaltet. Der Roman bestand aus lose aneinander gereihten, doch durch ein leitendes Motiv zusammen gehaltenen, von einem Encolpius als eigne Erlebnisse erzählten Abenteuern, enthielt zahlreiche Episoden (unter andern die Geschichte der Wittwe von Ephesus) und scheint einen nicht unbeträchtlichen Umfang gehabt zu haben. Die erhaltenen Ueberreste zeichnen sich ebenso sehr durch Geist, Witz und Eleganz der Form, wie durch zügellose Frechheit aus. Das größte und interessanteste Fragment, die Schilderung eines von einem reichen Freigelassenen Trimalchio gegebenen Gastmahls, wurde erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Trau in Dalmatien gefunden und 1664 in Padua gedruckt.

Für den Verfasser dieses Romans hält man einen Gajus Petronius, der längere Zeit bei Nero in höchster Gunst stand, dann aber bei ihm verdächtigt, im Jahre 66 n. Chr. durch Selbstmord der Hinrichtung zuvorkam. Er war einer der auch in der neueren Geschichte hier und da begegnenden Männer, die, nachdem sie in hohen Stellungen Befähigung und Thatkraft bewiesen, sich mit Ostentation einem müßigen Genußleben hingeben und ihren Ruhm darin finden, elegante Roués zu sein. Diesen Ruhm erlangte Petronius in so hohem Grade, daß er an Nero's Hof als Autorität in Allem galt, was Raffinement des Genusses betraf, und von Nero selbst stets als „Schiedsrichter in Geschmackssachen" (arbiter elegantiae) um Rath gefragt wurde. Seine bevorzugte Stellung zog ihm den Neid andrer Höflinge zu, und der Erfolg ihrer Intriguen trieb ihn zu dem Entschlusse, sich die Adern zu öffnen. Er bewies im Sterben dieselbe kühle, unerschütterliche und vornehme Gelassenheit, die man während seines Lebens so sehr an ihm bewundert hatte. Er verzögerte sein Ende, indem er nach Belieben die durchschnittenen Adern verbinden und wieder öffnen ließ. Er unterhielt sich

mit seinen Freunden, doch nicht von ernsten Dingen, etwa (wie es damals in den letzten Stunden häufig geschah) von Unsterblichkeit und den Ansichten der Philosophen darüber, sondern ließ sich leichtfertige Gedichte vorlesen. Er beschenkte einige seiner Sklaven und ließ andere peitschen. Er begab sich zur Mahlzeit, und legte sich schlafen, so daß sein Tod fast wie ein natürlicher erschien. Nicht einmal in seinem Testamente dem Nero oder einem der Mächtigen zu schmeicheln (was die unfreiwillig Sterbenden damals zu thun pflegten, um für die Ihrigen einen Theil ihres Vermögens zu retten), ließ er sich herbei. Er schrieb einen Bericht über Nero's Ausschweifungen und Schandthaten mit Angabe der Namen der Betheiligten beiderlei Geschlechts, sandte ihn versiegelt an Nero und zerbrach seinen Siegelring, damit er Niemandem Gefahr bringe. So erzählt Tacitus; durch Plinius erfahren wir außerdem, daß Petronius vor seinem Tode eine ihm gehörige, mit mehr als 60000 Mark heutigen Geldes bezahlte Schöpfkelle aus Murrha (orientalischer Flußspath oder Achat) zerbrach, damit sie nicht die Tafel Nero's zieren sollte.

Die durch den Beinamen Arbiter veranlaßte Vermuthung, daß dieser Petronius der Verfasser des erwähnten Romans war, erhält eine wesentliche Unterstützung dadurch, daß der Roman offenbar in der Zeit Nero's geschrieben ist, und sicherlich von einem Manne, der auf der Höhe der damaligen Bildung stand und eine große Weltkenntniß besaß.

Das Interesse, das die erhaltenen Bruchstücke auch außerhalb der gelehrten Welt erregten, veranlaßte 1693 einen Franzosen, Franz Nodot, den Roman mit Ergänzungen herauszugeben, die er in einem aus Belgrad stammenden, vollständigeren Exemplar gefunden haben wollte: eine Fälschung, die trotz ihrer Plumpheit mehrere damalige Philologen täuschte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Petron bereits sechsmal ins Französische übersetzt. Ins Deutsche übersetzte ihn 1773 der Verfasser des Ardinghello, der in ihm einen Geistesverwandten zu erkennen glaubte. In einer unglaublich schamlosen Vorrede („geschrieben während meiner Reise nach Italien, um den Winkelmann'schen Apollo zu betrachten") wendet er sich an die Anbeterinnen und Anbeter der Sokratischen Grazien als Leser und Leserinnen; die „triefäugigen, weinerlichen Dudeldumianer" scheinen ihm nur ein „muthwilliges Gelächter zu verdienen." Am Hofe von Hannover wurde im Carneval des Jahres 1702 das Gastmahl des Trimalchio aufgeführt, wobei sehr starke Scherze vorkamen. Eine ausführliche, von Leibnitz auf den Wunsch der Königin Sophie Charlotte von Preußen (die selbst an der Aufführung Theil genommen hatte) für die Fürstin von Hohenzollern-Hechingen verfaßte Beschreibung ist noch vorhanden[1]). Trimalchio wurde von einem Neffen der Kurfürstin von Hannover, dem Raugrafen Karl Moritz, seine Frau Fortunata von der bei der Königin in hoher Gunst stehenden schönen Hofdame Fräulein von Pöllnitz dargestellt.

Einige Mittheilungen aus der Beschreibung dieses Gastmahls sind am besten geeignet, eine Vorstellung von Petron's Art und Weise zu geben. Der Ort am

---

[1]) Leibnitz's Brief vom 25. Februar 1702 bei Vehse, Geschichte der deutschen Höfe, Bd. II S. 61 ff.

Golf von Neapel, in dem es stattfindet, ist wahrscheinlich Cumä, eine ursprünglich griechische Stadt, die auch (nach der hier durch August erfolgten Ansiedlung von Veteranen) als römische Colonie ihren Ursprung nicht völlig verleugnete, wenn gleich ihre Bevölkerung in viel geringerem Grade mit griechischen und orientalischen Elementen versetzt gewesen sein wird, als die des benachbarten Puteoli, des Haupthafens für den Verkehr mit dem ganzen Osten (Pozzuoli), und als die Neapels, einer „hellenischen Culturinsel" in Campanien. Trimalchio und seine Freunde sind sämmtlich Freigelassene, Geschäftsleute und Gewerbetreibende. Wenn diese auch oft sehr vermögend waren, so blieben sie doch immer von dem städtischen Honoratiorenstande durch eine nicht zu überschreitende Kluft getrennt. Sie konnten weder städtische Ehrenämter bekleiden, noch in den Stadtrath (die Curie) eintreten. Dagegen stand ihnen der Zutritt zu der ansehnlichen (für den Kaisercult bestimmten) Corporation der Augustalen frei, die als ein zweiter, zwischen den Herren und den kleinen Leuten die Mitte haltender Stand angesehen wurde. In dieser Corporation zu den jährlich wechselnden, von den Stadträthen (Decurionen) ernannten sechs Vorstehern (Sevirn) zu gehören, war ein Ziel ihres eifrigen Bemühens; eine Erhöhung dieser Ehre war es, wenn die an die neu ernannten Sevirn an die Stadtkasse zu zahlende Summe erlassen wurde[1]).

Trimalchio gehört zu den Tausenden und aber Tausenden von Griechen und Asiaten, die (nicht selten von ihren eigenen Eltern und schon als Kinder) als Sklaven verkauft und auf den Markt zu Rom gebracht wurden. Nicht wenigen von diesen, besonders solchen, die in vornehme und reiche Häuser kamen, gelang es, die Freiheit und Reichthum zu erwerben; ein großer Theil der kaufmännischen und sonstigen Geschäfte war in ihren Händen. Trimalchio erzählt seinen Gästen einen guten Theil seiner Lebensgeschichte folgendermaßen[2]). „Ich bitte Freunde," sagt er, „macht es euch gemüthlich. Denn ich bin auch so gewesen, wie ihr seid, aber durch meine Tüchtigkeit bin ich so weit gekommen. Das bischen Grütze im Kopf ist's, was die Menschen macht, alles übrige ist Quark. Gut kaufen, gut verkaufen! Andre werden euch was anderes sagen. Ich platze vor Glück. Aber was ich sagen wollte, zu diesem Vermögen hat mich mein gutes Wirthschaften gebracht. Als ich aus Asien kam, war ich nicht größer als dieser Candelaber, und kurz und gut, ich pflegte mich alle Tage an ihm zu messen, und um schneller einen bärtigen Schnabel zu bekommen, rieb ich mir die Lippen mit Lampenöl ein." Er erwähnt dann, in welcher Gunst er vierzehn Jahre lang bei seinem Herrn und zugleich bei der Prinzipalin gestanden habe: er wolle weiter nichts sagen, da er nicht zu den Prahlern gehöre. „Uebrigens wurde ich mit göttlichem Beistande Herr im Hause und hatte den Prinzipal ganz in der Tasche. Wozu viel Worte? Er setzte mich neben dem Kaiser zum Haupterben ein, und ich bekam ein fürstliches Vermögen. Aber Niemand hat an nichts genug. Ich bekam Lust,

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1879, Bd. XIX, S. 210 ff., „Städtewesen in Italien unter den römischen Kaisern".

[2]) Die Uebersetzung ist (abgesehen von einigen Auslassungen und Milderungen) hier und später möglichst treu; vulgäre und sprichwörtliche Redensarten sind so viel als möglich durch entsprechende jetzige ersetzt. Die sehr zahlreichen Idiotismen und Sprachfehler sind nicht wiedergegeben.

Geschäfte zu machen. Um es kurz zu sagen, ich baute fünf Schiffe, lud Wein — und damals war er Gold werth — und schickte sie nach Rom. Man sollte denken, ich hätte es so bestellt: alle Schiffe litten Schiffbruch! Thatsache, keine Erfindung! An einem Tage schluckte der alte Neptun dreißig Millionen (6½ Millionen Mark). Glaubt ihr, daß ich die Courage verlor? Nein, meiner Treu! Ich baute andre, größere, bessere und glücklichere, so daß mich jeder einen tüchtigen Kerl nannte. Ein großes Schiff, wißt ihr, hat eine große Kraft in sich. Ich lud wieder Wein, Speck, Bohnen, Parfümerien, Sklaven. Damals bewies meine Fortunata ihre Anhänglichkeit; denn all' ihren Goldschmuck und all' ihre Kleider verkaufte sie und gab mir hundert Goldstücke in die Hand. Das war der Sauerteig für mein Vermögen. Was die Götter wollen, geschieht schnell. Mit einer Fahrt schlug ich zehn Millionen (über zwei Millionen Mark) zusammen. Sofort kaufte ich alle Besitzungen zurück, die meinem Prinzipal gehört hatten. Ich baue ein Haus, kaufe Wagen und Pferde, Sklaven. Was ich anrührte, wuchs wie eine Honigwabe. Als ich mehr hatte, als bei mir zu Hause, Alle zusammen — einen Strich gemacht. Ich zog mich vom Handel zurück und machte Geldgeschäfte durch meine Freigelassenen. Und, das ist wahr, als ich mich um meine Angelegenheiten nicht genug kümmerte, da hat mich ein Sterndeuter zurecht gewiesen, der gerade in unsere Stadt gekommen war, so ein griechisches Kerlchen, Serapa mit Namen: der hätte im Rath der Götter sitzen können! Der hat mir auch die Dinge gesagt, die ich vergessen hatte, alles bis aufs Tüpfelchen. Er sah mich durch und durch, bis ins Herz und die Nieren; es fehlte nicht viel, dann hätte er mir gesagt, was ich vorgestern zu Mittag gegessen hatte. Wirklich ganz, als wenn er immer mit mir zusammen gewohnt hätte. Ich frage dich, Habinnas, ich denke, du bist dabei gewesen. „Du hast kein Glück mit deinen Freunden. Niemand weiß dir so viel Dank, als du verdienst. Du besitzest große Begüterungen. Du nährst eine Schlange an deinem Busen." Und was ich andern als ihr nicht sagen möchte, ich habe jetzt noch 30 Jahre 4 Monate und 2 Tage zu leben. Außerdem werde ich bald eine Erbschaft machen. So sagt mein Horoskop. Wenn es mir noch glückt, meine Besitzungen bis Apulien auszudehnen, dann werde ich es weit genug gebracht haben. Unterdeß habe ich, während das Geschäft flott geht, dies Haus gebaut. Wie ihr wißt, war es eine Baracke, jetzt ist es ein Palais. Es hat vier Speisesäle, zwanzig Schlafzimmer, zwei mit Marmor ausgelegte Colonnaden, einen Speisesaal oben, das Zimmer, in dem ich schlafe, ein Wohnzimmer für diese Kröte (seine Frau), eine sehr gute Portierloge. Die Gastzimmer haben Raum für Gäste. Kurz und gut, wenn Scaurus hierhergekommen ist, hat er nirgend anderswo logiren wollen, und er hat ein Absteigequartier am Meer von seinem Vater geerbt. Und da ist noch vieles Andere, was ich euch gleich zeigen werde. Glaubt mir: habe einen As, so giltst du einen As; was du hast, dafür wirst du gehalten werden. So ist euer Freund, der nur ein Wurm war, jetzt ein großer Mann." In dem Bewußtsein, Alles sich selbst zu verdanken, ist Trimalchio weit entfernt, sich seiner Vergangenheit zu schämen. Er hat sogar an der Wand einer Colonnade in seinem Hause seine ganze Jugendgeschichte malen lassen. Auf dem mit Inschriften versehenen Gemälde war ein Sklavenmarkt vorgestellt; man sah Trimalchio als

Knaben, mit dem Stabe des Mercur in der Hand, in Rom ankommen, von Minerva geführt; dann wie er rechnen lernte, wie er Cassirer wurde. Auf dem letzten Bilde, am Ende der Wand, hatte ihn Mercur am Kinn in die Höhe gehoben und führte ihn durch die Luft auf eine hohe Tribüne; zu seinem Empfange stand Fortuna mit einem Füllhorn, und die drei Parzen, goldne Fäden spinnend, bereit. Auf seinem Grabmonument, das er nach damaliger Sitte sich schon bei Lebzeiten bestellt, sollen Schiffe angebracht werden, die mit vollen Segeln fahren, außerdem das ruhmvollste Ereigniß seines Lebens: eine von ihm veranstaltete Bewirthung der ganzen Stadtgemeinde, bei welcher jeder Mann zwei Denar (Mk. 1,75) erhielt. Ihn selbst soll man auf einer erhöhten Bühne sitzen sehen, mit der purpurumsäumten Toga angethan (welche die Sevirn der Augustalen bei Amtshandlungen anlegen durften), mit goldnen Ringen an allen fünf Fingern, wie er Geld aus einem Beutel schüttet; ringsumher Tafeln mit dem schmausenden Volke. Daß Petron hier so wenig wie sonst karikirt oder übertrieben hat, zeigt ein zufällig erhaltener Grabstein eines Sevirn aus Brescia mit Darstellungen, die den hier beschriebenen ganz ähnlich sind. Die Inschrift auf Trimalchio's Monument soll folgendermaßen lauten: „Gajus Pompejus Trimalchio Mäcenatianus ruht hier. Ihm ist die Würde eines Sevirn während seiner Abwesenheit zuerkannt worden. Er hätte in Rom in alle Decurien (der Subalternbeamten der Magistrate) aufgenommen werden können, hat aber nicht gewollt. Er war anhänglich, brav, treu. Er hat klein angefangen und ist groß geworden. Er hat dreißig Millionen ($6^1/_2$ Millionen Mark) hinterlassen und niemals die Vorträge eines Philosophen besucht."

Auf jede Weise wird bei diesem Gastmahl dafür gesorgt, die zum ersten Mal anwesenden Gäste mit staunender Bewunderung vor der Größe und Pracht des Hausherrn zu erfüllen. Dem Erzähler, der sich über dessen Verhältnisse genauer zu unterrichten wünscht, gibt sein Tischnachbar, ein Stammgast, so bereitwillig Auskunft, daß es beinahe scheint, er sei eigens damit beauftragt worden. „Trimalchio," sagt er, „weiß selbst gar nicht, wie viel er hat, so steinreich ist er. Güter hat er, so weit als die Habichte fliegen, und ein Heidengeld. In der Loge seines Portiers ist mehr Silber, als irgend Jemand im Vermögen hat. Aber erst seine Sklaven! Ach, du meine Güte! Ich glaube nicht, daß auch nur der zehnte Theil von ihnen dazu gelangt ist, ihren Herrn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Kurz und gut, er ist im Stande, jeden von unseren vornehmen Herrchen in ein Mauseloch zu jagen. Und du kannst mir glauben, daß er nicht nöthig hat, irgend etwas zu kaufen. Alles wächst auf seinem eigenen Grund und Boden. Die Wolle, die er producirte, war ihm nicht fein genug; da ließ er Böcke aus Tarent kommen, um seine Herde zu veredeln. Um attischen Honig bei sich zu erzeugen, ließ er Bienen aus Athen bringen. Und was hat er in den letzten Tagen für einen Auftrag gegeben? Champignonsamen soll ihm aus Indien geschickt werden. Unter seinen Maulthieren ist keines, das nicht von einem Wildesel stammt. Unter all' diesen Kissen ist keines, das nicht mit Purpur- oder Scharlachwolle gestopft ist. Ja, er kann Alles haben, was sein Herz begehrt."

Trimalchio bestätigt diese Mittheilungen oder überbietet sie noch, indem er sich bei jeder Gelegenheit in den ungeheuerlichsten Prahlereien ergeht. Bei der

Erwähnung eines Themas zu einer Uebungsrede, welches anfängt: „Ein Armer und ein Reicher waren Feinde", fragt er: „Was ist ein Armer?" An einen in den Speisesaal gerufenen Koch richtet er die Frage: „Aus welcher Abtheilung bist du?" Als Jener geantwortet hatte: „Aus der vierzigsten," „Bist du angekauft oder im Hause geboren?" „Keines von Beiden," sagte der Koch, „sondern ich bin dir von Pansa im Testament vermacht." „Gib dir also Mühe," sprach Trimalchio, „deine Sache ordentlich zu machen; wo nicht, so werde ich befehlen, daß du in die Abtheilung der Boten gesteckt wirst." „Wein," sagt er dann zu seinen Gästen; „brauche ich durch die Gnade der Götter nicht zu kaufen; sondern jetzt wächst mir Alles, was gut schmeckt, auf meinem Gute vor dem Thor, das ich noch nicht kenne. Es soll an meine Besitzungen bei Terracina und Tarent grenzen. Jetzt will ich meinen Landbesitz durch Ankäufe in Sicilien arrondiren, damit, wenn ich einmal Lust bekomme, nach Afrika zu fahren, ich die Fahrt ganz durch mein eigenes Land machen kann." Noch während der Mahlzeit liest ein Schreiber aus dem Hausbuche Folgendes vor: „Am 26. Juni: Auf dem Landgut bei Cumä, welches Trimalchio gehört, geboren 30 Knaben, 40 Mädchen. Vom Felde auf den Speicher gebracht 500 000 Maß (gegen 44000 Hektoliter) Weizen; Ochsen eingefahren 500. Am selben Tage: Der Sklave Mithridates wurde ans Kreuz geschlagen, weil er unseren Herrn Gajus gelästert hatte. In die Kasse abgeführt, was nicht zinstragend angelegt werden konnte: 10 Millionen Sesterzen (2175000 Mk.). Am selben Tage: Im dem Park bei Pompeji ist ein Brand gewesen; das Feuer ist im Hause des Verwalters Nasta ausgekommen. „Wie?" sagte Trimalchio, „wann ist der Park bei Pompeji für mich gekauft worden?" „Im vorigen Jahr," antwortete der Schreiber, „deshalb ist er noch nicht in Rechnung gestellt worden." Trimalchio gerieth in große Aufregung und sagte: „Wenn ein Grundstück für mich gekauft ist, es sei welches es wolle, und ich es nicht innerhalb sechs Monaten erfahren habe, verbiete ich, daß es in meine Rechnungen eingetragen wird. Hierauf wurden Bekanntmachungen von Gutspolizeibeamten verlesen und Testamente von Waldhütern, in denen Trimalchio unter ehrenvollen Erklärungen von der Erbschaft ausgeschlossen wurde[1]), ferner Ernennungen von Gutsverwaltern und die Scheidung einer Freigelassenen von einem Nachtwächter, weil es herausgekommen war, daß sie mit einem Badediener zusammengelebt hatte, und die Verweisung eines Haushofmeisters nach (dem 4,4 Kilometer entfernten) Bajä; ferner die Versetzung eines Cassirers in den Anklagestand und eine Gerichtsverhandlung unter den Kammerdienern." Zur Belehrung der Gäste über Trimalchio's Größe bieten übrigens auch einige Vorfälle Gelegenheit, die sich während der Mahlzeit ereignen. Ein Sklave, der das Unglück gehabt hat, auf ihn zu fallen und ihm dabei einen Arm zu verletzen, wird sogleich freigelassen, damit man nicht sagen könne, daß ein so großer Mann von einem Sklaven beschädigt worden sei; ein anderer, der die Wunde mit weißer statt mit Purpurwolle verbindet, wird ausgepeitscht. Als ein Sklave eine beim Abräumen der Tafel auf die Erde gefallene silberne Schüssel aufhebt, befiehlt Trimalchio, ihn

[1]) Ein Beweis sehr milder Gesinnung des Herrn, da den Sklaven, die kein Eigenthum hatten, auch das Recht zu testiren nicht zustand.

zu ohrfeigen und die Schüssel nochmals hinzuwerfen, worauf sie mit dem übrigen Kehricht ausgefegt wird.

Von seiner Frau Fortunata wird Trimalchio in seinen Bemühungen, den neuen Gästen zu imponiren, in keiner Weise unterstützt. Sie ist stolz darauf, eine treffliche Haushälterin zu sein und hört auch während der Mahlzeit nicht auf, die Pflichten einer solchen zu erfüllen. Der Erzähler, der sie geschäftig hin und her laufen sieht, erfährt erst von seinem Tischnachbar, daß sie die Hausfrau ist. „Das ist eine, die das Geld mit dem Scheffel mißt. Und ganz vor Kurzem, was war sie da? Mit Respect zu sagen, du hättest nicht ein Stück Brot aus ihrer Hand genommen. Jetzt ist sie, Gott weiß wie und warum, Nummer Eins geworden und Trimalchio's rechte Hand. Kurz und gut, wenn sie ihm am hellen Mittage sagen wird, es ist finster, wird er es glauben. Die Kröte hat die Augen überall und ist hinten und vorn. Sie hat den Kopf auf dem rechten Fleck und weiß guten Rath; aber sie hat eine böse Zunge. Wen sie gern hat, den hat sie gern; wen sie nicht gern hat, den hat sie nicht gern." Ein Freund Trimalchio's, der Fabrikant von Grabdenkmälern Habinnas, der mit seiner Frau Scintilla von einem anderen Gastmahl kommend, sich noch in einer späten Stunde bei dem Trimalchio's einfindet, fragt sogleich, warum Fortunata nicht bei Tische sei. Trimalchio erwidert, Habinnas kenne sie schlecht; ehe sie das Silbergeschirr verwahrt und die Ueberreste der Mahlzeit unter die Sklaven vertheilt habe, werde sie keinen Tropfen Wasser in den Mund nehmen. Auf Verlangen des Habinnas herbeigerufen, erscheint dann Fortunata und begrüßt, nachdem sie die Hände an einem Taschentuche abgetrocknet hat, Scintilla mit einem Kusse; die beiden Frauen zeigen einander ihre Schmucksachen, dann trinken sie sich einen Rausch, so daß Fortunata sich anschickt, vor allen Gästen zu tanzen und Scintilla zu Allem, was die Andere thut, Beifall klatscht. Als aber Trimalchio einen unter anderen Sklaven zur Aufwartung an der Tafel neu eintretenden, hübschen Knaben abküßt, geräth Fortunata dermaßen in Wuth, daß sie ihn mit den gröbsten Schimpfworten überhäuft und endlich einen Hund nennt, worauf Trimalchio ihr einen Becher ins Gesicht wirft. Sie schreit, als ob ihr ein Auge ausgeschlagen wäre, und hält die zitternden Hände vor das Gesicht; Scintilla und der Knabe bemühen sich um sie, doch Trimalchio bleibt zornig. „Was," sagt er, „die Landstreicherin hat wohl gar kein Gedächtniß? Ich habe sie von dem Gerüst auf dem Sklavenmarkt heruntergeholt und zu einer reputirlichen Person gemacht. Aber sie bläst sich auf wie jener Frosch, und sich in den eigenen Busen zu spucken[1]), fällt ihr nicht ein. Aber freilich, wer in einer Bude geboren ist, dem kann nicht von einem Palais träumen. So wahr mir mein Schutzgeist gnädig sein soll, ich will dafür sorgen, daß diese Commißprinzessin zur Raison gebracht wird. Und ich dummer Kerl hätte zehn Millionen bekommen können. Du weißt, daß ich nicht lüge. Agatho, der Parfümeriehändler, hat mich noch neulich bei Seite genommen und gesagt: ich rathe dir, dein Geschlecht nicht aussterben zu lassen. Aber weil ich zu gutmüthig bin und nicht für unbeständig gelten will, habe ich mir selbst eine Axt ins Bein gehauen. Schon recht, ich werde dafür sorgen, daß du mich noch einmal wirst aus der Erde kratzen wollen." Und um

[1]) Eine Selbsterniedrigung, durch die man den Neid der Götter abzuwenden glaubte.

sie die Schwere seiner Ungnade sogleich fühlen zu lassen, nimmt er die bereits bei Habinnas für sein Grabmonument gemachte Bestellung einer Statue Fortunata's (die eine Taube in der Hand und ein Hündchen an einem Bande halten sollte) zurück: er wolle nicht noch nach dem Tode Zank und Streit haben. Habinnas und Scintilla bitten um Vergebung für die Schuldige, worauf Trimalchio anfängt zu weinen und Habinnas auffordert, ihm ins Gesicht zu spucken, falls er Unrecht gethan habe. Jenen Knaben habe er nicht seiner Schönheit wegen geküßt, sondern weil er brav sei; er könne bereits gut rechnen und geläufig lesen, man müsse ihm daher gut sein. Nachdem er dann die noch immer weinende Fortunata noch einige Male zornig angefahren hat, beruhigt er sich allmälig.

Auch in seinem Benehmen gegen seine Sklaven erscheint Trimalchio sehr ungleich. Nur so lange er nüchtern ist, bewahrt er ihnen gegenüber ein majestätisch würdevolles Wesen. Sobald das Fest einen tumultuarischen Charakter angenommen hat, zeigt sich, daß zwischen Herrn und Gesinde eine große Vertraulichkeit herrscht. Die zu den Füßen der Gäste sitzenden Sklaven erhalten zu trinken, und wer seinen Becher nicht leert, dem wird er über den Kopf gegossen. Dann werden noch so viele hereingelassen, daß kaum Platz für die Gäste bleibt. Neben dem Erzähler läßt sich der früher erwähnte Koch nieder, der unangenehme Küchengerüche verbreitet; er copirt einen damals berühmten Sänger und fordert seinen Herrn zu einer Wette auf, ob bei den nächsten Circusspielen der Grüne den ersten Preis davontragen werde. Trimalchio sagt hierauf: „Freunde, auch Sklaven sind Menschen und mit ganz derselben Milch genährt wie die anderen, nur ihr Unglück hat sie herunter gedrückt." Er erklärt dann, daß er sie in seinem Testamente sämmtlich freilasse, und dies schon jetzt bekannt mache, damit sie ihn schon jetzt so lieben, wie nach seinem Tode. Darauf wird das Testament unter lautem Stöhnen der Dienerschaft verlesen, und nachdem Trimalchio dem Habinnas die ausführlichsten Anweisungen in Bezug auf sein Grabdenkmal ertheilt hat, fängt er selbst an heftig zu weinen, und die Sklaven erheben eine laute Wehklage, wie bei einem Leichenbegängniß.

Andrerseits stehen die vornehmern unter Trimalchio's Sklaven hinter ihrem Herrn in Großthuerei und Aufschneiderei nicht zurück. Gleich beim Eintritt in den Speisesaal fällt dem Erzähler und seinen Gefährten ein entkleideter Sklave zu Füßen und bittet sie, ihn einer Bestrafung zu entziehen; sein Vergehen sei kein großes, er habe sich im Bade die Kleider des Kassirers stehlen lassen, die kaum zehn Sesterzen (wenig über zwei Mark) werth gewesen seien. Jene wenden sich an den mit dem Zählen von Goldstücken beschäftigten Kassirer und bitten, dem Sklaven die Strafe zu erlassen. Er erhob hochmüthig das Gesicht und sprach: „Mich ärgert nicht so sehr der Verlust als die Unachtsamkeit des nichtswürdigen Burschen. Ich bin durch ihn um meinen Anzug für die Tafel gekommen, den mir einer meiner Clienten verehrt hatte, allerdings echt tyrischer Purpur, aber schon einmal gewaschen. Was macht es aus? Ich schenke ihn euch." „Als wir durch diesen großartigen Beweis von Wohlwollen verpflichtet den Speisesaal aufs Neue betraten, kommt uns derselbe Sklave entgegen, für den wir gebeten hatten, und überschüttet uns, für unsere Güte dankend, zu unserem höchsten Befremden, mit einem Schauer von Küssen. Schließlich sagte er: „Ihr

werdet bald merken, wem ihr etwas Gutes erwiesen habt. Wer bei Tisch von dem Wein bekommen will, den der Herr selbst trinkt, muß mit dem Mundschenken gut stehen."

Bei dem Gastmahl lösen Neuheiten und Ueberraschungen aller Art einander ab. Nach dem Voressen erscheint ein Speisebrett mit einem Korbe, in dem eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln wie brütend auf Stroh sitzt; zwei Sklaven scharren unter einer rauschenden Musik Pfaueneier, die aus Mehlteig geformt sind, aus dem Stroh und vertheilen sie unter die Gäste. Trimalchio äußert die Befürchtung, sie möchten schon angebrütet, also nicht mehr genießbar sein; der Erzähler ist bereits im Begriff, das seinige fortzuwerfen, als er durch jenen Stammgast veranlaßt wird, dessen Inhalt genauer zu untersuchen: er besteht aus einer fetten Feigenschnepfe in einer Kruste von gepfeffertem Eidotter. Sodann wird ein rundes Präsentirbrett aufgetragen, das die zwölf Himmelszeichen und neben jedem ein dazu passendes Gericht enthält, neben dem Stier ein Stück Rindfleisch, neben dem Wassermann eine Gans, neben den Fischen zwei Seekrabben u. s. w. Die Gäste, deren Erwartungen so gewöhnliche Gerichte wenig entsprechen, wollen eben resignirt zulangen, als vier Sklaven unter Orchesterbegleitung im Tanzschritt herbeieilen und den oberen Theil des Präsentirbrettes abheben: nun erblickt man ausgesuchte Leckerbissen in künstlicher Anordnung, in der Mitte einen nach Art des Pegasus mit Flügeln ausgestatteten Hasen, an vier Punkten des Kreises Marsyasfiguren, aus deren Schläuchen eine pikante Fischbrühe auf Fische fließt, die in einer Art von ringsumlaufendem Canal schwimmen. Alle klatschen Beifall, wozu die Dienerschaft das Signal gibt. Nachdem dieser Gang beendet ist, erscheinen Diener, welche vor die den Gästen als Lager dienenden Polster Teppiche legen, auf denen Jagdnetze, Jäger mit Spießen auf dem Anstande und alles was sonst zur Jagd gehört, eingewirkt ist. Außerhalb des Speisesaals erhebt sich ein ungeheures Geschrei, und plötzlich laufen große Hunde um den Tisch herum. Es folgte ein Speisebrett, auf dem ein ganzes Wildschwein erster Größe lag, und zwar mit einer Freiheitsmütze auf dem Kopfe, von dessen Hauern zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen herabhingen, das eine mit frischen, das andere mit trocknen Datteln gefüllt. Ferkel aus Kuchenteig gebacken, die rund umher gelegt waren, als ob sie saugen wollten, gaben zu erkennen, daß der Eber eine Sau vorstellte. Um ihn zu zerlegen, erschien ein riesiger, bärtiger Kerl in Jägercostüm; er führte mit einem Jagdmesser einen kräftigen Stoß gegen die Seite des Thieres, aus dessen Wunde Krammetsvögel flatterten; Vogelsteller, die mit Leimruthen bereit standen, fingen sie ein, und sie wurden unter die Gäste vertheilt; desgleichen die Datteln als Eicheln, die das Thier gefressen hatte. Der Erzähler fragt dann seinen kundigen Nachbar, warum der Eber eine Freiheitsmütze auf dem Kopfe habe, und erfährt, er sei bei der gestrigen Mahlzeit als Hauptgericht aufgetragen, doch unberührt in die Küche zurückgesandt worden, darum kehre er heute als Freigelassener auf die Tafel zurück. „Ich schalt mich wegen meiner Dummheit und fragte nichts weiter, damit es nicht so aussähe, als ob ich niemals in anständiger Gesellschaft gespeist hätte."

Bald zieht ein neues Schauspiel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nach einer unter Orchesterbegleitung erfolgten Säuberung der Tische werden drei weiße,

mit Maulkörben und Glöckchen ausgestattete Schweine hereingeführt, die nach der Angabe des anmeldenden Sklaven je ein, zwei und sechs Jahre alt sein sollen. Der Erzähler glaubt, sie seien zu Kunststücken abgerichtet, die sie vor den Gästen produciren sollen; doch Trimalchio läßt einen Koch rufen und befiehlt ihm, sofort das größte Schwein zu schlachten und zuzubereiten. Nach sehr kurzer Zeit wird es aufgetragen, die Gäste bewundern die Geschicklichkeit des Kochs, doch Trimalchio bemerkt, daß es nicht ausgenommen sei. Der abermals gerufene Koch gesteht, dies vergessen zu haben, und wird ausgekleidet, um von zwei Prügelknechten gegeißelt zu werden. Die Gäste bitten für ihn, worauf Trimalchio ihm befiehlt, es vor deren Augen auszuweiden. Der Koch erhält seine Tunica wieder und stößt mit einem Messer rechts und links in den Bauch des Schweines, aus dem dann verschiedene Arten von Bratwürsten in Menge herausfallen. Die Dienerschaft klatscht und ruft: „Gajus (Trimalchio) soll leben!" Der Koch wird mit einem Trunk und einem silbernen Kranze belohnt und erhält außerdem einen Becher auf einer Schale aus korinthischer Bronze. Uebrigens besteht noch ein späterer Gang aus dem sehr beliebten und auf die verschiedensten (nach Plinius fünfzig) Arten zubereiteten Schweinefleisch: der Koch hat daraus eine gemästete Gans, Fische und Geflügel jeder Art hergestellt.

Zwei spätere Gänge der Mahlzeit werden durch dramatische Aufführungen eingeleitet. Zwei Scharen in Costüm und Rüstung Homerischer Helden führen eine Scene aus der Ilias auf. Plötzlich wird unter lautem Geschrei ein ganzes gesottenes Kalb mit einem Helm auf dem Kopf auf einer Riesenschüssel hereingebracht und von einem zugleich auftretenden rasenden Ajax in Stücke gehauen. „Taktmäßig bald mit der Klinge, bald mit der Schneide fuchtelnd, spießte er die Stücke auf und vertheilte sie unter die erstaunten Gäste." Endlich erscheinen gegen das Ende der Mahlzeit zwei Sklaven mit großen zweihenkligen Krügen am Halse, als ob sie beim Holen von Wasser aus einem öffentlichen Brunnen in Streit gerathen wären; Trimalchio sucht den Streit zu schlichten, doch die Sklaven beruhigen sich bei seinem Ausspruche nicht, spielen die Betrunkenen und beginnen ein Handgemenge, in welchem jeder mit einem Knüttel den Krug des Andern entzweischlägt; aus beiden fallen Austern und andere Muscheln heraus, die von einem Knaben aufgelesen und auf einer Schüssel herumgeboten werden.

Zu den Ungewöhnlichkeiten, an denen dieses Gastmahl so reich ist, gehört es auch, daß den Gästen nach jedem Gange nicht Wasser, sondern Wein auf die Hände gegossen wird, und zwar von zwei Mohrenknaben mit langen Locken. Zum Trinken werden gläserne, sorgfältig mit Gips geschlossene Amphoren gebracht, auf deren Hälsen man die Aufschrift „Hundertjähriger Falerner vom Jahrgange des Opimius" liest: auch dies eine, die grobe Unwissenheit des Hausherrn verrathende Aufschneiderei, da der berühmte Wein aus dem Jahre des Consuls Opimius damals etwa 180 Jahre alt gewesen sein würde. Trimalchio versichert ausdrücklich seine Echtheit und fügt hinzu, daß er am Tage zuvor nicht so guten vorgesetzt habe, obwohl viel anständigere Leute bei ihm speisten. Das angebliche Alter des Weins veranlaßt ihn zu der melancholischen Betrachtung, Wein lebe länger als ein Menschenkind. Auch diese gehört zu dem offenbar bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgearbeiteten Festprogramm, denn sie leitet eine Scene

ein, deren einziger Zweck ist, dem Hausherrn zu einer (natürlich ebenfalls auswendig gelernten) poetischen Improvisation Gelegenheit zu geben. Nach einer ägyptischen Sitte, die sich aus der den Verkehr mit Aegypten hauptsächlich vermittelnden Hafenstadt Puteoli in die Nachbarorte verbreitet haben mochte, bringt ein Sklave ein silbernes Gerippe mit beweglichen Gelenken auf die Tafel, um die Gäste durch das Bild der Vergänglichkeit zum Genusse des Augenblicks aufzufordern. Nachdem er es einige Male in verschiedenen Stellungen auf den Tisch hat fallen lassen, spricht Trimalchio seine mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Verse:

Ach wir armen Menschlein klein!
Alle werden so wir sein!
Nichts von uns bleibt als Gebein!
Darum laßt uns fröhlich sein!
Schenket ein!

Endlich fehlt es auch bei der Vertheilung von Geschenken an die Gäste, wie sie bei großen Gastmählern üblich war, nicht an Ueberraschungen. Zuerst findet eine Verloosung von werthlosen Dingen mit Wortwitzen im Geschmack Trimalchio's statt: ein als Muräne bezeichneter Gewinn besteht z. B. aus einer Maus und einem Frosch (mus-rana) u. s. w. Sehr viel später erdröhnt dann plötzlich die Decke des Speisesaals, ihre Täfelung schiebt sich auseinander, und aus der Oeffnung wird ein sehr großer Tonnenreifen herabgelassen, an welchem goldne Kränze und Flacons mit wohlriechenden Essenzen hängen: diese sowie jene erhalten die Gäste als Geschenke.

Man darf glauben, daß Petron in der ganzen Schilderung dieses Gastmahls nichts erfunden, ja schwerlich auch nur karikiert hat. Zum Theil sind Trimalchio's Absurditäten von einer Originalität, wie sie kaum durch Erfindung erreicht werden kann; überdies wissen wir durch anderweitige Zeugnisse, daß Einiges, was uns seltsam erscheint, in jener Zeit keineswegs unerhört war. Mit derselben Treue sind die den Gästen gebotenen Unterhaltungen nach dem Leben geschildert. Allen denen, die in gebildeten Kreisen üblich waren (Zither- und Flötenspiel, Gesang, Tanz, Declamation, dramatische Aufführungen) bekennt Trimalchio zweierlei vorzuziehen: equilibristische Kunststücke und Hornmusik. Beides darf also auch bei seinem Gastmahl nicht fehlen. Ein Knabe führt eine Art Tanz auf den Sprossen einer Leiter auf, springt durch brennende Reifen und hält einen Krug mit den Zähnen. Gegen Ende des auf das Gastmahl folgenden Gelages läßt Trimalchio, bereits völlig betrunken, seine eigene Bestattung aufführen: wie ein Todter streckt er sich auf seinem Polsterlager aus, und ein Chor von Hornisten muß dazu eine Trauermusik blasen. Wenn dies letztere zu seinen originalen Narrheiten gehört, so waren dagegen andre seinen Gästen zum Besten gegebene Belustigungen in Kreisen wie der hier geschilderte offenbar beliebt: Nachahmungen der Manieren und des ganzen Auftretens der zu gewissen Berufsarten gehörigen Leute, sowie der Stimmen der Thiere und Vögel. Trimalchio selbst copiert Posaunenbläser, ein Sklave des Habinnas außer diesen noch andere Musikanten und stellt auch einen Fuhrmann mit Mantel und Peitsche vor; ein bei Tisch aufwartender Knabe ahmt den Schlag der Nachtigall nach. Und wenn Tafelmusik in jener Zeit wie überhaupt im römischen Alterthume ganz allgemein war, so ist ihre

Verwendung bei diesem Gastmahl ebenso neu und überraschend, als für den Geschmack des Hausherrn charakteristisch. Da bei der ganzen Bedienung der Tafel und der Gäste, selbst dem Auftragen und Herumbieten der Speisen, dem Abfegen und Abwischen der Tische u. s. w. Gesang und Musik obligat ist, „mußte man glauben, nicht in einem Privathause, sondern im Theater zu sein."

Die Ostentation, die Trimalchio mit seiner Liebe zur Musik treibt, erklärt sich wohl daraus, daß sie durch Nero's Vorgang in der damaligen höheren Gesellschaft zur Modeleidenschaft geworden war. Selbst während er sich in der Sänfte aus dem Bade nach Hause tragen läßt, muß ein Flötenspieler dicht neben ihm gehend („so daß es schien, als ob er ihm etwas ins Ohr sagte") ihm vorblasen. Einer seiner Gäste, der früher als ein vorzüglicher Sänger gegolten, und sich in seiner Jugend, wie er sagt, „fast die Schwindsucht an den Hals gesungen hatte", wird von ihm vergeblich aufgefordert, etwas zum Besten zu geben; später „mißhandelt" er selbst die Arien des in jener Zeit berühmten Componisten Menecrates, „wie diejenigen sagten, die sich auf seine Stimme verstanden". Auch sonst legt er offenbar großen Werth darauf, zu zeigen, daß er alle Interessen und Liebhabereien der Gebildeten theile. Er rühmt die Meisterschaft seiner Fortunata in einem grotesken Tanze, und nur durch sie läßt er sich abhalten, vor den Gästen einen Tanz in der Weise eines damals berühmten Bühnenkünstlers aufzuführen. Seine Kennerschaft in Sachen der bildenden Kunst möchte er „für kein Geld verkaufen"; besonders liebt er alte Silberarbeiten (ein Hauptgegenstand der Leidenschaft der damaligen Kunstsammler); er hat große Pokale, „auf denen Kassandra ihre Söhne tödtet, und die todten Knaben so natürlich daliegen, daß man sie für lebendig hält, und andre, auf denen Dädalus die Niobe in das hölzerne Pferd einschließt" (gemeint ist Medea und die Kuh der Pasiphae). Auch hier aber zeigt er dieselbe Vielseitigkeit des Geschmacks wie in den Wandmalereien, mit denen er sein Atrium ausgestattet hat, und die außer Scenen der Ilias und Odyssee auch ein kürzlich gegebenes großes Gladiatorenspiel vorstellen: ebenso rechnet er zu den besten Stücken seiner Sammlung neben jenen angeblich alten Silberarbeiten auch Becher, auf denen die Kämpfe zweier berühmten Gladiatoren abgebildet sind. Gefäße aus Korinthischer Bronze (einer Mischung, deren Geheimniß verloren gegangen war) von unzweifelhafter Echtheit besitze er allein; denn der Fabrikant, von dem er sie kaufe, heiße Korinthus. Uebrigens sei dies nur ein Scherz, er wisse sehr wohl wie die korinthische Bronze entstanden sei: bei der Eroberung von Ilium habe Hannibal („ein schlauer Kerl und großer Spitzbube") alle goldenen, silbernen und bronzenen Statuen zusammenschmelzen lassen: „so ist das korinthische Erz entstanden, von Allem etwas, nicht Fisch noch Fleisch. Nehmt es mir nicht übel: ich habe Glas lieber, wenigstens riecht es nicht" [1]).

Besonders aber liegt ihm daran, den studirten Leuten, die er ausnahmsweise eingeladen hat, zu zeigen, daß er auch eine höhere Schulbildung besitze. Bei dem Lehrer der Beredsamkeit Agamemnon erkundigt er sich nach dem Thema einer in der Schule gehaltenen Uebungsrede; auch er habe zum Hausgebrauche Bildung gelernt, obwohl er es nicht nöthig habe, und besitze zwei Bibliotheken, eine

[1]) Die Kenner wollten die echte korinthische Bronze am Geruch erkennen.

griechische und eine lateinische. Ob Agamemnon auch die zwölf Arbeiten des Herkules wisse und die Geschichte vom Ulysses, wie ihm der Cyklop den Daumen ausdrehte? „Ich pflegte dies in meiner Jugend im Homer zu lesen". Das Griechische (seine Muttersprache) scheint er übrigens völlig vergessen zu haben; denn während jener Aufführung einer Scene aus der Ilias durch sogenannte, in griechischen Versen redende Homeristen, liest er mit lauter Stimme einen lateinischen Text dazu. „Als dann eine Pause eintrat, sagte er: Wißt ihr, was für ein Stück sie aufführen? Es waren einmal zwei Brüder, Diomedes und Ganymedes, die hatten eine Schwester Helena. Agamemnon raubte sie und schob der Diana eine Hirschkuh unter. Und so erzählt Homer jetzt, wie Trojaner und Parentiner miteinander kämpfen. Agamemnon siegte nämlich und gab seine Tochter Iphigenia dem Achill zur Frau. Deshalb ist Ajax rasend." Von seiner Fertigkei im Versemachen (die die Gebildeten damals in der Regel aus der Schule mitbrachten), gibt er außer der bereits angeführten noch eine zweite Probe, und an diese knüpft sich ein Gespräch über Literatur. Trimalchio fragt, worin der Unterschied zwischen Cicero und Publilius Syrus (einem Possendichter, dessen zahlreiche Sentenzen in den Schulen auswendig gelernt wurden) bestehe, und beantwortet die Frage selbst: der eine sei beredter, der andere moralischer. Seine Kenntniß in der (damals als Wissenschaft anerkannten) Astrologie zu zeigen, gibt ihm jenes runde Speisebrett mit den zwölf Himmelszeichen Gelegenheit. „Man muß, sagt er, sich auch beim Essen mit Wissenschaft beschäftigen. Mögen die Gebeine meines ehemaligen Herrn sanft ruhen, der mich nicht wie ein Stück Vieh hat aufwachsen lassen! Mir kann man nichts vorbringen, was mir unbekannt ist. Dieser Himmel, in dem die zwölf Götter wohnen, verwandelt sich in ebenso viel Figuren, und wird z. B. ein Widder. Wer also unter diesem Zeichen geboren wird, hat viel Vieh, viel Wolle, außerdem einen harten Kopf, eine ausverschämte Stirn, ein spitzes Horn. In diesem Zeichen werden viel Studirte geboren, auch Böckchen. Hierauf wird der Himmel ein Stierchen. Dann werden also Pferde geboren, die hinten ausschlagen und Ochsenhirten und Leute, die sich ihr Futter selbst suchen. In den Zwillingen werden Zweigespanne von Pferden und Ochsen geboren, und Maler, die die Stuben auf beiden Seiten anstreichen. Im Krebs bin ich geboren, daher stehe ich auf vielen Füßen, und habe viel Eigenthum zu Lande und zur See; denn der Krebs paßt zu Beidem. Im Löwen werden Fresser und Großmäuler geboren, in der Jungfrau Weiber und weggelaufene und an die Kette gelegte Sklaven, in der Wage Fleischer und Parfümeriehändler und Solche, die Geschäfte machen, im Scorpion Solche, die mit Gift und Dolch hantiren, im Schützen Schieläugige, die nach dem Speck sehen und nach dem Gemüse langen, im Steinbock Mühselige, denen Hörner aus den Backen wachsen; im Wassermann Schenkwirthe und Schröpfköpfe, in den Fischen Köche und Professoren der Redekunst. So dreht sich der Kreis wie eine Mühle und macht immer eine Hexerei, daß Menschen entweder sterben oder geboren werden."

Trimalchio zeigt sich aber nicht bloß als ein Mann, der Vieles weiß, er hat auch über Natur und Leben nachgedacht. „Welche Kunst," fragt er, „dünkt euch am schwersten nächst der Gelehrsamkeit? Ich meine, Arzt und Geldwechsler. Der Arzt, weil er weiß, was die Menschen hinter den Rippen haben, und wann das

Fieber kommt; obwohl ich sie nicht leiden mag, weil sie mir so oft Entenbraten verordnen; der Geldwechsler, weil er durch die Silberplattirung das Kupfer sieht. Was das stumme Vieh betrifft, so sind darunter die arbeitsamsten die Ochsen und die Schafe: die Ochsen, denen wir es verdanken, daß wir Brod essen, die Schafe, weil sie machen, daß wir mit feinen Kleidern dick thun können. Und es ist schändlich, Einer ißt Hammelbraten und trägt dabei ein Wollhemde! Aber ganz himmlische Thiere sind die Bienen, weil sie Honig speien, obwohl man sagt, daß sie ihn vom Jupiter bringen; daß sie aber stechen, das geschieht deshalb, weil, wo etwas Süßes ist, auch etwas Bittres sein muß."

Die Tischgesellschaft Trimalchio's besteht einerseits aus den zum ersten Male eingeladenen, der gebildeten Gesellschaft angehörigen Gästen (dem erwähnten Agamemnon, dem Erzähler und seinem Gefährten Ascyltos, welche von dem Pagen Giton begleitet werden); andrerseits aus Freigelassenen, meistens desselben Herrn, zu dessen Sklaven auch Trimalchio gehört hat. Die Letzteren fühlen sich neben den „Studirten" nicht behaglich, da sie nicht mit Unrecht annehmen, daß diese sich im Stillen über sie lustig machen. Sie sind sämmtlich Geschäftsleute; einer ein Fabrikant von Lappendecken (die mit Wasser getränkt zum Feuerlöschen dienten), ein anderer ein Leichenbesorger (ein für unanständig geltendes Gewerbe); die Geschäfte der übrigen werden nicht angegeben. Man muß, wie der Erzähler von seinem Tischnachbar belehrt wird, vor Allen Respect haben, da sie „viel Moos" haben. „Der Eine, der heute seine achtmal Hunderttausend (174000 Mark) gut ist, hat mit nichts angefangen, noch vor Kurzem Holzbündel auf dem Rücken getragen. Aber wie die Leute sagen — ich weiß nichts Sicheres, sondern habe es nur gehört — er hat einem Kobold die Kappe weggenommen, und der hat ihm einen Schatz gezeigt. Kürzlich hat er folgende Anzeige anschlagen lassen: die Miethwohnung des Gajus Pompejus Diogenes ist vom 1. Juli ab zu vermiethen; denn er hat sich ein Haus gekauft." Ein Andrer, der Leichenbesorger, „hat einmal seine Million (217500 Mark) beisammen gehabt, aber er hat auf der Kippe gestanden. Ich glaube, daß ihm nicht die Haare auf seinem Kopfe gehören, aber, so wahr ich lebe, es ist nicht seine Schuld. Er ist der beste Mensch von der Welt, aber die Schurken von Freigelassenen, die Alles eingesackt haben! Du weißt, ist bei einem Geschäftsmann erst Ebbe in der Casse, dann machen sich die Freunde aus dem Staube. Er pflegte zu speisen wie ein König: ganze Wildschweine, Conditoraufsätze, feines Geflügel — Köche, Conditoren! Unter den Tisch wurde mehr Wein gegossen, als Mancher im Keller hat. Nicht wie ein Mensch, nein, der reine Uebermuth! Als es anfing, mit ihm schief zu gehen, und er fürchtete, daß seine Gläubiger ihn für bankerott halten würden, zeigte er auf folgende Weise eine Auction an: Gajus Julius Proculus wird seine überflüssigen Sachen versteigern."

Die ausschließlich von diesen Freigelassenen geführten Tischgespräche drehen sich zuerst um das Wetter, dann um einen kürzlich eingetretenen Todesfall. „Ich konnte heute kein Bad nehmen," sagt der Eine, „denn ich war zu einem Begräbniß. Der nette Mann, der gute Chrysanthus ist abgekratzt. Noch ganz vor Kurzem hat er mich angesprochen, mir ist, als ob ich noch mit ihm rede. Ach ja, ach ja, wir gehen einher wie Schläuche, die mit Luft voll geblasen sind. Wir sind

nicht einmal so viel werth wie Fliegen; Fliegen haben doch noch einige Kraft in sich; wir sind nicht so viel werth als Wasserblasen. Und wie wäre es ihm erst ergangen, wenn er nicht die Hungerkur gebraucht hätte? Fünf Tage hat er keinen Tropfen Wasser in den Mund genommen, kein Krümchen Brot, und doch hat er ins Gras beißen müssen. Die Aerzte haben ihm den Garaus gemacht, oder vielmehr es war ihm so bestimmt, denn ein Arzt ist weiter nichts als eine Beruhigung für das Gemüth. Aber sein Begräbniß war sehr anständig, eine ordentliche Bahre, gute Tücher. Auch die Todtenklage war sehr gut — er hatte Mehrere freigelassen — wenn auch seine Frau ihn nicht aufrichtig beweint hat. Und wie wäre es erst gewesen, wenn er sie nicht so gut behandelt hätte? Aber die Weiber, eine wie die andere, sind alle falsche Katzen. Man muß Niemandem nichts Gutes erweisen, es ist, als wenn man es in den Brunnen wirft. Aber freilich, eine alte Liebe hält fest wie mit Zangen."

Hier fällt ein Anderer ein: „Laßt uns an die Lebenden denken! Jener hat, was ihm zukam: anständig hat er gelebt, anständig ist er gestorben. Worüber hat er zu klagen? Mit einem As hat er angefangen, und es war ihm nicht zu schlecht, einen Dreier mit den Zähnen aus dem Koth zu nehmen. Und so ist er in die Höhe gegangen wie auf Hefen. Ich glaube wahrhaftig, daß er ganze Hunderttausend (21 750 Mark) hinterlassen hat, und er hatte Alles baar. Uebrigens will ich die Wahrheit sagen wie Einer, der eine Hundszunge gegessen hat. Er hatte ein böses Maul, eine lose Zunge, nicht wie ein Mensch, nein, der reine Krakehl! Sein Bruder, das war ein braver Mann, ein Freund für seine Freunde, mit offener Hand, und führte einen guten Tisch. Als er noch ein Anfänger war, konnte er auf keinen grünen Zweig kommen, aber die erste Weinlese stellte ihn auf die Füße, denn damals konnte er für seinen Wein fordern, so viel er wollte. Und wodurch er recht in die Höhe kam, das war, daß ihm eine Erbschaft zufiel, von der er mehr bei Seite brachte, als ihm vermacht war. — Und jenes Stück Holz hat, weil er auf seinen Bruder böse war, einem Andern, der ihn gar nichts anging, sein Vermögen vermacht. Wer sein Fleisch und Blut nicht achtet, der achtet gar nichts. Aber er hatte Sklaven, die ihm immer in den Ohren lagen; die haben ihn zu Grunde gerichtet. Aber wer zu schnell Vertrauen hat, der wird niemals das Rechte treffen, besonders ein Geschäftsmann. Doch wahr bleibt, daß er sich's wohl sein ließ, so lange er lebte. Wem es zu Theil wird, dem wird es zu Theil, nicht wem es bestimmt gewesen ist. Wahrhaftig ein Glückskind, in seiner Hand wurde Blei zu Gold. Mit einem Wagen, der von selbst läuft, ist leicht fahren. Und wie viele Jahre glaubt ihr, daß er auf dem Rücken hatte? Siebzig und drüber! Und er war wie von Eisen, das Alter hatte ihm nichts an, schwarz wie ein Rabe. Ich kannte den Burschen seit Olim's Zeiten, und er war immer noch ein Mädchenjäger. Ich tadle das nicht, es ist doch das Einzige, was er mit sich genommen hat."

Hierauf folgt eine Unterhaltung zwischen zwei andern Freigelassenen über die städtischen Angelegenheiten; der Eine findet, daß es damit sehr schlecht stehe, früher sei Alles besser gewesen; der Andere urtheilt sehr wohlwollend und meint,

daß man alle Ursache habe, zufrieden zu sein[1]). Dieser letztere sucht nun auch einen der den Stammgästen Trimalchio's unheimlichen „Studirten" ins Gespräch zu ziehn. „Du siehst so aus, Agamemnon, sagt er, als ob Du sagen willst: Was plappert der langweilige Kerl? Weil Du, der so gut sprechen kann, gar nicht sprichst. Du bist nicht von unserem Schlage und machst Dich über die Reden von uns geringen Leuten lustig. Wir wissen, daß Du vor lauter Gelehrsamkeit nicht recht klug bist. Was macht es aus? Ich möchte Dich einmal bereden, auf mein Gut zu kommen und Dir meine Baracken anzusehn. Etwas zu beißen werden wir finden, ein Hähnchen, Eier; es wird gemüthlich sein, wenn auch der Sturm übel gehaust hat; wir werden schon etwas finden, wovon wir satt werden. Und in meinem Jungen wächst ein Schüler für Dich heran. Er kann schon einfache Zinsrechnung; wenn er am Leben bleibt, wirst Du einen kleinen Diener an ihm haben, denn wenn er nur Zeit hat, hebt er den Kopf nicht von der Schreibtafel. Er hat einen guten Kopf und ist von guter Art, nur auf die Vögel zu sehr versessen. Ich habe schon drei Stieglitzen den Hals umgedreht und gesagt, das Wiesel hat sie gefressen. Aber er hat sich auf andres dummes Zeug gelegt und malt für sein Leben gern. Uebrigens hat er schon Griechisch angefangen, und zum Latein hat er rechte Lust, wenn auch sein Lehrer ein eingebildeter Mensch ist und nicht bei der Stange bleibt, sondern er kommt, ich soll ihm etwas zu schreiben geben, arbeiten will er nicht. Ich habe auch noch einen andern, der zwar nicht viel gelernt hat, aber sich Mühe gibt und mehr lehrt, als er weiß. Er kommt an den Feiertagen, und was man ihm dann gibt, damit ist er zufrieden. Ich habe dem Jungen einige solche Bücher mit rother Schrift[2]) gekauft, weil ich will, daß er zum Hausgebrauch etwas vom Jus profitiren soll. Diese Sache gibt Brod. Denn von Bildung hat er schon genug weg. Wenn er abspringt, will ich ihn ein Geschäft lernen lassen, Barbierladen oder Auktionskommissar oder wenigstens Anwalt[3]), und das kann ihm dann doch nur der Tod nehmen. Daher predige ich ihm alle Tage: Mein Sohn, was Du lernst, das lernst Du für Dich selber. Du siehst den Anwalt Phileros: hätte er nichts gelernt, so hätte er heute nichts zu beißen. Es ist noch gar nicht lange her, daß er Päcke zum Verkauf auf dem Rücken trug, jetzt macht er sich sogar gegen den Norbanus breit. Ja, ja, Bildung ist ein Kapital, und was man gelernt hat, das bleibt ewig."

Doch diese Annäherung bleibt vergeblich; die „Studirten" betheiligen sich auch ferner nicht an der Unterhaltung, und als Einer von ihnen, Ascyltos, den jene Verloosung von Gastgeschenken begleitenden Witzen in ausgelassener Lustigkeit, bis zu Thränen lachend, ironischen Beifall spendet, ergrimmt einer der Mitfreigelassenen Trimalchio's. „Was hast Du zu lachen, Schöps?" sagt er. „Gefallen Dir die hübschen Feinheiten unseres hochgeehrten Hausherrn nicht? Du bist wohl reicher und an bessere Bewirthung gewöhnt? So wahr die Schutz-

[1]) Dieser Dialog ist in dem oben citirten Aufsatz „Städtewesen in Italien unter den römischen Kaisern" (Deutsche Rundschau, Bd. XIX, S. 226 ff.) bereits mitgetheilt worden.

[2]) In den juristischen Büchern waren die Anfangsworte der Gesetze mit Röthel (rubrica) geschrieben.

[3]) Diese bedurften keiner Rechtsgelehrsamkeit, sondern nur der Beredsamkeit.

göttin dieses Ortes mir gnädig sein möge, wenn ich meinen Platz neben ihm hätte, würde ich ihm schon eins versetzt haben. Ein sauberes Früchtchen! und unterfteht sich, über andre Leute zu lachen. Irgend ein fortgejagter Thunichtgut, der Nachts auf der Landstraße sein Wesen treibt! So wahr ich lebe, ich gerathe nicht so leicht in Hitze, aber wenn das Fleisch faul wird, gibt es Maden. Er lacht! Was hat er zu lachen? Ist er aus andrem Material als andere Leute? Du bist ein römischer Ritter? Und ich aus königlichem Blut! Weshalb ich also gedient habe? Weil ich freiwillig in Dienst gegangen bin und lieber römischer Bürger sein wollte als ein Kopfsteuerpflichtiger[1]). Und jetzt schmeichle ich mir, so dazustehn, daß Niemand über mich lachen darf. Ich bin ebenso gut als andre Leute, ich brauche mich nicht zu verstecken; ich bin Niemandem einen Kupferdreier schuldig; Niemand hat mir einen Termin zum Zahlen gesetzt, Niemand hat auf dem Forum zu mir gesagt: Gib her, was Du schuldig bist! Ich habe ein paar Stückchen Land gekauft, ich habe ein baares Sümmchen erworben, ich füttere zwanzig Mäuler und einen Hund; meine Mitsklavin habe ich frei gekauft, damit sich Niemand an ihren Haaren die Hände abtrocknen soll. Tausend Denare (870 Mark) habe ich für meine Freiheit bezahlt. Ich bin mit Erlaß der Gebühren zum Sevir ernannt worden. Ich hoffe so zu sterben, daß ich mich nach meinem Tode nicht zu schämen brauche. Du hast wohl so viel zu thun, daß Du niemals in den Spiegel schauen kannst? An einem Anderen siehst Du das kleinste Läuschen, an Dir selbst nicht die allergrößte Laus. Du bist der Einzige, dem wir lächerlich vorkommen. Da ist Dein Lehrer, ein älterer Mann, der findet an uns Gefallen. Du Grünschnabel, kannst nicht Mu, nicht Ma sagen, Du Waschlappen! Bist Du reicher als ich? Dann iß zweimal zu Mittag und zweimal zu Abend. Mir ist mein Credit lieber als alle Geldkasten in der Welt. Kurz und gut, wer hat mich zwei Mal gemahnt? Vierzig Jahre habe ich gedient, aber Niemand hat unterscheiden können, ob ich ein Sklave war oder ein Freier. Ich war noch ein Junge, der langes Haar trug, als ich in diese Stadt kam, und die Basilica war noch nicht gebaut. Ich habe gethan, was ich konnte, um meinen Herrn zufrieden zu stellen, einen hoch nobeln und würdigen Mann, dessen kleiner Finger mehr werth war als Du von Kopf bis zu den Füßen. Und es gab Leute im Hause, die mir ein Bein stellen wollten; doch, Dank und Preis meinem Schutzgeist, habe ich mein Schäfchen aufs Trockene gebracht. Das sind die richtigen Proben. Denn frei auf die Welt kommen, ist so leicht wie Brod essen. Was stierst Du mich jetzt an wie die Kuh den Kaiser?"

Bei diesen Worten brach Giton, der hinter uns stand, höchst ungeziemender Weise in ein lange verhaltenes Gelächter aus. Als dies der Gegner des Ascyltos bemerkte, richtete er seine Scheltworte gegen den Knaben und sagte: „Du lachst auch, Du betroddelte Zwiebel? Hurrah Saturnalien! Ich frage, seit

---

[1]) Der durch die Freilassung römischer Bürger gewordene Sklave nimmt nun eine höhere staatsrechtliche Stellung ein als seine freigebliebenen Landsleute in der heimathlichen Provinz, die Kopfsteuer zahlten (was im Alterthum als Zeichen der Unfreiheit galt). Prahlerei mit einer Abstammung aus angeblich königlichem Geschlecht wird unter Sklaven häufig gewesen sein.

wann haben wir December?[1]) Wann hast Du die Freilassungssteuer bezahlt?[2]) Du Galgenfutter, Du Rabenfraß! Ich will schon dafür sorgen, daß Du den Zorn Jupiters fühlen sollst und auch jener, der Dich nicht im Zaume hält. So wahr ich von Brod satt werden will, es geschieht nur aus Respect vor meinem hochgeehrten Herrn Mitfreigelassenen (Trimalchio), sonst würde ich Dir schon Dein Theil gegeben haben. Das sind Schlingel, die Dich nicht in Zucht halten. Natürlich, wie der Herr, so der Knecht! Ich kann mich kaum halten, und ich bin doch von Natur kein Hitzkopf, aber wenn ich einmal anfange, respectire ich meine eigene Mutter nicht. Schon gut, ich werde Dich schon einmal auf der Straße treffen, Du Wurm! Du Pilz! Ich will nicht nach oben und nicht nach unten wachsen, wenn ich Deinen Herrn nicht in ein Mauseloch jage, und auch Dich werde ich nicht mit Handschuhen anfassen, magst Du auch den allerhöchsten Jupiter anrufen. Ich will schon dafür sorgen, daß Dir Dein drei Viertel Ellen langes Haar und Dein nichtsnutziger Herr nichts helfen soll. Schon gut! Du wirst mir einmal unter die Finger kommen! Entweder ich kenne mich nicht, oder Du wirst aufhören über mich zu lachen, wenn Du auch ein noch so feiner Käfer bist. Ich werde dafür sorgen, daß Du den Zorn der großen Göttin Athene fühlen sollst, und auch der Kerl, der Dich so frech hat werden lassen. Ich habe kein Geometrien und Aesthetiken und Ologien und Nomien gelernt, aber ich kann die Buchstaben auf den Steinen lesen, ich kann die Procente in Münze, Maß und Gewicht ausrechnen. Kurz und gut, probire es: wir wollen eine Wette machen; komm her, ich lege das Geld hin. Du sollst jetzt erfahren, daß Dein Vater umsonst für Dich Schulgeld bezahlt hat, wenn Du auch Rhetorik weißt. Paß auf! Ich komme lang, ich komme breit: nun löse mich! Was ist das? Ich kann Dir auch sagen, wer läuft und nicht vom Flecke kommt, und wer wächst und dabei kleiner wird[3]). Du muckfest und stierst und quälst Dich ab, wie eine Maus im Nachttopf! Also entweder halte Dein Maul oder laß einen Besseren ungeschoren, für den Du Luft bist! Oder glaubt Dein Herr vielleicht, ich kümmere mich um die Ringe aus Bux, die er seinem Liebchen gestohlen hat? Heiliger Greifzu! Er soll einmal mit mir aufs Forum gehen, und wir wollen beide Geld borgen: dann soll er sehn, daß ein eiserner Ring auch Credit hat[4])! So wahr ich gute Geschäfte machen, so wahr ich gut sterben will: wenn ich Dich nicht ins Bockshorn jage, soll man meinem Feinde ein Ende wünschen wie das meine! Der Lehrer, bei dem Du in die Schule gegangen bist, muß ein Affe gewesen sein. Zu meiner Zeit lernte man andere Dinge. Da sagte der Lehrer: Habt ihr alles in Ordnung? dann geradeswegs nach Hause, nicht umhergaffen, ältere Leute nicht schimpfen! Ich, wie Du mich hier siehst, bin den Göttern dankbar für das, was ich gelernt habe."

---

[1]) Die Saturnalien, an denen man den Sklaven eine große Freiheit gestattete, dauerten vom 17. bis 23. December.

[2]) Eine im ganzen Reiche erhobene Abgabe von fünf Procent vom Werthe frei zu lassender Sklaven, die in der Regel wohl die Letzteren zu tragen hatten.

[3]) Drei Volksräthsel. Das erste ist der Aufzug und Einschlag des Gewebes; das zweite die tanzende und doch auf derselben Stelle bleibende Spindel; das dritte der Faden, der auf der Spindel länger wird, während er auf dem Rocken abnimmt.

[4]) Aschylos hat als römischer Ritter das Recht, goldne Ringe zu tragen, Männer des dritten Standes trugen eiserne.

Hier legt sich Trimalchio beschwichtigend ins Mittel und ermahnt den Zornigen, er möge als der Klügere nachgeben. Nach einiger Zeit fordert er dann einen andern seiner Mitfreigelassenen auf, etwas zu erzählen. Dieser, durch die Leutseligkeit seines Freundes hoch erfreut, sagte: „Mag mir jeder Profit an der Nase vorbeigehn, wenn ich nicht vor Plaisir platze, daß ich Dich so vergnügt sehe. Amüsement soll die Parole sein, wenn mir auch vor den Studirten bange ist, daß sie über mich lachen. Aber laß sie nur! Ich will doch erzählen, denn was nimmt mir einer, wenn er über mich lacht?" „Als er solches gesagt," begann er folgende Erzählung:

„Als ich noch diente, wohnten wir in einer engen Gasse, jetzt gehört das Haus der Gavilla. Da verliebte ich mich — wie denn so etwas wohl von den Göttern bestimmt sein mag — in die Frau des Schenkwirths Terentius; ihr kanntet doch die Melissa, die Tarentinerin, ein allerliebstes Weibchen. Aber ich hatte sie nicht wegen ihrer Schönheit so gern, sondern weil sie so brav war. Wenn ich sie um etwas bat, wurde es mir nie abgeschlagen; machte sie sich einen As, so hatte ich einen halben; Alles, was ich bei Seite legen konnte, wanderte in ihre Tasche, und nie wurde ich bemogelt. Da starb ihr Mann in dem Hause an der Landstraße, wo sie wohnten. Ich setzte alle Segel bei, um zu ihr zu gelangen: in der Noth, wißt ihr, zeigen sich die Freunde. Zufällig war der Herr nach Capua gereist, um allerlei Geschäfte zu besorgen. Diese Gelegenheit benutzte ich und beredete einen Fremden, der bei uns wohnte, bis zum fünften Meilenstein[1]) mit mir zu kommen. Es war ein Soldat, stark wie der Teufel. Wir machen uns etwa um die Zeit des Hahnenschreis auf die Sohlen, der Mond schien so hell wie die Sonne am Mittag. Wir kommen zwischen die Grabmäler, mein Mann geht bei Seite, ich setze mich, trällere ein Liedchen und zähle die Leichensteine. Wie ich mich wieder nach meinem Gefährten umsehe, zieht er sich aus und legt alle seine Kleider neben die Landstraße hin. Mir blieb der Athem im Halse stecken, ich stand da wie ein Todter. Aber jener zog einen Kreis um seine Kleider und wurde plötzlich ein Wolf. Glaubt nicht, daß ich scherze: man könnte mir das größte Vermögen anbieten, so würde ich dafür nicht lügen. Aber, was ich eben sagte, nachdem er ein Wolf geworden war, fing er an zu heulen und lief in die Wälder. Anfangs wußte ich gar nicht, wo ich war; dann ging ich heran, um die Kleider aufzuheben: sie waren zu Stein geworden. Wer konnte da mehr als ich halb todt vor Furcht sein? Doch ich zog meine Plempe und hieb auf dem ganzen Wege immerfort nach den Gespenstern, bis ich auf den Hof meiner Freundin kam. Wie Einer, der schon im Grabe gelegen hat, kam ich an, beinahe wäre es mein letztes Stündchen gewesen, der Schweiß lief mir in zwei Strömen von der Stirn herunter, die Augen waren wie blind, kaum konnte ich mich erholen. Meine Melissa wunderte sich, daß ich so spät unterwegs war, und sagte: Wärest Du früher gekommen, so hättest Du uns wenigstens beistehn können, denn ein Wolf brach in den Hof ein und fiel alles Vieh an; wie ein Fleischer zapfte er ihnen Blut ab. Aber es ist ihm übel bekommen, wenn er auch davongekommen ist: unser Knecht hat ihm den Hals

[1]) Eine deutsche Meile.

mit einer Lanze durchbohrt. Als ich das gehört hatte, konnte ich kein Auge mehr schließen, sondern wie es ganz hell geworden war, lief ich spornstreichs nach dem Hause unseres Gajus, und als ich an den Ort kam, wo die Kleider zu Stein geworden waren, fand ich nichts als Blut. Als ich aber nach Hause kam, lag der Soldat auf dem Bette und blutete wie ein Ochs, und ein Arzt verband seinen Hals. Da sah ich wohl, daß er ein Werwolf war, und ich konnte seitdem keinen Bissen Brod mit ihm zusammen essen, nicht wenn man mich todt geschlagen hätte. Mögen Andre denken, was sie wollen, aber mir mögen eure Schutzgeister nicht gnädig sein, wenn ich lüge."

Als Alle vor Staunen stumm waren, sagte Trimalchio: „Ohne daß ich damit etwas gegen Deine Erzählung sagen will, mir, das könnt ihr glauben, haben sich die Haare auf dem Kopf gesträubt, weil ich weiß, daß Niceros keine Flausen erzählt: nein, man kann sich auf das, was er sagt, verlassen, er ist kein Zungendrescher. Ich will euch auch eine gruselige Geschichte erzählen. Als ich noch langes Haar trug, starb der Lieblingsknabe unseres Prinzipals, wirklich eine Perle, ein ganz rarer Junge, in allen Stücken perfect. Als nun die arme Mutter ihn beklagte und mehrere von uns damals an der Trauer Theil nahmen, fingen die Nachtunholdinnen[1]) draußen an zu sausen: es war, als wenn ein Hund einen Hasen jagte. Wir hatten damals Einen aus Cappadocien, einen langen Kerl, der viel Courage und riesige Kräfte hatte: er konnte einen wüthenden Stier aufheben. Der lief muthig mit gezogenem Schwert vor die Hausthür, die linke Hand sorgfältig eingewickelt, und bohrte die Hexe ungefähr an dieser Stelle — was ich berühre, soll gesund bleiben! — durch und durch. Wir hören ein Gestöhne, aber ich will nicht lügen, sie selbst sahen wir nicht. Unser Tölpel aber kam zurück und warf sich auf das Bett, und sein ganzer Körper war braun und blau, als wenn er mit Peitschen gehauen wäre, weil ihn nämlich die böse Hand berührt hatte. Wir schließen wieder die Hausthür und gehn an unsere Verrichtung; aber als die Mutter die Leiche ihres Kindes umarmen wollte, rührt sie sie an und sieht ein Bündel Stroh. Es hatte kein Herz, keine Eingeweide, Nichts: nämlich die Nachtunholdinnen hatten den Knaben schon geraubt und einen Wechselbalg aus Stroh untergeschoben. Ich bitte euch, das müßt ihr glauben, es gibt Weiber, die hexen können, es gibt Nachtunholdinnen, und sie kehren das Oberste zu unterst. Aber jener lange Tölpel bekam niemals seine gesunde Farbe wieder, sondern nach einigen Tagen starb er in Raserei."

Wir hörten dies ebenso staunend als gläubig an, und den Tisch küssend, baten wir die Nachtunholdinnen, zu Hause zu bleiben, während wir von der Mahlzeit heimkehrten."

Hier enden die Tischgespräche. Einzig in seiner Art, wie das ganze Fragment in mehr als einer Beziehung ist, vor Allem durch die unvergleichliche Meisterschaft, mit der der sonst so gut wie unbekannte Autor uns das Thun, Denken und Reden dieser süditalienischen Kleinstädter vor Augen stellt, erinnert es zugleich, wie unermeßlich unsere Verluste auf dem Gebiete der antiken Literatur sind.

[1]) Strigae, wovon das italienische strega.

Heilige Bäume und Pflanzen.

Culturgeschichtliche Skizze
von
Dr. **Ferd. Adalb. Junker von Langegg.**

„Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, gegen Morgen, und setzte den Menschen darein, den er gemacht hatte.

„Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten, und den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses." (I. Mose 2, 8. 9.)

Die Verehrung gewisser Bäume und Pflanzen, der sogenannte Baumcultus, läßt sich bis in die Vorzeit verfolgen, deren Dämmerschleier die vergleichende Mythologie hin und wieder zu lüpfen vermag. Als das erwachende Menschengeschlecht des Weltenwunders, des geheimnißvollen Wirkens und Webens der Natur staunend gewahrte, wähnte es, das Räthselhafte deutend, in den kosmischen, zur Kenntniß der Sinne gelangenden Erscheinungen das Walten belebender Geister zu ahnen, und deren Verkörperungen in allem Geschaffenen, in allem am Himmel und auf Erden Sichtbaren zu schauen. So kam es, daß Fels und Berg, Quell und Strom, Baum und Blume mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, und einer innewohnenden schützenden Gottheit geheiligt wurden. Und als die Götter später vor dem Lichte des Kreuzes zerstoben, ward der alte Glaube zum Aberglauben, die Mythe zur Mär, und Elb, Nix, Gnom und Wichtel spukten fürder an einst geweihter Stätte und im Gedenken des Volkes. Um die entthronten Götter vollends aus ihren Heiligthümern und aus dem Sinn der Neubekehrten zu bannen, errichtete die christliche Kirche aus den Trümmern der zerstörten heidnischen Altäre Schreine zu Ehren ihrer Blutzeugen und Heiligen und widmete ihnen auch die Bäume, unter deren uraltem Laubdache vordem die Opfer geraucht hatten. Halbverschollene Ueberlieferungen lebten in den späteren Legenden wieder auf, welche manche neu gelesene Blume mit in ihr mystisches Gespinnst woben.

I.

Inwieferne die religiösen Systeme und Mythen der Culturvölker des Alterthums durch die Geschichte der Schöpfung und des Falles, wie sie uns die ersten Capitel der Genesis berichten, beeinflußt wurden, läßt sich kaum ermitteln. Doch in Allen überraschen uns gewisse Aehnlichkeiten, wenn nicht Uebereinstimmungen, welche, je nach individuellem Dafürhalten, entweder durch unabhängige Ueberlieferungen oder durch die naturgemäße logische Entwicklung der ersten Mythenkeime der Vorzeit gedeutet werden mögen.

Wir finden Darstellungen des Baumes des Lebens und der Erkenntniß bereits in den ältesten Bildwerken und Gemälden der Aegypter und Assyrier ebenso wie in denen der Völker des fernen Ostens. Der „heilige Baum" erscheint in der Symbolik dieser Nationen als das Sinnbild des Weltalls und des Schöpfungssystems, am häufigsten aber als der Baum des Lebens, dessen Frucht den Gläubigen mit göttlicher Kraft erfüllt und ihn vorbereitet für die Freuden der Unsterblichkeit. Die ältesten Vertreter des Lebensbaumes sind die Dattelpalme, die Feige und die Föhre oder Ceder.

Am frühesten erschienen die Darstellungen der Palme, der echten Dattelpalme (Phoenix dactilifera L.) des Nilthales und der großen alluvialen Ebene Babyloniens, ein Baum, welcher an Höhe und erhabener Würde zwar von vielen anderen Arten übertroffen wird, der sich aber als vorzüglichster Nahrungsspender über die zwei großen Bezirke der alten Civilisation verbreitet, und von seltener Schönheit, wenn zur Zeit der Reife die goldenen Fruchttrauben unter dem Baldachine dunkelgrüner Fiederwedel erglänzen. Wir sehen diese Palme als den Baum des Lebens auf einer ägyptischen Stele (Grabtafel) dargestellt, welche wahrscheinlich aus der Zeit der achten Dynastie (1701—1447 nach Lepsius) stammt, und jetzt im königl. Museum in Berlin aufgestellt ist. Zwei Arme reichen aus dem Gipfel des Baumes, deren einer dem vor demselben stehenden Verstorbenen eine Schale mit Datteln reicht, während der Andere ihm das Wasser des Lebens bietet. Es sind die Arme der Göttin Nepthys oder Neb-hat, „Frau des Hauses" der Göttin der Unterwelt, welche in anderen und späteren Darstellungen in ganzer Figur erscheint. Auf einer anderen, von Rosellini abgebildeten Stele erhalten mehrere Geschlechtsfolgen einer vornehmen Familie Nahrung vom Baume des Lebens, welcher hier durch den ägyptischen Feigenbaum (Ficus Sycamorus L., die Sykomore der heiligen Schrift) versinnbildet ist. Auch hier erhebt sich die Göttin Neb-hat aus dem Gipfel des Baumes und hält, wie in den anderen Stelen, in einer Hand eine Schale mit Feigen und gießt mit der anderen einen Strom Wassers aus einem Gefäß. Eine andere Feigenart ist der heilige Feigenbaum Indiens (Ficus religiosa L.) Aswathâ, unter welchem Vischnu geboren wurde, und den Brahmâ zum Könige aller Bäume machte, als dieser die Könige der Thiere, Vögel und Pflanzen ernannte, auf daß sie Werkzeuge seien zur Erhaltung der Welt. Dieser Feigenbaum ist auch der heilige Baum der Buddhisten, Pipul oder Bô (siamesisch Pothi), unter welchem Shakyamuni Gautama (Buddha) ruhte, als er in das Nirwana versank.

Der heilige Baum, welcher stets auf assyrischen Denkmälern abgebildet ist, gleicht der herkömmlichen Darstellung der Dattelpalme; die Spitzblätter, deren

Fiederwedel, sind jedoch häufig durch Föhren- oder Cedernzapfen ersetzt, wahrscheinlich durch erstere, da mehrere Föhrenarten auf dem assyrischen Hochlande häufig vorkommen, während die Ceder (Cedrus Deodara Roxb.), welche wegen ihres mächtigen Wuchses in Nepaul im nordöstlichen Indien hochgeschätzt und als ein heiliger Baum verehrt wird, nicht westwärts vom Himalaya-Gebirge verbreitet ist. Aehnliche Pinienzapfen halten auch die Priester in ihren Händen, wahrscheinlich von derselben Föhrenart, welche in den religiösen Processionen an dem Plinthe der Säulenhalle von Persepolis zu sehen ist.

Es wäre kaum möglich gewesen, geeignetere Symbole des mystischen Baumes des Lebens, dessen Frucht Kraft und Weisheit verleiht, zu wählen, als die Dattelpalme und den Feigenbaum, welche beide die wichtigsten Nahrungserzeuger des Ostens sind. „Ehre," sprach Mahomed, „Deine väterliche Muhme, die Dattelpalme, denn sie wurde im Paradiese aus demselben Erdenkloße geschaffen wie Adam." Und eine spätere mahomedanische Ueberlieferung berichtet: „Es wurde Adam gestattet, drei Dinge aus dem Paradiese mit sich zu nehmen: eine Myrthe, die lieblichste der süßduftenden Blumen auf Erden, eine Weizenähre, den vorzüglichsten Nährstoff, und eine Dattel, die herrlichste Frucht der Welt. Diese paradiesische Dattel wurde auf wunderbare Weise nach dem Hejâz gebracht, und von ihr stammen alle Dattelpalmen auf Erden, und Allah bestimmte sie zur Nahrung aller wahren Gläubigen, welche sämmtliche Länder, wo sie wächst, erobern sollten." Diese Legende bestätiget den hohen Werth, in welchem die Dattelpalme allgemein gehalten wurde, und schließt die Vermuthung aus, daß sie als ein heiliges Symbol von einem Lande aus dem andern geborgt wurde, oder daß in den goldenen Palmenbäumen des Tempels Salomon's ägyptische Einflüsse zu suchen seien. Sowohl die Juden als die Araber betrachteten diesen Baum als eine mystische Allegorie des Menschen, denn gleich diesem stirbt er, wenn sein Kopf (die Gipfelknospe) abgeschnitten wird, und ein abgehauener Arm (Zweig) wächst nicht wieder. Aus dem geheimnißvollen Wallen der Blätter an windstillen Tagen kann der Kundige gegenwärtige und künftige Ereignisse deuten, gleich Abraham, welcher, wie die Rabbiner berichten, die Sprache der Palmen verstand.

Die Palme ist eines der biblischen Bilder des Gerechten, und auf sie werden vielfach die Worte der Offenbarung Johannis (22, 2) gedeutet: „Mitten auf ihrer Gasse, und auf beiden Seiten des Stroms stand Holz des Lebens, das trug zwölferlei Früchte und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dienten zu der Gesundheit der Heiden." Diese Auslegung scheint schon in früher christlicher Zeit anerkannt gewesen zu sein, und wir sehen den Baum des Lebens in mehreren der ältesten Mosaiken in den Apsen römischer Basiliken durch eine Palme dargestellt. In der Kirche der heiligen Cosmas und Damian (ehemaliger Tempel des Remus, zuerst dem heiligen Felix, dann 526 den beiden obgenannten Heiligen geweiht) erscheint der Phönix, die älteste Versinnbildlichung des Herrn, auf dem Wipfel der Palme. In den berühmten Mosaiken aus dem achten Jahrhundert, im Oratorio di San Venanzio des Baptisterium Constantin's des Großen (S. Giovanni in Fonte) an der Basilika San Giovanni in Laterano erhebt sich eine Palme mit Gott, Vater und Sohn an der Seite, aus einer Einhegung, welche ein Engel mit gezücktem Schwerte bewacht. Es wäre daher

die Palme in den Händen der Märtyrer nicht allein als ein Zeichen des Sieges, nach heidnischem Vorbilde zu deuten, sondern noch viel mehr unmittelbar auf „das Holz des Lebens" zu beziehen, dessen Blätter „dienten zu der Gesundheit der Heiden".

Palmenzweige wurden nach dem ersten Kreuzzuge von den Kreuzfahrern, und nachher von den Wallern zum heiligen Grabe, in großen Mengen aus den Küstenebenen Palästina's heimgebracht, wodurch sich diese, häufig auch „Palmer" genannt, von den Pilgern nach anderen Wallfahrtsorten, wie Rom, Compostella u. a. unterschieden. Um jene Zeit wurden Palmenblätter in den Bildhauerwerken der Kirchen des nördlichen Europa's, namentlich als Schmuck der Säulenknäufe, zuerst eingeführt. Daher dürfte es überraschend scheinen, die Dattelpalme in ihrer ältesten mystischen Gestaltung an mehreren französischen Kirchen bereits in einer früheren Periode angebracht zu finden. Allein es läßt sich in dieser der heilige Baum des Lebens, wie er stets an den Wänden der Paläste Sennacheribs und Esar-Haddons (702—667 v. Chr.) dargestellt wurde, erkennen, welchen die Bildhauer in Unkenntniß seiner Bedeutung und des uralt heidnischen Ursprungs mit nur geringfügigen Veränderungen als Verzierung ihrer Kirchen nachgebildet hatten. Die erste Einführung des assyrischen Baumes des Lebens in die Ornamentik Frankreichs mag durch die ausgebreiteten Handelsverbindungen, welche während der älteren merovingischen Zeit zwischen Gallien und dem östlichen Borde des Mittelmeeres bestanden, vermittelt worden sein. Syrische Kaufleute hatten Geschäftshäuser in Gallien, wie aus Gregor's von Tours (geb. 546, † 594) Schilderungen zu entnehmen, und viele derselben scheinen zu den reichsten und angesehensten Fremden gezählt zu haben. Einer derselben, Namens Eusebius, kaufte sich sogar nach dem Tode Ragnemodus, Bischofs von Paris, die Nachfolge desselben[1]). Alle diese syrischen Kaufleute waren Christen, und mit anderen Waaren brachten sie Heiligenreliquien, welche unter den neubekehrten Franken und Burgundern großen Absatz fanden, Wein aus Gaza und Ascalon, der zum heiligen Abendmahle gebraucht wurde, Wurzeln, wie sie die Anachoreten der thebaischen Wüste genossen, zur Nahrung für die Inclusi (in besonderen Zellen an den alten Kirchen eingemauerte Einsiedler, deren Geschichte Gregor von Tours erzählt), und von den Mönchen der strengeren Orden gleichfalls begehrt, und die reichen Seidenstoffe des Orients, welche hauptsächlich zu Meßgewändern und Altardecken dienten. Derartige alte Kirchengewänder findet man noch in manchen Sakristeien, namentlich des südlichen Frankreichs, aufbewahrt. Ihr Ursprung läßt sich leicht aus den Mustern nachweisen, welche die gleichen Symbole, wie sie an den Wänden der assyrischen Paläste und an den Gewandungen der auf diesen dargestellten Figuren erscheinen, mit unbedeutenden Veränderungen zeigen, und in welchen wir besonders den Baum des Lebens mit der herkömmlichen Form der Blätter und Früchte wiedererkennen. Diese Gewebe kamen wahrscheinlich aus Baghdâd und Bassora, wo sich die alterthümlichen Muster am längsten erhielten; zumal in Persien wurde der Homa, der heilige Baum Zoroaster's, in beinahe

[1]) Eusebius quidam negotiator, genere Syrus, datis multis muneribus, in locum ejus subrogatus est. Isque, accepto episcopatu, omnem scholam decessoris sui abjiciens, Syros de genere suo ecclesiasticae domui ministros statuit. (Gregorii Turon. Hist. Eccles. IX. 26.)

unveränderter Gestalt in der Ornamentik bis zur Zeit der arabischen Eroberung im fünften Jahrhundert n. Chr. verwendet. Die Fremdartigkeit und Schönheit dieser Zeichnungen, wie sie in gold- und farbenprächtigen Brokaten erschienen, fanden großen Beifall bei den römischen und einheimischen Künstlern Galliens, welche sie in dem Bilderschmucke ihrer Kirchen nachahmten. So sieht man den assyrischen Baum des Lebens zwischen zwei wachehaltenden Löwen an den Giebelfeldern (Tympanum) vieler Kirchenportale verschiedener Perioden, jedoch sämmtliche aus ältester Zeit, z. B. an den Kirchen von Marigny und Coleville im Departement Calvados in der Normandie. Die Gestalt des Baumes ist verschiedentlich verändert, und statt der Löwen erblickt man bisweilen Drachen und andere geflügelte Ungeheuer. Welche Veränderungen aber auch stattgefunden haben mögen, in allen läßt sich die ursprüngliche assyrische Form wiedererkennen.

Palmenblätter werden seit dem Mittelalter zum Kirchenschmucke während der Osterzeit in katholischen Landen verwendet, und am Palmsonntage in Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem am Altare geweiht, und in den Processionen, welche in früheren Zeiten in den Kirchhöfen abgehalten wurden, getragen. Sie werden aber meistens durch die Kätzchen der Weiden, besonders der Sahl- oder Palmweide (Salix caprea L.) ersetzt, welche daher, wie ein alter monastischer Vers besagt[1]), auch Palmen heißen. Die für die Kirchen Roms bestimmten Palmen werden vorzüglich aus Bordighera und San Remo in der Riviera di Ponente bezogen. In San Remo erhielt die Familie Bresca im Jahre 1588 vom Papste Sixtus V. das Privilegium der Palmenlieferungen. Der Papst hatte, der Sage nach, bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken vom Circus des Nero auf dem St. Petersplatz durch den Architekten Domenico Fontana bei schwerer Strafe Stille anbefohlen. Während des Werkes, welches durch vierzig, von achthundert Menschen und hundertundvierzig Pferden getriebene Winden ausgeführt wurde, erschlafften die Seile und der werthvolle Monolith drohte zu stürzen. Da rief plötzlich ein Matrose aus San Remo, Namens Bresca, man solle Wasser auf die Taue gießen. Als dies geschehen, erstrafften die Taue sofort und das Denkmal kam in die Richte. Der Papst forderte den Matrosen auf, sich eine Gnade zu erbitten, und dieser forderte für seine Vaterstadt San Remo das Vorrecht der Palmenlieferung für Rom. Seit jener Zeit werden Dattelpalmen in den genannten beiden Orten und der Umgebung gezogen und bilden einen einträglichen Handelsartikel.

Der dritte der ältesten heiligen Bäume des Lebens, die Föhre oder Ceder, vertritt einen ganz gesonderten Ideenkreis. Diese Nadelhölzer vereinigen Zierlichkeit und Geschmeidigkeit mit Stärke und Dauerhaftigkeit, und die Föhren des oberen Assyriens und Persiens, obgleich sie nirgend die riesige Höhe der Deodora des Himalaya erreichen, bieten einen auffälligen Gegensatz zu den Dattelpalmen und Tamarinden, welche die vorwaltende Baumflora dieser alluvialen Striche darstellen. Alle Arten derselben besitzen jenen ernst-erhabenen Charakter, welcher seine höchste Entwicklung in den alt ehrwürdigen Cedern des Libanon erreicht.

---

[1]) „Albescit palmae coma; ramus ejus Osanna
Audit, Christicola vociferante viro."

II.

Es ist wahrscheinlich, daß die Ceder des Ostens schon in sehr früher Zeit im Westen durch verwandte Arten vertreten war. Ihre vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten, namentlich Hoheit und Kraft, finden sich unter den europäischen Bäumen am ausgeprägtesten in der Eiche wieder. Als die ersten arischen Einwanderer Europa betraten, war der größte Theil dieses Festlandes ausschließlich mit Nadelhölzern bestanden, welche später zuerst durch die Eiche und dann durch die Buche verdrängt wurden. Der berühmte englische Geologe Sir Charles Lyell (geb. 1797, gest. 1875) führte den Beweis, daß eine solche Vegetationsfolge in Dänemark stattgefunden, eine Ansicht, in überraschender Weise durch die Veränderungen bestätigt, welche die Bedeutung der ältesten arischen Bezeichnungen für „Föhre" und „Eiche" erfahren haben. Professor Max Müller (Lectures on the science of language, 1863) erwähnt in der fünften Vorlesung, daß die Steinzeit mit der Periode der Vegetation der schottischen Föhre (Pinus sylvestris L.) zusammenfalle und daß die arischen Stämme, welche während dieser Zeit in Europa sich ansiedelten, unter solchen Verhältnissen natürlich nur diesen Baum kennen lernten. Sie benannten ihn daher mit demselben Worte, das heute noch im Deutschen als „Föhre", im Englischen als „Fir", angelsächsisch „Furh", vorhanden ist. Nach Grimm's Gesetz werden die gutturalen und labialen Töne mit einander vertauscht, und so führt Furh zu dem lateinischen Quercus, Eiche. Im Althochdeutschen bedeutet Foraha: Pinus sylvestris; im Neuhochdeutschen hat „Föhre" die gleiche Bedeutung, aber an einer anderen Stelle, die aus den longobardischen Gesetzen Rothar's citirt ist, wird Fereha, offenbar dasselbe Wort, als Eiche erwähnt, „roborem aut quercum, quod est fereha," und die Brüder Grimm deuten in ihrem deutschen Wörterbuch Ferah im Sinne von Eiche, und sein zweites Neutrum Ferch oder Verch als „Fleisch und Blut, Leben, Lebenskraft, die Seele als Princip des Lebens".

Diese ernsten Baumriesen waren gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der religiösen Vorstellungen, welche unter ihrem düsteren Schatten aufkeimten, und die Attribute, welche zuerst mit der Föhre verknüpft waren, wurden später auch auf die Eiche übertragen. Diese, gleich der Ceder des Ostens, ward zum Sinnbild übernatürlicher Macht und Kraft. „Quercus Jovi placuit." Die Eiche war dem Zeus geheiligt, weil er die Menschen zuerst gelehrt, sich von Eicheln zu nähren. Eichen überschatteten sein Orakel in Dodona; aus ihrem Rauschen deuteten die Priesterinnen den Willen des Gottes. Die nordische Eiche zog gleich der Ceder den Blitzstrahl an, und war der heilige Baum Donar's oder Thor's, des hammerschwingenden Gottes, dessen Name in dem deutschen Worte „Donner" (altdeutsch doner, dunre; englisch thunder) fortlebt.

Der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius, ein edler Angelsachse Namens Winfried aus Devonshire (geb. 680, gest. 754), kannte aus seiner Heimath die heidnischen Mythen und Formen von Aberglauben, welche sich an die Eiche knüpften, daher er diese zugleich mit anderen heiligen Bäumen auszuroden beschloß und, wo immer er einen solchen auf seinen Wanderungen durch Deutschland fand, die Axt daran legte. Da stand im Lande der Hessen, wo jetzt Geismar liegt, eine riesige Eiche Thor's, welche, Gegenstand großer Verehrung des Volkes, der

Apostel bei seiner Ankunft im Jahre 732 auf Rath einiger Neubekehrten, sofort zu fällen begann. „Mentis constantia confortatus," wie sich sein Biograph Willebord, der Augenzeuge gewesen, ausdrückt. Das Volk, entsetzt ob solchen Frevels, brach in laute Verwünschungen aus, wagte aber nicht, sich der That zu widersetzen. Als Bonifacius die Hälfte des Stammes durchhauen hatte, erhob sich plötzlich ein übernatürlicher Sturm, faßte die Krone mit all ihrem Geäste und stürzte sie, „quasi superni motus solatio," in vier gleiche Teile gebrochen, mit einem fürchterlichen Krach zu Boden. Die Heiden anerkannten das Wunder, und die Mehrzahl wurde sofort an dieser Stelle bekehrt. St. Bonifacius erbaute aus dem Holze dieses Baumes eine Capelle, welche er dem heiligen Petrus weihte.

Die Zerstörung der heiligen Eiche Thor's war in der That eine nothwendige Maßregel, um der neuen Lehre Bahn zu brechen, und die zahlreichen, in den Pönitentialen bis ins 13. Jahrhundert erhaltenen Verordnungen und Beschlüsse gegen die, welche heidnische Ceremonien und Hexereien unter Bäumen und in Waldungen ausübten, beweisen, wie hartnäckig das Volk an den Ueberlieferungen des alten Glaubens festhielt, wie schwer es war, diese vollkommen zu bannen und wie dies nur theilweise und unvollkommen durch Zerstörung aller Erinnerungszeichen gelang. Selbst wenn solche heiligen Bäume in der Folge einem großen Heiligen der Gegend geweiht wurden, wie es häufig bei den Celten, besonders in Armorica („Land am Meere", der westliche Küstenstrich Frankreichs zwischen der Seine und Loire) und in Irland, geschah, scheint es nicht immer von Erfolg gewesen zu sein. So wurde dem irländischen Heiligen Columban (geb. 550, gest. 615) eine berühmte Eiche geweiht, von welcher ein Splitter im Munde getragen vor dem Tod durch Ertrinken schützte. Als die Eiche des heiligen Columban in Kenmare durch einen Sturm gebrochen wurde, wagte es Niemand, das Holz zu sammeln, mit Ausnahme eines Gärtners, welcher aus der Rinde derselben Lohe für sein Leder machte. Er verfertigte sich aus dem damit gegerbten Leder ein Paar Schuhe; als er sie aber zum ersten Male anlegte, wurde er sofort aussätzig und blieb es bis an sein Ende. In der Abtei von Betrou in der Bretagne stand ein alter Eibenbaum, welcher aus dem Stabe des heiligen Martin, des ersten Abtes dieses armorischen Klosters, (nicht des gleichnamigen Heiligen, des berühmten Bischofs von Tours, geb. 316, gest. 400) gewachsen war, und unter deren Schatten die bretagnischen Prinzen jederzeit, ehe sie in die Kirche traten, zu beten pflegten. Niemand vermaß sich, auch nur ein Blatt derselben zu brechen, und selbst die Vögel verschonten deren süße rothe Beeren. Nicht so normannische Seeräuber, von welchen zwei auf den Baum des heiligen Martin kletterten, um Holz für ihre Bogen zu schneiden. Sie stürzten aber herab und brachen sich das Genick.

Viele dieser alten heidnischen Bäume wurden durch ein eingehauenes Kreuz geweiht und auf diese Weise vor der Axt gerettet. Solche Bäume findet man namentlich in England, wo sie von altersher als Grenzmarken dienen; z. B. die riesige sogenannte Grafschaftseiche „Shire Oak", welche an der Stelle steht, wo die drei Grafschaften York, Nottingham und Derby an einander stoßen, und daher gleichzeitig drei Shires beschattet. Ihre Krone übertrifft jene der berühmten Kastanie, „Cento cavalli" genannt, am Aetna, da unter ihren Zweigen zweihundertunddreißig Reiter Schutz finden können. Ein gleich berühmter Baum ist

die „Crouch-oak, bekreuzte Eiche", bei Addlestone in der Grafschaft Surrey, eine Grenzmarke des königlichen Forstes von Windsor, welche ihren Namen einem in alten Zeiten in die Rinde eingehauenen Kreuz verdankt. Durch das Kreuz wurden solche Eichen nicht nur der Macht Wodan's und Thor's, sondern auch der Elben und anderer Kobolde entzogen, und sie gewährten Schutz gegen jeglichen bösen Spuk, ein Aberglaube, der über ganz Deutschland verbreitet war. So erzählt Prätorius (Anthropodemus Plutonicus, Magdeburg 1666), daß einmal einem Bauer, Namens Hans Krepel, als er auf einer Haide im Salzburgischen Holz fällte, zur Mittagszeit ein Moosweiblein erschien und ihn bat, er möge, ehe er Abends heim gehe, in den letzten Baum, den er schlug, ein Kreuzlein schneiden. Da er es zu thun vergessen, erschien ihm das Weiblein am folgenden Mittag abermals und sprach: „Ach, lieber Mann, warum schnittest Du gestern nicht das Kreuzlein? Es wäre mir und Dir zu Frommen gewesen. Denn Abends und Nachts verfolgt uns oft der wilde Jäger, und wir können ihm nur entkommen, wenn es uns gelingt, einen bekreuzten Baum zu erreichen, wo der Böse keine Macht über uns hat." Der Bauer erwiderte unwirsch: „Wie sollte das nützen? Wie könnte das Kreuzlein euch helfen? Ich will euch nicht zu Gefallen thun." Da aber sprang das Moosweiblein zornig auf ihn und würgte ihn so hart, daß er ganz siech wurde, obgleich — wie mein Gewährsmann Prätorius hinzufügt: „er ein derber Kerl war."

Wie von altersher, so fand auch bis in neuere Zeit der Volksglaube allerlei Vorbedeutungen in der Eiche, namentlich in dem Farbenwechsel der Blätter. Das Suiacheantas (gälisch für Abzeichen) des königlichen Hauses der Stuart wurde von den Hochländern deshalb für unglücklich angesehen, weil es der Zweig einer nicht immergrünen Eiche war, eine Vorahnung, welche das Schicksal dieser Familie nur zu sehr bewahrheitete. Die frühere oder spätere Blattentwicklung gilt noch jetzt an manchem Ort als ein Wetterzeichen, und in England hat sich ein alter Reimspruch im Munde des Landvolkes erhalten, in welchem die Eiche diese Eigenschaft mit der Esche theilt:

„If the oak 's before the ash,
Then you may expect a splash;
But if the ash is 'fore the oak,
Then you must beware of soak."

Von dem Wenigen, was wir über die alten Druiden[1]) wissen, ist ihre hohe Verehrung für die Eiche und die darauf wachsende Mistel sichergestellt. Die weiße Mistel (Viscum album L.) galt als ihr mächtigster Talisman und wurde unter mystischen Riten mit großer Feierlichkeit von ihnen in den Wäldern Galliens und Britanniens eingesammelt. Sie galt für heilig, da sie vom Himmel auf die Aeste hoher Bäume niedergefallen war. Jedoch lange vor druidischen Zeiten begegnen wir der Mistel in der skandinavischen Mythe. Baldur, der lieblichste der Götter, wurde durch einen Mistelzweig getötet, nachdem Freyja allen Geschöpfen der Erde den Eid abgenommen hatte, den strahlenden Lichtgott nimmer zu versehren. Nur ein kleines Pflänzchen, das ostwärts der Walhalla sproßte, hatte

[1]) Der Name ist aus den gälischen Wörtern: de „Gott" und ronyd „sprechend", dem Particip des Zeitwortes: ronyddim „sprechen" gebildet.

den Schwur nicht geleistet; es wuchs nicht auf der Erde, sondern hoch auf den Baumgipfeln, und war so winzig und unbedeutend, daß Freyja es übersehen hatte. Doch Loki, der Zerstörer, legte den vergessenen Mistelzweig in die Hand des blinden Hodr, welcher ihn auf Baldur schleuderte, als die Götter zur Zeit der Wintersonnenwende sich ergötzten, mit den von Freyja beeideten Geschöpfen sich gegenseitig zu bewerfen; Baldur wurde von dem schwachen Zweiglein durchbohrt und sank todt zur Erde. Diese nordische Mythe erinnert an eine ähnliche Persiens, welche uns das Epos Shah Nâmeh erzählt: Isfendiyar war gegen alle Dinge unverwundbar, mit Ausnahme des Dornes von einem Baume, welcher am fernsten Meeresufer wuchs. Sein Feind Destham (Rustem) fand diesen Dorn, härtete ihn im Feuer und schoß ihn mit dem Bogen in das Auge des Helden, welchen er also tödtete. Letzterer konnte nur durch seinen Bruder das Leben verlieren. Professor F. Max Müller (Comparative Mythology, Oxford Essays 1856) erklärt beide Mythen durch den Tod der Sonne, welche in ihrer jugendlichen Kraft entweder am Ende des Tages durch die Mächte der Finsterniß überwältigt, oder am Schlusse der sonnenerwärmten Jahreszeit durch den Dorn des Winters zu Tode getroffen wird. Manches Schwert nordischer Recken hieß Mistilteinu (ein Wort, welches wir in dem englischen Mistletoe wiedererkennen) nach dem verhängnißvollen Wurfgeschoß, welches den Sonnengott fällte. Die Mistel besitzt geheime Zauberkräfte und bannt böse Geister, daher sie in Wales zur Weihnachtszeit über die Thüren gehangen wird. In England dient sie mit der Stechpalme (Holly, Ilex aquifolium L.) und anderem Immergrün zum Weihnachtsschmucke der Wohnungen und verleiht dem, der ein Mädchen unter dem weißen Beerenzweige betrifft, das Recht, sie zu küssen: ein Gebrauch, welcher der nordischen Mythe entstammt. Als Baldur auf Verlangen der Götter und Göttinnen wieder zum Leben gerufen, nahm Freyja, als Göttin der Liebe, die verhängnißvolle Pflanze in Verwahrung, und jeder, der unter dieses Zweiglein kam, erhielt einen Kuß zum Zeichen, daß die Mistel in Zukunft ein Sinnbild der Liebe und nicht des Todes sei. Sonderbarer Weise jedoch ist die Mistel von dem zum Weihnachtsfeste üblichen Pflanzenschmucke der Kirchen ausgeschlossen und fehlt auch in den Bildhauerzierathen alter ecclesiastischer Gebäude, wozu sich doch ihre symmetrische Gestalt besonders eignen würde. Noch gegenwärtig birgt sich hier und da im Norden der alte Aberglaube an die Zauberkräfte der Mistel; er knüpft sich in Holstein an den Maerentakken, der dem Besitzer die Gabe des Geistersehens verleiht.

III.

Gleich der Eiche war die Esche (Fraxinus L.) Gegenstand hoher Verehrung bei den Celten und Germanen, besonders aber bei den skandinavischen Stämmen, in deren religiöser Mythe dieser Baum eine hervorragende Stellung einnimmt. Den nordischen Völkern galt die Esche, Askr Yggdrasil, als das Sinnbild des Weltalls. Die Esche, „Askr", der größte und heiligste aller Bäume, war der Weltenbaum, der, ewig jung und thaubenetzt, Himmel, Erde und Hölle verbindet. Seine Aeste treiben durch die ganze Welt und reichen über den Himmel hinaus. Die Mittelwelt, Muitgard oder Mannaheim, ist der Aufenthalt der sterblichen Menschen. Drei Wurzeln brechen sich nach drei Enden: eine schlägt nach den

Asen, den Göttern im Himmel, in Asgard oder Vanaheim; die andern nach den Reifriesen, den Hrim-thursen in Jötunheim oder Utigard, die dritte nach dem Aufenthalte der sterblichen Menschen. Unter jeder Wurzel quillt ein wunderbarer Brunnen: bei der himmlischen Wurzel der Udarbrunur, bei der jener Riesen der Mimirbrunur, und bei der höllischen Wurzel der Hvergelmir, der rauschende uralte Kesselbrunnen. Alle drei Brunnen sind heilig, und alles, was sie benetzen, färbt sich eigelb. An dem Urdarbrunur sitzen die Schicksalsgöttinnen, die drei Nornen Urdr, Verdandr und Skuldr, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, schöpfen jeden Tag Wasser daraus und begießen die Aeste der Esche. Den zweiten Brunnen hütet ein weiser Mann, Namens Mimir. Von der Esche träuft bienennährender Thau, Hunungfall, „Honigfall", genannt. Auf den Aesten und an den Wurzeln des Baumes sitzen und springen allerlei Thiere, ein Adler, ein Eichhörnchen, vier Hirsche und die Schlange. Der Adler, dessen Name ungenannt ist, klug und vielwissend, sitzt auf dem Wipfel, und mitten zwischen seinen Augen sitzt der Habicht Vedrfölmr, des Adlers Freund. Die Schlange, Nidhöggr, liegt unten beim Hvergelmir, dem alten Kesselbrunnen. Zwischen der Schlange und dem Adler huscht das Eichhörnchen, Ratatöskr, auf und nieder und sucht Zwist zu stiften. Unter der Esche auf einem Hügel beim Urdarbrunur, dem Born der Nornen, sitzen die Götter und vertheilen die Lebensloose und halten Gericht. Das Horn Giallr, mit welchem dereinst Heimdallr die Welt zum letzten Kampfe aufrufen wird, liegt unter der Esche Wurzeln begraben. Bei dessen Schalle

„Yggdrasil zittert;
Doch steht noch die Esche.
Es rauscht der alte Baum,
Da der Riese frei wird.
Sie bangen Alle
In Hela's Banden
Bevor sie Surtur's
Flamme verschlingt."

(Ebenda Volo Spâ Strophe XLIII in Simrock's Uebersetzung.)

Zuletzt verbrennt Surtur den Baum, doch er erneut sich wieder frisch und grün, und die Götter versammeln sich nochmals unter seinem Geäste. Allerlei Deutungen dieser nordischen Mythe wurden versucht. Der berühmte Ausleger der Edda, Finnur Magnussen, (Edda Islandorum, 1665, und Lexicon Mythologicum 1787) hält den Adler für den Himmel oder die Luft, das Eichhörnchen Ratatöskr für die beständig von der Oberfläche der Erde aufsteigenden Dünste ꝛc.

Die Esche, welche die Skalden für das Sinnbild des Weltenbaumes wählten, findet sich weiter gegen Norden als die Eiche. Sie ist der häufigste Baum jenseits der Ostsee, und ihr Holz diente zu vielerlei Zwecken, zu welchen die Nadelbäume des Nordens nicht verwendbar waren. Die Helden der Saga verfertigten ihre langen Speerschäfte und die Hefte ihrer Aexte aus Eschenholz, aus welchem sie auch häufig ihre Schiffe bauten. Es mag entweder Letzteres die Ursache gewesen sein, weswegen der gelehrte Bischof Adam von Bremen, welcher im 11. Jahrhundert lebte, die dänischen und norwegischen Vikings „Ascheman" nennt, oder, weil, wie die Edda erzählt, die drei Söhne des Reifriesen Bure, Odin, Vili und Ve, welche Herrscher über Himmel und Erde wurden, den ersten Menschen aus einem Eschenklotz formten, den sie am Strande gefunden.

Der Weltenbaum Yggdrasil war, wie die Edda berichtet, obgleich eine Esche, doch ein immergrüner Baum, und es waren viele heilige Bäume über ganz Nord-Europa zerstreut, welche Sommer und Winter grün blieben, und gleich der Esche hoch verehrt wurden. Ein solcher Baum stand nach Bericht Adam's von Bremen vor einem großen Tempel in Upsala, und in Dithmarschen, sorgfältig eingehegt, war ein gleich berühmter Baum, welcher auf mystische Weise mit dem Schicksale des Landes verbunden war. Als Dithmarschen seine Freiheit verlor, verdorrte der Baum; aber eine Elster, einer der vorzüglichsten Weissagungsvögel des Nordens, kam und nistete darauf und brütete fünf vollkommen weiße Jungen aus, ein Vorzeichen, daß das Land dereinst wieder seine alte Freiheit gewinnen werde. Derlei immergrüne Bäume waren entweder vereinzelte Ilex-Arten oder die versprengte Quercus Cerris Südeuropa's (von Virgil im Georgica erwähnt), welche ihre alten Blätter noch lange behält, nachdem die neuen sich bereits entfaltet, und daher den Nordländern für immergrün gegolten haben mag. Ein noch viel berühmterer Baum, der als immergrün beschrieben wird, der von Romow, im alten heidnischen Preußen, war sicherlich eine Eiche.

Im Widerspruch mit der alten Eddasage, nach welcher die Wurzel Yggdrasil's durch die Schlange halb zerstört wurde, gelten die Blätter und das Holz der Esche im nördlichen Europa für einen mächtigen Schutz gegen Schlangen und anderes Gewürm. In der römischen Ausgabe des Claus Magnus findet sich im Abschnitt: „Wie man zur Erntezeit Schlangen von Kindern abhält", ein Holzschnitt, welcher Kinder in ihren Wiegen an den Aesten großer Eschen aufgehangen darstellt, während die Mütter im Felde das Korn schneiden. „Schlangen," sagte Claus, „haben eine Abneigung gegen Eschen und vermeiden deren Nähe." Wenn man mit einem Eschenstab einen Kreis um eine Viper zieht, soll diese darin gebannt bleiben und nicht mehr heraus können.

Die nordischen Alterthumsforscher meinen, daß der Lebensbaum Yggdrasil jederzeit seine nachfolgenden Vertreter hatte und noch habe, und wollen einen solchen namentlich in dem in den Büchern der Minnesänger so viel besungenen Maibaume erkennen, welcher mit seinem bunten Bänderschmucke, Gewinden und Vogeleiern in manchen Gegenden sich noch erhalten hat; ferner im Weihnachtsbaume, der nach des gelehrten Isländers Finnur Magnussen's Ansicht in gerader Linie von der Weltenesche abstammt, und an den dessen sämmtliche als Zierath an den Aesten hängende Attribute, Adler, Eichhorn, Hirsch u. s. w. erinnern. Inwiefern diese Annahme berechtigt, bleibe hier unerörtert; gewiß ist jedoch, daß die Erinnerungen an Yggdrasil nicht nach der Einführung des Christenthums schwanden und in merkwürdiger Weise mit manchen Ueberlieferungen über den Baum des Kreuzes im Mittelalter verquickt wurden.

Eilif, ein norwegischer Skalde, welcher vor seiner Bekehrung ein Diener Thor's gewesen, spricht, wie Finnur Magnussen erwähnt, also von Christus: „Sie lehren, er sitzt auf einem Berg, südwärts von Urdr's Born; so ist denn unbegrenzt die Macht des gewaltigen Königs der Götter Roms (d. i. der Engel)". Eilif, noch ein halber Heide, setzt in seinen Versen den Erlöser auf denselben Hügel am Urdarbrunur, auf dem Thor und seine Brüder Urtheil sprachen: „dômr qvidr" — ein Beispiel zum Belege, wie willig sich die Bilder des alten

Glaubens dem Wechsel der neuen Lehre liehen. Die in Eilif's Worten ausgesprochene Rückbeziehung auf die Weltenesche bewahrte sich noch lange, wie mehrere Gedichte des Mittelalters bezeugen, welche Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie aufführt. „Der Baum des Kreuzes" ist die Lösung des Räthsels, welches ein Sänger des Wartburgkreuzes in seinem Liede aufgibt:

„Ein edel boum gewahsen ist
in eine garten der ist gemacht mit hôher list,
Sin wurzel kan der helle grunt erlangen,
sin tolde rüeret an den trôn.
da der süeze Got bescheidet vriunde lôn;
sin este breit hânt al diu werlt bevângen,
der boum an ganzer zierde stât und is geloubet schoene,
dar ûfe sitzent vogelin,
süezes sanges wîse nâch ir stimme fîn,
nâch mâniger kunst sô haltents ir gedoene."

Der Weltenbaum der nordischen Sage wurde hier zum Weltenbaum des Christenthums; als solcher erscheint er auch in den althochdeutschen Versen:

„Thes krûzes horn thar obana thaz zeigot ûf in himila,
thie arma jôh thio henti zeigênt woroltelti,
ther selbo mithilo boum ther scowôt thesan woroltfluom,
. . . . . theiz innan erdu stentit,
mit thiu ist thar bezeinit theiz imo ist algemeinit
in erdu jôh im himile inti in abgrunte ouh hiar nidare."

(„Des Kreuzes Spitze dort oben zeiget nach dem Himmel, die Arme und die Hände zeigen die Weltgrenze; derselbige Mittelbaum sucht den Weltenstrom, der in der Erde entsteht; damit ist gedeutet, daß es allenthalben ist auf Erden und im Himmel, unten in der Hölle auch hier unten.")

Hier ist das Kreuz als Weltenbaum mit beinahe denselben Worten geschildert wie sie die Deutung enthält:

„Nam ipsa crux magnum in se mysterium continet, cujus positio talis ut, est superior pars coelo petat, inferior terrae adhaereat, fixa infernorum ima contingat, latitudo autem ejus omnes mundi partes appellat." (J. Grimm aus: „De divinis officiis".) („Denn das Kreuz selbst birgt ein groß Geheimniß: seine Stellung ist eine solche, daß der obere Theil den Himmel berührt, der untere in der Erde wurzelt, seine Befestigung in den Grund der Hölle reicht, seine Weite aber alle Theile dieser Welt umfaßt.")

IV.

Die geschichtliche Wahrheit der Kreuzfindung durch die Kaiserin Helena im Jahre 326 ist nicht erhärtet. Als gewichtigste Widerlegung mag das Schweigen des Eusebios Pamphili, Bischofs von Caesarea (geb. 270, gest. 340), eines Zeitgenossen, gelten, welcher einer für die Gläubigen so belangreichen Begebenheit sicherlich erwähnt hätte. Es ist jedoch erwiesen, daß ein Kreuz, welches vorgeblich das des Erlösers gewesen sein soll, während des Bisthums des heiligen Cyrillus (geb. 350, gest. 386) in Jerusalem öffentlich ausgestellt und verehrt wurde. Es war um jene Zeit, und wahrscheinlich als natürliche Folge der durch diese wunderbare Auffindung angeregten Begeisterung, daß über den Ursprung des Kreuzbaumes sich allmählich die im Mittelalter allgemein geglaubte Legende zu bilden begann, welche in ihrer weiteren Entwicklung ältere Ueberlieferungen in sich aufnahm, namentlich die, daß Adam nach der Vertreibung aus dem Paradiese seinen Wohnsitz in der Umgebung von Hebron aufschlug. Diese Sage findet sich

mit geringfügigen Abweichungen in allen Legendenbüchern des Mittelalters, namentlich in der Legenda aurea des Jacopo de Voragine (geb. 1236 in Vorazze bei Genua, Erzbischof dieser Stadt). Trouvères und Troubadours machten diese Sage zum Vorwurfe ihrer Dichtungen. Die Legende wurde gleichfalls in zahlreichen Glasgemälden, Tapetengeweben und Wandbildern dargestellt. Berühmt sind die Fresken des Agnolo Gaddi (geb. 1324, gest. 1387) im Chor von Santa Croce in Florenz und die des Piero della Francesca da Borgo San Sepolcro (auch Pietro Borghese genannt, geb. 1398, gest. 1484) im Chore von San Francesco in Arezzo, in welchen die ganze Kreuzlegende in einer Reihe von Bildern vorgeführt wird.

Die Legende in ihrer vollständigen Form lautet: „Als Adam, welcher nach seiner Vertreibung aus dem Garten von Eden im Thale von Hebron das Feld im Schweiße seines Angesichtes bauete, in seinem neunhundertunddreißigsten Lebensjahre das Ende nahen fühlte — er hatte nach jüdischer Tradition auf siebzig Jahre zu Gunsten seines Nachkommen David verzichtet — sendete er seinen Sohn Seth zur Pforte des Paradieses, um von dessen Wächter, dem Engel, der da hieß Cherubim, das Oel der Gnade zu erbitten, welches Adam versprochen worden, als ihn Gott der Herr aus dem Garten gelassen. Seth begab sich daher auf die Reise und fand den Weg dahin, durch die Fußtapfen Adam's und Eva's geleitet, über welchen kein Gras mehr gewachsen, seit sie aus dem Paradiese nach Hebron gewandert waren. Nachdem der Engel die Botschaft vernommen, befahl er Seth, jenseits der Pforte in den Garten zu schauen und ihm zu berichten, was er da sähe. Und Seth sah einen Garten von wunderbarer Herrlichkeit und Schönheit, und darin war ein Born, dessen Strom netzte den Garten und theilete sich daselbst in vier Hauptwasser. Und am Rande des Borns stand ein mächtiger Baum mit weit sich breitendem Geäste, aber aller Rinde und Blätter bar. Hierauf befahl der Engel dem Seth, abermals zu schauen, und da sah Seth eine Schlange, die sich um den Baum gewunden; und als er auf des Engels Geheiß ein drittes Mal schaute, sah er, daß der Baum emporgewachsen war, bis der Gipfel den Himmel berührte, und darob ein Kindlein saß, in glänzender Gewandung. „Dieses Kindlein," sprach der Engel, „wird Adam das Oel der Gnade geben, wenn die Zeit gekommen." Unterdessen gab der Engel dem Seth drei Samen von der Frucht des Baumes, von welcher Adam gegessen. Diese Samen solle Seth in Adam's Mund legen, ehe er ihn begrabe: drei Bäume würden daraus erwachsen, eine Ceder, eine Cypresse und eine Föhre.

„Und es geschah, wie der Cherubim verheißen: drei Bäume, eine Ceder, eine Cypresse und eine Föhre wuchsen aus dem Samen neben einander im Thale von Hebron, an jener Stelle, wo Adam wieder zum Erdenkloß geworden ward. Und diese Bäume sind das Sinnbild der heiligen Dreifaltigkeit, sowohl wegen ihrer Dreizahl, als auch wegen der jedem Einzelnen innewohnenden Tugend. Aus einem dieser Bäume verfertigte Noah das Ruder seines Kastens. Moses, dem die wahre Natur dieser Bäume geoffenbart worden war, hub sie sorgfältig aus und nahm sie mit sich während der vierzig Jahre seiner Wanderung durch die Wüste und pflanzte sie auf der Höhe Pisgah, in einem geheimnißvollen Thale, das da heißt Comfrafort (Comfort, Vallis Consolationis). Von einem dieser

Bäume schnitt er den Stab, mit welchem er den Fels in Horeb schlug, um das Volk zu tränken; von dem andern war Aaron's Stecken, der grünte. David brachte auf Jehovah's Geheiß die Bäume von Comfrafort nach Jerusalem und pflanzte sie in der Nähe seines Thurms an einen Brunnen, wo sie in der Nacht Wurzel schlugen und sich zu einem Stamme vereinigten. Als David am andern Morgen den Dreibaum fand, umgab er ihn mit einer Mauer und behing die Zweige mit kostbaren Steinen. Unter dessen Schatten dichtete David die Psalmen und weinte über seine Sünden. Salomo ließ den Baum ungeachtet seiner Schönheit fällen, um seinen Tempelbau zu vollenden; denn es fehlte ihm noch ein einziger Balken von solcher Länge, wie sie kein anderer Baum geben konnte. Als aber dieser Balken, welcher dreißig Ellen (630 Zoll) lang war, gerichtet werden sollte, da war er bei jedem Versuche entweder zu lang oder zu kurz, und dieses Wunder wurde als ein Zeichen erkannt, daß der Balken nicht also verwendet werden dürfe. Darum wurde dieser Balken ehrfurchtsvoll im Tempel verwahrt. Und da geschah es eines Tages, daß eine Frau, Namens Maximilla, sich an den Balken lehnte und ihre Kleider in hellen Flammen aufloderten und sie vom Geiste der Weissagung erfüllt, ausrief: „Jesus Christus, Sohn des alleinigen Gottes, hilf mir!" Die Juden aber, welche ihren Ruf vernahmen, hielten sie für besessen und vertrieben sie aus der Stadt. Also ward Maximilla, berichtet die Legende, die erste Märtyrerin für unsern Herrn, Jesus Christus."

Dies ist der Inhalt der verbreitetsten Legende. Eine andere, welche die von Fauriel (Histoire de la Poésie Provençale. I, 263) angeführte provençalische Ueberlieferung wiedergibt, erzählt, daß der Baum, weil er zum Balken für den Tempel zu kurz war, als unnütz in den Bach Kedron geworfen wurde, über den er als Steg dienen sollte. „Als Magueda (oder Balkis nach dem Koran), die Königin von Saba, nach Jerusalem kam, um die Weisheit Salomo's zu schauen, und über den Bach schreiten wollte, sah sie in einem Gesichte, wie der Weltenerlöser an diesem Baume hing; daher sie sich weigerte, denselben mit den Füßen zu berühren, und sie fiel davor auf die Knie, um ihn zu verehren. Salomo ließ den Baum auf Bitten der Königin mit Gold- und Silberplatten zieren und im Tempel aufbewahren. Nach der Plünderung des Tempels wurde dieser Baum, wie alle Legenden übereinstimmend berichten, in die Erde vergraben an jener Stelle, wo man später den Teich von Bethesda („Heil- oder Gnadenort", jetzt Birket Israel) grub, und es war nicht allein, weil „ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit und bewegte das Wasser" (Joh. 5, 4), sondern vielmehr der Tugend des darin vergrabenen Holzes wegen, daß das Wasser desselben wunderbare Heilkraft besaß. Und am Tage des Leidens unsers Herrn tauchte der Baum von selbst in die Höhe und schwamm auf dem Wasser. Da nahmen ihn die Juden auf Befehl des Hohen Priesters und zimmerten das Kreuz daraus, an das sie unsern Herrn schlugen. Nach der Kreuzigung wurde das Kreuz Christi zugleich mit den Kreuzen der beiden Mörder am Kalvarienberg vergraben, an jener Stelle, wo sich später ein zur Zeit Hadrian's erbauter Tempel der Venus erhob.

Drei Jahrhunderte verflossen, ohne daß des heiligen Kreuzes gedacht wurde, bis das Zeichen desselben mit der Umschrift: „In hoc signo vinces" dem Kaiser Constantin erschien, als ein Gesicht am Himmel vor der Schlacht an der milvischen

Brücke von Rom, in welcher er den Sieg über Maxentius erfocht (29. Oct. 312) — oder, wie eine andere Legende besagt, als Traumbild in der Nacht vor einer entscheidenden Schlacht gegen die Barbaren an der Donau. Constantin wurde in Folge dieser wunderbaren Mahnung Christ und sandte seine Mutter Helena nach Jerusalem, um das heilige Kreuz zu suchen. Als die Ankunft der Kaiserin bekannt wurde, wunderten sich die Juden, bis Einer, Namens Judas, verkündigte, sie käme, um das Kreuz zu finden, denn sein Großvater Zaccheus habe seinem Vater Simon dieses Ereigniß prophezeit; Christus, den sie gekreuzigt hatten, sei der wahre Gott, und Christi wegen hätten sie den Stephanus gesteinigt, der ein Bruder war seines Vaters Simon. Da drohten die Juden dem Judas und warnten ihn, nichts zu verrathen, und als Helena kam, leugneten sie alle Kenntniß des Kreuzes. Und sie überlieferten den Judas der Kaiserin, welche ihn, da er nichts aussagen wollte, bis zum Halse vergraben ließ. Als er endlich am sechsten Tage gestand, wurde er aus der Grube gezogen und auf den Kalvarienberg geführt. Da gruben sie nach und fanden drei Kreuze. Das Wunder der Erweckung eines Todten zeugte für das wahre Kreuz. Helena ließ den Tempel der Venus zerstören und an dessen Stätte eine Kirche erbauen (die Kirche des heil. Grabes), in welcher sie eine Hälfte des heiligen Kreuzes niederlegte, während sie die andere mit sich nach Constantinopel nahm. Judas empfing sofort die Taufe und wurde in der Folge Bischof von Jerusalem, unter dem Namen St. Quiricus. Und dreihundert Jahre später eroberte der Perserkönig Kosru II., der Sassanide, welcher sich zum Herrn von ganz Syrien und Kleinasien gemacht hatte, Jerusalem und raubte das heilige Kreuz. Vierzehn Jahre blieb es in den Händen der Ungläubigen, bis im Jahre 628 der Kaiser Heraklios nach seinem Siege über die Perser und dem Tode Kosru's es wieder nach Jerusalem zurückbrachte. Als der Kaiser an der Spitze seines Heeres, das Kreuz von Soldaten vor sich her tragen lassend, im Triumphe seinen Einzug halten wollte, schlossen sich vor ihm von selbst die Thore, und eine Stimme wurde vernehmbar: „Nicht also, sondern in Demuth und Erniedrigung trug der Herr das Kreuz!" Da stieg er vom Pferde und nahm entblößten Hauptes und barfuß das Kreuz auf die Schultern. Worauf die Thore sich wieder von selbst öffneten und Heraklios zerknirscht und demüthig in Jerusalem einzog."

Die Gedächtnißtage an diese beiden Ereignisse werden von der katholischen Kirche als die Feste der Kreuzesauffindung: „Inventio crucis" am 3. Mai, und der Kreuzeserhöhung: „Exaltatio crucis" am 14. September gefeiert.

Dies ist die wunderbare Legende, welche im Mittelalter allgemein verbreitet und geglaubt war, deren allmäligen Aufbau zu verfolgen, sowie die Zeit ihrer ersten Einführung in Europa zu bestimmen, wir verzichten müssen. Die Fußtapfen Adam's, welche seither kahl geblieben, werden noch heutigen Tages auf dem Berge Gerizim gewiesen. Nach einer andern, sehr alten Legende, wahrscheinlich älter als die oben mitgetheilten, wurde das Kreuz selbst im Grabe Adam's gefestigt und dessen Schädel zu Tage gebracht, als man Erde aufgrub. Aehnliche Ueberlieferungen, welche in der Nachbarschaft von Hebron fortlebten, scheinen in die späteren Legenden verwoben worden zu sein. Der Baum „aller Rinde und Blätter bar" dürfte sich auf jene merkwürdige Eiche beziehen, welche

Sir John Maundeville, der 1341—42 Palästina bereiste[1]), also beschreibt: „Und nicht weit von Hebron ist der Berg Mamre, nach welchem das Thal genannt wird. Und dort steht eine Eiche, welche die Sarazenen Dirpe nennen, die noch aus Abraham's Zeiten stammt, und die Leute nennen sie den dürren Baum. Sie sagen, sie stünde dort bereits seit dem Anbeginne der Welt, und daß sie früher grün gewesen sei und Blätter getragen habe bis zur Zeit, als der Herr auf dem Kreuze für uns starb, und seitdem ist sie dürre, denn alle Bäume, welche damals auf der Welt waren, verdorrten zur Stunde. Und da ist eine Weissagung, daß ein Prinz aus dem Abendlande dereinst das gelobte Land, welches ist das heilige Land, mit Hülfe der Christen gewinnen würde, worauf dieser Baum wieder grünen und Blätter und Früchte tragen werde. Und durch dieses Wunder würden viele Sarazenen und Juden zum Christenthume bekehrt werden. Und darob wird dieser Baum in großer Verehrung gehalten und gar sorgsam behütet. Und obwohl er dürre ist, besitzt er doch große Tugenden, denn wahrhaftig, wer noch so wenig von diesem Baume besitzt, wird von der fallenden Sucht genesen, und sein Pferd wird nicht lahmen, und der Baum hat noch viele andere Tugenden, ob welcher er so hoch geschätzt wird." Dieser dürre Baum ist ohne Zweifel jene Eiche „aus der guten alten Zeit" "*την Ωγυγίην καλὸν μενέ δρῦν*", deren Josephus Flavius (geb. 37 n. Chr., gest. 93) gedenkt, und welche als die letzte der Eichen im Hain Mamre, besonders der Erinnerung an Abraham geweiht ist. Nach einer späteren Tradition entstand diese Eiche aus dem Stabe einer der Engel, welche Abraham bewirthete, und die stets grün gewesen, obgleich sie zu Zeiten in Flammen ausbrach. Lipsius (geb. 1547, gest. 1606), Gretser u. A., welche den Beweis zu führen suchen, daß das Kreuz des Herrn aus Eichenholz gezimmert war, stützen sich auf die heilige Verehrung, mit der die Kirchenväter bisweilen die Eiche von Mamre erwähnen. Der Glaube des früheren Mittelalters bezog sich offenbar auf jene Bäume, welche aus den drei Samen, die Seth vom Cherubim erhalten hatte, gewachsen waren, und wenn alte mönchische Verse vier Holzarten des Kreuzes nennen:

„In cruce fit palma, cedrus, cypressus, oliva,"

so wird die Tafel der Ueberschrift zugerechnet, wie folgende Verse besagen:

„Pes crucis est cedrus; corpus tenet alta cupressus;
Palma manus retinet, titulo laetatur oliva."

Beda, genannt Venerabilis (geb. 672, gest. 735), baut das Kreuz gleichfalls aus vier Holzarten, von welchen die Cypresse den Balken, die Ceder das Quer-

[1]) Sir John Maundeville, geb. in St. Albans in Hertfordshire in England anfangs des vierzehnten Jahrhunderts, trat seine ausgedehnten Reisen durch Europa, Asien und einen Theil Afrika's im Jahre 1322 an, und kehrte nach zweiunddreißigjähriger Abwesenheit 1354 in sein Vaterland zurück, wo er 1356 sein Reisewerk, welches er in französischer Sprache geschrieben, vollendete. Er schildert darin die verschiedenen Länder und Sitten, indem er Selbsterlebtes und wunderbare Berichte gibt, welche er von Augenzeugen gehört zu haben vorgibt, in der That aber Plinius dem Aelteren, Marco Polo und dem Franciskaner Oderich entlehnte. Er starb am 17. November 1371 in Lüttich und wurde in der Abtei „des Guillamites" bestattet. Die einzige, dem französischen Manuscripte getreue Uebersetzung: „Travels of Sir John Maundeville", wurde 1725 durch die Cottonian Library (British Museum) veröffentlicht, in neuer Ausgabe 1839, von welcher, mit Weglassung der fabelhaften Berichte, ein Abdruck in: „Early travels in Palestine", in Bohn's „Antiquarian Library" (Henry G. Bohn. London, 1848) erschienen ist.

holz, die Föhre den Kopftheil und der Buchsbaum das Suppedaneum (Fußstütze) bildeten. Nach dem apokryphen Evangelium des Nicodemus war das Kreuz aus zwei Holzarten, der Palme und der Olive, zusammengesetzt, eine Angabe, welche im Mittelalter als orthodox galt und nach der noch jetzt die kostbareren Crucifixe verfertigt werden. Der heilige Chrysostomus (geb. 347, gest. 407) erwähnt nur dreier Hölzer, sich auf die Worte Jesaiae (60, 13) beziehend: „Die Herrlichkeit Libanon's soll an dich kommen, Tannen, Buchen und Buchsbaum mit einander, zu schmücken den Ort meines Heiligthums; denn ich will die Stätte meiner Füße herrlich machen."

Aus welcher Holzart das Kreuz gewesen, möge somit eine offene Frage bleiben; wir nehmen die Angaben des Lipsius als entscheidend an, daß die Holzstücke, welche zu seiner Zeit als Reliquien des heiligen Kreuzes gezeigt wurden, Eichenholz gewesen. Die Beweisführung des Lipsius ist folgende: „Woraus war das Kreuz? Aus irgend einem vorfindigen und zur Hand liegenden Holze. Und woraus das unsers Erlösers? Wir meinen aus der Eiche: erstens weil glaubwürdige Männer die Stückchen jenes heiligsten Holzes, die heute noch vorhanden sind, dieser Art zuschreiben; dann, weil jener Baum in Judaea einst gewöhnlich und häufig war und es noch jetzt ist; drittens, weil jenes Holz stark und zum Anheften und Tragen geeignet ist. — .... Wenngleich Schriftsteller einer früheren Zeit dreierlei oder viererlei Arten von Holz im Kreuze des Herrn annehmen, so halten wir dies mehr für einen absonderlichen, als für einen wahren Ausspruch" [1]).

Die Legende, welche die Zitterespe (Populus tremula L.) als des Baumes erwähnt, aus dem das Kreuz gezimmert war und dessen Blätter seitdem beständig erbeben, ist jüngeren Ursprungs und nur auf bestimmte Gegenden beschränkt. Dieses Zittern ist, wie in manchen Theilen Deutschlands die Sage geht, die Strafe für den Hochmuth dieses Baumes, welcher verweigerte, sich vor dem Heiland zu neigen, wie es alle anderen Bäume ehrfurchtsvoll thaten, als dieser einstmals durch die nordischen Wälder wandelte. Diese Legende erinnert an die wunderbare Palme im apokryphen Evangelium der Kindheit Jesu, welche die Krone neigte, um ihre Früchte der Jungfrau zu bieten, als diese unter ihrem Schatten Rast hielt, und die durch das göttliche Kind mit den Worten gelohnet wurde: „Erhebe dein Haupt, o Palme, und sei du Gefährte der Bäume, die da sind im Paradiese meines Vaters."

Noch beschränkter als die Espenlegende, und kaum weiter verbreitet als in den mittleren Grafschaften Englands, war die Sage, daß der Hollunder das Holz für das Kreuz geliefert hatte, daher in jenen Gegenden das Reisig dieses Baumes nicht in Bündel für Brennholz gebunden oder zu anderem geringem Gebrauche verwendet wurde.

---

[1]) E qua materia crux? Ex obvio et prompto aliquo ligno. E qua nostri Salvatoris? Censemus e quercu. Primum quia viri fide digni asserunt frusta sacratissimi hujus ligni quae hodie extant, speciem hanc referre. Tuni quia rebra et freguens in Judaea olim et nunc quoque illa arbor. Tertio quia robustum lignum, et fixioni laturaeque aptum .... Nam quod superioris aliquot aevi scriptores tria aut quatuor genera ligni in cruce dominica agnoscunt, curiose magis dictum arbitramur quam vere. (Gustus Lipsius: De Cruce I. III. cap. 13.)

Dies ist um so merkwürdiger, als der Hollunder im Mittelalter in bösem Rufe stand, weil Judas Ischariot an einem solchen Baume sich erhenkte. Dieser Hollunder, welchen Maundeville: „tre of eldre“ nannte, durch diese Bezeichnung die alte Volkssage des Westens bestätigend, wurde noch zu seiner Zeit (1341—1342) gezeigt: „Unter dem Berge Sion, gegen das Thal von Jehosaphat zu, ist ein Brunnen, der Natatorium Siloae (der Teich von Siloah) heißt, darin unser Herr nach seiner Taufe sich wusch, und wo er den Blinden sehend machte. Hier ist auch der Prophet Jesaia begraben. Nahe am Natatorium Siloae ist ein Steinbild von alter Arbeit, welches Absalom errichten ließ, darob es die „Hand des Absalom“ genannt wird. Und knapp daneben steht noch der Hollunderbaum, an dem sich Judas in Verzweiflung erhenkte, weil er unsern Herrn verkauft und verrathen hatte.“

Die im Mittelalter allgemein verbreitete Volkssage, welche den Hollunderbaum mit dem Selbstmorde des verzweifelnden Judas in Verbindung brachte, erklärt so manchen an diesem Baume haftenden Aberglauben, welcher jedoch ohne Zweifel dem Heidenthume des Nordens entstammt und noch heute in Dänemark, Holstein und Friesland fortlebt. Gar unheimlich ist's, den Hylde-trae (Attich, Sambucus ebulus L., alth.: holluntar: nieders.: ellhorn oder ellorn) am Waldesrande zu schauen, wenn im Abendschummer seine großen weißen Blüthendolden gleichsam zu leuchten scheinen. Der Baum steht unter besonderem Schutze der Hylde-moder, und es ist gefährlich, ohne Bittspruch Zweige oder Blüthen von ihm zu brechen. Auch wird kein Hausrath aus Hollunderholz verfertigt, am wenigsten aber die Wiege, denn da würde Frau Ellhorn dem Kindlein die bösen Gichter bringen oder gar es im Schlafe erwürgen.

V.

Seit den frühesten Zeiten der Ausbreitung des Christenthums wurden, besonders im nordwestlichen Europa, Bäume und Blumen, welche ehedem heidnischen Gottheiten geweiht gewesen, mit Ereignissen des Lebens und Leidens Christi verknüpft, wie auch manche Thierlegende daran in sinniger Weise gemahnet. So sollen die Blätter einer Orchis, der gefleckten Ragwurz (Orchis maculata L.; in der englischen Grafschaft Cheshire „Gethsemane“ genannt), welche am Fuße des Kreuzes wuchs, von den herniederträufelnden Blutstropfen des Erlösers für immerdar die dunkelrothen Flecken erhalten haben. Eine ähnliche Legende erklärt auch den Ursprung der rothen Zeichnungen an der weißen Blüthe des gemeinen Sauerklees (Oxalis acetosella L.), welchen die alten italienischen Maler, besonders Fra Giovanni Angelico da Fiesole (Santi Tosini, geb. 1387, gest. 1455), im Vorgrunde ihrer Kreuzigungen anzubringen liebten. Das dreizählige Blatt derselben Pflanze, dessen, sowie des Kleeblattes, der heilige Patrik, der Apostel und Schutzpatron Irlands sich bedient hatte, um die Lehre der göttlichen Dreifaltigkeit zu veranschaulichen, mag die italienischen Künstler veranlaßt haben, in gleicher Absicht den Sauerklee, welcher merkwürdigerweise in Italien auch „Alleluia“ genannt wird, in ihre Bilder aufzunehmen, um durch den Blumenschmuck die göttlichen Eigenschaften des Gekreuzigten zu versinnbilden.

Das Rothkehlchen, welches in der Bretagne „Jean le gorge rouge“ genannt wird, trägt die Blutmarke an Kehle und Brust, seit es sich vergeblich bemüht

hatte, die Dornen aus der Krone des Heilandes zu entfernen; aus gleicher Ursache ist der Schnabel des Kreuzschnabels verbogen, denn all' seine Anstrengung war erfolglos, die Nägel aus den Wunden des Erlösers zu ziehen.

Hier sei einer bezüglichen Vogellegende gedacht, wie sie der Volksmund in Dänemark erzählt:

„Es war an jenem schrecknißvollen Freitage, als unser Herr in Todespein am Kreuze hing. Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsterniß über das ganze Land, bis an die neunte Stunde; und die Sonne verlor ihren Schein. Da kamen drei Vögel geflogen vom Aufgange gen Untergang und erreichten die verruchte Stätte von Golgatha. Zuerst kam Vibe, der Kibitz, und als er sah, was da verbrochen, umflog er das Kreuz und kreischte mit böslichem Rufe: „Pin ham! pin ham! Peinigt ihn! peinigt ihn!" Darum ist der Kibitz für ewig verflucht und findet nimmer Ruhe noch Rast. Er ist verdammt, sein Nest immer in angstvoller Klage zu umkreisen, denn seine Eier auf dem Moos werden stets geraubt. Nach dem Kibitz kam Stork, der Storch, und bejammerte und beklagte die Unthat. „Styrk ham! styrk ham! Stärkt ihn! stärkt ihn!" lautete sein dringendes Mahnen. Deshalb ist der Storch gesegnet und überall willkommen, wo immer er sich niederläßt, und sein Nest auf dem Firste bleibt bewahrt und behütet. Zuletzt erschien Svale, die Schwalbe, und rief, als sie gewahrte, was da Entsetzliches geschehen, mit flehender Bitte: „Sval ham! sval ham! Labet ihn! labet ihn!" Darum wird die Schwalbe von Allen geliebt, und sicher baut sie ihr Nest unter dem Dache der menschlichen Behausung, guckt vertraulich durch das Fenster und nimmt Antheil an dem stillen Glück des friedlichen Heims. Ungestört und beschützt wohnt sie im stolzen Palast wie in der ärmsten Hütte."

In der gleichlautenden schwedischen Legende gesellte sich noch ein vierter Vogel zu den dreien. Es war Turtur duva, die Turteltaube, die sich aufs Kreuz niederließ und mit angstvollem Entsetzen stöhnte: „Kurrie! Kurrie Leison! Herr! Herr, erbarme dich!" Und seit jener Zeit ward sie nimmer wieder froh und fliegt in zaghaftem Bangen durch die Wälder mit stets gleich wehevoller Klage.

Von allen Pflanzen war es der Weißdorn oder Hagedorn, Aubépine (Crataegus Oxyacantha L.), welcher seit ältesten christlichen Zeiten, namentlich im nordwestlichen Europa, mit dem Leiden des Herrn in Verbindung gebracht wurde; denn es bestand der allgemeine Glaube, daß die Dornenkrone aus solchem gewunden war, was jedoch wegen des Fehlens dieses Strauches in Palästina unmöglich der Fall gewesen sein konnte. Wohl aus dieser besonderen Ursache wurde der Hagedorn ehemals so häufig an Klostermauern gepflanzt, wofür dessen üppiges Wachsthum nahe diesen alten Ruinen noch heutzutage zeugt.

Bezüglich der Dornenkrone berichtet der bereits erwähnte Palästinareisende Sir John Maundeville: „Denn Ihr sollt wissen, daß unser Herr Jesus in der Nacht, als sie ihn gefangen nahmen, in einen Garten geführt und dort scharf verhört wurde. Und die Juden verspotteten ihn und machten eine Krone aus den Zweigen der Aubépine (des Weißdorns), welche in selbigem Garten wuchs, und drückten sie auf sein Haupt, so fest und so tief, daß das Blut herniederrann über sein Antlitz, den Hals und die Schultern. Und darum hat der Weißdorn

der Tugenden viele, denn wer davon ein Zweiglein an sich trägt, den können weder Donner noch Blitz schädigen, und kein böser Geist kann in ein Haus hinein, oder in irgend einen Platz, wo solcher aufgehangen ist. Und in selbigem Garten verleugnete der heilige Peter dreimalen seinen Meister. Nachher wurde der Herr vor die Bischöfe geführt, und vor die Schriftgelehrten in einen anderen Garten, der dem Annas gehörte, und auch hier wurde er befragt, gescholten und verspottet und abermals gekrönt mit einem weißen Dorn, der Barbaryne (Berberitze) heißt, und in diesem Garten wuchs, weshalb er gleichfalls viele Tugenden besitzt. Und dann wurde er in den Garten des Kaiphas geführt und da mit weißen Eglantines (Hagerosen) gekrönt. Und hierauf führten sie ihn in die Halle des Pilatus, und dort wurde er nochmals verhört und gekrönt. Und die Juden setzten ihn auf einen Stuhl und bekleideten ihn mit einem Mantel, und hier machten sie eine Krone aus Joncs marines (Stechginster) und knieten vor ihm und verhöhnten ihn und riefen: „Heil! König der Juden!" Und die Hälfte dieser Krone ist in Paris (in der Sainte Chapelle) und die andere Hälfte ist in Constantinopel. Und Christus trug diese Krone auf seinem Haupte, als sie ihn ans Kreuz schlugen, und darum müssen die Menschen sie heilig halten und höher schätzen als irgend eine andere Krone in der Welt."

In diesem Berichte Maundeville's finden wir verschiedene Ueberlieferungen wunderlich vermischt. Nach dem in Nordeuropa allgemein verbreiteten Glauben war die Krone, wie bereits erwähnt, aus Weißdorn, dessen süßer Duft die Luft erfüllte, als, wie eine alte Romanze erzählt, die heilige Dornenkrone in Paris von Neuem erblühte, während der siegreiche Kaiser Karl der Große betend vor ihr auf den Knieen lag. Der Weißdorn wird überall vom Volke hochgeschätzt; in der Bretagne und in Irland gilt es für ungeheuer, auch nur ein einzig Blatt von gewissen alten, einzelnstehenden Dornbüschen zu brechen, welche in versteckten Mulden der Moorlande wachsen, weil die Elfen darunter ihre Zusammenkünfte halten. Die Barbaryne (Berberis vulgaris L.) ist die Spina Santa einiger Gegenden Italiens, wo die Berberitze diesen Namen erhalten zu haben scheint, weil sie dreitheilige Dornen als Sinnbild der heiligen Dreifaltigkeit trägt. Die Joncs marines der Dornenkrone sind eine morgenländische Tradition, welche jedoch ziemlich jener Pflanze entspricht, die möglicherweise zur Dornenkrone geflochten wurde, denn kein Dorn ist häufiger in Palästina, als der Judendorn (Zizyphus Spina Christi Tourn.) und der Nebk der Araber (Paliurus aculeatus Tourn.), welche beide den Namen Spina Christi führen. Der Nebk hat große grüne Blätter und trägt eine einkernige Steinfrucht, deren Geschmack dem des gemeinen Holzapfels (Pyrus malus L.) ähnlich ist. Er kommt in großen Mengen in der Umgebung Jerusalems vor und ist identisch mit dem Âtâd des alten Testamentes, welchen Luther mit „Dornbusch" übersetzt und den Viele für den in Palästina gleichfalls häufigen Bocksdorn (Lycium barbarum und Lycium afrum L.) halten.

Seit der Dornbusch also geheiligt worden, wurde er zum Könige der Bäume, welche sich der Hut seines Schattens vertrauten, wie die Gleichnißrede des Jotham verkündigt (Richter 9, 15): „Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist es wahr, daß ihr mich zum Könige salbet über euch, so kommt und vertrauet euch

unter meinem Schatten; wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch, und verzehre die Cedern Libanons."

Der heiligen Jungfrau sind alle Blumen geweiht und werden darum ohne Auswahl in katholischen Landen zur Zier ihrer Schreine während des ihrer besonderen Andacht gewidmeten Marienmonates, des Mai's, verwendet. Daher liebten die italienischen und vorzüglich die niederländischen Maler, ihre Marienbilder mit bunten Blumengewinden jeglicher Art zu umgeben. Von Freyja, der hehren Göttin des Nordens, wurde der Begriff der höchsten Schönheit: „Friô scôniôsta idieo scôniôst" auf die Gottesmutter übertragen, welche auch in hervorhebendem Sinne „Unsere Frau" genannt wird. Es wird deswegen bei dem Uebergange der heidnischen Symbolik der Pflanzen in die des neuen Glaubens nicht überraschen, wenn Blumen, die ehedem der Freyja geweiht waren, später der Jungfrau geheiliget wurden, wie z. B. das Marienblümchen oder Maßliebchen (Bellis perennis L.), die Mariendistel, Chardon de Notre Dame (Silybum Marianum Gärtn.), der Frauenmantel oder gemeine Sinau (Alchimella vulgaris L.), der Frauenspiegel (Specularia Heister), der Frauenschuh (Cypripedium calceolus L.) u. A. Die Schlüsselblume (Primula veris L.) heißt in manchen Gegenden: „Frauenschlüssel", weil diese Blume, wie Jakob Grimm erklärt, den Frühling erschließt, und die glänzenden Tröpfchen an den Spitzen des Sonnenthaues (Drosera L.) werden häufig: „Unserer lieben Frau Thränen" genannt. Eine andere der Jungfrau geweihte Pflanze ist die Jerichorose (Anastatica hierochuntica L.), ein Kreuzblütler Aegyptens und Palästina's, deren Aeste beim Trocknen sich kugelig, in Form einer Rose zusammenkrümmen, ins Wasser gelegt sich wieder entfalten, und welche früher zu allerlei abergläubischen Gebräuchen diente. Mehrere Arten von Farnkräutern: Adiantum, Polypodium, Asplenium heißen Frauenhaar, Jungfrauenhaar, Mariengras. Das Adiantum Capillus Veneris L. wird in Island Freyja-hâr, Frue-hâr, Venusstrua (Venusstroh) und Venus-grâs, in Norwegen Marigrâs genannt.

Dieser Wechsel des Namens der nordischen Göttin in den der heiligen Jungfrau war jedoch nicht auf Pflanzen allein beschränkt. Jene drei Sterne im Bilde des Orion, welche unter den Namen: Orion's Gürtel, Jakob's Stab oder der Spindel (Colus) bekannt sind, werden noch gegenwärtig vom schwedischen Volke Friggerock, Frëjerock oder Fröjasrock (Freyja's Rocken) genannt, heißen aber in Zeeland Mariärock oder Marirock. Es ist wohl derselbe Rocken, von welchem im Herbste das Mariengarn (auch „Alter-Weiber-Sommer" hier und da vom Volke genannt) abgesponnen wird, bei dessen Anblicke der Franzose ruft: „C'est la Vierge qui file!" „Freyja's Fogel" hieß einst das „Fraua chueli", unser Marienwürmchen oder Frauenkäferchen (Coccinella septempunctata L.), welches in manchen Gegenden auch „Marienvöglein, Marienkälblein", in England „Lady-bird", „Lady-cow" oder „Lady-bug", in Frankreich aber „Bête à Dieu" (seiner manchenorts in Deutschland gebräuchlichen Benennung: „Gotteskühlein, Herrgottsvöglein" entsprechend) genannt wird.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Don Quixottino.

Novelle

von

Salvatore Farina.

Erster Theil.

I.

Bis vorgestern hast Du selber nicht einmal geahnt, daß Du Dir Deinen neuen Namen verdient habest; aber wenn ich hinginge, um ihn auf offenem Markt auszurufen, so würden sicherlich Viele sich mit mir vereinigen und sagen, daß er Dir passe wie ein Handschuh. Sei jedoch ohne Sorgen; ich werde schweigen. Ich habe Dir meinen Gedanken ausgedrückt, da ich wohl weiß, daß Du, weit entfernt, Dich aufzulehnen, mit mir vielmehr gelacht haben würdest über Dich selber; ich habe zu Dir mit lauter Stimme gesprochen, weil Niemand uns hätte hören können und mir daran lag, Dein Gewissen zu wecken.

Gib Acht, habe ich Dir gesagt; Du hast immer die fixe Idee gehabt, mit Windmühlen zu kämpfen, welche Dir das menschliche Gefühl zu beleidigen schienen; gepanzert mit guten Entschlüssen und heiligen Grundsätzen hast Du in einen Helm von Pappe all die Grillen gesperrt, welche rings um Dich her gezirpt, die Schmetterlinge, welche, dicht an Dir vorüberflatternd, Dein Dasein bunt, vielleicht fröhlich gemacht haben würden. Du hast vorgezogen, melancholisch für Ideale zu kämpfen, welche Dich nie befriedigt haben, weil sie . . . Ideale waren. Du bist abwechselnd gläubig und skeptisch, aber in jedem Fall edelmüthig gewesen, niemals ein Spötter, immer verspottet. Und auch jetzt, da Du mir erklärst, trostlos zu sein, weil Du wieder einmal zweifelst: sperre doch nur die Augen auf, um eine neue Spötterei zu verhindern. Glaube mir, der Spott wird nicht ausbleiben, ich versichere es Dir, und Du wirst die Hände in einander schlagen, weil Dein Zweifel der Heilung bedarf.

Du hast mir schweigend zugehört, indem Du mir aus Deinem Winkel Blicke voll von einer Ergebung zusandtest, die mich verdroß, und erst als ich mit dem Vorsatz schwieg, über diesen Gegenstand den Mund nicht mehr zu öffnen, schienest Du mich zu verstehen und sagtest zu mir, indem Du zu Dir selber sagtest: „Armer Leone!“

Hierauf erwiderte ich lachend:

Wer ist Leone? Gibt es einen Menschen auf der Welt, der sich Leone nennt? Wenn es einen gibt, so bist Du es nicht. Dein Name ist Don Quixottino, aber es soll ein Geheimniß sein zwischen Dir und mir, und kein Anderer soll jemals davon wissen. Was wirst Du nun thun? Das was Du bis jetzt gethan hast und was Du thun wirst, so lange es im Himmel einen ewigen Vater gibt, welcher Dich zu seiner Zerstreuung leben läßt. Allem, was lahm ist, eine Krücke zu geben und diese Krücken immer aufs Neue herzurichten — das ist Dein Geschäft. Oder, wenn es Dir besser gefällt — und ich weiß, daß es Dir gefällt — sagen wir: Deine Sendung auf Erden. Dir zur Seite sind die Schelme, welche Dir folgen, um Dich auszulachen; hinter Dir her ist der Haufen, der Dich zum Besten hat — und Du gehst immer geradeaus und merkst nichts von alle dem.

Ich werde Dir Deinen idealen Narren zeigen, wie er ist; über Dich lachend, werde ich die Thaten erzählen, die Du verrichtet hast; ich werde Dich Dir selber enthüllen, und sogar Du wirst lachen, mein Don Quixottino. Und das werde ich thun mit dem vollkommenen Bewußtsein, auch meinerseits ein Werk der Barmherzigkeit zu üben.

* * *

Deine Narrheit ist alten Datums. Seit Du zur Schule gingst mit dem Ränzel auf dem Rücken, schienest Du Dir auf dem Wege zu großen Unternehmungen; und das erste Mal, daß aus dem Buche mittelalterlicher Geschichte die tapferen Ritterscharen hervorbrachen, ihrer Dame huldigend und der Gerechtigkeit, schien es auch Dir, daß Du zum Kriege gerüstet seist, tapfer und gerecht wie sie.

Du hast die Prügel nicht gezählt, die Dir zu Theil geworden; aber ihrer waren, ohne den Schatten eines Zweifels, ebenso viele als Deine Schulkameraden sie Dir, ohne den Schatten von Ritterlichkeit, angedeihen ließen. Um die Wahrheit zu sagen, Du hast ihnen ebenso viele zurückgegeben, nur mit dem Unterschiede, daß die Schuljugend stark darauf loshieb und Du, Don Quixottino, in mitleidigen Faustschlägen eben nur Deine Würde vertheidigtest, ohne Deinen Nächsten zu verletzen. Wenn hierauf der Friede geschlossen war zwischen dem Gegner und Dir, fragtest Du ihn lachend: „Habe ich Dir weh gethan?"

Nein, Du hattest ihm nicht weh gethan; — und er Dir auch nicht? — Ja, er hatte Dir weh gethan, aber es schmerzte nicht mehr. Der Gegner, wenn er versöhnt war, gestand freimüthig, daß er, wenn es sich darum handele, die Hände zu rühren, auch ordentlich drauf loshaue. Er sagte, daß er nun einmal so gemacht sei. Bei Dir jedoch folgte das Gegentheil; Du hättest gekonnt, wenn Du gewollt hättest.

Das wußte man; wenn Du zum Spaß mit Deinen Schulkameraden auf einem dazu hergerichteten Kampfplatze rangest, wo es nicht möglich war, Jemandem etwas zu Leide zu thun, da hast Du sie, Einen nach dem Andern, alle zu Boden geworfen.

Es ereignete sich einmal, daß ein gewisser Peralda, der sich berühmte, stärker als Du zu sein und dennoch das Loos der Uebrigen erlitten hatte, be-

hauptete, Du habest ihm ein Bein gestellt. Da rief, unter Deinem Papphelm, die Ungerechtigkeit nach Rache, und Du hattest sie vollständig, indem Du zehnmal, nicht einmal, den Verleumder den Boden berühren ließest, ohne ihm weh zu thun; aber der Gefallene vergalt Dir dadurch, daß er Dir jedesmal einen Fußtritt gegen das Schienbein versetzte. Du ließest es mitleidig geschehen aus Erbarmen mit Deinem Opfer.

Und als Peralda versöhnt war und Angesichts der ganzen Schuljugend versicherte, daß im Ringkampf Du stärker seist als Alle, da fühltest Du, wie, statt jeder Ruhmredigkeit, Dich eine unerklärliche Rührung ergriff und, und um Dich herabzusetzen, sagtest Du zu ihm und den Uebrigen, daß es kein großes Verdienst sei, Andere auf die Erde zu werfen, daß es dabei nur auf das Rückgrat ankäme. Deine Kameraden stimmten diesem Gedanken bei; an dem Rückgrat ist nichts besonders Ausgezeichnetes, Faustschläge dagegen darf man regnen lassen, so viel und so stark man will, ohne Rücksicht darauf, wohin sie treffen, und um die Rechnung auszugleichen, sind auch Fußtritte in gewissen Conjuncturen eine höchst gerechte Vertheidigung. Da Du nicht nein sagen konntest, so zeigtest Du dem Herrn Peralda die Spuren der Tapferkeit, die er an Deinem Schienbein verübt, um sich für Dein Rückgrat zu rächen; er freute sich in aller Aufrichtigkeit und ging getröstet nach Haus.

Und wie vielen Peraldas bist Du in der Welt begegnet? Oh, vielen! Es war nicht immer die verletzte Eitelkeit, welche sie, wie beim Ringkampf, aufbrachte, sondern es war der offenbare Neid, der weder durch Verdienst noch Gebrechen entschuldigt wird, dieser kleinliche, thörichte Neid, die schlimmste der Ungerechtigkeiten. Wenn Du mit vieler Mühe die Lection auswendig gelernt hattest und Peralda seinerseits vorzog, eine halbe Stunde vor der Schule sie den Kameraden einzupauken, indem er mit dem Textbuch heftig aufschlug, und der Herr Lehrer nun Dich und ihn fragte — war da nicht der Augenblick, um den Neid schweigen zu lassen?

Aber die Peraldas sind immer ungerecht. Sie jammerten über jeden neuen Rock, den die Mama Dir angezogen hatte; zuweilen, wenn der Rock ihnen zu schön vorkam, spotteten sie über Dich und den Rock, aber meistens wurmte und schmerzte sie's. Eines Tages kam Dir ein schrecklicher Gedanke: vielleicht ist die Ungerechtigkeit in die Herzen der Menschen eingezogen, weil der Himmel sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, den Einen gemächliches Auskommen, Schönheit, Wohlbefinden zu geben, den Andern Gebrechlichkeit und Elend, weil nichts rings um die Creatur von Gerechtigkeit und Alles, was geschaffen ist, nur von Privileg spricht. Darüber dachtest Du ein wenig nach; Einer sagte Dir: „Die Gerechtigkeit ist anderwärts", und weil Dir das nicht hinreichend sicher gestellt schien, dachtest Du noch einmal darüber nach. Aber die Gerechtigkeit fuhr fort, zu Deinem Herzen zu sprechen und Du warest getröstet.

Weswegen, sagtest Du, dieses heftige Verlangen, das Gute zu thun, es wenigstens zu denken; weswegen diese Ungeduld, wenn uns eine Gewaltthätigkeit der Menschen oder des Schicksals unter die Augen kommt? Weil das Gefühl der Gerechtigkeit in uns ist und die wahre Ungerechtigkeit anderswo geschieht — vielleicht . . .

Das war der Tropfen gährenden Stoffes, welcher Dich ein wenig nach und nach zu dem machte, was Du jetzt bist, Don Quixottino. Da Du nicht zögertest einzuräumen, daß neben der Gerechtigkeit ein wenig Mitleid wohl bestehen kann, und manchmal die Nachsicht nicht übel besteht, wurdest Du mitleidig und höchst nachsichtig für die Gauner, auch wenn Du streng warst gegen die Guten. Dennoch bildetest Du Dir ein, immer gerecht zu sein.

Erinnerst Du Dich Albino's? Er war ein armer Teufel, voll Herz und Verstand. Die Kaserne hatte ihn mit zwanzig Jahren seiner schönen Musik entrissen, und er duldete mit Gelassenheit, seines Claviers beraubt zu sein; da ihm noch eine Ader des Philosophen geblieben war, so lachte er viel, aß viel und sagte manchmal wie ein Stoiker, daß das Leben uns nicht gegeben sei, um fröhlich zu sein. Aber da er selbst nicht recht wußte, weswegen es uns gegeben sei, so neigte er zu dem Glauben an einen verborgenen Plan, und daß man es auf jeden Fall wie einen gelungenen Spaß nehmen und darüber lachen müsse. So lange der Spaß der Kaserne dauerte (und er dauerte zu jener Zeit acht Jahre), lachte er immer; dann, als er nach Rom gegangen, den Kopf vorzeitig kahl, aber voll von Hoffnung noch einmal, widerstand er nicht der ersten Gelegenheit, die das neue Leben ihm bot, und stürzte sich aus einem vierten Stockwerk, um einer übermächtigen Liebe zu entfliehen, die in sein Knabenherz eingezogen war.

Dies ist seine ganze kurze Geschichte, und wenn ich sie Dir jetzt wieder vorführe, wiewohl ich weiß, daß Du beständig daran denkst, so geschieht es nicht, um Dich mit Zorn zu entflammen gegen die Ungerechtigkeit der scheel blickenden Gesellschaft oder des blinden Geschickes, sondern um Dich zu waffnen gegen Deine Ungerechtigkeit, welche, da sie schon mehrfach in Deinen Kopf gedrungen, dort noch einmal Eingang finden könnte.

Als Albino in der Kaserne war, vergnügt mit seiner Philosophie und einem Clavier, das Du ihm verschafftest, da hattest Du, ein schlechterer Philosoph als er, bemerkt, daß er zwei Schwächen, nein sogar drei habe: er war ein kleiner Renommist, hinter dem Essen her und verliebter Natur. Und Du, Don Quixottino, schaltest ihn jeden Tag. Seinen Appetit sahst Du ihm nach (weil Du wußtest, daß man von diesem Uebel durch die Sättigung und manchmal durch einen verdorbenen Magen curirt wird); gegen ein Verlangen, das mit der Sehnsucht wächst, und eine Eitelkeit, die sich durch nichts stillen läßt, warst Du ungerecht. Du ertappteſt ihn auf einer Sünde zehnmal jeden Tag, und bei Gelegenheit einer großartigen Aufschneiderei zeigtest Du ihm alle Triebfedern, welche seine Eitelkeit heimlich in Bewegung gesetzt hatte, um zu prahlen, ohne Deine Strafpredigt hören zu müssen. Und Albino lachte. Sein großer, guter Mund schien einzig gemacht, um über sich selbst zu lachen und harte Eier zu verschlingen; aber er sagte auch vernünftige Dinge. Einmal sagte er:

„Lieber Leoncino, Du durchsuchst mir die Seele, um meine Eitelkeit zu verbessern; ich bin Dir dankbar; aber hüte Dich selbst ein wenig vor der Eitelkeit, die Eitelkeit zu bekämpfen — das würde recht eigentlich die vanitas vanitatum, ein Kampf mit Windmühlen sein."

Du lachtest damals, aber Du hast einen ganzen Tag und eine ganze Nacht darüber nachgedacht, weil Dein Gewissen immer voll von Zweifeln gewesen ist.

Albino stand sich nicht besser als zuvor. Den Tag darauf bei Tische, als er, im Begriff ein wenig zu renommiren, die Augen schloß, um Dir nicht ins Gesicht zu sehen, da faßtest Du ihn hurtig und grausam, wie eine Zange, auf frischer That, so daß er Dir nicht entwischen konnte. So machtest Du's alle Tage.

Nun ist der arme Bursch todt, und Du hast ihm alle Fehler vergeben; oft, in Gedanken, setzest Du seinen zerschmetterten Kopf wieder zusammen, um ihn lachen zu sehen wie einst; und Dich erfaßt das Verlangen, diese dicken Lippen zu küssen, die Dir so sinnlich erschienen, aber niemals eine Lüge hervorbrachten. Du würdest zufrieden sein, daß er die Augen halb schlösse, um sich noch einmal etwas zu Gute zu thun, oder daß er sie voll auf Dich richtete, um zu sehen, ob es Dich verdrossen habe. Ihm würde jetzt ein gutes Mittel, um Deinen Skepticismus zu heilen, nicht fehlen. Aber zu Deinem Unglück ist auch er gegangen wie so viele Andere, die gut waren, und Dir blieb die Reue zurück, hart gewesen zu sein gegen die verzeihlichen Sünden eines wahren Freundes und Deine Nachsicht aufbewahrt zu haben für die Todsünden Derjenigen, die, da sie Dich nicht unterkriegen können, über Dich lachen oder wenigstens sich nichts aus Dir machen.

Hugo und Guido, erinnerst Du Dich ihrer? Sie waren zwei gute Menschen, auch sie; der Eine ist auf dem Kirchhof, der Andere ist für Dich gleichfalls todt. Ihr waret durch Freundschaft verbunden, ihr machtet einander vertrauliche Mittheilungen, bereit, euch gegenseitig beizustehen in der Noth. Da ihr wußtet, daß ihr Einer auf den Andern zählen konntet in jeder Lage, so waren eure Beziehungen herzlich und von Dauer. Aber Hugo und Guido hatten sich Beide denselben Fehler angeeignet, um einen anderen zu verbergen, der unbesieglich war und ihnen der schlimmste von allen schien: sie spielten sich auf die Hochmüthigen hinaus und machten alle Beide dasselbe geringschätzige Gesicht — Hugo, kühner darin, mit lauter Stimme Impertinenzen zu sagen, Guido, gesetzter und vorsichtiger, indem er sie mit sarkastischem Lächeln kaum andeutete. Du, Don Quixottino, wiewohl Du wußtest, daß sie Beide gute Kerle seien, littest unter ihrem vornehmen Wesen, das sie niemals gegen Dich, immer nur gegen Andere herauskehrten; aber es wurmte Dich, daß Du sie nicht nach Deinem Bild umgestalten konntest; Du hättest aus ihnen ein paar Narren gemacht, um sie der Rohheit des Pöbels preiszugeben.

Einmal fürchtetest Du, sie möchten in der Comödie, die sie vor dem Publicum aufführten, dahin kommen, sich ernst zu nehmen; Du folgertest das aus einem Nichts. Ihr ginget spazieren; Hugo fragte, Guido gab keine Antwort; Hugo wiederholte die Frage nicht, die doch ihm am Herzen lag; Guido, nachdem er schweigend eine ganze Weile gewartet hatte, fing wieder an: „Sagtest Du nicht eben etwas? Entschuldige, ich war zerstreut." — Aber Hugo blieb unversöhnlich und erwiderte, daß er sich nicht mehr besinne. Nunmehr tratest Du, der bisher geschwiegen hatte, mitten zwischen Beide und, sie an den Armen fassend, hieltest Du folgende herrliche Rede: „Wißt ihr, was ich euch sagen muß? Daß ihr zwei Comödianten seid. Schon eine Weile hab' ich euch beobachtet, und ich versichere euch, daß ihr schlechte Comödianten seid. Was für Gesichter macht ihr euch? Zu welchem Zweck?"

„Bist Du ein Narr?“ fragte Hugo; Guido gab keinen Laut von sich, und Du schossest los:

„Ja, ich bin ein Narr, weil nur Thoren ehrlich sind, wenn man selbst unter den besten Freunden Comödie spielen und versuchen muß, einander anzuführen. Aber laßt diesen Narren nun Alles sagen, was er in euren Seelen gelesen hat. Du, Guido, hattest sehr wohl verstanden, als Hugo Dich gefragt hat, aber es gefiel Dir, den Zerstreuten zu spielen, damit Dein bester Freund genöthigt werde, die Frage zu wiederholen; Du, Hugo, wolltest sie nicht wiederholen, weil es Dir guter Ton schien, zu machen, als ob Du sie vergessen hättest. Und das thatet ihr, weil ihr euch Beide kennt und Furcht habt, daß Einer vom Andern untergekriegt wird. Aber gesteht es euch endlich ein und machet ein Ende damit; wenn es euch scheint, daß vor den Leuten die Maske der Ueberlegenheit wirklich nothwendig oder nützlich sei, so maskirt euch nur vor den Anderen, aber spielen wir unter uns mit offenen Karten.“

„Bist Du toll?“ fuhr Hugo fort, zu wiederholen, während Guido unerschütterlich schwieg.

„Weil ich denn toll bin, laßt mich endigen. Ihr, die ihr stolz scheinen wollt, seid einfach schüchtern, und Du, Guido, der Du aus Hochmuth nicht sprichst, bist schüchterner als er und als ich.“

Guido hatte sich von Deinem Arme losgemacht, und an der Ecke der Via de Giuseppe angelangt, sagte er lachend:

„Servus. Es thut mir leid, die Lection unterbrechen zu müssen, aber ich werde in der Patriotischen Gesellschaft erwartet; Du wirst einen anderen Abend fortfahren können.“

„Servus,“ erwidertest Du traurig.

Während Du sogleich einsahest, daß die Lection bei Deinen guten Freunden zu nichts gedient hatte, fingest Du zu fürchten an, daß seit jenem Tage Hugo und Guido nicht mehr dieselben gegen Dich sein würden wie früher. In der That verzieh Dir Guido innerlich niemals, daß Du ihm unter die Maske geschaut hattest, ließ Dich vom andern Tage an merken, daß er sich unbehaglich mit Dir fühle, kürzte dann nach und nach die Dauer und Häufigkeit der Spaziergänge in Deiner Gesellschaft ab und hörte damit auf, sich überhaupt um Dich zu kümmern. Ach ja, es war immer seine Stärke gewesen, in dem, was Andere thaten, wie in einem aufgeschlagenen Buch zu lesen, ohne jemals zu verstehen zu geben, was in der eigenen Seele vorging.

Hugo, nein; armer Kerl, er war eine gröbere Natur; er spielte die Comödie, anmaßend zu sein, weil die Menschen sie ihn gelehrt hatten, nahm es Dir aber nicht sehr übel, daß Du seinen Betrug entdeckt hattest, und würde Dir Alles verziehen haben, wenn er ein Jahr später nicht gestorben wäre.

Dir zwar mußte seit jener Zeit die erschreckende Wahrnehmung kommen, ein schlecht construirter Don Quixottino zu sein, und dennoch fuhrest Du fort in Deiner Mission. In der Einbildung, alle Schäden und Mißstände in der Natur heilen zu können, zogest Du aus, um die Krüppel und die Lahmen zu suchen.

O, das schöne Leben, das Du in dieser Gesellschaft geführt hast!

II.

Und auf der Universität, wie viele schöne Unternehmungen! Erinnerst Du Dich ihrer

Du warest seit Kurzem in Pavia; noch trankest Du nicht, aber Du folgtest den hemdärmeligen Kameraden zur Schenke, scheinbar mit dem Cylinder auf dem Kopf, der die Nerven der Spitzbuben beleidigte, heimlich jedoch bewaffnet mit dem bewußten Helm des sinnreichen Junkers de la Mancha. Häufig geschah es, daß der Wein Deine Collegen aneinander brachte; es war die hochmögende Medicin, welche ihre schwachen Instrumente schlecht anwandte, um auf eine unschuldigere Disciplin, die Pharmacie oder die Mathematik zu sticheln, am meisten aber auf die Deine, welche Dir von Natur und durch Wahl gehörte, diejenige, welche, weil sie das Gesetz gibt, das Recht heißt. Die Anderen wurden heftig, Du nicht. Du warest es immer, der ihre Streitigkeiten schlichtete, und wenn, um sie zu versöhnen, Deine gerechtesten Argumente sich sämmtlich als nichtig erwiesen hatten, griffest Du zum letzten, welches niemals versagte, zu einem Doppelliter vom Heurigen, den Du auf dem Altare des Friedens opfertest. Dann ließ die allopathische Medicin ihr Glas zusammenklingen mit dem des homöopathischen Rechtes, auf das Wohl des Don Quixottino.

Don Quixottino, außer sich vor Freude, bezahlte die Rechnung.

Aber Du bist kein Narr; Du warst es wenigstens damals nicht, und begriffest bald, daß Deine Kameraden sich gern in der Schenke zankten, weil der enthaltsame Friedensstifter den Heurigen auf den Tisch stellen ließ. Und da die Sache von allen Anderen auch begriffen ward, von Allopathen und Homöopathen der Zukunft, von Pharmaceuten und Mathematikern in spe, riefest Du einmal, als sie sich wieder an den Köpfen hatten, mit lauter Stimme nach dem Wirth. Die Widersacher senkten die Stimme um eine Octave, damit der Wirth keine Silbe von dem erwarteten Doppelliter verliere; doch Du, zum unermeßlichen Erstaunen aller vereinigten Facultäten, bestelltest ein Glas, nur ein Glas süßen, weißen Weines; dann mit einem sanften Lächeln erklärtest Du den Streitenden, die sich versöhnten und verstummten, daß Du nun auch trinken lernen wolltest, um nicht mehr der Gimpel in der Gesellschaft zu sein.

„Bravissimo!" sagte der Chor, und es war ein aufrichtiges Wort, denn die Wahrheit und die Gerechtigkeit sprechen zuweilen ohne Souffleur.

Das Fünftelchen des süßen Weines kam, und Du trankest es, und es that Dir nicht schlecht; aber wie viel besser würde Dir's noch gethan haben, wenn Du die Meinung, welche die Kameraden sich von Dir gebildet hatten, lange hättest bestehen lassen. Statt dessen schien es Dir, daß die Lection hinreichend deutlich sei, und aus Befriedigung darüber, sie ertheilt zu haben, wolltest Du, wenn der gewohnte Heurige wieder auf den Tisch kam, ihn nun auch unter allen Umständen bezahlen, Don Quixottino.

Dann, müde der Schenke, welche den Unterweisungen der Universität wenig hinzufügen konnte, veränderteſt Du das Jahr darauf wenigstens den Sitz für Deine Thaten. Du verlangtest einen günstigeren Boden für die Ausbildung der Ideen, welche Dir in den Kopf gekommen waren und in langem Zuge immer noch nachkamen. Es waren, versteht sich, großartige Ideen, edelmüthige und vor

Allem gerechte, in welchen die Frau, ja sogar die Frauen stets den ersten Platz hatten; bleiche, empfindsame und zarte Frauen, welche Du gesehen hattest in Deinen Träumen mit offenen Augen; junge Frauen, welche nach dem ersten Honigmond durch die Gleichgültigkeit des Gatten in Gefahr geriethen; Mädchen, welche Frauen geworden auf höheren Befehl und sich in den Gedanken nicht ergeben konnten, einen zu häßlichen oder zu alten Gemahl zu haben; unvorsichtige und neugierige Geschöpfchen, welche aus der Nähe alle die von der Männerwelt gelegten Fallen besahen. Du bildetest Dir nicht ein, die Kraft zu haben, viele von ihnen mit den feierlichen und aufrichtigen Worten, die von Deinen Lippen fließen würden, stark zu machen, aber Dir schien, daß Dein Gewissen Dir befehle, wenigstens ein paar zu retten, wenigstens eine.

Und die jungen Damen würden nicht Dein ganzes Erbarmen, all' Deine Liebe zur Gerechtigkeit erschöpft haben; denn der armen Menschheit ist noch viel anderes Elend zugetheilt. Wenn sie mit Eifersucht liebt, wenn sie ohne Hoffnung begehrt, wenn sie sich müde ringt, um die Gleichgültigkeit zu besiegen und aus dem Dunkel herauszukommen; und, um eine alte Mutter oder eine kranke Frau oder ein Nest voller Kinder zu sättigen, sich das Brot vom Munde nimmt; wenn sie ein edles Gefühl aus Furcht vor der Welt verbirgt, wenn sie an einem anderen Leben zweifelt, oder nicht mehr zweifelt und kämpft, um sich in die verhaßte Ungerechtigkeit des Nichts zu ergeben: dann würde Dein Priesterthum, welches heilig ist, segensreich haben sein können.

Schon oft hattest Du gegen ein eingebildetes Uebel Front gemacht und tausend gute Worte gefunden, um es zu heilen; und nachdem Du Dich an Deiner Fiction so sehr erregt, daß Du darüber weintest, hast Du die Thränen abgetrocknet, um Dich Deiner Beredtsamkeit zu freuen.

Du warest in eine bescheidene Trattoria des Borgo Nuovo zu Turin gekommen. Zuerst warest Du allein am Tisch und konntest nichts Anderes thun, als nach der benachbarten Tafel hinüberblicken, um einen Gast zu suchen, der durch seine Art zu schweigen oder zu sprechen oder zu essen, Dir unter irgend einer Ungerechtigkeit zu leiden schien. Aber es war dies eine lustige Tafelrunde von jungen Leuten, mit gutem Appetit und gutem Humor, die manchmal, um das Mahl mit ihren Geliebten zu theilen, doppelte Portionen kommen ließen, mit lauter Stimme zur Vorspeise Capri bestellten, Marsala zum Obst und Trüffeln. Du beobachtetest sie verstohlen jeden Tag, und wenn es sich ereignete, daß Einer von der Tischgesellschaft schweigsamer war, so durchforschtest Du ihn genau, um zu sehen, ob hier nicht ein Fall vorliege, der Dir gebot, mit Deiner trostreichen Beredtsamkeit zum Vorschein zu kommen. Es dauerte zwar nicht lange, so nahmest Du wahr, daß, wenn an diesem fröhlichen Tisch Einer einmal weniger sprach als gewöhnlich, sein Schweigen nur dadurch veranlaßt ward, daß er am Abend vorher zu viel gegessen hatte. So konntest Du ruhig und zufrieden sein; aber Du, nein, Don Quixottino, Du verzichtetest nicht; Deine Mission verlangte leise ein Opfer — aber wie und wofür Dich opfern?

Dir war der Wunsch nicht gekommen, Dich in diese heitere Gesellschaft einzuführen, um wenigstens einige Worte bei Tisch wechseln zu können; wenn diese Leute Dir melancholisch, oder krank, oder in irgend einer Weise heimgesucht er-

schienen wären, dann würden Dir die Gelegenheiten nicht gefehlt haben, Dich einzumischen, um Theil an ihren Leiden zu nehmen; aber gegen glückliche Menschen bist Du stets auf Deiner Hut gewesen. Indessen, was Du nicht thatest, da Du wußtest, daß Du der Sorglosigkeit Deiner Nachbarn nichts hinzufügen könntest, das thaten diese Sorglosen selber an einem Tage größerer Fröhlichkeit. Während Du Dich sicher glaubtest, weil sie Dir ein wenig über den Durst getrunken zu haben schienen, und aus Deinem Winkel sie der Reihe nach betrachtetest, ihren lustigen Späßen mit Nachsicht lächelnd, verwundete sich Einer, indem er einer Flasche den Hals brach, an der Hand.

Seine Geliebte, eine Blonde mit feinem Näschen, eilte sogleich herzu; sie schien versucht, zu weinen und sagte gleichsam zu sich selber: „Guter Gott, das hatte noch gefehlt." Aber in ihrem Schreck, in ihrer Bläße fand sie doch die geschickteste Art, mit ihrem Taschentuch die Hand zu verbinden, während zwei andere Dämchen und alle Tischgenossen sich nicht weiter nützlich zu machen wußten, als indem sie fragten: „Hast Du Dir weh gethan?"

Der Verwundete schüttelte den Kopf; lachend und versichernd, daß es nichts sei, gewährte es ihm offenbar Vergnügen, mit seinem Heldenthum etwas Staat machen zu können; und er ließ huldvoll geschehen, was seine Geliebte für ihn that. Die Gelegenheit war für Dich wie gemacht, Don Quixottino.

Du erhobest Dich von Deinem Sitz, nahmest aus Deiner Brieftasche ein Stück englischen Taffets, der gut ist, wenn man sich geschnitten hat, und ein Riechfläschchen, das probat gegen Ohnmachten, und gabest Beides der barmherzigen Samariterin. Diese sagte „Danke!" mit einem bezaubernden Lächeln und fügte hinzu: „Wie wird es gemacht?" Nun war der Augenblick gekommen, um Dich wirklich Deiner irdischen Mission hinzugeben; noch einmal öffnetest Du die Brieftasche, nahmest eine kleine Schere heraus und, Dich an die Arbeit machend, legtest Du mit eigenen Händen das Pflaster auf.

„Er ist ein Doctor!" sagte Jemand neben Dir. — „Nein, er ist ein Student der Medicin, der ein guter Doctor werden wird," versichert der „Magre" mit leiser Stimme und jener selbstbewußten Miene des Kellners, welcher das Vertrauen seiner Kunden besitzt.

Als das Werk unter der Bewunderung der Umstehenden vollbracht, die Blonde, auf deren Wangen die Farbe wiedergekehrt war, die sie vor der Katastrophe gehabt, Dir noch einmal mit einem Blick voll Freundlichkeit gedankt hatte, und Du Dich eben in Dein Eckchen zurückbegeben wolltest, da sagte Einer von den Conviven:

„Die Bouteille, welche das Unheil angerichtet hat, soll wenigstens zu etwas Gutem dienen; leeren wir sie zusammen — wollen Sie?"

„Ja, ja," erwiderte der Chor.

„Sagen Sie nicht nein," bat die Blonde.

Du gabest nach, und da Du, aus Liebe zur Gerechtigkeit, anerkannt hattest, daß die sühnende Flasche alten Barolo enthielt, so hattest Du jeden Abend Deinen Platz an der Tafel.

Nicht immer theilten die Tischkameraden das Mahl mit ihren Geliebten, zuerst und vor Allem, weil sie fast sämmtlich Angestellte der Oberitalienischen

Eisenbahn waren und die Dämchen eine ganze Portion bezahlen mußten, und dann, weil die Damen, von welcher Kategorie sie auch sein mögen, und wären sie selbst solche leichtfertige Dinger, bei Tisch immer ein wenig genieren wegen des Bischens Zurückhaltung, die sie vor dem Publicum mindestens nie ganz ablegen. Dem Manne dagegen, der sie gefunden, nachdem er sie lange gesucht hat, gefällt es zumeist, nach einem fröhlichen Mittagsessen, sich ganz aufzuknöpfen, Leib und Seele, den Leuten Derbheiten ins Gesicht zu sagen, bei denen die Serviette des Kellners erröthen könnte, vor Allem die Frauen schlecht zu machen, welche sammt und sonders von einem Schlage sind, indessen er, wohlverstanden, sich selbst, den übrigen Tischgenossen und dem ganzen männlichen Geschlecht die nothwendige Ehrenhaftigkeit vorbehält.

Mit dieser ist es jedoch nicht weit her, wie Du Deinen neuen Freunden scherzend bemerktest, als ihr ein wenig vertrauter mit einander geworden. Sie sagten nicht gleich weder ja noch nein, denn sie hatten noch nicht genug getrunken, um den Geist des Widerspruchs in sich zu spüren; aber Du nahmest plötzlich wahr, daß einer der Genossen, der mit der Wunde und der hübschen Blondine, sich Mühe gab, über Deine Worte nachzudenken. Welcher Luxus für ihn und welcher Triumph für Dich! Es that Einem ordentlich weh, zu sehen, welch' harte Arbeit es für die Gedanken war, in diesen frisirten Kopf hineinzukommen. Um einen davon zu zwingen, daß er sich nicht alsbald wieder davonmache, wie er gewöhnlich that, sondern eine Form annehme und sich in Worte kleide, hielt dieser Esel die Augen fest auf eine Scheibe Gorgonzola geheftet, welche der „Magre" ihm vorgesetzt hatte. Er wandte sie zweimal hin und her, als ob sie ihm zu dünn erscheine und er sich versucht fühle, sie wieder in die Küche zurückzuschicken, so daß der Kellner betreten und ungewiß stehen blieb.

Du sagtest lachend zum „Magren":

„Gehen Sie nur; der Gorgonzola ist vortrefflich."

„Ach ja, der gefällt mir auch," sagte Dein Denker, „aber Ihre Worte gefallen mir nicht."

„Welche Worte? Wenn ich Etwas versehen habe, bin ich bereit, Buße zu thun," gabest Du scherzend zurück.

„Sie sprechen von der Ehre des Mannes . . . als ob die Frau . . . als ob die Frauen . . ."

„Als ob die Frauen," kam ich seinem Gedanken zur Hülfe, der noch nicht einmal so viel wie im Hemde war, „als ob die Frauen ihre Ehre nicht noch höher halten müßten? Nun wohl, es ist wirklich so; der Mann hält es für erlaubt, ja für anständig, sogar für rühmlich, hinter einem schönen Mädchen herzulaufen, ihr zu sagen, daß sie anbetungswürdig und angebetet sei, sie auf tausenderlei Weise in Versuchung zu führen, durch Worte, durch Thaten, und zuletzt durch Geld, indem er einige Liebe und einen Heirathscontract verspricht — wenn das Mädchen ihn erhört und einmal stolpert, so ist sie Eine, wie alle Anderen; wenn sie zweimal nachgibt, so ist sie eine Dirne. Scheint Ihnen das Gerechtigkeit zu sein?"

„Es ist wahr," versetzte der Andere; „ich habe mir genau dasselbe gedacht; aber sehen Sie, die Frau — das heißt, der Mann — das ist doch ein Unterschied!"

„Setzen wir einmal den Fall, daß in der Gesellschaft die Frau die Rolle des Mannes übernähme . . ."

„Aber das ist unmöglich," erwiderte man Dir im Chor; und Alle waren darin einig, den Satz zu bestätigen, welchen der Liebhaber der Blonden ausgesprochen: mit dem Mann sei das eine andere Sache.

„Dem ist also Alles erlaubt? Auch einen Freund zu verrathen und ihm die Geliebte zu stehlen; auch den Hader in ein kaum gebautes Nest zu tragen?"

Freilich! Alles war erlaubt. Sie überlegten nicht viel, sondern stellten ihren Gedanken immer von derselben Seite dar, wie wenn sie niemals etwas Anderes gethan hätten, als über dieses Problem nachzusinnen und stets zu dem gleichen Resultat gekommen wären.

Hättest Du da wirklich nicht in Versuchung kommen sollen, Dir ihre Geliebten zu nehmen, und wenn nicht alle, so doch wenigstens eine, zum Beispiel die sentimentale Blonde, welche beim Anblick von etwas Blut bleich geworden war? Dir schien, daß sie nicht sehr glücklich sei, ihre Liebe diesem Hohlkopf zu schenken; vielleicht würde sie sich nehmen lassen, ohne Dich erst lange zu quälen, da sie sich sagen mußte, in Dir einen ernsten Mann zu finden, ehrlicher Liebe fähig, nicht so wohl frisirt wie ihr Gebieter, auch nicht so hübsch, aber doch auch nicht ganz zum Fortwerfen und sicherlich kein Narr.

Wareſt Du wirklich sicher, nicht doch ein wenig der Narr zu sein?

Diese instinctive Versuchung ging vorüber, nachdem sie Deine Gedanken eben berührt, ohne irgend welchen Schaden zu thun, weder Dir noch den Anderen, nicht so sehr, weil Deine Sinne disciplinirt waren, als weil Deine Willenskraft es war oder wenigstens sein mußte. Was würde aus der großen Idee geworden sein, die Du mit dem Eifer des Apostels auf allen Altären zur Schau stelltest, wenn das erste bleiche Gesichtchen Dich zum Verräther gemacht hätte?

Es ist wahr, daß Lucietta's Augen um Etwas zu bitten schienen und daß ihr schwermüthiges und sanftes Lachen von Ergebung sprach; es ist wahr, daß manches schüchterne Wort, mit welchem sie andere, ungeduldige oder rohe Worte aus seinem Mund erwiderte, Dir die Ueberzeugung gaben, daß Lucietta ein Opfer sei und ihr Geliebter ein Tyrann, und daß zwischen ihnen Beiden, unter dem Vorwande der Liebe, sich eine Ungerechtigkeit vollziehe. Aber andererseits, wenn Du, Don Quixottino, Dir in den Kopf gesetzt hättest, dieses Opfer von einer grausamen Liebe dadurch zu befreien, daß Du selber sie liebtest, in einer reineren Weise, wäreſt Du dann ganz sicher gewesen, die Dinge auf den Punkt gebracht zu haben, wohin sie, der Gerechtigkeit gemäß, gehörten? Und wenn dieser Eisenbahnbeamter in Wirklichkeit nicht der Tyrann wäre, der er Dir jetzt schien? Wenn statt dessen sie es wäre, die bleiche Kleine, die sich unbefriedigt stellte, zum Scherz seufzte und die Märtyrerin machte, um Dich zum Besten zu haben? Wenn ihre Bläſſe nichts Anderes wäre, als ihr Temperament, ihr Lachen eine Koketterie, um ihre schimmernden Zähnchen zu zeigen, und ihre bestürzten Augen und ihr blondes Haar und die ganze Lucietta nichts Anderes, als eine wohlgelegte Falle?

Doch angenommen selbst, daß dieses arme Mädchen nichts als die Wahrheit spräche, und wenn sie Dich heimlich ansah und wenn sie Dir zulächelte, Dir sagen wollte, sie würde sich bei Dir besser befunden haben — weißt Du denn,

wie er sich befunden hätte? Er war vielleicht ein Geck, der sich einbildete, Alles aufs Beste zu machen, damit seine Geliebte zufrieden sei. War er nicht jung, schön, kräftig und ein bischen einfältig? Und aus diesem Stande der Glückseligkeit, der vollen Befriedigung darüber, daß man auf die Welt gekommen, sich vortrefflich befindet von einer Mahlzeit zur anderen und höchlich von sich selber erbaut ist, hättest Du ihn reißen wollen in die Hölle der Eifersucht, in die Verlassenheit, jedes Lichtes beraubt?

Ah! nein, Don Quixottino, Du würdest etwas Aehnliches nicht gethan haben. Lucietta war schön, oder sie gefiel Dir wenigstens (Du kannst es nun gestehen, da die Schlacht vorüber), sie gefiel Dir sehr, und es ließ sich annehmen, daß, da Du sie dem Eisenbahnbeamten nicht geraubt hattest, ein Anderer, vielleicht ein College von der Verwaltung oder ein Kamerad desselben Bureaus, sie zum Entgleisen gebracht hätte; aber gerade Du wirst nicht der Mann sein, eine solche Katastrophe herbeizuführen.

Nun konntest Du ihr ruhig in die Augen blicken, ohne Furcht, Deine Fassung zu verlieren; oh, wenn Du etwas mehr hättest thun können, um sie in einen sicheren Hafen zu führen, Dein gewohnter Eifer würde Dir nicht gefehlt haben!

Lucietta erschien selten in der Trattoria während der Woche, aber am Sonntag und den anderen gebotenen Festen fehlte sie niemals in der Gesellschaft ihres Liebhabers, welcher von Sonntag zu Sonntag ein alberneres Gesicht machte. Nach der Art, wie er beim Kaffee sich auf den Sessel streckte, nach der bewußten Manier, seiner Dame zu antworten, mußten alle Tischgenossen glauben, daß er dieser Liebe bis zum Ueberdrusse satt sei, daß diese Zärtlichkeiten ihm widerstanden und daß er gern Jedem die Hand gereicht hätte, der ihn von der Last Lucietta's befreien möchte. In Wahrheit aber verhielt sich Alles ganz anders. Deinem Scharfblick war es nicht entgangen, daß er bloß Comödie spiele, wie so Viele thun; er agirte die Rolle des gelangweilten Mannes, des gleichgültigen, wiewohl unwiderstehlichen Mannes; aber im Grunde war er eifersüchtig. Auf Dich? Ja, wahrhaftig, auf Dich. Und Du hattest den klaren Beweis davon an dem Tag, wo Du ihnen begegnetest, als sie eben im Begriff waren, das Haus zu verlassen, um ein paar Schritte auf dem Hügel zu machen, und der Erste, der Dich aufforderte, sie zu begleiten, gerade er war. Er hatte den Vorschlag deshalb gemacht, damit weder Dir noch ihr der Gedanke kommen möge, er sei eifersüchtig, und auch, weil er wußte, welche Langeweile ihm bevorstand, ihm, der das Grün des Feldes nur im Salat liebte, wie er sich elegant ausdrückte; und endlich, weil Du sehr wahrscheinlich das edelmüthige Anerbieten ablehnen würdest, um nicht das fünfte Rad am Wagen zu sein.

Er hatte es geradezu gesagt: „Wenn Sie nicht fürchten, das fünfte Rad am Wagen zu sein, dann gehen Sie mit uns.“ Lucietta sagte nichts, sie lächelte nur in der ihr eigenen Weise. Und Du erklärtest muthig, Du fürchtetest Dich vor dem fünften Rade.

III.

Aber einige Zeit hierauf ereignete sich's öfter, daß Du, nach der Vorlesung über das Civilrecht, durch die Straßen von Turin schlendernd, Dich zufällig, ohne es recht zu merken, in der befandest, in welcher Lucietta wohnte. Wer

weiß, vielleicht war es ein Unglück, welches die Laune des Schicksals Dir zubereitet; oder vielleicht war es ein Instinct; oder vielleicht ein Geschäft Deiner Sendung als Apostel. Die Sache ist noch heute nicht ganz aufgeklärt; aber es geschah einfach dieß, daß ihr eines Tages, Lucietta und Du, euch Angesicht in Angesicht einander gegenüberstandet; sie lächelte melancholisch, als sie Dich zuerst von Weitem sah, und bot Dir die Hand zum Gruß, als sie Dich erreichen konnte, und Du drücktest sie stark, aber mit strengem Antlitz. Die Eisenbahn hielt ein Opfer in ihrem Bureau fest, während ihr langsam, unter den Pappeln, gegen den Hügel ginget.

Du hattest niemals dieses Mädchen so genau betrachtet, wie Du es nun konntest. Neben Dir gehend, hatte sie gewisse Bewegungen, wie die eines Finken, die wirklich allerliebst waren; dennoch hatte ihr Schritt etwas Gemessenes, wenn er auch hüpfend war, und wenn sie den Kopf nach Dir wandte, ihn ein wenig erhebend, um Deine Augen zu suchen, und sie immer findend, so schien sie es zu thun, ohne einen Schatten von Koketterie oder Schelmerei, sondern nur mit einer ihr natürlichen Anmuth. Bei diesen kleinen Wendungen, wie wenn sie nach Etwas suchte, was Du ihr nicht geben wolltest, zeigte Lucietta Dir ein Dreiviertelprofil, welches bezaubernd war, ein Profil, welches einen Seligen in Verzückung bringen und einen einfachen Sterblichen zum Seligen hätte machen können. Und es war damals, daß Du bemerktest, wie jedes menschliche Gesicht einen Aspect hat, aber nur einen, in welchem es sehr schön ist. Die Frauen wissen das meistens nicht, und können, auch wenn sie es wissen, dem männlichen Auge nicht immer die vortheilhafteste Linie zeigen; wäre dem anders, armes, starkes Geschlecht! Auch habe ich gedacht, daß der, welcher die Verliebten lehrte, in dem Gesicht ihrer Schönen die ästhetische Linie zu suchen, der armen Menschheit einen Dienst erweisen würde — versteht sich, dieser armen männlichen Menschheit, welche, nach Deinem Dafürhalten, nicht viel verdient, nicht einmal Mitleid. Diese Gedanken kamen Dir in den wenigen Augenblicken des Stillschweigens, während Du ihr von der Schönheit des jungen Frühlingsgrüns spracheſt, von dem großen Silberband, welches der Po zu den Füßen Turins, der Stadt des Stieres, ausbreitet und ähnlichen Nichtigkeiten.

Lucietta hörte lächelnd zu, sagte verschiedene Male, daß der Po schön, das Grün herrlich sei, und wandte Dir, um dieß zu sagen, ihr Engels-, ihr Teufelsprofil zu. Man kann allen Versuchungen widerstehen, in vielen Fällen muß man es sogar; aber eine Wahrheit, die Einem auf der Seele brennt, allzulang für sich behalten wollen, das heißt nicht, der Gerechtigkeit einen Dienst erweisen.

„Wissen Sie, was ich Ihnen sagen muß?“ fuhr es auf einmal aus Dir heraus, mit einer Anmaßung, ganz Dein eigen, indem Du das harmlose Gespräch fallen ließest und Dich mitten auf den Weg pflanztest, um Deine Begleiterin zu zwingen, Dich anzusehen — „wissen Sie, was ich Ihnen sagen muß?“

Lucietta wußte es wirklich nicht.

Es war ein Augenblick des Kampfes in Deiner Brust. Die Worte, welche Du auf der Zunge hattest, waren die folgenden: „Ich muß Ihnen sagen, wenn Sie fortfahren, mir zu zeigen, wie schön Sie sind, wenn Sie sich zu mir wenden, um mich anzusehen und mir so zulächeln, dann widerstehe ich nicht länger und

erkläre Ihnen, daß Sie mir gar zu sehr gefallen, daß ich verliebt in Sie bin, daß Sie mir nur im Geringsten Muth zu machen brauchen, und ich entführe Sie der Oberitalienischen Eisenbahn."

Aber andere Gedanken ließen sich unter Deinem geflickten Kriegshelm sehen; edelmüthige Gedanken, opferfreudige Gedanken, und was Du wirklich spracheſt, lautete also:

„Nicht wahr, Sie wissen es nicht? Es kommt Ihnen nicht einmal in den Sinn, daß ich mich mit Ihnen und Ihrem Geliebten beschäftigt habe, um in Ihren Herzen zu lesen?"

Lucietta hatte jenes erstaunte Gesicht, das man immer hat, wenn man aus den Wolken fällt; man hat sich zwar Nichts zu leide gethan, aber man fühlt sich nicht recht sicher.

„Und . . . was haben Sie in meinem Herzen gelesen?"

Du hatteſt Nichts gelesen, aber Du verlegteſt Dich aufs Rathen, mit der Angst, das Gegentheil zu denken und ein vollendeter Jesuit zu sein.

„Ich habe gelesen, daß Sie Ihrem Geliebten sehr gut sind — ist es vielleicht nicht so?"

Lucietta war aufrichtig; sie sagte nicht ja, sie sagte nicht nein; sie sagte, daß sie es selbst nicht einmal wisse, und lachte so heftig, daß sich ein Flug Sperlinge von der nächsten Pappel erhob. Aber Du wareſt unerschrocken im Lügen, denn Du wollteſt das Opfer bringen um jeden Preis.

„Sagen Sie mir nur, ob es nicht wahr ist, daß Ihnen ein häßlicher Gedanke gekommen?"

„Was für ein Gedanke?"

„Daß Ihr Geliebter Ihnen nicht genug ergeben sei? Nun wohl, Sie irren sich; ich habe mit diesen Augen gesehen, daß er eifersüchtig ist. Wenn er die Zeitung bei Tische zu lesen scheint und Ihnen den Rücken wendet, dann beobachtet er Sie heimlich, und nicht nur Sie, sondern uns Alle, Einen nach dem Anderen. Er will den Unbefangenen spielen, um mit seiner Gleichgültigkeit zu renommiren; aber er ist rasend verliebt und eifersüchtig auf alle Tischgenossen . . . er ist eifersüchtig sogar auf mich . . ."

Lucietta sperrte die Augen weit auf, um Deine Einfalt zu betrachten; sie lachte nicht einmal, so groß war ihr Staunen über den seltsamen Fall.

Du, nachdem Du Dein ganzes Opfer vollbracht hatteſt, wareſt immer noch nicht zufrieden, sondern suchteſt, ob nicht etwas zu sagen übrig sei, damit das schöne Geschöpf später erst recht über Dich lachen könne.

„Ich weiß, daß er eifersüchtig auf Sie ist," sagte Lucietta.

Sie sagte nichts mehr. Wir machten schweigend ein paar Schritte über den Hügel; dann sagte sie:

„Sollen wir umkehren?" und alsbald stieget ihr nach der Stadt hinunter.

Du hätteſt gern eine Frage gethan, und zehnmal kam sie Dir auf die Lippen während dieses schweigsamen Heimwegs. Das elfte Mal widerstandeſt Du nicht mehr.

„Woher wissen Sie, daß er eifersüchtig auf mich ist?"

Und Deine Frage wurde mit leiser Stimme gemacht, wie ein Bekenntniß.

Lucietta blickte Dich mitleidig an; und weil sie Dir nicht gleich antworten wollte, sagtest Du:

„Er hat Recht, verzeihen Sie mir."

Recht — wozu? Verzeihen — was? Da wareſt Du nun glücklich ſo weit, Deinen Gewiſſensfall ins rechte Licht zu ſetzen, Dich ganz zu enthüllen, Don Quixottino, Dich mit Lächerlichkeit zu bedecken, während Du ſchmähteſt auf Deine gebrechliche Natur und die noch gebrechlichere Deiner Nebenmenſchen. Lucietta betrachtete Dich unausgeſetzt mit offenem Munde.

Und Du, Du ſaheſt gar wohl die roſigen Lippen, die glänzenden Zähne, die ſchönen erſtaunten Augen und einen Schleier von Mißvergnügen über ihrem etwas bleichen Geſicht. Aber Du ſtandeſt darum von Deinem Vorhaben nicht ab. Du ſaheſt Alles, aber Du beachteteſt es nicht. Dein Auge war in Dein Inneres hinabgeſtiegen, um in jenem großen Buche des Herzens zu blättern, in welchem ſo viel Niedrigkeiten eingetragen ſind, ſo viel Enthuſiasmus, ſo viel edle Kraft dicht neben erbärmlicher Schwäche — zarte Empfindungen, geſchrieben wie mit einem Hauch, Grauſamkeiten, eingegraben wie mit Krallen.

Indem Du alles Das, was Dir entgegentrat, aufrichtig laſeſt, fandeſt Du eine Thräne im Auge Deiner ſchönen Begleiterin; da verſtummteſt Du. Sie war wenige Schritte von ihrem Hauſe; ein trauriges Lebewohl und nichts weiter.

Du bliebeſt allein auf der Straße, wieder ergriff Dich der Verdacht, ein Narr geweſen zu ſein, aber Dein Opfer war wenigſtens vollbracht; Lucietta mochte nach vierundzwanzig Stunden nicht ein Wort von allen behalten haben, welche Dir bei Deiner eigenen Verſpottung zu Hülfe gekommen waren; aber wenigſtens würde das ſchöne Mädchen auch nicht Dein, noch irgend eines Anderen geworden ſein, bis Ippolito wieder mit ihr zuſammengetroffen, um ihr ſeine zufriedene Liebe ins Geſicht zu gähnen.

Kurze Zeit hierauf geſchah Dir's, daß Du Dich mit der Geliebten Ippolito's bei Tiſch befandeſt, und nach ihrem und ſeinem Benehmen ſchien es Dir nicht, als ob Du von Deinem Don Quixotte-Werk ſehr befriedigt ſein könneſt; denn Lucietta lächelte ganz eigenthümlich und die Blicke des Eiſenbahnbeamten waren ſicherlich auch nicht ſolche, mit welchen man in dieſer niederen Welt die Schulden der Dankbarkeit bezahlen ſollte. Du hatteſt damals die Empfindung, als ob Deine große Entſagung nicht gewürdigt worden ſei, wie ſie es verdient hätte, aber was thun? Dir blieb das Bewußtſein, Du geblieben zu ſein — Du, der Starke, Du, der Gerechte, Du, der Edelmüthige, während Lucietta und Ippolito ſich luſtig über Dich machten, indem ſie ſich ſogar unter Deinen Augen küßten. Du ertrugeſt die Qual ſchweigend, und nicht ohne eine Art von Wohlgefallen; wenn ſie Deine Wunde wieder aufriß, wenn ſie Deiner Eigenliebe Stiche gab, ſagteſt Du ſcherzend: si possibile est, transeat a me calix iste. Keiner von den Cumpanen verſtand Lateiniſch, und es reizte Dich deswegen, die Worte zu überſetzen, damit ſie aus Erbarmen nicht fortführen, unter dem Tiſch ſich die Hände zu drücken und am Tiſch ſich zu küſſen, indeſſen . . . . si possibile est. Es war nicht möglich.

Und eines Sonntags schwurest Du einen feierlichen Eid: nicht mehr an den Tisch zurückzukehren, an welchem es jeden gebotenen Festtag Dein Loos war, einen Theil Deines Herzens im Angesicht der schönen Lucietta und der anderen Dämchen, die in die Anderen verliebt waren, als Weihgabe darzubringen. Es wurde Dir nicht leicht, Deinen Vorsatz zu halten, weil Du eben so begierig bist, ein Opfer zu sein, als Du Dich kühn und tapfer fühlst, Andere, die ein Opfer geworden, wieder aufzurichten; aber endlich gelang Dir dieses Wunder, wohl oder übel. Eigentlich sogar nicht übel — Du veränderteſt den Kampfplatz.

IV.

Ueberspringen wir ein kurzes Stück Deines schlachtenreichen Lebens; Du bist Doctor beider Rechte geworden, Du hast vor dem Präsidenten des Appellhofes gelobt, die Sache der Unmündigen und Wittwen zu führen, und es ist Dir nicht schwer geworden — wären nur recht viele trostlose Wittwen und Unmündige dagewesen, um sie mit Deinem Wort zu beschützen! — Du hast die Freisprechung von einem Dutzend gewohnheitsmäßiger Diebe gegen Dein wahres Gewissen bewirkt, indem Du das forensische Gewissen annahmst, welches etwas ganz Anderes ist; schon beginnen unter dem Helme Don Quixotte's Deine Haare grau zu werden; Du bist fünfunddreißig geschlagene Jahre alt, und noch scheint es Dir, als hättest Du nichts von Dem gethan, was Deine Mission auf Erden verlangte.

Doch hast Du Andere viele schöne Dinge thun sehen. Zwei davon kommen Dir häufig in den Sinn.

Einer Deiner Collegen im letzten Semester des Rechtsstudiums, der im Rufe stand, reich zu sein, weil er der einzige Sohn eines hohen Staatsbeamten war, ließ im Rathhaus sein eigenes Aufgebot anschlagen. Er war kaum zweiundzwanzig Jahre alt; aber deswegen würde dennoch die Sache der Welt nicht tadelnswerth oder lächerlich erschienen sein, und um so weniger der Studentenschaft, welche bei ähnlichen municipalen Verkündigungen leicht im Stande gewesen wäre, sich massenhaft in die Ehe zu stürzen — Dir war sie sonderbar vorgekommen, nichts mehr. Du hatteſt an diesen jungen Mann gedacht, der die eigene Seele noch nicht kannte, den Kampf des Lebens noch nicht von fern gesehen, und dennoch die Schwierigkeit des Sieges verdoppelte, indem er eine unerfahrene Gattin sich zur Seite setzte. Du wollteſt diesen Doctoranden kennen lernen, um ihm zu sagen — was? Um ihm ein gutes Wort zu sagen, welches ihm in der Stunde der Verzagtheit wieder in den Sinn käme, um ihm die Treue, den Muth, das Opfer zu lehren. Aber als Du von seinen eigenen Lippen vernahmst, daß seine Braut Wittwe und arm, daß sie zwei Jahre älter als er und drei Kinder aus der ersten Ehe habe, daß sie aber gut und schön, o so gut und so schön sei! — da fing der Heirathscandidat an, Dir ein wenig närrisch zu erscheinen und flößte Dir ein großes Mitleid ein.

Ohne seinen Fall noch verschlimmern zu wollen, machteſt Du Dich an ihn heran, gewanneſt sein ganzes Vertrauen und erfuhreſt Folgendes: Der zukünftige Gatte war auch seinerseits keineswegs reich; er hatte nur den Schein gemächlichen Auskommens, weil sein guter Vater sich einen Theil der Besoldung vom Munde absparte, um ihn auf der Universität zu erhalten und einen Advocaten aus ihm

zu machen, und — der Gottverlassene, nachdem er die Examina des canonischen und römischen Rechts mit höchster Auszeichnung bestanden, wollte, wenn er nur erst den Doctorhut gewonnen und die Toga abgelegt hätte, die Codices beim Büchertrödler an der Straßenecke verkaufen. Ist es möglich? Ja, gewiß; denn er hatte fest beschlossen, sich seiner geliebten Kunst zu widmen. Und welche war seine geliebte Kunst? O, Du Esel — die Literatur!

Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er sprach von seiner Schwäche mit keiner lebendigen Seele, aus Scham; aber er schämte sich auch schweigend; nur hattest Du ihm ein solches Zutrauen eingeflößt, daß es ihm wohl scheinen mochte, er könne sein Verhalten Jemandem anvertrauen, der fähig sei, ihn zu verstehen. Er wartete auf ein Wort, verschieden von den wenigen, die Dir auf die Lippen kamen und immer dieselben waren: „O, Du Esel!"

Im Grunde jedoch bewundertest Du, damals wie heut', diesen unerschütterlichen Entschluß, sich selbst zu ruiniren. Dieser Jüngling lebt noch, er hat wohl ein mühseliges Leben gehabt, aber er wurde geliebt und liebte ebenso sehr; und man kann nicht sagen, daß er viel unglücklicher sei, als die Anderen. Du mußt darum nicht denken, daß er sei wie Du; nichts weniger. Er ist niemals ausgegangen, nach einem Opfer suchend, durch welches er die verrenkten Ideen der Menschen wieder zurechtstellen, oder die Ungerechtigkeiten und socialen Schäden verbessern könne; und wenn er verstanden hat, das eigene Herz und seine ehrgeizigen Gedanken zu befriedigen, so hat er das Leben wohl verbracht. Unterdessen bewundertest Du, und bewunderst noch immer, diese Chrysalide des ledigen Advocaten, aus welchem ein verheiratheter Poet nebst Nachkommenschaft hervorging. Nicht als ob diese seine tapferen Thaten eigentlich die Ideale wären, denen Du bis hierher nachgegangen; möge sich nur die Gelegenheit darbieten, und Du, Don Quixottino, wirst ebenso viel, und mehr thun, und einzig aus Liebe zum Opfer! Aber sicher waren die Dinge doch schwer genug, um Deinen Respect zu verdienen.

Aber das Schwerere schien Dir immer jene That Deines Freundes Vittorio.

Man kann sie in wenigen Worten erzählen, so einfach ist sie.

Meinem Freunde Vittorio, der von der eigenen Arbeit lebte, gelang es, die Schulden eines Bruders zu bezahlen, welcher vorgezogen hatte, alle Rechnungen zu begleichen, indem er sich eine Revolverkugel in den Kopf jagte.

Mein Freund Vittorio that das in aller Stille, indem er die alte blinde Mutter glauben machte, daß der selbstmörderische Sohn nach Amerika gegangen sei, um dort Geld zu erwerben; und er selbst schrieb jeden Monat lange Briefe, die er der Mama vorlas — mit welchem Herzen kann man sich denken.

Ach! das ist in der Wirklichkeit schwer; ich sage nicht, daß Du nicht fähig gewesen wärest, es zu thun, denn Einer wie Du weiß niemals recht, wessen er nicht fähig sein würde; aber gewiß, das Unternehmen Vittorio's läßt sich mit Nichts von Allem vergleichen, was Du zu thun Dir einbildetest, mein Don Quixottino, als die Begierde Dich trieb, Dich zu opfern für die Gerechtigkeit.

Jetzt zählst Du fünfunddreißig Jahre, hast ein wenig weißes Haar an den Schläfen und viele Silberfäden, welche Lucietta im Dickicht Deines schwarzen

Bartes entdeckt hat. Denn Du hast Lucietta wiedergefunden und hast ein zweites Mal sie verloren. Die Geschichte ist eine von jenen, welche den Leuten Mitleid machen, wenn sie sie nicht zum Lachen bringen. Dich hat sie eine Enttäuschung gekostet, bitterer noch als die anderen.

Also Du fandest Lucietta in Mailand wieder mit dreizehn Jahren mehr, aber noch schön; vielleicht war ihr Liebhaber ihrer müde geworden, oder sie des Liebhabers, Du bist nicht genau darüber unterrichtet; denn als Du zu wissen begehrtest, was aus ihm geworden, erwiderte sie Dir: „Er mußte eine Frau nehmen; vielleicht hat er sie genommen, vielleicht hat er ein Nest voll Kinder, welche die öffentlichen Schulen besuchen — oder er ist gestorben, ich weiß es nicht."

Jenes melancholische Gesichtchen, welches Dir so sehr gefallen hatte, welches Dir noch gefiel, denn die Zeit war fast spurlos an ihm vorübergegangen, hatte nur die schöne Blässe verloren, welche Dir einst das Mädchen so bezaubernd erscheinen ließ. Du, der Du aufrichtig bist, batest sie, sich keine Schminke auf die Wangen zu legen, damit Du sie lieben könnest wie früher, und sie willigte mit Freuden ein.

„Hast Du mich damals sehr geliebt?"

Ob ich sie sehr geliebt! . . . .

„Und sag': wirst Du mich noch lieben? Wirst Du mich immer lieben? Ich bin wie ein Blatt am Baum . . ."

Sie sagte nichts weiter, aber es war mehr als genug für Dich, Don Quixottino.

Du dachtest an den bevorstehenden Herbst dieser Armen, welcher das Leben noch wenige Jahre der Schönheit versprach; dann würde der October über den Baum herfallen und ihn aller seiner Blätter berauben; der Nordwind würde Lucietta erfassen und sie dahintreiben auf der Heerstraße in einem tollen Tanz mit den anderen welken Blättern, bis auch sie, sie, so schön und so geliebt, in dieselbe Vergessenheit aufnehmen würde der gemeinsame Kehrichthaufen!

Du konntest sie lieben und das war Dein Recht; aber Du faßtest den schönen Gedanken, sie zu retten.

„Ich bin zur rechten Zeit gekommen," sprachen unter dem Ritterhelm die Stimmen Deines Gewissens; „ich halte sie fest am Rande des letzten Sturzes, ich breite über den Abgrund meine ganze Liebe, und nicht die Liebe allein, sondern mein ganzes Selbst, die Schmerzen, die ich erduldet, und die Qualen meiner Träume; ich lasse wieder auferstehen alle Todten meiner Schlachten, den Enthusiasmus, die Gläubigkeit, die Kraft meiner Beredtsamkeit, und alles Das breite ich über die Tiefe, damit Lucietta nicht hineinstürze, wie es ihre grausame Bestimmung war. Dann laß' ich sie die Augen erheben zu dem harten Aufstieg und sie ermunternd und sie unterstützend bei jedem Schritt und sie liebend zu jeder Stunde unserer Wanderung, laß' ich sie wieder emporsteigen eine nach der anderen die Stufen, welche sie hinabgeglitten ist, fast ohne des Bösen gewahr zu werden. Wenn wir auf dem Gipfel angekommen sein werden, weit von Allem, was häßlich ist, dann wird die Courtisane still weinen und sich an meine Brust schmiegen, um mich als Weib zu lieben."

Ach, welches Fest alsdann, Don Quixottino!

Du dachtest nicht viel darüber nach: ohne Weiteres machtest Du Lucietta den Vorschlag ihrer Rehabilitation; sie lachte zuerst, weil sie den praktischen Werth der Sache nicht recht begriff; aber ohne auch nur einmal zu überlegen, sagte sie ja.

Ans Werk, Don Quixottino!

Es war nicht leicht, eine Wohnung zu finden, die Lucietta gefiel; sie wollte sie im ersten Stock, höchstens im zweiten, mit einem Fenster, wenigstens mit einem nach der Straße, mit der Entréethür an der Treppe, nicht über einer jener Hinterstiegen, auf welchen die klatschsüchtigen Frauenzimmer sich begegnen. Jeder Gedanke hatte eine vernünftige Grundlage; sie machte wohl lange Spaziergänge auf ebenem Wege, aber es ward ihr schwer, Treppen zu steigen, es war vielleicht ein organischer Fehler. Und in den Stunden der Langenweile (die sie natürlich haben würde, wenn Du nicht bei ihr wärest), welche unschuldigeren Zerstreuungen könntest Du Deiner Gefährtin bieten, als ihr erlauben, an ein Fenster nach der Straße hin zu treten?

Du billigtest Alles; fandest Alles, was sie wünschte.

Sie hatte ihre eigenen Möbeln; aber es war eine Freude für Dich, im Gedanken an die geheime Freude dieser wiedergeborenen Seele, die Tapete ihres Cabinets und ihres kleinen Salons zu erneuern, einen Anrichtetisch, der in der Küche, eine Garderobe, die im Vorzimmer fehlte, anzuschaffen. Und Du dachtest weiter daran, sie ganz unvermuthet über dem Tisch des kleinen Salons eine prachtvolle Petroleumlampe finden zu lassen, welche Dich achtzig Lire kosten sollte. Du bist nicht reich und hattest es Lucietta gesagt, nicht um ihre Launen zu zügeln — denn es war selbstverständlich, daß sie Launen nicht mehr haben dürfe, daß die Zeit der eitlen Wünsche vorüber sei — sondern damit sie, von Deinen Verhältnissen völlig unterrichtet, den Beweisen Deiner Zärtlichkeit den rechten Werth beilegen könne.

Die Bedingungen waren klipp und klar: Du hattest ihr versprochen, all' Deine freie Zeit bei ihr zuzubringen, sie spazieren zu führen in den Morgenstunden; manchmal wolltet ihr den ganzen Weg um die Wälle machen und alsdann hungrig in eine entfernte Trattoria fallen, wo nicht einmal die Luft hätte ahnen können, wer ihr eigentlich wäret; aber sie ihrerseits sollte gewissen langen Promenaden entsagen (von zwei bis vier, welche die Stunden des Gewühls auf dem Corso sind) — Promenaden für ihre Gesundheit, sagte sie, an denen sie so sehr hing, bevor sie mit der Verführung eines schelmischen Blickes Dich ein zweites Mal entflammt hatte.

Und da Du Dir am Ende der Rechnungen doch nicht gerade ein X für ein U vormachen läßt und gewisse Dinge, die sich in dieser niederen Welt zutragen, Dir nicht unter der Nase vorübergegangen sind, ohne daß Du Deine Lection daraus gelernt hättest, so hatte sie Dir versprechen müssen, daß postlagernde Briefe für sie nicht mehr ankommen dürften, daß sie in das Haus gewisser intimer Bekannten (intim natürlich im Sinne von Angelegenheiten der Wäsche, des Frisirens und der Toilette) den Fuß nicht mehr setze, bei Strafe — bei Strafe der Trennung für immer. Als Du sagtest: „Trennung für immer", küßtest Du sie auf die Stirn, so daß die harten Worte ihr eine Liebkosung

scheinen konnten. Aber Du wareſt feſt entſchloſſen, daß, wenn Du zu ihrem Unglück (ſagen wir die wahre Wahrheit: zu Deinem Unglück) ſie auf einem Fehltritt betreffen würdeſt, Du ſie einfach aufgegeben hätteſt.

Sie hatte lachend zugehört und ſchweigend dem Pakte zugeſtimmt; ſie hatte ſogar ein neues Schloß an ihrer Hausthür haben wollen, damit ſie Dir feierlich die Schlüſſel übergeben könne und es Dir ſcheine, als empfingeſt Du die Schlüſſel ihres Herzens.

Und ſo ſchien es Dir. Aber zwei Monate ſind vergangen, eine lange Zeit für gewiſſe Arten von Liebe; die Schlüſſel des unſeligen Schloſſes wurden Dir zehnmal abverlangt, mündlich und ſchriftlich, und immer vergebens, und nun haſt Du ſie vor den Augen zugleich mit dem Schloß; denn Lucietta hat es vom Schmied abnehmen laſſen und Dir die ganze Geſchichte zurückgeſchickt.

Was iſt geſchehen? was hat ſich in zwei Monaten ſo Seltſames ereignen können, um eine ſolche Kataſtrophe herbeizuführen? Ich brauche nicht einmal zu fragen; ich errathe es, was übrigens nicht ſchwer iſt.

Denn Lucietta iſt großmüthig; ſie hat ihre Freiheit wieder erlangen wollen, aber Deine Beſuche nicht zurückgewieſen, wenn Du ſie ihr noch machen willſt; Du ſollteſt ſie nur einen Tag zuvor benachrichtigen.

Ach, welch' ein Jammer, zu denken, daß ſie dem erſten Beſten einen Schatz hinwirft, um im Austauſch dafür ein Almoſen zu empfangen!

Nicht wahr, Don Quixottino, iſt es nicht ein Jammer? — — —

Ich habe mein Verſprechen gehalten, welches ich Dir gegeben; ich habe Dir Alles enthüllt. Aber heben wir noch einen Schleier; bekennen wir Eines, was uns zu verſchweigen gefiel, da wir wohl wiſſen, daß in jedem ſterblichen Menſchen zwei Menſchen ſind, einer, welcher nachdenkt, richtet, Urtheile fällt und leidet; der andere, welcher liebt, ſich quält, genießen will und gleichfalls leidet. Bis hierher habe ich zu dem „Andern" geſprochen; aber die beiden Perſonen, welche in Don Quixottino waren, ſind ganz und Beide — ich ſelbſt. Don Quixottino bin ich, ich allein. Wollte der Himmel, daß es keine anderen dieſer Gattung mehr gebe, nachdem er ſeine Luſt gebüßt, und ein ſo herrliches Exemplar derſelben geſchaffen hat!

Werfen wir Alles in die Luft, was bis jetzt unſere Qual geweſen, laſſen wir die Schmetterlinge hineinflattern in unſer Leben und die Grillen um uns her zirpen, betrachten wir uns als geheilt und ſeien wir entſchloſſen, ein Menſch zu ſein, nur einer, völlig verſchieden von den beiden anderen.

(Fortſetzung folgt.)

Die jüngste Schule Londoner Wohlthäter.

Von

Jul. Post (Hannover).

Zur Beobachtung des Kampfes zwischen der Londoner Noth und der Londoner Hülfe (im weitesten Sinne dieser Worte) gibt es kein günstigeres Gebiet als das „Ostende" und keine passendere Zeit als die späteren Nachmittags- und Abendstunden des Sonnabends. Dann hat eigentlich der Sonntag schon begonnen, und der Eastendman schlürft in so vollen und so tiefen Zügen, wie ihm der frischgefüllte Geldbeutel gestattet. Dabei ihn aufzusuchen, müssen wir diesen Stadttheil nach allen Richtungen kreuz und quer durchwandern.

Nur ein Blick sei im Vorübergehen in diesen Prachtbau geworfen, der sich ins Proletariatviertel verirrt zu haben scheint. Das Schild besagt, daß wir eins der Geschäftshäuser der vereinigten englischen Arbeiter-Consumvereine vor uns haben. Der zwölf Arbeiter umfassende, von den verschiedenen Ortsvereinen des Landes erwählte Leitungsausschuß hat sich gerade heute hier versammelt, um die jährliche Theeprobe abzuhalten und — über das Wohl seiner zahlreichen Arbeiter und Angestellten zu berathen. Nicht weniger als vierhundert zählt dieses Haus. Sie speisen in parkettirten Zimmern, besitzen ihre reich ausgestatteten Hülfscassen, Abendcurse und Clubs — ja eine eigene Musikcapelle. Der erste Blick in den uns überreichten, 542 Seiten umfassenden Jahresbericht fällt auf die Abbildungen der Niederlassungen in Birmingham, Manchester, Newyork, sogar in Hamburg, auf die Chokoladen-, Cakes- und Schuhfabriken, auf die Bankhäuser, ja die Schiffe auf See — insgesammt also Eigenthum der in Consumvereinen verbundenen englischen Arbeiteraristokratie, die sich stärker als der deutsche Bürger vom deutschen Fabrikarbeiter von den Menschen abhebt, deren Woge mit dem Vorrücken des Stundenzeigers immer mächtiger auf den Straßen anschwillt. Sie stockt an den Straßenecken. Im Erdgeschoß fast jeden Eckhauses haben nämlich die Volksbeglücker oder Volksvergifter — je nach dem Standpunkt — ihre Apotheken aufgeschlagen.

In dem Lande der großen Gegensätze ist mir kein größerer entgegengetreten als der zwischen den schmucken, mit blinkenden Kannen und Kännchen besetzten, mit Messing beschlagenen Schenktischen und den zerlumpten Gästen, die hier verkehren. Männer ohne Hemd auf dem Leibe, halbwüchsige Jungen aus Haut und Knochen, Frauenzimmer mit verthiertem Gesichtsausdruck; aber das Bejammernswertheste: diese jungen Wesen, noch im kurzen Kleidchen, die Ponylocke schon auf der Stirn, einen greisenhaften Zug im Antlitz — auf dem Arme das eigene Würmchen. Ihnen Allen öffnet der Schnapsteufel seine Arme, um sie in kurzem Rausche das namenlose Elend vergessen zu machen.

Wer demselben einmal Aug' in Aug' gegenübergestanden, nimmt selbst die uns hier komisch erscheinenden Kampfmittel gegen den Branntwein ernsthaft und wundert sich nicht mehr, daß es vielfach zum guten Ton gehört, auch auf den Balsam fürs zerrissene Herz zu verzichten und sich „einzuschwören", um die Massen mitzureißen.

Ohne Zweifel entfremden die Pauken und Trompeten der Heilsarmee den Ginpaläften eine ganze Anzahl von Kunden. Wäre die Art nur keine so unwürdige. Während der eine Officier seine Bekehrungsgeschichte ergreifend erzählt, unterhalten sich seine Collegen ganz munter und fallen nur — dann aber auch mit Händen und Füßen — in den Gassenhauerrundreim ein, mit dem die Erweckung geschlossen wird.

Uebrigens besitzt die Heilsarmee bereits eine ganze Reihe von Concurrenten. Die Grove-Mission zieht es vor, statt durch Uniform durch seine Gesellschaftstoilette das Publicum heranzuziehen. Mitten auf der Straße wird unter weithin leuchtender Laterne eine fliegende Rednerbühne errichtet, zu der das Harmonium die Vorübergehenden anlockt. — Dort macht ein Mann mit seinem Karren Halt und beginnt aus der Bibel vorzulesen. Das neugierige Publicum sammelt sich um ihn, der Karren wird zur Kanzel und die Predigt beginnt. Sie richtet anscheinend mehr aus als die der zahlreichen Kirchen und Capellen, die heute Abend glänzend erleuchtet sind. Die Glocken summen das Dickens'sche: „Es kommen Keine, es kommen Keine."

Um so mehr Menschen drängen sich in die geräumige Halle der Temperance-Gesellschaft. Schon eine Viertelstunde vor Beginn ist Alles so dicht besetzt, daß man sich nur hineinzwängen kann. Es wird dies übrigens nicht übel genommen; namentlich die zahlreich anwesenden Mütter sind zur Rücksichtsnahme geneigt, denn etwa der fünfte Theil der Anwesenden besteht aus babies.

Aber welche Enttäuschung! Statt einer jener vielgepriesenen „popular concerts" die Productionen eines gewöhnlichen Café-chantant, in dem nicht einmal mit dem Genre, nämlich dem Couplet, gewechselt wird. Die fromme Temperance-society hat es sogar für keinen Raub gehalten, eine kurz geschürzte Schöne, die ihre Gesänge mit entsprechenden Tänzen begleitet, auftreten zu lassen. Die Unmöglichkeit, hier Branntwein zu erhalten, und der Temperance-Vers, den jedes Couplet enthält, sind das Einzige, was diese Anstalt von den anderen Londoner Belustigungsstätten für die unterste Million unterscheidet. Im „Queens-palace", nicht weit von hier, geht es mindestens ebenso ordentlich zu. Es liegt dies daran, daß der Herr Director nicht hinter der Bühne, sondern vor derselben auf einem erhöhten Platz im Orchester förmlich thront. Er übersieht das ganze Publicum, verfolgt aber zugleich in einem Spiegel die Vorgänge auf der Bühne und steht mit dem Leiter derselben telephonisch in Verbindung. Sobald der Hammer in seiner Rechten niederfällt, richten sich Aller Augen auf den Gewaltigen, um zu sehen, wen eine Ermahnung, ein Verweis, oder gar die Ausweisung trifft.

Auf dem Wege von diesen Stätten der Lust durch die engeren Nebengassen begegnen wir dem bittersten Elend: Heimathlose Jungen haben sich auf den Häusertreppen zum Schlaf zusammengekauert. Eben um diese Zeit durchfährt der Dr. Barnardo die Straßen und händigt den Knaben ein Ticket zu einer Abenderquickung in seinem „Home" ein. Die Burschen sollen dadurch mit dem Heim bekannt gemacht, in dasselbe hineingelockt werden. Sie drängen sich auch nach den Karten — vielleicht weil es neben dem Imbiß noch ein Sixpencestück gibt. Ja, eine ganze Anzahl macht ein Geschäft daraus, am selben Abend nacheinander in verschiedenen Straßen und verschiedenen Stellungen — einmal wird z. B. die Jacke umgekehrt angezogen — die Aufmerksamkeit des Doctors auf sich zu lenken. Die eingeheimsten „Tickets" werden dann unter den Kameraden verauctionirt.

Genau so wie die Jungen mit Barnardo, verfährt er mit seinen Kunden. Wer ihm einmal eine Unterstützung geschickt hat, wird an die Wiederholung seiner Gabe häufig dadurch erinnert, daß er eine Doppelphotographie zugesandt erhält. Auf der einen Seite ein verkommener, abgemagerter, zerlumpter Junge, auf der anderen ein wohlgenährter, sauberer und munter dreinschauender. Man erwartet denselben Knaben in

den beiden Bildern. Weit gefehlt, es sind zwei beliebig zusammengesetzte. Die Reclame spielt bei Barnardo überhaupt eine große Rolle. Warum ist er mit dieser Anstalt nicht auf das viel gesündere und billigere Land gegangen? Schon beim Herannahen stiert einen das weit hinausschauende Schild mit der Riesenaufschrift „3000" entgegen. So viel Knaben sind bereits durch Barnardo's Hände hindurchgegangen, so viel hat er durch Gewöhnung an Ordnung, Reinlichkeit und Arbeit zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft, größtentheils zu Colonisten in Canada, ausgebildet.

Vor den Häusern angelangt, berühren den Deutschen die Barnardo-Scenen unangenehm, mit denen die Wände und Fensterscheiben bemalt sind. Wir betreten den großen Geschäftssaal im Erdgeschoß, in welchem etwa dreißig Beamte die Schreibereien besorgen, namentlich die Briefe erledigen, deren neunhundert etwa täglich eingehen. Hier werden wir auch einer Führerin überliefert, welche uns die geradezu mit englischer Behaglichkeit ausgestatteten Schlaf-, Speise- und Erholungssäle zeigt. An dem großen überdachten Schwimmbad ist das Schönste die Empore für die Beschauer. Jedes Handwerk hat hier eine Werkstatt. In der Buchdruckerei finden wir die Knaben gerade dabei, zu setzen, und zwar die Sündengeschichten ihrer Kameraden.

Noch kennzeichnender für die Barnardo'sche Art ist die Thatsache, daß er wiederholt in Processe mit den Eltern seiner Schützlinge verwickelt wurde. Dieselben erheben Anklage, daß er ihnen ihre Kinder geraubt habe, ja daß er dieselben vor ihnen verstecke — natürlich in bester Absicht.

Bemerkenswerth ist, daß man dies Alles recht gut weiß; vom obersten Ministerialbeamten bis zum ungelernten Arbeiter hat mir Jeder darin zugestimmt, daß in diesem Barnardo ein gut Stück Barnum stecke. Trotzdem fließen ihm $2^1/_2$ Millionen Mark jährlich zu.

Etwa ebensoviel hat eine Veranstaltung gekostet, von der gleichfalls bislang nur Rühmendes in Deutschland berichtet wurde.

Ein Roman von Walter Besant[1]) war für den Gedanken eingetreten, den Londoner Heloten, die ihr Leben in den elenden Hütten, ungesunden Werkstätten und Fabriksälen zuzubringen gezwungen wären, möchte doch die Möglichkeit gegeben werden, die wenigen Stunden der Erholung in behaglichen, schönen, ja, da es nur kurz sein könnte, sehr schönen Räumen zuzubringen. Der Gedanke zündete: der Prinz von Wales legte den Grundstein, die Königin selbst eröffnete im fernen Osten einen wahren Palast fürs Volk. Er ist noch nicht ganz vollendet, aber schon jetzt kann das Theater mit manchen unserer Hofbühnen wetteifern. Die Laboratorien und Hörsäle sind reicher ausgestattet als die unserer kleineren Universitäten. Wohl noch nie ist ein so mannigfaltiges Lehrprogramm wie für den „Peoples palace" aufgestellt. Außer den Schulen für Knaben und Mädchen soll Unterricht für Erwachsene stattfinden: im Tanzen, in Instrumentalmusik, Rollschuhlaufen, Radfahren, Rudern, Bogen- und Gewehrschießen, Billardspielen, Vorlesen, Declamiren, Blumenpflege, Gärtnerei, Kochkunst, Schneidern, Briefschreiben, Versmachen, Malen, Zeichnen, Modelliren, Photographiren, Holz- und Elfenbeinschnitzerei u. s. w. Die Bibliothek befindet sich in einem hohen Kuppelbau, an dessen Wänden die Bücher aufgestellt sind. Rings herum führen Galerien, und von diesen aus laufen auf Seilbahnen Kasten nach dem Mittelpunkte, der Ausgabestelle, um die hier verlangten Bücher herbeizuschaffen. Also Alles auf größtem Fuße eingerichtet, aber leider nicht entfernt dementsprechend benutzt. Wenn wir die zweiundzwanzig größten deutschen Städte, d. h. die über 100 000 Einwohner, aneinanderlegen, so bekommen wir noch lange nicht das eine London heraus. In dem verhältnißmäßig kleinen Theile, in dem wir uns augenblicklich befinden, hätte Berlin reichlich Platz. Für die Mehrzahl Derjenigen, denen der Palast bestimmt wurde, ist daher der Weg zu demselben viel zu weit. Es herrscht darüber auch nur eine Stimme, daß man besser gethan, mit den hohen Beträgen, die der Palast verschlingt, die zahlreichen Arbeiterclubs und -Vereinigungen in ihren Bildungsbestrebungen zu unterstützen.

[1]) „All sorts and conditions of men"; man vergl. unsere Notiz darüber im vorigen Hefte, S. 319.

Dieselben wurden aber bei der Einrichtung nicht einmal nach ihren Ansichten und Wünschen gefragt.

Das Lob, welches den eben geschilderten Veranstaltungen meines Erachtens in zu reichem Maße bei uns gezollt wird, möchte ich aber für eine der neuesten Schöpfungen Octavia Hill's erbitten. Diese Dame geht in ihren Bemühungen, die kleinen Leute an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen, bekanntlich darauf aus, ihnen das Heim möglichst behaglich und fesselnd zu machen. Hier in der Wüste jener übel berufenen schwarzen Häuserblocks hat sie sich nun fast überboten. Ein anmuthiger, mit Blumenbeeten und Teichen, mit Brücken und Laubgängen gezierter kleiner Park ist von zweistöckigen Einfamilienhäusern eingefaßt, in denen besser gestellte Arbeiter, und zwar ohne jedweden, auch verkappten Zuschuß wohnen. Einen hübschen Abschluß des Bildes liefert die stattliche Spiel- und Erholungshalle, in der auch die Wochenconcerte stattfinden, wenn es im Pavillon des Parkes zu rauh ist. Das kleine Idyll ist natürlich nicht nur den nächsten Anwohnern bestimmt. Frische Luft und Sonnenschein schöpfen aus ihm auch die in den höheren Stockwerken der umliegenden Miethskasernen Wohnenden. In einem dieser, die Allerärmsten beherbergenden Häuser, vier Treppen hoch — einem Hause, von dem Octavia Hill mit Stolz erzählt, daß sich die Kinder, als sie es übernahm, in dem Trinkwasserbehälter auf der Plattform badeten — hat ein junger, reicher Mann dauernd seinen Wohnsitz aufgeschlagen, ich möchte sagen ein moderner Einsiedler, mindestens einen Sonderling würde man ihn hier nennen. Mr. Brooke wirkt gleichzeitig als Agent der Charity association und Octavia Hill's, jedoch nur, um dadurch den Boden für eine ganz besondere Wirksamkeit zu gewinnen, nämlich zum Besten der Fabrikjungen des Viertels.

Gerade am Sonnabend Nachmittag gegen sechs Uhr strömen sie in dem Hofe dieses Hauses zusammen, das Vesperbrot noch in der Hand, entrichten ihren Penny, werden darauf in eine schmucke Uniform gesteckt, und nun geht's unter dem Commando eines alten Corporals und dem Obercommando eines alten Majors ans Soldatenspiel. Ich hätte nie geglaubt, daß nach einer sauren Fabrikwoche den Jungen das Exercieren einen so außerordentlichen Spaß machen könnte. Sie kennen freilich den Ernst desselben nicht, und können, da es hier keine Spielplätze gibt, dem eingeborenen Hang nicht anders genügen. Sobald der Cursus beendigt ist, empfangen die Zöglinge, welche regelmäßig theilgenommen, die Hälfte ihrer Einzahlung zurück.

Mr. Brooke betrachtet übrigens das Cadettencorps eigentlich nur als Lockmittel für seinen „Boyclub". Es ist geradezu rührend, ihn Abends in dem bescheidensten Clublocal, das gedacht werden kann, zu sehen, wenn die Jungen ihn umtoben, umlärmen, mit Fragen bestürmen, mit Cigarrettendampf anqualmen. Er liest ihnen vor, besieht mit ihnen Bilder, turnt vor, lehrt sie regelrecht boxen, kurz, ist ihr guter Kamerad.

Wie die gleichalterigen Fabrikmädchen, die in diesen Räumen an den Abenden, an welchen die Knaben nicht erscheinen, von einigen jungen Damen mit Singen, Spielen und Tanzen unterhalten werden, an diesen ihren Patroninnen das ganze Leben hindurch hängen und haften bleiben — sie haben sich an ihnen beinahe festgesogen — so geht's auch Mr. Brooke mit seinen Zöglingen. Sie lassen ihn nicht los. Wenn sie erwachsen, wird er mit in ihr Vereinsleben hineingezogen. Sie machen ihn mit ihren Vätern bekannt, so daß der verhältnißmäßig junge Mann schon jetzt in zahlreichen Arbeiterclubs des East-Ends als Vorstandsmitglied eine angesehene und einflußreiche Persönlichkeit ist.

Gerade während ich in London war, erreichte ihn eine eigenthümliche Berufung, und zwar von Seiten eines Freundes, der, von gleichem socialen Eifer wie Brooke beseelt, dadurch sich an der Lösung der socialen Frage versucht, daß er sein Landgut parcellirte, an die bisherigen Arbeiter verpachtete und aus denselben eine Productivgenossenschaft bildete, der er bei der geschäftlichen Leitung, dem Absatz der Erzeugnisse, der Beschaffung der Düngestoffe, Maschinen u. s. w. seinen Beistand unentgeltlich zur Verfügung stellt. Brooke sollte nun die Gastwirthschaft für die Genossenschaft übernehmen.

Ein anderer junger Freund, der Sohn eines reichen Fabrikanten in Halifax, den ich dort besuchte, hat den naturgemäßesten und daher vielleicht erfolgreichsten Weg eingeschlagen: er widmet seine freie Zeit den jugendlichen Arbeitern seines Vaters. Nicht nur den Abendunterricht leitet er, auch die Vergnügungen gibt er an und beschreitet dabei neue Wege. Im Hochsommer nämlich vereinigen sich Mr. Whitwell und etwa zwölf seiner Freunde, um mit den Jungen auf einige Wochen ein Lager an der See zu beziehen. Da bricht an einem schönen Morgen die ganze Schar mittelst Extrazug auf, als ging's in die Wildniß. Nicht nur die Zelte, Tische und Stühle, der Kochherd und das Kochgeschirr werden mitgenommen, nein, auch die Nahrungsmittel. Das Hauptvergnügen für die Jungen ist, daß Jeder wie in einem ordnungsmäßigen Feldlager, beim Zeltaufschlagen, Feueranmachen, Kartoffelschälen, Reinigen und so fort mit heran muß. Alles mit militärischer Pünktlichkeit. Selbst beim Baden und Spielen, der Hauptbeschäftigung des Tages, geht's nach Trompetenstoß und Trommelschlag.

Ich kann nur einige Vertreter dieser Gruppe junger Wohlthäter hier vorführen. An einer Erscheinung dürfen wir aber nicht vorübergehen: Mr. Laurie bekleidet eine Lehrerstelle an dem vorhin erwähnten „People's Palace". Als ich ihn dort aufsuchte, sollte ich zuvörderst bei ihm frühstücken. Wir begaben uns in seine bescheidene, in der Nähe belegene Wohnung und fanden dort einen halbwüchsigen Jungen, den Hut auf dem Kopfe in einem „easy chair" vor dem Kamin. Auf seinen Knieen lag ein Reißbrett, beinahe größer als der Kerl selber, und auf demselben entstand ein eigenthümlicher, mit Bildern verzierter Anschlag, der die Aufschrift Jahrgang III Nr. 5 „The rose and the ring" trug. Es war die Zeitung des gleichnamigen Boyclubs, der nicht reich genug ist, sein Blatt drucken zu lassen. Der Redacteur faßt daher die einlaufenden Beiträge auf einem großen Blatt zusammen und heftet dieses bei den Zusammenkünften an die Wand. Da wird von einem Besuche bei einem Künstler erzählt, der aus dem Kreise der Jungen hervorgegangen ist. Seine Schöpfungen sind in wohlgelungenen Skizzen der Zeitung einverleibt. Ein anderer Mitarbeiter macht Vorschläge zu einem Ausfluge. Ein Dritter erzählt von seinen Erlebnissen. Ein Vierter bespricht die Verschönerung des Clublocals.

Wo mag sich dasselbe befinden? Hier in Mr. Laurie's Wohngemach. Ja, am Kaminsims haben die „Knospen" (so heißen die jüngsten Clubmitglieder) sogar begonnen, das Thema „Rose und Ring" in vielverschlungenen Arabesken zu variiren.

Aus der Vertraulichkeit, ja Zärtlichkeit, mit welcher der Junge am Kamin Laurie umfaßte, schloß ich zunächst auf eine verwandtschaftliche Beziehung. Aber die, wenngleich unbeholfene Herzlichkeit, mit der fast alle Burschen, die uns begegneten, ihren Lehrer und Freund auszeichneten, belehrte mich eines Besseren.

Und dieses Vertrauen und diese Anhänglichkeit hat von den Knaben sich naturgemäß auf ihre Eltern übertragen, so daß Mr. Laurie eine vielleicht noch angesehenere und einflußreichere Persönlichkeit in den Londoner Arbeiterkreisen ist als Brooke. Bei Gründung von Vereinen und Genossenschaften wird er zu Rathe gezogen. Sein besonderer Stolz ist eine kleine, aber blühende Productiv-Association. Man sieht, nicht die Form, sondern die Person verbürgt den Erfolg.

Das tritt in der gesammten Wirksamkeit dieser jüngsten Schule zu Tage. Abweichend von der Londoner Massenwohlthätigkeit, verzichten sie auf einen raschen, in die Augen springenden und daher für die Reclame verwerthbaren Erfolg. Sie sind deshalb im fashionablen London ganz unbekannt. Zu ihnen vorzudringen, hat mir große Opfer gekostet.

Aber noch bemerkenswerther ist ihr Verzicht darauf, von einer ansehnlichen, zahlreichen Gemeinschaft getragen zu werden. Brooke schlägt sich manchen Abend mit nur acht seiner Jungen herum. Diese Bescheidung auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl bedingt freilich den Hauptvorzug dieser Schule, nämlich eine eingehende Vertiefung in die Eigenart der Schützlinge. Die Brooke, Whitwell, Laurie u. s. w. brauchen die Geschichte ihrer Anbefohlenen nicht wie Dr. Barnardo für die Registratur

drucken zu lassen, sie kennen sie in- und auswendig. Ihre Kunst haben sie allerdings förmlich studirt, und zwar in einem Seminar — so würde man es hier wohl nennen — welches mit Unterstützung der Universitäten Oxford und Cambridge errichtet worden ist, um Denjenigen, die ihre Studien dort beendet und den Wunsch hegen, die sociale Frage mit eigenen Augen kennen und mit eigener Faust bearbeiten zu lernen, hierzu den Boden zu schaffen. Ein frühverstorbener junger Gelehrter hat den Gedanken zuerst ausgesprochen und lebhaft verfolgt. Ihm zu Ehren wurde der anmuthige, grünumrankte Bau Toynbee-Hall genannt. Die Verwirklichung des Gedankens ist aber das Verdienst des Geistlichen dieses Kirchspiels und seiner thatkräftigen Gattin, Mr. und Mrs. Barnet, in deren Händen auch gegenwärtig die Leitung der Anstalt liegt. Dieselbe bietet zwölf bis zwanzig jungen Leuten gegen mäßige Vergütung angemessene Wohnung und Verpflegung, vor Allem aber mannigfaltige Anknüpfungspunkte für angewandte sociale Politik.

Eine große, von den Toynbeeleuten verwaltete Volksbibliothek ist jeden Abend geöffnet. Ebenso finden fast jeden Abend öffentliche belehrende Vorträge oder volksthümliche Concerte statt. Sogar eine populäre Gemäldeausstellung mit wirklich gemeinverständlichem, erläuterndem Verzeichniß hat Toynbee-Hall schon zweimal beherbergt. Zur eigentlichen persönlichen Berührung führen die Vereine für gemeinsames Spiel und Ausflüge, das Lesen mit vertheilten Rollen und vor Allem die kleinen socialen „Suppers", an denen noch jüngst Burns und andere Führer der Strikebewegung theilnahmen, und — darüber herrscht nur eine Stimme — durch den freundlichen Verkehr mit Mr. Barnet und seinen Jüngern besänftigende Eindrücke für den Kampf mit hinwegnahmen.

Kein Wunder, daß Toynbee-Hall bereits Nachahmungen, z. B. das gleichfalls im Ostende belegene, einen kirchlicheren Charakter tragende „Bethnal Green" gefunden hat. Auf dem Festland besitzen wir Derartiges noch nicht. Sollte sich vielleicht ein Reis vom Toynbee-Hall auf deutschen Boden versetzen lassen?

Ich glaube, ja ich hoffe sogar, daß ein solches bei uns nicht angehen würde. Nicht etwa aus Mangel an Noth. Uns fehlt aber der englische Kraftüberschuß. Nachdem der deutsche Student sein Staatsexamen glücklich bestanden, können wir ihn nicht noch ein paar Jahre lang auf seine Kosten in ein socialpolitisches Seminar stecken. Der deutsche Idealismus macht aber den deutschen Studenten schon während der Studienjahre für Anregungen zur Bekämpfung von Noth und Elend, welche die Gegenwart zeitigt, so empfänglich, daß ich zum Beispiel meine Zuhörer, um ihnen die akademische Stille zu wahren, schon habe davon zurückhalten müssen, daß sie selbst mit Hand anlegten.

Wir brauchen aber Gottlob auch keine Männer, die ihren Lebensberuf ausschließlich in der Erfüllung gemeinnütziger Pflichten suchen. Zwischen uns und den Vettern drüben besteht in dieser Beziehung ein Unterschied, der unter Anderem aus einer Inschrift in dem kleinen hübschen Park von Octavia Hill, in welchen wir vorhin einen Blick warfen, herausklingt. Die Inschrift besagt, daß die Anlage der Freigebigkeit eines einzigen Mannes zu danken sei, welcher 2000 £ für das Unternehmen stiftete. Sie läßt aber auch die Bedingung durchschimmern, welche er an seine Gabe knüpfte: daß er nämlich nie von der Sache etwas zu sehen und zu hören brauche.

Noch deutlicher läßt die Verschiedenheit in der socialpolitischen Anschauungs- und Arbeitsweise das Verhältniß zwischen dem englischen Arbeitgeber und -Nehmer erkennen. Das Großartigste, was ich in der Welt — und ich habe sie darauf bereist — auf dem Gebiete der Fürsorge der Fabrikherren für ihre Angehörigen gesehen habe, ist die Arbeiterstadt Saltaire, unweit Bradford. Die Häuser, Kirchen, Schulen, Speisehallen u. s. w., welche der dieserhalb zum Baronet erhobene Titus Salt den Angehörigen seiner Alpacca- und Mohairfabrik erbaut hat, sind bis zum Armenhause abwärts durchweg ornamental. Der Park macht einen geradezu fürstlichen Eindruck. Ein kleines Dampfboot steht auf dem ihn durchfließenden Air den Arbeitern zur Verfügung. Zur Ueberwinterung ihrer Blumen sind Glashäuser erbaut. Die Zöglinge

der Kunstschule traten vor einiger Zeit erfolgreich mit denen vom Kensington-Museum in Wettbewerb. Wenige unserer Provinzialstädte dürften ein Museum besitzen wie die Angehörigen der Salt'schen Fabrik.

Trotz all' dieser Herrlichkeit, trotzdem, ja vielleicht weil der hochherzige Begründer auch gleich die Beträge zur Erhaltung seiner verschiedenen Einrichtungen stiftete, machen dieselben einen ruinenhaften Eindruck! Die Beziehungen zwischen der Familie, den Nachfolgern von Sir Titus und der jetzigen Arbeiterschaft sind mehr als kühl.

Es gibt auch bei uns solche prunkende Einöden, aber doch nur vereinzelt. Das Gepräge der Mehrzahl derjenigen Fabriken, in denen mit herzlicher Freigebigkeit für die Leute gesorgt wird, ist die Königs- und die Mannentreue des Nibelungenliedes, die in dem Verhältniß von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer widerklingt.

Die Toynbeemänner wollen sich nun — beinahe sportsmäßig — zwischen diese beide Factoren, überhaupt zwischen Geber und Empfänger einschieben, und darum können wir sie nicht gebrauchen. Aber wir können von ihnen lernen, nämlich für die Arbeitsart. Bezüglich dieser wird die Geschichte unserer Zeit bei aller Anerkennung der Wucht, mit der wir gegen die tausendköpfige Noth vorgegangen, den Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit und Oberflächlichkeit nicht ersparen. Die stattlichen Brücken, welche wir über die „große Kluft" geschlagen haben, vermögen dieselbe nicht zuzudecken. Dies können nur zahlreiche Einzelstege, die von Menschen zu Menschen, vom Herzen zum Herzen führen; die den Gebenden in unmittelbare Berührung mit dem Empfangenden bringen, ihn dadurch bereitwilliger machen und in seiner Liebesthätigkeit frischer und beharrlicher erhalten; welche die Gaben dem Empfangenden genau anzupassen und ihn vor der Almosenerniedrigung zu schützen gestatten.

Die prunkenden Brücken sind unsere großen Wohlthätigkeitsvereine, deren Organe es manchmal, da sie im Kleinen nichts zu verrichten vermögen, im Großen anfangen; die oft vergessen, daß in jener erhabenen Verheißung nicht geschrieben steht: „Ich bin hungerig und durstig und krank und gefangen gewesen, und ihr habt Geld zusammengebracht, damit ich satt, gesund und frei würde", sondern „*ihr habt mich gespeist, getränkt, besucht*" u. s. w. Im Eifer des Geschäftes übersehen die Vereinsvorstände leicht, daß ihr Ziel nicht in erster Linie darin bestehen darf, gleichsam die Noth aus der Welt zu treiben, sondern dem Einzelnen bei der Erfüllung derjenigen Pflichten des Wohlthuns behülflich zu sein, zu denen ihn seine Lebensstellung und Lebenswirksamkeit berufen hat. Daher so häufige Uebergriffe der demokratisirenden Vereinsthätigkeit in dasjenige Gebiet, welches der aristokratischen Einzelleistung vorbehalten ist, und damit die Gefahr, den Einzelnen in die Versuchung zu führen, der er so geneigt ist, zu unterliegen: sich von seinen persönlichen Pflichten durch den Vereinsbeitrag loszukaufen, sich da vertreten zu lassen, wo Vertretung Versäumniß bedeutet. Selbst die wegen ihrer genauen und gründlichen Einzelbehandlung der Bedürftigen vielgerühmte Elberfelder Armenpflege hat, mit der Individualisirung nach oben, in den Kreisen der Bemittelten statt bei den wohlhabenden Familien schon bei einzelnen, verhältnißmäßig wenigen Familienhäuptern, die das Amt eines Armenpflegers bekleiden, Halt gemacht.

Jedoch nicht gegen diese hervorragende Schöpfung und überhaupt nicht gegen die, Verständigung und Anregung herbeiführenden Organisationsbestrebungen, gegen unser stolzes Vereinswesen als solches, welches ja für viele Zwecke centralisiren *muß*, sind diese Ausführungen gerichtet. Nur wie wir uns in demselben vor Einseitigkeit und Verflachung schützen können, läßt sich meines Erachtens von der jüngsten Schule der Londoner Wohlthäter lernen.

Wie Brooke, Whitwell und Laurie widmen auch unsere Socialingenieure der heranwachsenden Jugend, namentlich der der Verwahrlosung ausgesetzten, ihre besten Kräfte. Die armen Jungen, deren Eltern nicht mehr am Leben oder durch ihre Berufsarbeit tagsüber vom Hause ferngehalten sind, versammelt man in der schulfreien Zeit, sucht ihnen durch anregende und zugleich nützliche Beschäftigung, durch Gartenarbeit, Blumenpflege, Holzschnitzerei, Papparbeiten und dergleichen Lust und Liebe zur Arbeit

anzubilden, um sie dadurch gegen den Teufel des Müßigganges mit seiner ganzen Gefolgschaft zu feien. Aber erst ganz vereinzelt, fast schüchtern beginnt man in die Fußtapfen der jungen Londoner „Toynbee-Associates" zu treten und neben dem Arbeitshort jedem Knaben einen lebendigen, persönlichen fürs Leben zu schaffen. Hier in Hannover haben z. B. einige Officiere und Beamte, die mit der Berufsthätigkeit abgeschlossen, einen Theil ihrer Zeit den Jungen, und zwar jeder nur einer kleinen Anzahl derart gewidmet, daß sie sich als väterliche Freunde um sie bekümmern, kleine, aber regelmäßige Dienste von ihnen verrichten lassen, den Lohn nebst sonstigen Ersparnissen auffammeln, ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu gewinnen suchen und so ein Patronatsverhältniß herstellen, welches, wenn es wahr und echt ist, die Knabenjahre überdauern muß. Diese Männer waren geradezu gerührt, als ihnen der Dank ihrer Schützlinge jüngst eine selbstgefertigte kleine Arbeit unter den Tannenbaum legte. Was werden sie sagen, wenn ihnen in diesem Jahre der kleine Gesangchor ein Geburtstagsmorgenständchen bringt? Bislang hat derselbe sich über die gemeinsamen Feste nicht hinausgewagt. Auf diesen erscheinen als Ehrengäste die Eltern. Die Stege zu ihnen bilden ungezwungen die Kinder, denn in diesen fühlen die Eltern sich gefesselt und geehrt; die Unterhaltung über des Sohnes Eigenart, seine Neigungen, seine Zukunft sind des Vaters Lieblingsgespräch.

In Leipzig hat die Gattin des Pandectisten Windscheid in ihrem Mädchenhort ähnliche Erfolge erzielt. In Leipzig gibt es sogar in den vornehmsten Gesellschaftskreisen schon „Ketzer", die mit dem Arbeiter auf der Kegelbahn regelmäßig zusammentreffen.

Das mag wohl nicht Jedermanns Sache sein. Aber Niemand sollte ausweichen, wenn ihn sein Lebensweg an die trennende Kluft führt. Jeder muß einmal an ihr vorüber. Ja die Meisten wandern das ganze Leben hindurch an ihrem Rande, nämlich in ihrer Beziehung zu den Dienstboten. Da muß zuvörderst wieder angeknüpft werden.

Mancher, namentlich jungen Frau, geht's dabei freilich wie dem Herrn Güldenstern mit dem Prinzen Hamlet, als dieser jenem die Flöte reichte und verlangte, er solle ihm etwas vorspielen. Güldenstern konnte es nicht, er kannte ja nicht die Griffe. „Ihr wollt auf mir spielen und kennt nicht die Griffe? Ihr könnt mich höchstens verstimmen."

Die socialen Griffe sind eben das Problem, nicht nur der kleinen, sondern auch der großen socialen Frage.

Die Berliner Theater.

Berlin, 6. Mai 1890.

So mannigfaltige Aufführungen auch die vier letzten Monate der diesmaligen Spielzeit dem schaulustigen Publicum gebracht haben, eine bedeutsamere Erscheinung von dauerndem literarischen Werthe ist nicht hervorgetreten. In dieser Hinsicht ist noch immer Hermann Sudermann's Schauspiel „Ehre" das Ereigniß dieser Saison geblieben. Nicht nur darum, weil es ein neues, kräftiges und originales Talent unserem Bühnenwesen zugeführt hat, sondern weil es die Bahn andeutet, welche die dramatische Kunst einzuschlagen hat, um die Theilnahme des Publicums zu gewinnen und ohne völligen Bruch mit den Ueberlieferungen und Gewohnheiten der deutschen Bühne zu neuen Gestaltungen zu gelangen. Gegenüber den lautesten Stürmern und Drängern der naturalistischen Schule ist Sudermann freilich nur ein bescheidener Reformer, sogar mit einem schüchternen, zaghaften Zug, aber gerade dies Maßhaltende in ihm, die Absicht, das deutsche bürgerliche Schauspiel durch die Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens, durch die Fragen und Bestrebungen der Gegenwart zu erneuern, verspricht seinem Werke die Dauer, seiner Begabung eine reiche Entwickelung.

Der Kampf zwischen dem alten und dem jungen Geschlecht in unserer Literatur, der sich schon eine geraume Zeit, außerhalb des eigentlichen Publicums, in dem Kreise der Schriftsteller bemerklich gemacht hatte, ist jetzt, nachdem er auch die Bühne ergriffen, zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden. Die Consumenten, an die sich zuletzt doch auch das Kunstwerk wie jede andere Waare richtet, werden zum Urtheilsspruch aufgefordert, nicht als einsame Leser, die ein Buch mit Genuß oder Verdruß aus der Hand legen, sondern als zuschauende und zuhörende Masse, die unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen ihren Wahrspruch abgibt. Den Theatern fällt damit, merkwürdig genug durch die realistische Bewegung, wieder jene idealistische Aufgabe zu, die ihnen Schiller stellte, wenn er die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet wissen wollte. Dreißig Jahre hindurch ist die Schaubühne eben nichts mehr als ein Vergnügungsort, im besten Falle eine Schule des Geschmacks und der feineren Bildung bei uns gewesen, wie eine Gemäldegalerie, ein Kunstgewerbemuseum: den erziehenden Zweck hatten ihr die Rednertribüne und die politische Zeitung weggenommen. Jetzt, in dem Drang gesellschaftlicher und pädagogischer Umwälzungen, möchte man auch das Theater in den Dienst dieser Gedanken stellen. Was sich in den nordischen Staaten schon vollzogen hat, daß die dramatische Kunst zur Waffe in dem politisch-socialen Kampf wird, bereitet sich bei uns immer unabweislicher vor. Wenn es bis jetzt nur freie Vereinigungen sind, die diesem Ziele zustreben, bald genug werden sich auch die öffentlichen Bühnen dieser socialen Tendenzpoesie öffnen; die Mode wird auch die Luxustheater der oberen Zehntausend zwingen, auf ihren Brettern das „graue Elend" und die Verkommenheit aus dem Hinterhause, vier Treppen hoch, in Lebensgröße darzustellen. In seiner ganzen Schärfe kömmt der Gegensatz zwischen der alten und der neuen Bühnenpoesie in den Vorstellungen des Schauspielhauses auf der einen,

der „Freien Bühne" auf der anderen Seite zum Ausdruck. Hier Erhaltung, dort Umsturz um jeden Preis; hier Stücke, die in der Kindlichkeit ihres Inhalts, in der Schablonenhaftigkeit ihrer Durchführung von aller Wirklichkeit, von den Empfindungen und Anschauungen des Publicums absehen und zur Puppenkomödie herabsinken, dort breite und öde Schilderungen, in denen das Alltagsleben und -Leiden der kleinen Leute, mit dem Dunst der Krankenstube und dem Schnapsgeruch, mit der Rohheit des Herzens und der Gemeinheit der Sprache, als ob es allein in der Welt wäre, sich behaglich und selbstbewußt entfaltet; hier die Bourgeoisie, die auch künstlerisch abdankt, dort der vierte Stand, der auch in der Kunst die ausschließliche Herrschaft beansprucht.

In der Leitung des Schauspielhauses hat der neue Director, Dr. Otto Devrient, allmälig eine größere Sicherheit gewonnen, aber er besitzt in der Auswahl der Neuigkeiten keinen glücklichen Griff. Eine und die andere einzulösende Schuld ist ihm freilich noch von früher her geblieben, und die geringen Erfolge fast aller neuen Stücke, die seit dem September des vergangenen Jahres bis heute über die Bretter gegangen sind, kommen nicht ausschließlich auf sein Conto. Allein auch ihm fehlt wie seinem Vorgänger, Herrn Anno, der frische Wagemuth und die kräftige Initiative. So ärmlich wie die moderne Production auf der Hofbühne erscheint, ist sie doch nicht. Innerhalb des historischen Schauspiels und des Salonlustspiels lassen sich doch noch hervorragendere Sachen finden, als sie uns das Schauspielhaus brachte. Eine literarische Würdigung verdient nur das geschichtliche Trauerspiel in fünf Aufzügen „Erich Brahe" von Otto Girndt, das am Freitag den 17. Januar zur ersten Aufführung gelangte. Es ist um fünfundzwanzig Jahre zu spät gekommen. Damals würde es, neben den historischen Dramen Gottschall's, eine stattlichere Figur gemacht haben. Jetzt liegt auf dieser akademischen Nachgeburt eine Wolke Staub. Uns berührt diese Verbindung einer politischen Staatsaction mit einer höfisch-romantischen Liebes- und Eifersuchtsgeschichte wie etwas Unwirkliches und Künstliches, und die bilderreiche Sprache, in regelmäßigen gut gebildeten Jamben, im Munde schwedischer Grafen und Gräfinnen, im Zeitalter Friedrich's des Großen, drückt dem Ganzen noch mehr den Charakter des Phantastischen auf. Otto Girndt's Muse hat sich in heiteren Komödien bisher noch immer wirksamer erwiesen als im ernsten Schauspiel; mit liebenswürdigem Humor würzt er allerlei Auftritte aus dem Kleinleben und beutet die Mißverständnisse und Verwechslungen, die mehr noch der Bühne als der Wirklichkeit angehören, geschickt und zuweilen geistreich aus. Seine Bildung wie sein Feingefühl verhindern ihn, gar zu tief in die Plattheit zu fallen; leider ist sein Talent nicht stark genug, aus der Situationskomik zum Charakterlustspiel vorzudringen. Er begnügt sich meist mit dem bloßen Umriß der Figuren und treibt mit den Tendenzen und Gedanken, die seinen besseren Komödien als tiefere Grundlage dienen, ein leichtes Spiel, während wir ihre Durchführung erwarten. Aber neben dem Humoristen und Satiriker steckt in Girndt auch der Keim zu einem tragischen Poeten. Wiederholt hat er sich in geschichtlichen Stoffen versucht, bald an dem Schicksal und der Schuld der Borgia's, bald an dem Glanz und dem Sturz Dankelmann's, nur daß diese Seite seiner Begabung den Lesern bekannter ist als dem Theaterpublicum. Mit der Zeit ist er nicht fortgeschritten, sondern in dem alten Schema der historischen Jambentragödie haften geblieben. Sein „Erich Brahe" ist ein Zwillingsbruder von Michael Beer's „Struensee", in der Form, wie in der Verwicklung und der Gesinnung. Aus der unwürdigen Knechtschaft, in der die Oligarchie der Stände ihn hält, will der Oberst der Leibwache Graf Erich Brahe seinen schwachen gutmüthigen König Adolf Friedrich befreien und ihn zu einem unumschränkten Monarchen erheben. Er stößt so politisch mit dem Reichstagsmarschall, dem Grafen Fersen, hart und unversöhnlich zusammen. Ein persönlicher Gegensatz verschärft noch den Haß, den sie gegen einander hegen. Fersen's Gattin, die stolze und nachtragende Juliane, hat als Mädchen Erich Brahe geliebt: nur widerwillig, aus beleidigtem Selbstgefühl, hat sie Fersen geheirathet, weil Brahe sein Herz und seine Hand der sanften Christine, einer Tochter des Grafen Piper, geschenkt hat. In ihrer Eifersucht stachelt sie Fersen's Groll gegen den Mann, der sie

verschmäht hat, immer heftiger an und läßt sich sogar zu einem Vergiftungsversuch gegen Christine hinreißen. So verschlingt sich die politische Verschwörung mit der Leidenschaft eines dämonischen Weibes, die erst den geliebten Mann verderben und dann bereuend retten will. Warum nun Brahe's Verschwörung scheitert, worin die Macht der Stände wurzelt, wird den Zuschauern aus der Dichtung selbst nicht klar. Der willenlose, eines energischen Entschlusses unfähige König, der doch im Herzen mit den Verschwörern, seinen Officieren, einverstanden ist, verhindert ihre Gefangennahme nicht, vermag nicht bei den Ständen ihre Freilassung durchzusetzen und kömmt schließlich selbst mit seiner Begnadigung zu spät, da Graf Fersen die Verurtheilten rasch aus einer Hinterthür des Gefängnisses auf das Schaffot hat führen lassen, als der König vor demselben erscheint. Der Handlung, wie man schon aus diesen Andeutungen merkt, fehlt der rechte Nerv und die stärkere Anziehungskraft. Wir bleiben dem Grafen Fersen und der Verfassung, die er vertritt, gegenüber gerade so gleichgültig wie dem Grafen Brahe und seiner Soldatenverschwörung. Der haltlose König verdient nicht die Treue und Hingabe dieser Männer, und da wir nicht erkennen, welches Böse die Verfassung dem Gemeinwohl zufügt, verstehen wir auch ihre Handlungsweise nicht. Wildenbruch würde durch die Einfügung von Volks- und Soldatenmassen in die Handlung, durch eine Reichsrathssitzung mit leidenschaftlichen Debatten dem Ganzen einen Rückhalt gegeben haben, bei Girndt bleibt Alles in dem bescheideneren Rahmen eines höfischen Ränkespiels. Er bringt sich dadurch selbst um den Nachhall im Publicum. Mehr Originalität als in der Fabel offenbart sich in der Charakteristik: die Schwäche des Königs, der fröhliche Leichtsinn und das goldene Herz des Volksdichters Michael Bellmann sind in eigenartigen Zügen geschildert; der alte, brave, von dem Mißgeschick, das ihn verfolgt, überzeugte, aber nicht gebeugte Stalswärd mit seinem Stich in das Mystische ist sogar ein fein gezeichneter Charakterkopf, und die Scene, in der er der schuldigen und trotzigen Juliane das Gewissen rührt, besitzt einen hohen Schwung und eine ergreifende Macht der Wahrheit. Von einem Erfolge des Stückes konnte schon wegen des fern liegenden Stoffes und seiner akademischen Behandlung nicht die Rede sein: immerhin würde man der Hofbühne keinen Vorwurf machen, wenn sie mehr Werke historischen Inhalts, von einem gewissen literarischen Werthe, aufführte, denn diese Gattung der dramatischen Kunst kann nirgends anders als hier eine wirksame Pflege finden. Wenn in der Jugenderziehung fortan auf die Muttersprache und die Kenntniß der vaterländischen Geschichte, der Heimaths- und Volkskunde ein größeres Gewicht als bisher gelegt werden soll, dann bedarf auch das historische Drama, das diese Erziehungsmethode im schönsten Sinne vollendet und krönt, einer stärkeren Berücksichtigung und einer lebhafteren Theilnahme. Den Elendstücken, voll Lastern und Verbrechen aus der Alltagswelt, müssen die Darstellungen aus der Geschichte und der Entwicklung der Cultur das Gegengewicht halten.

Otiomar Beta's Charakterbild in fünf Aufzügen, „Feurige Kohlen", das am Dienstag den 11. März zum ersten Male aufgeführt wurde, versprach seinem Titel nach mehr als es hielt. Denn das Charakterbild des alten, kränklichen, trotzigen und protzigen Hamburger Kaufmanns Hänsner, das der Verfasser in den Mittelpunkt der Handlung stellt, wird durch zu viele abenteuerliche Zuthaten in seiner Wirkung eingeschränkt. Beta hat einen seiner Romane, „Peregrine", zu einem Theaterstück verarbeitet, in dem sich Romantik und Kleinbürgerlichkeit, Politik und Börse verschlingen. Ein kleiner Drehorgelspieler, Peregrine Cherutti, ist von einer reichen wohlhabenden Kaufmannswittwe in ihr Haus aufgenommen und erzogen worden. Sie möchte ihn am liebsten zu einem Künstler heranbilden, Peregrine aber hat sich in die einzige Tochter seiner Wohlthäterin verliebt, und will, um ihre Hand zu erringen, denn ihr Herz besitzt er längst, rasch ein reicher Mann werden. Trotz seines Talents und seiner Neigung hängt er darum seine Geige an den Nagel und tritt in die strenge Schule des mürrischen Hänsner's. Bald erweist er sich als ein kaufmännisches Genie; während er und sein Principal in italienischen Speculationen ungeheuere Summen gewinnen, verliert Frau Süllmann darin ihr Vermögen. Natürlich

kann ihr nun der Pflegesohn ihre früheren Wohlthaten reichlich vergelten und das alte Original Hänsner „feurige Kohlen" auf das Haupt der Frau sammeln, die als Mädchen seine Werbung verschmäht. Von einer dramatischen Handlung, die sich vor uns abspielte, ist nicht eigentlich die Rede; das Unglück der Frau Süllmann und das Glück Peregrine's werden hinter der Scene durch Thatsachen und Mächte hergestellt, die wir weder sehen noch kennen. Die Figuren selbst erwecken in dem Zuschauer keine rechte Sympathie; es ist sicherlich eine sehr zweifelhafte Weise, Dankbarkeit zu beweisen, indem man seine Wohlthäterin schädigt. Dazu kömmt, daß der „alte Hänsner", so gut er in einzelnen Zügen beobachtet und individuell durchgeführt ist, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Stephy Girard, aus Sealsfield's Novelle „Morton oder die große Tour" hat, den Rudolf Genée schon vor zwölf Jahren in einem einactigen Lustspiel wirkungsvoll auf die Bühne gebracht hat. Der Charakter ist eben nur für einen Act ausreichend, wenn eine bewegliche Phantasie nicht eine gut verschlungene, sich steigernde und gipfelnde Handlung, deren Fäden er leitet, zu erfinden vermag. Dies hat Beta nicht vermocht, und unser Interesse an seiner Hauptfigur erschöpft sich in den zwei ersten Acten. Um es festzuhalten, rückt er für die letzten drei Acte einen lustigen Mädchenkobold mit flinker Zunge und zierlichen Händen in die erste Reihe; Clärchen Burnier macht aus allen Menschen, was sie will, und überlistet den alten Muckebold Hänsner wie einen richtigen Komödienonkel. Dem Stück haftet etwas Mühseliges und Gequältes an, das selbst die frischeren Scenen nicht zur Geltung kommen läßt. Immerhin ist der Ernst und die gute Absicht hervorzuheben, einmal wieder eigenartige Figuren, die außerhalb der Schablonentechnik stehen, auf die Bühne zu führen; Beta's Talent hat nur nicht ausgereicht, die Charaktere, die er offenbar aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpft, in einer Handlung sich vor unseren Augen entfalten und ausleben zu lassen. Mit allen seinen Schwächen bewahrt sein Schauspiel doch noch den literarischen Zug, während das Lustspiel in fünf Aufzügen von Leopold Günther, „Loni", das am Dienstag den 18. März zur Aufführung gelangte, nur die Zahl unserer Puppenkomödien um eine vermehrte. Ein früheres Stück des Verfassers, „Der Leibarzt", das wir am 19. April 1881 zum ersten Male sahen, hat sich auf der Bühne des Schauspielhauses, nicht zum geringsten Theil wegen seiner trefflichen Darstellung, bis jetzt in der Gunst des Publicums erhalten; ein Lustspiel, das ihm im Jahre 1883 folgte: „Der neue Stiftsarzt", brachte es dagegen nur zu acht Vorstellungen, und „Loni" ist noch schneller von den Brettern verschwunden. Als Regisseur des Hoftheaters zu Schwerin verfügt Leopold Günther über ein nicht unbedeutendes theatralisches Geschick in der Verknüpfung der Scenen, in der Herausarbeitung des Effects und über eine Fülle von Erinnerungen aus den Stücken Anderer. Das knüpft und schlingt er harmlos mit eigenen Erfindungen zusammen, Menschen, Dinge und Geschichten, die einzig in der Atmosphäre der Bühne leben können, nur auf ihre Beleuchtung, nur für ihre Decorationen berechnet sind und von jeder Wirklichkeit und Wahrheit absehen. Spielt sich ein solches Stück flott und munter, mit lustigen Schwänken und einer Handvoll Uebertreibungen wie ein buntes Feuerwerk ab, so ist man zufrieden; dehnt es sich aber, wie diese „Loni", in die Länge, bleibt die dürftige Handlung, trotz aller Episoden, auf einem Flecke stehen, so ist die Niederlage unvermeidlich. Ein Oheim will seinen Neffen mit seiner Nichte verheirathen: Beide lieben sich auch im Stillen, haben es jedoch verschworen, diese Neigung sich zu bekennen, er aus Trotz, sie aus Eifersucht — selbst ein größeres Talent als das des Verfassers würde aus diesem dürftigen Kern, aus dieser auf der Bühne uralten Verwicklung kaum etwas Neues und Anziehendes gestaltet haben. In der breiten Behandlung, die Leopold Günther dem Stoffe gegeben hat, ward er vollends zur kraftlosen Wassersuppe.

So wäre diese ganze Spielzeit für das Schauspielhaus eine verlorene gewesen, wenn es nicht zuletzt noch mit der Aufführung des „Sturmes" am Dienstag den 8. April einen Treffer gezogen hätte. Auf den meisten größeren Bühnen gehört Shakespeare's „Sturm" schon längst zu dem stehenden Repertoire, das Schauspielhaus

hat ihm erst jetzt den verdienten Platz neben dem „Sommernachtstraum" und dem „Wintermärchen" angewiesen. Eine Darstellung des „Sturmes" versetzt unwillkürlich auch den nüchternen und kühlen Zuschauer in das Land der holden Märchen. Wagner's Gesammtkunstwerk kommt auch hier zum Ausdruck. Zu Shakespeare's Dichtung hat Wilhelm Taubert eine stimmungsvolle Musik componirt, die sich im Rhythmus und in der Melodik den verschiedenen Leidenschaften und Stimmungen der Hauptfiguren und den Wandlungen der Fabel harmonisch anschließt. Ist sie auch kein so eigenartiges Kunstwerk wie Mendelssohn's Musik zum „Sommernachtstraum", denn nur er verstand das Geflüster und den Gesang der Elfen und die Laute der monddurchglänzten Sommernacht, so begleitet sie doch das Stück anmuthig und gefällig durch alle Phasen und hebt Einzelnes, hier in den Liedern das Wesen Ariel's, dort in dem Trio Caliban's, Stephano's und Trinculo's das Thierische und Täppische vortrefflich hervor. Zu der Poesie und der Musik gesellt sich die Malerei, die in prächtigen Decorationen das Ganze umschließt, und die Tanzkunst, welche die Pausen der Handlung reizvoll durch Reigentänze und Gruppirungen belebt. Diesem Ballet in der Zauberkomödie ist auf unserer Bühne für mein Gefühl ein zu großer Raum gegönnt: ihm haben die Festtafel, an der sich der König von Neapel und sein Gefolge niedersetzen wollen, und die Ariel als Harpye umstößt, und die Erscheinungen der Iris, der Ceres und der Juno, welche die Verlobung Miranda's und Ferdinand's feiern und segnen, weichen müssen. Freilich ist die Handlung des „Sturmes" im Vergleich zu der Fülle der Abenteuer im „Wintermärchen" und dem anziehenden Wechsel zwischen Ernst und Scherz, zwischen den Launen der Menschen und dem Spuk der Elfen im „Sommernachtstraum" eine dürftige und bedarf bei der Darstellung allerlei Zuthaten, um die Aufmerksamkeit des Publicums dauernd festzuhalten. Der wunderbare Tiefsinn und der Märchenzauber der Dichtung kömmt bei der Lectüre ungleich mehr zu seinem Recht; die unbegrenzte Phantasie des Lesers baut sich noch eine ganz andere Welt für Prospero und Ariel, für Caliban und Stephano, für das Liebespaar auf, als sie auch die Kunst des größten Maschinenmeisters von Holz und Pappe errichten kann, und sein Ohr und sein Gemüth schlürfen noch mit feinerem Behagen den Wohllaut der Verse ein als bei einer theatralischen Aufführung. Die Vorstellung war eine wohl abgetönte und gelungene; für Miranda und Ferdinand besitzt das Schauspielhaus in Frau von Hochenburger und Herrn Matkowsky unvergleichliche Künstler voll Anmuth, Frische, Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit, in Herrn Grube für den Caliban einen Schauspieler, der das Groteske, den Uebergang des Uraffen zum Urmenschen, humoristisch verkörpert, und in Fräulein Hellmuth-Bräm ein zierliches Figürchen mit einer lieblichen Gesangstimme für den Luftgeist Ariel.

Gern wiegt man sich in den Gedanken, daß der „Sturm" der Abschied Shakespeare's von der Bühne gewesen; daß nicht Prospero, sondern er damit seinem Ariel die Freiheit gegeben und sein Zauberbuch und seinen Stab ins Meer versenkt; daß nicht nur Prospero nach Mailand, sondern Shakespeare nach Stratford am Avon zurückkehrt, und daß nach diesem Schlusse seiner Zaubereien sein Sinnen sich allein noch auf das Grab und die Gnade Gottes richten soll. Für den nachdenklicheren Zuschauer gewann diesmal die Aufführung des „Sturmes" auf der Bühne des Schauspielhauses noch eine tiefere Bedeutung. Sie erschien gleichsam wie der Abschied der romantischen Dichtung überhaupt von dem Theater der Gegenwart. Andere Aufgaben haben sich der dramatischen Dichtkunst gestellt, andere Gestalten drängen sich auf die Bretter, an andere Vorstellungen und Anschauungen, um das verpönte Wort Ideale nicht zu gebrauchen, hängt sich das Herz der Jugend. Es wird schon als ein Sieg der Kunst, im alten Sinne des Wortes, betrachtet werden müssen, wenn sich das historische Drama neben dem bürgerlichen Schauspiel behauptet. Man braucht nur die Aufführungen der „Freien Bühne" anzusehen, um die Richtung zu erkennen, in die eine rührige und eifrige Partei in der Literatur die Bühne, mit der dramatischen Schriftstellerei auch die Schauspielkunst treiben möchte. Seinem Programm gemäß

hat der Verein „Freie Bühne" zu seinen ersten vier Vorstellungen im vergangenen Jahre vier neue gefügt: am Sonntag den 26. Januar ein dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben von dem Grafen Leo Tolstoi: „Die Macht der Finsterniß"; am Sonntag den 2. März ein Volksstück in vier Acten von Ludwig Anzengruber: „Das vierte Gebot"; am Montag den 7. April ein Drama in drei Acten von Arno Holz und Johannes Schlaf: „Die Familie Selicke" und am Sonntag den 4. Mai ein Schauspiel von Arthur Fitger: „Von Gottes Gnaden". Am bezeichnendsten für die Tendenz und das Ziel, dem die Macher der „Freien Bühne" zustreben, zweifellos von dem Geschmack und der Gesinnung gewisser Kreise des Publicums unterstützt, sind die Dramen von Tolstoi und Arno Holz und Johannes Schlaf; Anzengruber's Volksstück hat sich ohne Anstand, aber freilich auch ohne nachhaltigen Erfolg auf die öffentliche Bühne des Lessing-Theaters übertragen lassen, und mit dem Fitger'schen Stück könnte, wer wollte, denselben Versuch wagen.

Graf Leo Tolstoi ist ein großer Schriftsteller und wunderlicher Heiliger. Seine mystisch gefärbte, auf die Lehren und Grundsätze Christi gestützte Weltflucht und Entsagung hat ihn halbwegs zu einem Feinde der Cultur und der menschheitlichen Entwickelung gemacht. Er ist selbst wieder zum Bauer geworden, weil er diesen Stand und seine Arbeit am nächsten mit der Allmutter Erde und der Bestimmung des Menschen, wie er sie auffaßt, verwandt glaubt, vielleicht aus dem dunklen Gefühl, daß seine Resignation sich leichter in den bescheidenen Verhältnissen des Dorfes als in dem Drang und Wettkampf der Stadt üben läßt. Aber er sieht auch trotz seiner Schwärmerei die ungeheuere Kluft, welche die Menschen und die Welt, wie sie sind, von seinen Idealen trennt. Auf dem platten Lande so gut wie in der Großstadt. Ein Zeugniß dafür ist sein Schauspiel „Die Macht der Finsterniß". Da zuletzt jedoch Ormuzd über Ahriman den Sieg davonträgt, lautete der Titel besser „Der Triumph der Reue". Eine schlichte Geschichte aus dem bäuerlichen Leben, die sich jeden Tag ereignen kann, ist in dramatische Form gebracht. Ohne feinere Kunst. Zwischen den einzelnen Acten liegen Monate und Jahre und die Entwickelung der Charaktere vollzieht sich mehr hinter der Scene als vor unseren Augen. Anisja, die zweite Frau eines reichen Bauern, hat sich in den Knecht Nikita verliebt; in ihrer Sinnlichkeit geräth sie außer sich, als er den Hof verlassen will, und gibt den boshaften Rathschlägen seiner Mutter Matrona Gehör, die eine Art Dorfhexe und Giftmischerin ist. In ihr verkörpert sich die Macht der Finsterniß, nicht dämonisch und gewaltig, sondern listig und heuchlerisch. Dabei handelt sie nicht aus bloßer Liebe zum Bösen: sie will ihrem Sohn zu einer reichen Frau verhelfen. Dem kranken Peter stiehlt die Frau im Schlaf den Geldbeutel, den er an einer Schnur um den Hals trägt — in einem Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachen soll. Sie hat ihm die Pülverchen, die ihr Matrona für einen Rubel gegeben, in den Thee geschüttet. Im dritten Act ist Nikita der Wirth im Hause. Er hat Anisja geheirathet und vertrinkt und verschlemmt das Geld mit seiner Stieftochter Akulina, Peter's Tochter aus erster Ehe. Zwischen den beiden Weibern herrscht beständiger Streit, und Anisja fühlt oft genug Nikita's schwere Hand. Zu seinem Unglück hat er Akulina verführt; sie gebiert ein Kind, und da sie verheirathet werden soll, zwingen ihn seine Frau und seine Mutter, das neugeborene Kind zu tödten: eine schauerliche Nachtscene. Der Unselige treibt sich auf dem Hofe umher, Anisja kommt mit dem Kinde und wirft es in den Keller. „Erwürg' es schnell," ruft sie ihm zu und stößt ihn die Treppe hinab, „Dich geht's an, Du führ's zu Ende!" Nikita legt ein Brett auf das Kind, setzt sich darauf und zermalmt es so, während die beiden Megären oben an der Treppe horchen. Fortwährend hat seitdem Nikita das Gewinsel des gemordeten Kindes im Ohr. Vergebens sagt ihm seine Mutter mit greulichem Cynismus: „Aber wo lebt's denn, Du hast es ja wie einen Pfannkuchen zerdrückt." Bei dem Hochzeitsfeste Akulina's, wo es hoch hergeht, und die Brautmutter Anisja selber im heiteren Rausch einmal über das andere versichert, daß Alle betrunken seien, ergreift es ihn mit übermächtiger Gewalt; inmitten der Gäste

gesteht er seine Schuld. „Höre mich, rechtgläubige Gemeinde!“ ruft er ihnen zu: er bekennt, den Bauer Peter vergiftet, Akulina verführt, ihr Kind getödtet zu haben. Alle Schuld nimmt er allein auf sich; er ist der von der Reue und der Buße gerührte Mensch, wie sein Vater Akim dem Verwalter sagt. Wie Matrona die Vertreterin des Bösen, ist ihr Gatte Akim der Vertreter des Guten, etwas wie der Genius des russischen Volkes in seiner Treuherzigkeit und Unschuld. Der Tolstoi'schen Anschauung gemäß erscheint er in der dürftigsten, armseligsten und schmutzigsten Schale: Akim ist „ein unansehnlicher, gottesfürchtiger Bauer, der stammelt und hüstelt.“ Während des ganzen Stückes hat er zum Guten geredet und ist immer zurückgewiesen worden, jetzt sieht er doch noch den Sieg des Lichts. Ein Drama möchte ich die Dichtung nicht nennen, es sind Sittenschilderungen aus dem russischen Dorfleben, die wahrscheinlich auf der sichersten Beobachtung beruhen, aber darum nur einen um so düsterern Eindruck des Aberglaubens und der Verkommenheit, der Trunksucht und Lasterhaftigkeit machen. Aus diesem Elend und dieser Verrohung erhebt sich das Ende mit fast märchenhaftem Glanze; der bis dahin ganz in Sinnlichkeit befangene Nikita wird von der Gnade Gottes berührt und umleuchtet. Das Stück ist schlicht und volksthümlich in der Verknüpfung der Scenen wie im Ausdruck, episch geht es in Nebenfiguren und Episoden auseinander. Auf ein deutsches Publicum wirkt es der Natur der Sache nach mehr durch seine Fremdartigkeit als durch die Gräßlichkeiten seiner Handlung.

Aber es ist nicht nur gruseliger, sondern auch in seiner Ausführung kräftiger und originaler als das Drama von Arno Holz und Johannes Schlaf, „Die Familie Selicke“. Während in dem Tolstoi'schen Schauspiel sich wenigstens einige Scenen dramatisch steigern und die Handlung von Act zu Act fortschreitet, bietet „Die Familie Selicke“ nichts als ein Berliner Stimmungsbild, Grau in Grau. Ohne jeden Conflict, ohne jede Bewegung. Am Weihnachtsabend erwarten Frau Selicke, eine verdrießliche, kummervolle, nörgelnde Frau, ihre älteste Tochter Toni, ein braves, rechtschaffenes Mädchen, das sich und die anderen durch ihre Arbeit erhält, zwei Söhne und das kleine im Sterben liegende Lieschen den Vater. Eduard Selicke ist Buchhalter dem Zettel nach, für die Verfasser ist er der Trunkenbold, wie er im Buche steht. Um zwei Uhr Nachts stolpert er die Treppen hinauf, einen Weihnachtsbaum in der einen, eine Pfannkuchendüte in der anderen Hand. Nun beginnt eine Lärm- und Heulscene, die an Naturwahrheit und Oede ihres Gleichen sucht. Viele Schriftsteller haben die Trunksucht geschildert, aber treuer, platter und gemeiner als Arno Holz und Johannes Schlaf ist es bisher keinem gelungen. Denn bei Gerhart Hauptmann ist gleich die Bevölkerung eines ganzen Dorfes, bis zu den Säuglingen herab, der Branntweinpest verfallen, und das Widerliche der Schilderung schlägt beständig in die groteske Ungeheuerlichkeit um, in der „Familie Selicke“ fällt alles Licht auf den einen Trunkenbold, der eine halbe Stunde auf der Bühne hin- und hertorkelt, lallt und rülpst, um sich schlägt und stinkt, bis zu seiner Entnüchterung und unserer Erlösung Lieschen stirbt. Das gibt der verlogenen Sentimalität der Verfasser die willkommene Gelegenheit, die „Familie Selicke“ malerisch um das Sterbebett zu gruppiren. Noch verlogener ist der Entschluß Toni's, die Hand eines Candidaten Gustav Wendt auszuschlagen, der ihretwegen zwei Jahre bei ihren Eltern als Chambregarnist ausgehalten und gerade jetzt eine Stelle als Dorfpfarrer bekommen hat. Sie will sich ihren Eltern opfern. Welche Romantik in der Dachkammer, vier Treppen hoch, in dem Herzen einer Mäntelnäherin! Und wenn es nun wenigstens bei dem Opfer dieser neuen Iphigenie bliebe, aber der Candidat, der am Vormittag des ersten Feiertags abreisen muß, drückt ihr die Hand zum Abschied: „Ich komme wieder!“ Drei Acte hindurch haben wir die Seekrankheit erdulden müssen, um zu diesem gewiß nicht ungewöhnlichen und gar nicht naturalistischen Schlusse zu gelangen. Mißbräuchlicher als auf diese Simpelei ist nie der vornehme Name Drama angewandt worden. In dem berlinischen Dialekt, dessen humoristischer Kraft sich die Verfasser, da sie ihn mehr radebrechen als sprechen, auch nicht in einem Zuge bewußt sind, geben sie eine Photographie der

Alltagswirklichkeit, der man die Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung und der Wiedergabe gern zugesteht. Mit der dramatischen Kunst hat das Werk nichts zu schaffen, es ist eine Notiz aus dem Polizeibericht unter dem pessimistischen Vergrößerungsglase.

Obgleich das geheimste Wesen und der innerste Kern der Anzengruber'schen Volksstücke von einem norddeutschen Publicum schon ihres Dialekts und ihrer Stammesart wegen nicht völlig verstanden und genossen werden können, fassen sie doch beständig stärkere Wurzeln bei uns. „Der Pfarrer von Kirchfeld" — „Der Meineidbauer" — „Die Kreuzelschreiber" gehören schon zu dem ständigen Repertoire unserer Theater. Ihnen hat sich jetzt das Wiener Volksstück „Das vierte Gebot", wenn auch mit geringerem Erfolge, zugesellt. Die beiden Fabeln, aus denen sich das Schauspiel zusammensetzt, sind nicht innig genug mit einander verbunden, um eine dramatische Steigerung zu ermöglichen. Statt sich in einem Höhepunkt zusammenzuschließen, fließt das Ganze auseinander. Zu diesem Mangel in der Composition tritt eine gewisse Unklarheit des Grundgedankens. Wenn Hedwig Hutterer, die um ihren Eltern zu gehorchen, ihrer Jugendliebe zu ihrem Klavierlehrer entsagt, einen reichen Wüstling geheirathet hat und in der Ehe krank und unglücklich geworden ist, in schmerzlicher Anklage sich gegen das vierte Gebot erhebt, dessen Verheißung an ihr nicht in Erfüllung gegangen ist; wenn die Kinder des Ehepaars Schalanter — die Frau ist eine sinnlich gemeine Natur, der Mann ein Bummler, Wirthshausläufer und Prahler — ins Elend gerathen, die Tochter eine Dirne, der Sohn ein Todtschläger wird, der im Jähzorn seinen Feldwebel erschießt, so hat das Mißgeschick Hedwig's wie die Verschuldung Martin's mit dem vierten Gebot nichts zu schaffen. Es wird immer besser sein, daß die Kinder auch schlechte Eltern lieben und ehren, als daß sie sich von ihnen abwenden, ihnen trotzen und sie verachten. Daß oft das böse Beispiel der Eltern die Kinder verdirbt, daß wir zuweilen eher unserm Herzen als dem Befehl eines Vaters folgen sollen, kann dem Dichter billig zugestanden werden, aber das vierte Gebot wird davon nicht berührt. Der Reiz des Stückes beruht in der Kleinmalerei, mit der die Verhältnisse des Wiener Bürgerstandes, oben und unten, seine Lebensgewohnheiten, sein Leichtsinn und seine Vergnügungssucht dargestellt werden. Der verkommene reiche Wüstling Stolzenthaler, der gegen ihren Willen die arme Hedwig heimführt, und der protzige und polternde Hutterer, der in blindem Eigendünkel seiner Klugheit sein Kind opfert, um nachher bei dem Anblick ihres Jammers in Thränen zu zerfließen, sind eben solche Typen von überzeugender Wahrheitskraft, wie Vater und Sohn, Mutter und Tochter Schalanter und die alte Großmutter, in der sich wie in Tolstoi's Akim das Gewissen des Volkes verkörpert. Es ist nicht sowohl die glückliche Verschlingung und Lösung seiner Fabeln, als die Kunst seiner Charakteristik, die Anzengruber unter unsern modernen Dramatikern einen so hervorragenden Platz angewiesen hat. Er schafft immer lebendige Geschöpfe, nicht nur Bühnenfiguren, aus der Fülle seiner Erfahrung, aus der Unmittelbarkeit der Wirklichkeit kühn und fest herausgegriffen und mit einer Sicherheit, die selten ihres Eindrucks verfehlt, hingestellt. Die Unsicherheit beginnt bei ihm, so bald er sich in die Sphäre des höheren Gesellschaftslebens und in das feinere Nervengeflecht der Bildung verirrt. Im „vierten Gebot" leidet das Verhältniß Hedwig's zu ihrem Klavierlehrer Robert Frey, dem wir später als Feldwebel begegnen, an solcher unwahrscheinlichen Romantik. Aber man sieht über diese Schwächen hinweg, so lange man im Theatersaal gleichsam im Bann der Naturwüchsigkeit liegt, in der die Familie Schalanter wie leibhaftig vor uns steht.

Ganz aus dem Rahmen der Anschauungen und Bestrebungen, welche die „Freie Bühne" auf ihr Programm geschrieben, fiel das Trauerspiel in fünf Acten von Arthur Fitger „Von Gottes Gnaden". Der Dichter der „Hexe" ist in diesem phantastisch-romantischen Puppenspiel nicht wieder zu erkennen. Höchstens in der Vorliebe für das bunte Bühnenbild, in dem er uns bald ein Fest der vornehmen Gesellschaft im Walde, bald einen Aufzug der Armen und Waisen, der Blinden, Krüppel und Lahmen

im Thronsaal eines fürstlichen Schlosses vorführt. Schon der Gegensatz, von dem er ausgeht, daß Gottesgnadenthum und reines Menschenthum sich gegenseitig ausschließen, ist eine demokratische Uebertreibung und die Form, in der er ihn zum Ausdruck bringt, eine Unmöglichkeit. Zur Zeit, als der König von Preußen gegen Paris vorrückt und von Dumouriez durch die Kanonade bei Valmy in seinem Marsche aufgehalten und zum Rückzuge gezwungen wird, heirathet eine deutsche Fürstin Anna Leonore, in einem „Kleinstaat am linken Rheinufer", ihren Milchbruder, einen Forstwart Wolfgang. In einer wunderschönen Herbstnacht, in der Waldcapelle traut sie der Klausner. Selbst in einem Märchen aus dem Mittelalter würde dies der Gipfel des Phantastischen sein, und nun denke man es sich in der breiten Schilderung aller Uebel und Schwächen, aller Schändlichkeiten und Lächerlichkeiten des Kleinfürstenthums in der Zopfzeit. Auf der einen Seite das verliebte Ehepaar, auf der andern Willkür, Laster, Elend und Unterdrückung, der rechte Höllenbreughel. Schnell genug zerreißt denn auch der romantische Schleier für die Liebenden; in ihr kämpft beständig die Fürstin von Gottes Gnaden mit dem verliebten Weibe, in ihm erwacht der Mannesstolz und der demokratische Fanatismus. Er stellt sich an die Spitze der Aufrührer und nöthigt die Fürstin in einer grotesken Scene, Krone und Hermelinmantel abzulegen und gleichsam ihr Gottesgnadenthum abzuschwören. Gehorsam, aber innerlich gebrochen, folgt sie ihm in sein einsames Forsthaus. Einen Versuch, den ihre Verwandten und Anhänger wagen, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen, schlägt er blutig nieder und schilt sie, die Unschuldige, die von dem Unternehmen nichts gewußt hat, Lügnerin und Verrätherin. In seiner rohen Weise mißhandelt er sie noch mehr mit seinen Liebkosungen, als mit seinen Schlägen: in ihrer Verzweiflung ergreift sie im letzten Aufflammen ihrer edlen Seele ein Messer und stößt es ihm in die Brust. Ueber den Sterbenden wirft sie sich aufgelöst in Schmerz und Thränen hin, und das eindringende Volk schleppt sie als Mörderin zum Tribunal. Die Abenteuerlichkeit des Trauerspiels verschärft sich für den feiner empfindenden Zuschauer noch durch den unbeschreiblichen Schwulst der Sprache, die nicht den leisesten Anklang an den Ton der Zeit besitzt, und die beständige Gegenüberstellung der blauesten Romantik und der plumpsten Alltäglichkeit. Man sollte meinen, der demokratische Haß des Dichters gegen die Fürsten müsse seine Phantasie zur Erfindung schwerer Unthaten gegen Unschuldige beflügelt haben, aber er weiß uns nichts als eine Mädchenverführung und die unmenschliche Bestrafung eines zuchtlosen Soldaten als die große Verschuldung des Gottesgnadenthums gegen das arme Volk zu zeigen. Im Uebrigen bringt er „olle Kamellen" vor, den vom Dache herabgeschossenen Dachdecker und den bemitleidenswerthen Diener, der sich eine Lähmung zuzog, weil er des Nachts in den Teich steigen mußte, die Frösche zu beruhigen, deren Gequack die „hochselige Tante der Fürstin Anna Leonore" im Schlafe störte. Auf dem Parodie-Theater hätte das Trauerspiel einen rauschenden Erfolg erworben, auf der „Freien Bühne" konnte es nur ernsthaft genommen werden und erlag dem einstimmigen, fröhlichen Gelächter.

Das Deutsche Theater hat mit seinen Neuheiten so wenig wie das Schauspielhaus einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen, den besten Treffer hat es noch mit einer Neubelebung des Volksstückes „Mein Leopold" von Adolph L'Arronge gezogen. Die Neigung des Publicums für das Einfache und Volksthümliche ist auch diesem vortrefflichen Stücke zu Gute gekommen und hat den leichten Staub verwischt, den siebzehn Jahre darauf gehäuft. Die eigentlichen Neuigkeiten, die uns das Theater bot, waren am Sonnabend, den 15. Februar, ein Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt „Der Unterstaatssecretair", und zwei nordische Dramen, ein historisches von Henrik Ibsen in vier Aufzügen „Nordische Heerfahrt" am Mittwoch, den 12. Februar, und ein modernes „König Midas" in vier Aufzügen von Gunnar Heiberg, das am Sonnabend, den 29. März zur ersten Aufführung kam. Wilbrandt's Lustspiel ist eine liebenswürdige Grille, in der die Wirklichkeit anmuthig auf den Kopf gestellt wird. Was uns der Dichter vorführt, fällt nicht gerade in das Reich der vierten Dimension, gehört aber

auch nicht zu den Wahrscheinlichkeiten in der Welt, wie sie nun einmal ist. Marianne, ein geistreiches, unbeschäftigtes Mädchen über die Zwanzig hinaus, kommt, da sie nicht weiß, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen soll, auf den Gedanken, politische Feuilletons zu schreiben, in denen sie den Unterstaatssecretair Helmuth von Stargard mit wüthendem Haß und leidenschaftlicher Beredtsamkeit angreift. Was hat ihr der Unterstaatssecretair gethan? Sie kennt ihn gar nicht, in der Mittelstadt, in der sie lebt, scheint ihn auch kein Mensch gesehen zu haben, und Photographien gibt es von Helmuth von Stargard nicht: er läßt sich nicht photographiren. Aber ihr Bruder Kurt hat ihr gesagt, daß dieser Mann ein Volksfeind und der Fluch des Landes sei, und da sie im Grunde nur das Sprachrohr ihres Bruders ist, denn er ist der Correspondent der demokratischen Zeitung, hat sie billigerweise seinen Haß zu dem ihrigen gemacht. Drollig genug sind diese radicalen Geschwister die Kinder eines gutmüthigen pensionirten Obersten Felsing, der von ihrer Schreibthätigkeit nichts ahnt und mit dem Unterstaatssecretair gemüthlich Schach spielt, während Marianne am Nebentisch ihre Brandbriefe, unterzeichnet Marius, verfaßt. Herr von Stargard verweilt nämlich, natürlich unter einem fremden Namen, im Schutz seiner Photographielosigkeit, in der Stadt; in einem kleinen Seebade hat er die Pflegetochter des Obersten kennen gelernt, Feuer gefangen und sie zu ihren Verwandten zurückbegleitet. So hat er sich harmlos in Felsing's Haus eingeführt und verliert dort sein Herz nach alter Comödiensitte im Augenblick an die schelmisch geistreiche Marianne. Da er auf Urlaub ist und sich mit Staatsgeschäften und Politik so wenig müht, daß er nicht einmal die Artikel von Marius liest, hat er Muße genug, außer Mariannen noch einer reichen und hübschen Wittwe, die er aus den Gesellschaften der Hauptstadt kennt, den Hof zu machen. Nun gibt es drei Acte hindurch ein Blindekuhspiel und die bekannten Verwechselungen und Mißverständnisse, die sich auf der Bühne um so lustiger ausnehmen, je unmöglicher sie in der Wirklichkeit sind; muß doch sogar Herr von Stargard nach Mariannens Dictat eine Satire gegen sich selbst, seine Person und Amtsführung, für die demokratische Zeitung schreiben, bis schließlich Alles entdeckt wird und drei verlobte Paare auf der Bühne stehen. Wilbrandt's Heldin ist eine jener neckischen, widerspruchsvollen, koboldartigen Frauengestalten, in deren Zeichnung er sich gefällt; sie springt aus einem Aeußersten in das andere; heute schreibt sie die schneidigsten Marius-Artikel, morgen bäckt sie den besten Eierkuchen; eben noch hat sie die begeistertste Rede für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts gehalten und sinkt gleich darauf dem geliebten Manne als unterthänige Sklavin ans Herz. Ihr ganzes Hin und Her, Unruhe und Hast ist nichts als Liebessehnsucht nach dem Rechten. Man empfängt von dem Stück, trotz des Anscheins unmittelbarer Gegenwärtigkeit, den Eindruck einer anmuthigen, aber altmodischen Saloncomödie, in der die Plauderei über Alles und Nichts die Handlung und die Charakteristik in den Hintergrund gedrängt hat.

Ibsen's Drama „Nordische Heerfahrt" gehört einer früheren Periode seines Schaffens an und berührt sich noch am nächsten mit seinem Schauspiel „Die Kronprätendenten", nur daß hier das historische, während in der „Nordischen Heerfahrt" das sagenhaft-mythische Element vorherrscht. Das Stück ist eine Art freier Phantasie über die Siegfried- und Brunhildensage. Sigurd der Starke hat dem Gunnar die dämonische Hjördis zum Weibe gewonnen, indem er in Gunnar's Kleid und Waffen in der Nacht den Eisbären tödtete, den sie in ihrer Kammer hielt: nun kommt er nach Jahren zu Gunnar's Hof in Helgeland mit seinem Weibe, der lieblichen Dagny. Zwischen den Frauen und den Männern entbrennt durch Hjördis' Eifersucht und Stolz Zwietracht und Kampf. Und da sie überzeugt ist, daß Gunnar in dem Zweikampf gegen Sigurd unterliegen würde, tödtet sie selbst den Mann, den sie liebt, mit einem Pfeilschuß und stürzt sich darauf von der Klippe ins Meer. In der „wilden Jagd, die durch die Luft saust", erkennen die Ueberlebenden sie auf einem schwarzen Pferde, allen voran. Die knappe, wuchtige, dunkeltönige Sprache, welche die unklaren, unbewußten und unausgesprochenen Empfindungen dieser Nordlandsmänner und der wal-

kürenhaften Frau trefflich wiedergibt; die Dämmerung zwischen Heidenthum und Christenthum, die über der Handlung liegt, machen die Entwicklung und Lösung der Fabel noch unverständlicher für ein modernes Publicum, als sie es schon an sich ist. Für das Deutsche Theater war die Wahl dieses Stückes zur Aufführung ein um so größerer Fehlgriff, da ihm die schauspielerischen Kräfte fehlen, welche Figuren wie Hjördis, Sigurd und dem alten Oernulf eine gewisse Leibhaftigkeit geben könnten. Nicht viel besser als der „Nordischen Heerfahrt" erging es Heiberg's „König Midas". Unser Publicum bringt diesen nordischen Stücken, deren Berechtigung auf ihrer heimathlichen Bühne und deren Bedeutung für die Entwickelung des Theaters in Dänemark, Schweden und Norwegen ich nicht bestreite, eine bewunderungswürdige Geduld entgegen, aber zuweilen reißt ihm denn doch ihrer anspruchsvollen Wunderlichkeit gegenüber dieser Geduldsfaden. „König Midas" ist wie Ibsen's „Wildente" eine Variation des Kampfes gegen die gesellschaftliche Lüge und der idealistischen Forderung nach unbedingter Wahrheit. Grade wie Ibsen empfindet auch Heiberg, daß in diesem Stoffe im Grunde ein Lustspiel stecke, daß die Leute mit der beständigen Moralpredigt auf den Lippen, die Wahrheitsjäger um jeden Preis, in der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt ebenso lächerlich und schädlich seien, wie die Dutzendmenschen, welche sich die Lebenslüge nicht allzusehr zu Herzen nehmen, aber er vermag sich ebenso wenig wie Ibsen auf die freie Höhe des Humors zu erheben. Björnson, Ibsen, Strindberg, Heiberg — sie alle sind Satiriker mit einem Stich in das Bittere, Herbe und Tragische, ohne jede seelische Heiterkeit und Freiheit. In der „Wildente" muß ein unschuldiges Kind den thörichten Wahn des jungen Phantasten büßen, aus Alltagsgeschöpfen, die vortrefflich im Sumpf vegetiren, Adelsmenschen machen zu wollen; im „König Midas" wird eine lebenslustige Wittwe durch die Entdeckung der Wahrheit um den Verstand gebracht. Nur daß hier sich die Sache noch grauslicher, herzkränkender und nichtswürdiger abspielt, als in Ibsen's Schauspiel. Denn Gregers Werle ist ein selbstloser Narr der idealistischen Forderung, Heiberg's Held dagegen, der Redacteur Johannes Ramseth, ein Wahrheitskämpfer um seines Vortheils willen. So sehr ist er von Selbstsucht und Heuchelei angesteckt, daß der deutsche Zuschauer unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß eine persönliche Satire dieser Schilderung zu Grunde läge. Ramseth verficht in seinem Blatte die Mäßigkeit, die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Grundsätze der äußersten Linken. Wenn er einen Gegner trifft, ist er schnell fertig, ihn für einen Trunkenbold oder einen Wüstling zu erklären. Einen guten, beschränkten Storthingsmann, dessen Wahl die Partei durchgesetzt hat und der sich anmaßt, nach seinem Gewissen abstimmen zu wollen, droht er mit der Entziehung seines Mandats. Seine Handlungen strafen seine Worte Lügen. Trotzdem ist es ihm gelungen, einen Verein verzückter Frauen zu gründen, die ihn als Sittlichkeitsapostel vergöttern. Die ganze Figur fällt zunächst, wie ihre Umgebung, in das Komische, und der weise Narr des Stückes hänselt sie denn auch weidlich im ersten Acte durch. Da schlägt die Fabel durch die Liebe Ramseth's zu der reichen jungen Wittwe Anna Hielm um. Bisher ist er ihrer sicher gewesen, jetzt verräth sie eine Neigung für einen andern Mann, Kai Dahl, und erweckt dadurch seine Eifersucht und seinen Groll. Um ihr zu beweisen, daß alle jüngeren Männer treulos und wetterwendisch sind, erzählt er ihr, daß ihr verstorbener Mann, mit dem er selbst eng befreundet war, ein strafbares Verhältniß mit ihrem Dienstmädchen gehabt und tritt den Beweis der Wahrheit an, den zu führen für ihn nicht schwer ist, da das Mädchen nachher einen Setzer in seiner Druckerei geheirathet hat. Diese Enthüllung ist für Anna ein Himmelssturz: mit schwärmerischer Neigung hängt sie noch jetzt, zwei Jahre nach seinem Tode, an ihrem Gatten; sterbend hat er ihr versichert, daß er, seit er sie geheirathet, kein anderes Weib geliebt habe als sie. Warum hat er sie belogen? Die ewige Grübelei darüber wird für sie etwas wie die verhängnißvolle Gabe des Königs Midas; unter seiner Hand verwandelte sich Alles, was er berührte, in Gold, für sie wird Alles zu ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung. Mit dem Ausbruch des Wahnsinns schließt das Stück; „König Midas! König Midas!" schreit sie dem hochmüthigen Ramseth zu.

Man meint, er müßte von ihrem entsetzlichen Lachen wie von Gottes Hand berührt zusammensinken, er richtet sich indessen bald aus seiner ersten Verstörung wieder auf und ruft aus: „Aber es war doch die Wahrheit!" Als ob die Wahrheit den Seelenmord, den er begangen, entschuldigen könnte. Das psychologisch Unwahrscheinliche der Fabel springt aus der Berichterstattung schärfer hervor, als im Theater: die beständig aufgeregte und nervöse Frau Anna Hielm erscheint da von vornherein in einer Ueberspannung der seelischen Thätigkeit, so daß ihr Wahnsinn nicht völlig unerwartet auftritt. Nur daß dadurch das Widerliche des Vorgangs nicht gemildert wird, eben so wenig wie durch die eingestreuten Lustspielscenen. Es mag, wie Gerhard Hielm einmal ausruft, in Norwegen sehr nöthig sein, Lust zu schöpfen, Humor zu haben und hell aufzulachen — aber dies Schauspiel ist doch das Gegentheil eines humoristischen befreienden Gelächters; es legt sich den Zuschauern wie ein Alp auf die Brust.

Das Berliner Theater erweitert vor Allem sein Repertoire: Bühne und Publicum sind in gleicher Weise für die Pflege des classischen Drama's und des historischen Schauspiels gestimmt. Hierin ruhen die Wurzeln seiner Beliebtheit und seiner Anziehungskraft. Die vergangenen Monate haben das Repertoire erfolgreich mit Schiller's Trauerspiel „Wallenstein's Tod" und mit dem „König Oedipus" des Sophokles bereichert. Das griechische Trauerspiel hatte Eugen Zabel in Anlehnung an die Uebersetzung von Wilhelm Jordan und die Bühnenbearbeitung Adolf Wilbrandt's, die vor einer Reihe von Jahren im Schauspielhause zur Aufführung gelangte, geschickt für das Berliner Theater eingerichtet. In angemessener Darstellung und Ausstattung übte die Dichtung auf ein Publicum, das ihr in seiner überwältigenden Mehrheit zum ersten Male entgegentrat, ihre alte ergreifende Gewalt. Ihr Kern berührt sich mit der modernen Lehre von der Vererbung der Eigenschaften und stellt in seiner Verstrickung von Schuld und Schicksal eine Familientragödie dar, wie sie Ibsen zu schildern liebt. Weniger Glück hatten die Versuche, den „gefesselten Prometheus" des Aeschylos und die Scenen aus den „Phönicierinnen" des Euripides, die Schiller übersetzt hat, auf die Bühne zu bringen. Das Schiller'sche Fragment ist schon durch seine Schlußlosigkeit bei einer Aufführung zur Wirkungslosigkeit verurtheilt und das Drama des Aeschylos, das Mittelstück eines Mysteriums, entzieht sich völlig mit seinen allegorischen Gestalten, Göttern und Okeaniden, mit den fortwährenden religiösen und mythologischen Andeutungen und Beziehungen dem modernen Verständniß. Dafür gestaltete sich am Freitag den 2. Mai die Feier des dreißigjährigen Künstlerjubiläums Ludwig Barnay's zu einem Festtage für das Berliner Theater. Von Nah und Fern wurde der Künstler begrüßt und geehrt; die großen englischen Schauspieler brachten ihm ihre Huldigung dar, und am Abend überschüttete das Publicum seinen Liebling mit Kränzen und Beifall. In Shakespeare's „Julius Cäsar" spielte er den Marcus Antonius, die erste Rolle, in der er am 1. Mai 1874 als Mitglied des Meiningen'schen Hoftheaters vor dem Berliner Publicum erschienen war. Seitdem ist trotz aller seiner Wanderzüge Berlin die Heimstätte seines künstlerischen Ruhmes geblieben; hier haben seine Leistungen die freudigste, beinahe eine ungetheilte Anerkennung gefunden; hier ist er durch die Begründung des Berliner Theaters den Bedürfnissen gerade des gebildeten Mittelstandes nach theatralischen Genüssen sowohl durch die Auswahl der Stücke wie durch eine große Anzahl billiger Plätze entgegengekommen. Sein hervorragendes Regietalent, das sich in der Schule der Meininger gebildet hat, wetteifert mit seiner schauspielerischen Begabung, die Vereinigung beider macht die Bedeutung und das Glück des Berliner Theaters aus. So war es natürlich, daß sich der Kreis der Feier weit über die Berufsgenossen Barnay's und das Schriftstellerthum hinaus auf die Masse des Publicums ausdehnte. Gegenüber diesen Vorgängen können die Neuheiten, die das Theater brachte, kaum eine eingehendere Erwähnung beanspruchen. Ein Schauspiel in vier Acten von Hans Norweg und Curt Kraatz „Antoinette", das in einer breiten und wunderlich verschlungenen, zuletzt sich gar in das Tragische versteigenden Handlung den Gegensatz zwischen der leichten und fröhlichen Lebens-

anschauung eines Weltkindes, einer Schauspielerin, die einen jungen Kaufmann geheirathet hat und den Vorurtheilen der Gesellschaft in einer kleinen Provinzialstadt nach der alten Schablone schildert, erlitt eine völlige Niederlage, und von den vier Lustspielen in je einem Act, die Emil Granichstädten unter dem Gesammttitel „Galante Könige" am Donnerstag den 13. März aufführen ließ, haben sich nur zwei auf dem Repertoire erhalten; das eine die Annäherung Ludwig's XIII. an seine lange vernachlässigte Gattin Anna von Oesterreich, das andere die Werbung Ludwig's XIV. um die Wittwe Scarron's, die spätere Marquise von Maintenon, darstellend. Den beiden anderen, die ein verunglücktes Liebesabenteuer Heinrich's IV. und Ludwig's XV. schilderten, vermochte das Publicum keinen Geschmack abzugewinnen. Granichstädten's Idee erscheint reicher und ausgiebiger, als die Ausführung sich schließlich zeigt. Die Wiederholungen, dieselben Accorde haben sich trotz des Geschickes, mit dem er im Einzelnen verschiedene Töne anschlägt, nicht vermeiden lassen, und das Spielerische, Nichtige und in sich Oede dieser „Galanterien" erweckt keine wärmere Theilnahme. Am eigenthümlichsten nahm sich noch ein phantastischer Scherz in einem Act von Hans Hopfen „Hexenfang" aus, der am Mittwoch den 5. März zur ersten Aufführung kam und in der originellen und kräftigen Weise des Dichters tolle Leidenschaft und treue Liebe, die Lust einer Nacht und die Hingabe für das Leben lebendig einander gegenüberstellte.

Die größte Beweglichkeit und die reichste Mannigfaltigkeit in der Vorführung der Neuigkeiten hat wieder das Lessing-Theater bewiesen. In jedem Monat hat es mehrere neue Stücke zur Aufführung gebracht. Daß es mehr als eine Niete dabei gezogen, kann kein Wunder nehmen. Ein Schauspiel in vier Acten von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner „Die Hochzeit von Valeni", das in dem deutschen Volkstheater zu Wien das Publicum immer von Neuem anzieht, scheiterte bei uns am Donnerstag den 27. Februar völlig. Es ist ein Stück wüster Zigeuner- und Bojarenromantik aus Halbasien, für die unseren Zuschauern jedes Verständniß abgeht, dabei vorgetragen in jenem schwülstigen Stil, der an den Ton der Haupt- und Staatsactionen erinnert. Auch Anzengruber's Volksstück „Das vierte Gebot", welches das Lessing-Theater von der „Freien Bühne" übernahm und am Sonnabend den 15. März aufführte, brachte es nur zu einer geringen Anzahl von Vorstellungen. In dem Vergleich, zu dem es herausforderte, zwischen der Wiener Verlumptheit und dem Berliner Leichtsinn in Sudermann's „Ehre", zwischen den Schalanter's und den Heinicke's, sind zuletzt die Heinicke's Sieger geblieben. Ein Schauspiel in drei Acten von Octave Feuillet „Juliette" kam ebenfalls ohne Erfolg am Montag den 31. März zur ersten Aufführung. Zwischen Ernst und Scherz behandelt es die Scheidungsfrage, die jetzt auf der Tagesordnung des französischen Theaters steht. Eine junge Baronin Juliette entdeckt, daß ihr Gatte ein sträfliches Verhältniß mit ihrer besten Freundin, der Gräfin Clotilde, unterhält — derselben, die ihre Ehe vermittelt hat. Es war der einzige Ausweg, den Clotilde fand, sich und ihren Geliebten vor der Eifersucht ihres Gemahls zu retten. Rasch entschlossen beantragt Juliette die Scheidung: aus dem tragischen Ton fällt die Fabel damit in den komischen. Denn der kluge Advocat merkt gleich, daß die beiden Gatten sich trotz alledem gut sind und im Ernste gar nicht an eine Trennung denken. Roger setzt sich mit Clotilden auseinander und kehrt reuig zu Julietten zurück. Bei aller Feinheit des Dialogs und der Charakteristik ist das Ganze doch nur Pastellmalerei, ohne den lustigen Uebermuth in Sardou's „Divorçons", ohne Frische in der Erfindung, ohne tiefere Wahrheit in den Charakteren. Ein echtes Schauspielerstück war das Lustspiel in drei Acten von Hans Olden und Paul von Schönthan „Die Geigenfee", das am Mittwoch den 22. Januar zum ersten Male gegeben wurde. Ein lächerlicher Impresario, der immer auf der Suche nach Talenten ist, glaubt in einer kleinen Stadt in der jungen Tochter eines Lehrers eine Geigenfee gefunden zu haben. Er nimmt sie und den Vater mit sich nach Berlin, um sie dort in Concerten auftreten zu lassen. Allein die Liebe

macht ihm einen Strich durch die Rechnung, Gretchen findet in der Hauptstadt ihren Otto wieder und entsagt dem Virtuosenthum. An allerlei lustigen Scenen, an verschiedenen lächerlichen Marionetten aus der Schauspielerpraxis ist kein Mangel; wie in Günther's „Loni" sind Menschen und Dinge einzig aus dem Gesichtswinkel des Theaters betrachtet und in die bekannten Schablonen gepreßt. Daher kommt der Zuschauer ihnen gegenüber weder zu einem rechten Lachen noch zu einer wärmeren Theilnahme. Diese Stücke stehen weder auf dem Boden der Wirklichkeit noch schweben sie in der Sphäre der Phantasie; sie bewegen sich in einer Art vierter Dimension, der das Publicum keinen Glauben mehr schenkt. Interessanter gestaltete sich die Vorstellung am Sonnabend den 2. Mai: sie brachte uns eine Komödie in zwei Acten von Eduard Bauernfeld „Mädchenrache" und das in Dänemark vielbesprochene und vielgescholtene Schauspiel in zwei Acten von Eduard Brandes, dem Bruder des Litterarhistorikers Georg Brandes, den die „Deutsche Rundschau" zu ihren hervorragendsten und berühmtesten Mitarbeitern zählt, „Ein Besuch" in einer Uebersetzung von Julius Hoffory.

Glücklich ahmt Bauernfeld in seinem anmuthigen Scherzspiel die spanische Komödie in Erfindung, Tracht und Versmaß nach. Man merkt diesen leicht und glatt dahinfließenden Trochäen, diesem Bilderreichthum und dieser munteren Laune das Alter ihres Verfassers nicht an. Eine junge, stolze, reiche und schöne Donna Aurora nimmt an einem Don Pacheco, der sie, als sie vom Pferde stürzend in seine Arme fiel, geküßt hat, eine unblutige Rache: sie macht den Ritter, der in Salamanca sich zu einem juristischen Examen vorbereitet, in sich verliebt in der Absicht, ihn, sobald er sich erklärt hat, schmählich abzuweisen. Selbstverständlich bleibt sie in der eigenen Falle stecken. Das Zierliche des Dialogs und die Lebensheiterkeit, die das Lustspiel umschimmert, muß mit der Schwäche der Fabel versöhnen. In dem dänischen Stück ist die Tendenz die Hauptsache, das Poetische die Nebensache. Seit zwei Jahren ist der reiche Gutsbesitzer Kai Neergard glücklich mit seiner jungen Frau Florizel verheirathet, der Vater eines Kindes, das beide Eltern vergöttern. Da trifft ein Freund, den er seit drei Jahren nicht gesehen und von dem er auch keine Photographie besitzt, der Assessor Emil Repholt, auf seine Einladung zum Besuche bei ihm ein. Zum Entsetzen der Frau, denn sie erkennt in Repholt den Mann, der sie vor Jahren verführt hat. Auf einer Reise, während eines Tages, den sie nach einer stürmischen Seefahrt gemeinsam in einem Wirthshause zugebracht haben. Am anderen Morgen haben sie sich getrennt, sie haben sich nicht wieder gesehen, sie kennen ihre Namen nicht. Nun hat Repholt bei der Wiederbegegnung mit dem Freunde nichts Besseres zu thun, als ihm das Abenteuer zu erzählen, er ist ein cynischer Verächter der Weiber und der Ehe. Aber auch das Gastrecht achtet er so wenig, daß er mit der Frau des Freundes das Abenteuer, das er mit dem unschuldigen und unerfahrenen Mädchen gehabt hat, fortsetzen möchte. Florizel stößt ihn mit Abscheu zurück und verlangt, daß er auf der Stelle das Haus verlasse. Ihr Zorn, ihre Thränen, das bestürzte Aussehen Repholt's verrathen dem anfänglich arglosen Kai schließlich Alles. In der ersten Wuth will er den Freund niederstoßen, aber zur Besinnung gekommen, weist er ihm die Thür; er will die Frau verstoßen, aber behält sie am Ende als Mutter seines Kindes im Hause. Das Ding, wie man sieht, ist nicht Fleisch, nicht Fisch. Wie das Stück vorliegt, ist es ein erster Act, dem noch zwei folgen müßten, um das Verhältniß zwischen den Gatten wieder auszugleichen oder tragisch zu lösen. Der Schluß, den ihm Eduard Brandes gegeben, läßt die aufgeworfene Frage ohne Entscheidung. Vom christlichen Standpunkt — „wer sich ohne Sünde fühlt, werfe den ersten Stein auf sie" — ist die brutale Wuth des Mannes gegen die arme Frau durchaus verwerflich; von dem Standpunkte eines neuen Sittengesetzes, dem ja der politische Reformator Brandes zuneigt, ist sie unmenschlich und halbwegs lächerlich. Denn wenn auch in der Liebe die Freiheit gilt, ist es ein Mißbrauch der Gewalt, Florizel wegen eines Fehltrittes mit Vorwürfen und Nichtswürdigkeiten zu überhäufen, den sie begangen, ehe sie Kai kannte. Und auf welche Vergangenheit blickt Kai selber zurück, der diesen Repholt seinen besten

Freund nennt! Diese Herren ziehen fortwährend gegen die gesellschaftlichen Lügen und Einrichtungen mit großmächtigen Worten zu Felde und gerathen außer sich, wenn sie selbst unter der Offenbarung der Wahrheit leiden. Sie erklären die Frauen für gleichberechtigt und möchten ihr eigenes Weib erwürgen, weil sie als Mädchen eine Liebschaft gehabt. Zu dieser moralischen Inconsequenz und Schwäche des Stückes gesellt sich ein künstlerischer Mangel. Wir sehen keine Handlung vor uns, sondern hören zwei Erzählungen und den Erörterungen darüber zu. Und wenn uns diese Geschichten auch keinen Zweifel über die Schuftigkeit Repholt's lassen, so klären sie uns doch keineswegs über Florizel's Charakter auf. Wir müssen uns das junge, weltfremde, phantastische Mädchen construiren, das in halber Unbewußtheit sich dem ersten Besten hingibt, aus der Frau, wie sie vor uns hintritt, ist es nicht zu erkennen.

Die bedeutsamste Neuigkeit des Lessing-Theaters war ein Schauspiel in vier Acten von Constantin Prachs, „Das Bild des Signorelli", das am Mittwoch den 5. Februar zum ersten Male auf der Bühne erschien. Es machte uns mit einem neuen charakteristischen Talente bekannt. Um seinen Sohn, einen flotten Lieutenant, aus seinen Spielschulden und vor dem Selbstmorde zu retten, erklärt der Professor Waede, ein gelehrter Kunstkenner, wider besseres Gewissen ein Gemälde, das der Kunsthändler Pfeiffer als ein Werk des Signorelli gekauft hat und gegen eine bedeutende Summe dem Fürsten anbietet, für eine Schöpfung jenes Meisters. So wird der Kunsthändler sein Bild los und schießt das Geld vor, das der junge Waede zur Bezahlung seiner Schulden braucht. Aber die Lüge zehrt an dem Leben und der Seele des unglücklichen Vaters; er wird wahnsinnig und zerfetzt das Bild des Signorelli mit einem Messer. Der Werth und der Reiz des Schauspiels beruhen in der Charakterisirung. Wie die ursprünglich reine, stille und beschauliche Gelehrtennatur des Professors, die sich gegen die Prunksucht und Eitelkeit seiner Frau, gegen die Adelsverleihung sträubt und doch immer im Kampfe gegen den stärkeren Willen unterliegt, allmälig in die Schuld sich verstrickt und aus dem Netz keinen Ausgang findet, ist vortrefflich geschildert. Auch die Zeichnung der beiden Brüder, des älteren Oscar mit seiner heimlichen Leidenschaft zu der Verlobten seines Bruders, die er in einem großen Bilde als Loreley verherrlicht, und des leichtsinnigen, aber gutmüthigen Fritz, des Kunsthändlers Pfeiffer, in dessen Charakteristik jede Aehnlichkeit mit der Schablone des Theaterbösewichts vermieden ist, verrathen eine sichere Hand. Schwächer sind die Frauengestalten: die Verlobte, die schließlich aus der Hand des Officiers in die des Malers übergeht, und die muntere Schwester, die nebenher läuft. Ist es dem Verfasser, gerade wie Hermann Sudermann, noch nicht gelungen, einen festen dramatischen Faden zu spinnen, ist die Bewegung seiner Handlung auch noch schwerfällig und gedehnt, so kündigt sich doch zweifellos ein originelles Talent mit kühnem Griffe an. Das Gesuchte und Künstliche in der Fabel hält man einem Erstlingswerke wie billig zu gute.

Von dem Residenz-Theater und dem Wallner-Theater ist diesmal wenig zu melden. Das erste hat zum hundertsten Male die Sardou'sche Posse „Marquise" aufgeführt: ein Dämchen, das sich ein Vermögen erworben hat, sucht einen Gatten mit adligem Namen, um in die Gesellschaft der anständigen Leute eintreten zu können, und findet in einem verlumpten italienischen Marchese den ihrer würdigen Mann. Wie sich Beide gegenseitig betrügen, bildet den nicht sauberen, aber lustigen Inhalt des Stückes, dessen Moral nach dem Dichter darin besteht, daß es die Eine zu ihrem Reichthum ohne Achtung und den Anderen zu seiner Armuth ohne Ehre, trotz all' ihrer Berechnungen und Bemühungen, zurückversetzt. Dem Wallner-Theater wollte in dieser Saison kein Spiel gelingen, bis es ebenfalls in den Hafen einer französischen Posse, „Rigobert", deren Inhalt sich aus fortwährenden Mißverständnissen und Verwechselungen zusammensetzt, mit vollen Segeln einlief. Wie laut sich auch die Ibsen-Gemeinde gebärdet, in der Masse des Publicums ist die Französelei noch immer der Norwegerei thurmhoch über.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm II. am 6. Mai die erste Session der achten Legislaturperiode des deutschen Reichstages eröffnete, hat im In- und Auslande bei allen Anhängern des Friedens einen durchaus günstigen Eindruck gemacht. Wie die ohne jeden Mißklang zum Abschluß gebrachte Berliner Arbeiterschutz-Conferenz unter den in gleichartiger Wirthschaftslage befindlichen Staaten Europa's einen Austausch der Meinungen darüber herbeiführen sollte, bis zu welchem Maße eine gemeinsame Anerkennung der gesetzgeberischen Aufgaben in Bezug auf den Arbeiterschutz sich feststellen und durchführen lasse, wird dieser Gesichtspunkt auch in der Thronrede im Zusammenhange mit der Ankündigung des weiteren Ausbaues der in Betracht kommenden Gesetzgebung geltend gemacht. Handelt es sich dabei in erster Linie um die den Arbeitern zu gewährleistende Sonntagsruhe, sowie um die durch Rücksichten der Menschlichkeit und im Hinblicke auf die natürlichen Entwicklungsgesetze gebotene Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, so wird hervorgehoben, daß die von dem früheren Reichstage gemachten Vorschläge ihrem wesentlichen Inhalte nach ohne Nachtheil für andere Interessen zu gesetzlicher Geltung gebracht werden können, daß sich aber noch eine Reihe weiterer Bestimmungen als der Verbesserung bedürftig und fähig erwiesen habe. In dieser Beziehung kommen namentlich die gesetzlichen Anordnungen zum Schutze der Arbeiter gegen Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit, sowie über den Erlaß von Arbeitsordnungen in Betracht. Eine andere Vorlage soll die bessere Regelung der gewerblichen Schiedsgerichte, sowie eine Organisation dieser herbeiführen, die es ermöglicht, solche Gerichte bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses als Einigungsämter anzurufen. Wie anerkennenswerth nun auch das Bestreben ist, einen weiteren bedeutsamen Fortschritt in der friedlichen Entwicklung der Arbeiterverhältnisse herbeizuführen, wird doch zugleich in der Thronrede auf die Gefahren hingewiesen, die sich aus der Geltendmachung maßloser und unerfüllbarer Anforderungen von Seiten der Arbeiter ergeben müssen. So wird denn auch betont, daß jedem Versuche, an der Rechtsordnung gewaltsam zu rütteln, mit unbeugsamer Entschlossenheit entgegengetreten werden soll.

Der Mißerfolg des von socialdemokratischer Seite geplanten „Weltfeiertages" hat gezeigt, daß das entschiedene Vorgehen des Bürgerthums eine mächtige Waffe gegen maßlose Forderungen ist, wie sie von dem vorjährigen in Paris gehaltenen internationalen Socialistencongresse in Bezug auf den achtstündigen Arbeitstag, sowie den internationalen Arbeiterschutz ohne Rücksicht auf die volkswirthschaftlichen Bedingungen der verschiedenen Länder erhoben wurden. Andererseits darf es mit hoher Genugthuung begrüßt werden, daß ein großer Theil der deutschen Fabrikanten den Arbeitern mit Entschiedenheit klar gemacht hat, daß, wenn diese selbst die gewissenhafte Erfüllung des Arbeitsvertrages von Seiten der Arbeitgeber verlangen, sie an denselben ebenfalls gebunden

sind. In Deutschland haben denn auch die vernünftigen Erwägungen des weit überwiegenden besonnenen Theiles der Arbeiter über die demagogischen Bestrebungen und Hetzereien einiger Führer einen glänzenden Sieg davongetragen, der um so bemerkenswerther erscheint, als zugleich dadurch festgestellt wurde, daß im socialdemokratischen Feldlager keineswegs diejenige Geschlossenheit und blind gehorchende Disciplin herrscht, welche nach der Auffassung der Parteiführer im Kampfe gegen die Bourgeoisie den unbedingten Erfolg sichern soll. Vielmehr treten innerhalb der Fraction der neugewählten socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten selbst sachliche und persönliche Gegensätze in die Erscheinung, aus denen hervorgeht, daß in dem phantastischen socialistischen Zukunftsstaate der verheißene ewige Friede keineswegs seine Verwirklichung finden würde. Für die bürgerlichen Classen müssen daher der Mißerfolg des socialistischen „Weltfeiertages" vom 1. Mai und die tiefgehenden Gegensätze innerhalb der socialdemokratischen Partei selbst als Ansporn dienen, bei aller Anerkennung der berechtigten Ansprüche der Arbeiterbevölkerung sich nicht durch wüstes Geschrei einschüchtern zu lassen, vielmehr mit klarem Blicke angeblichen Gefahren entgegenzutreten, die sich dann schließlich bei energischem Handeln als eitel Dunst erweisen könnten. Beachtenswerth ist auch der Rückschlag, welchen das Fiasco vom 1. Mai auf die socialdemokratische Bewegung selbst, zunächst wenigstens, ausgeübt hat. Wird doch in glaubhafter Weise versichert, daß so schwach besuchte Versammlungen, wie sie in den Tagen nach dem 1. Mai gehalten wurden, seit einer Reihe von Jahren in Berlin nicht stattgefunden haben, so daß einzelne Versammlungen überhaupt nicht erfolgen konnten, weil die Zahl der Theilnehmer allzu gering war. Durchaus verfehlt wäre es, die Bedeutung solcher Vorgänge, die vielleicht in einer gewissen Ermattung nach der früheren hochgradigen Erregtheit eine ausreichende Erklärung finden, zu überschätzen oder sich in eine voreilige Sicherheit einwiegen zu lassen; vielmehr gilt es im Hinblick auf die jüngsten Reichstagswahlen an erster Stelle als eine unabweisliche Pflicht sämmtlicher Ordnungsparteien, alle Kräfte anzuspannen, um einen hoffentlich zu vermeidenden Ansturm gegen die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft erfolgreich zurückweisen zu können.

Zu den Ansprüchen der Arbeiterbevölkerung, welchen von Seiten des Staates Rechnung getragen werden muß, gehört unter Anderem derjenige auf ausreichenden Arbeiterschutz. Die dem deutschen Reichstage bereits vorgelegte Novelle zur Gewerbeordnung soll diesem von allen Seiten als berechtigt anerkannten Zwecke dienen. In dieser Arbeiterschutz-Vorlage werden die Bestimmungen über die Beschränkung der Arbeit von Kindern und jugendlichen Arbeitern, sowie von Frauen sicherlich am wenigsten Anfechtung erfahren. Waren bisher bereits Kinder unter zwölf Jahren von der Arbeit in Fabriken ausgeschlossen, so soll dieses Beschäftigungsverbot nunmehr auf die Kinder unter dreizehn Jahren ausgedehnt werden, auch sollen mehr als dreizehn Jahr alte Kinder in Fabriken nur beschäftigt werden dürfen, wenn sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Dankenswerthe Beschränkungen enthält der Entwurf auch in Bezug auf die Arbeit der Frauen, die im Allgemeinen in der Nachtzeit von $8^1/_2$ Uhr Abends bis $5^1/_2$ Uhr Morgens und an Sonnabenden, sowie an Vorabenden der Festtage nach $5^1/_2$ Uhr Nachmittags in Fabriken nicht beschäftigt werden sollen. Gegen diese, sowie eine Reihe von anderen Einzelbestimmungen über die Frauenarbeit wird sich ebenso wenig Widerspruch erheben lassen wie gegen diejenigen, durch welche Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit von den Arbeitern abgewehrt werden sollen. Ausdrücklich wird hier die Verpflichtung der Gewerbeunternehmer ausgesprochen, die Arbeitsräume, Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten, und den Betrieb so zu regeln, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit so weit geschützt sind, wie es durch die Natur des Betriebes gestattet ist. Wie die Blumen des Feldes und die Bäume des Waldes bedarf auch die „Pflanze" Mensch — Vittorio Alfieri hat diesen bezeichnenden Ausdruck einmal gebraucht, indem er hervorhob, daß die „Pflanze" Mensch in Italien robuster zur Welt komme, als in jedem anderen Lande — zu einer gesunden

Entwicklung des Lichts und der Luft. Deshalb verdient die Bestimmung volle Anerkennung, durch welche die Gewerbeunternehmer verpflichtet werden, insbesondere für genügendes Licht, ausreichenden Luftraum und Luftwechsel, sowie für Beseitigung des bei dem Betriebe entstehenden Staubes und der dabei entwickelten Dünste und Gase Sorge zu tragen.

Nicht minder berechtigt erscheint die Vorschrift, nach welcher für jede Fabrik innerhalb vier Wochen, nachdem die Arbeiterschutz-Vorlage Rechtskraft erlangt haben wird, oder nach Eröffnung des Betriebes eine Arbeitsordnung erlassen werden soll. Diese muß über Anfang und Ende der regelmäßigen täglichen Arbeitszeit sowie der für die erwachsenen Arbeiter vorhergesehenen Pause und über Zeit und Art der Abrechnung und Lohnzahlung Bestimmungen enthalten. Die Arbeitsordnung soll ferner über die Frist der für jeden Theil zulässigen Aufkündigung, sowie über die Gründe volle Klarheit gewähren, aus welchen die Entlassung und der Austritt aus der Arbeit ohne Aufkündigung erfolgen darf, sofern es nicht bei den gesetzlichen Bestimmungen bewenden soll. Werden Strafen vorgesehen, so muß über die Art und Höhe derselben sowie über die Art ihrer Festsetzung und, falls sie in Geld bestehen, über ihre Einziehung und über den Zweck, für welchen sie verwendet werden sollen, Anordnung getroffen werden. Sehr wesentlich erscheint auch die Vorschrift, daß Strafbestimmungen, durch welche das Ehrgefühl oder die guten Sitten verletzt werden, in die Arbeitsordnung nicht aufgenommen werden dürfen. Mit Recht wird hier davon ausgegangen, daß eine mächtige Waffe zur Verhütung von Ausschreitungen die Stärkung des Ehrgefühls im Arbeiter ist. Diese Waffe könnte sich unter Umständen sogar wirksamer erweisen als Strafbestimmungen, die der Staat unter gewissen Voraussetzungen erläßt. Dies gilt z. B. vom Contraktbruche, bei welchem der Staat nach der Arbeiterschutz-Vorlage allerdings mit Recht Bedenken trägt, strafrechtliche Folgen anzudrohen, wohl aber eine civilrechtliche Entschädigung oder Buße festgesetzt wissen will. Wenn ein Geselle oder Gehülfe vor rechtmäßiger Beendigung des Arbeitsverhältnisses die Arbeit verlassen hat, so kann nach dem Entwurfe der Arbeitgeber an Stelle der Entschädigung eine an ihn zu erlegende Buße fordern, welche für den Tag des Vertragsbruches und jeden folgenden Tag der vertragsmäßigen und gesetzlichen Arbeitszeit, höchstens aber für sechs Wochen, bis auf die Höhe des ortsüblichen Tagelohnes sich belaufen darf. Mit Fug wird in der Vorlage davon Abstand genommen, für die Buße etwa im Unvermögensfalle eine Haftstrafe zu substituiren, wie denn überhaupt diese Bestimmungen zunächst in der Praxis sich bewährt haben müßten, ehe sie als ein wirksames Mittel gegen den Contraktbruch bezeichnet werden können. Dagegen darf nichts verabsäumt werden, wodurch das Ehrgefühl des Arbeiters im Gegensatze zu dem von den socialdemokratischen Verführern großgezogenen Dünkel erhöht wird. Bei allzuweit gehenden Strafbestimmungen liegt immer die Gefahr nahe, daß sie in Wirklichkeit sich unausführbar erweisen oder mit der berechtigten Coalitionsfreiheit der Arbeiter im Gegensatze stehen. Dagegen ist es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn auf Grund der neuen Vorlage mit Gefängniß nicht unter einem Monate bestraft werden soll, wer es unternimmt, durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Verrufserklärung Arbeiter oder Arbeitgeber zur Theilnahme an gewissen Verabredungen zu bestimmen oder am Rücktritte von solchen Verbindungen zu hindern, Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu veranlassen oder von der Fortsetzung oder Annahme der Arbeit fernzuhalten, sowie Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder an der Annahme von Arbeitern zu hindern. Sind derartige Handlungen gewohnheitsmäßig begangen, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter einem Jahre ein. Dieselben Strafvorschriften finden auf Denjenigen Anwendung, welcher Arbeiter zur widerrechtlichen Einstellung der Arbeit oder Arbeitgeber zur widerrechtlichen Entlassung von Arbeitern öffentlich auffordert.

Diese Bestimmungen, welche ebenso den Arbeitgeber wie den rechtlich gesinnten Arbeiter zu schützen bestimmt sind, werden kaum begründete Anfechtung erfahren können. Dagegen darf nicht verhehlt werden, daß die Arbeiterschutz-Vorlage eine Reihe von

Einzelbestimmungen enthält, die bei den parlamentarischen Berathungen Widerspruch hervorrufen werden. So ist in den Bestimmungen über Sonn- und Festtagsruhe, sowie in denjenigen über die Arbeit der Frauen die Entscheidung vielfach von den Verwaltungsbehörden abhängig gemacht, so daß mit Fug Cautelen für eine sachgemäße Ausübung einer weitgehenden discretionären Gewalt verlangt werden. Was ferner die bereits erwähnten Arbeitsordnungen betrifft, so wird es auch hier nicht an lebhaftem Widerspruche gegen diejenige Einzelbestimmung fehlen, nach welcher vor dem Erlasse der für Arbeitgeber und Arbeiter rechtsverbindlichen Arbeitsordnung oder eines Nachtrages zu derselben den in der Fabrik beschäftigten Arbeitern Gelegenheit geboten werden soll, sich über den Inhalt dieser Bestimmungen zu äußern. Für Fabriken, für welche ein ständiger Arbeiterausschuß besteht, würde dieser Vorschrift durch Anhörung des Ausschusses Genüge geleistet werden. Selbst von Seiten arbeiterfreundlicher Industriellen wird nun der Einwand erhoben, daß die Nothwendigkeit der Verhandlungen über die Arbeitsordnung der Fabrik leicht zum Widerspruch gegen unumgänglich gebotene Bestimmungen herausfordern könnte, die andernfalls von Seiten der Arbeiter unbeanstandet geblieben wären. Allerdings wird in der Arbeiterschutz-Vorlage die Gültigkeit der Arbeitsordnungen keineswegs von der Zustimmung der Arbeiter abhängig gemacht. Gerade hieraus können sich aber wieder neue Conflicte entwickeln, falls der Widerspruch der Arbeiter unberücksichtigt geblieben ist. Es genüge, einige Bedenken in dieser Hinsicht hervorzuheben, die jedoch an Bedeutung wesentlich hinter den in der Vorlage angestrebten Verbesserungen des Looses der arbeitenden Klassen zurückstehen müssen.

Bei der Ausarbeitung der Arbeiterschutz-Vorlage waren zumeist die Gesichtspunkte maßgebend, die auf der jüngsten Berliner Conferenz allgemeine Anerkennung fanden, ohne daß jedoch die Vertreter der verschiedenen europäischen Industriestaaten in der Lage gewesen wären, die entsprechenden Beschlüsse zu fassen. Deutschland geht also auch hier in einem eminent friedlichen Werke bei der Verwirklichung der auf der Berliner Conferenz entwickelten Ideen den übrigen Staaten mit gutem Beispiele voran, von denen einige allerdings bereits im Besitze einer den bisherigen Verhältnissen angemessenen Arbeiterschutz-Gesetzgebung sich befinden. Was diejenigen Länder betrifft, die auf dem Gebiete der socialpolitischen Maßnahmen zurückgeblieben sind, so darf mit Sicherheit vorhergesehen werden, daß die Macht der Verhältnisse mit der Zeit alle noch obwaltenden Bedenken zurückdrängen wird. Erscheint doch eine derartige den berechtigten Ansprüchen der Arbeiter Rechnung tragende socialpolitische Gesetzgebung als eine Art Sicherheitsventil gegen drohende Ausschreitungen der Socialdemokratie, deren Führer denn auch, insofern sie der fanatischen Richtung angehören, von den auf Versöhnung der verschiedenen Schichten der Gesellschaft abzielenden Bestrebungen wenig erbaut sind.

Daß in der Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstags der Ausbau der Arbeiterschutz-Gesetzgebung an erster Stelle angekündigt wurde, entspricht vollständig der hohen Bedeutung dieser Frage, deren Lösung wesentlich zur friedlichen Gestaltung der inneren Verhältnisse in den europäischen Industriestaaten beitragen würde. Deshalb erscheint es als eine durchaus logische Entwicklung im Gedankengange der Thronrede, wenn unmittelbar an diese friedlichen Bemühungen im Innern der Hinweis sich anschließt, daß Kaiser Wilhelm die dauernde Erhaltung des Friedens als das Ziel seines Strebens betrachte. In diesem Zusammenhange lieh der Kaiser der Ueberzeugung Ausdruck, daß es ihm gelungen sei, bei allen auswärtigen Regierungen das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit seiner Friedenspolitik zu befestigen. Den Widersachern der letzteren war es andererseits wenig erfreulich, das treue Festhalten an der Tripelallianz mit aller Entschiedenheit in der Thronrede betont zu sehen: „Mit mir und meinen hohen Verbündeten erkennt es das deutsche Volk als die Aufgabe des Reiches, durch Pflege der zu unserer Vertheidigung geschlossenen Bündnisse und der mit allen auswärtigen Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen den Frieden zu schützen, um Wohlfahrt und Gesittung zu fördern.“ Die Widersacher der Aufrechterhaltung

des europäischen Friedens suchen denn auch einen Gegensatz zwischen den bezüglichen Versicherungen der Thronrede und dem unmittelbar daran geknüpften Hinweise zu construiren, nach welch' letzterem Deutschland zur Durchführung der ihm gestellten Kulturaufgabe der seiner Stellung im Herzen Europas entsprechenden Heeresmacht bedarf. In Wirklichkeit gefährdet aber jede Verschiebung der Machtverhältnisse das politische Gleichgewicht und damit die Gewähr für den Erfolg der auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Politik. Die in der Thronrede angekündigte Militärvorlage, welche dem Reichstage bereits zugegangen ist, wird jedenfalls dort oder in der Commission eine eingehendere Begründung erhalten, so daß die hier und da bisher noch bestehenden Einwände entkräftet werden.

Wie Deutschland lassen auch Oesterreich-Ungarn und Italien sich angelegen sein, ihre Streitkräfte den Pflichten anzupassen, die sie durch den Eintritt in die Tripelallianz übernommen haben; wäre es doch der Stellung einer europäischen Großmacht unwürdig, Rechte, wie sie aus der Theilnahme am europäischen Friedensbündnisse resultiren, zu beanspruchen, ohne ein angemessenes Aequivalent zu bieten. Bezeichnend ist, daß auch jenseits der Alpen die Franzosenfreunde den Hebel zur von ihnen erhofften Sprengung der Tripelallianz ansetzen, indem sie bei jeder Gelegenheit prophezeien, die stets anwachsenden Ausgaben für das Landheer und die Marine müßten den finanziellen Ruin Italiens herbeiführen. Thatsächlich haben sich die Einnahmen des italienischen Schatzministeriums in letzter Zeit wesentlich günstiger gestaltet, so daß sie in den verflossenen zehn Monaten des Finanzjahres im Ganzen 43 625 079 Lire mehr betrugen als im Vorjahre. Trotzdem ist die italienische Regierung entschlossen, im Budget des Landheeres und der Marine Ersparnisse herbeizuführen. In dieser Hinsicht erklärte das militärische Fachblatt: „L'Esercito italiano" soeben, daß die italienische Regierung trotz den fortgesetzten neuen Rüstungen der großen europäischen Staaten ihre bisher im Militärbudget beobachtete Sparsamkeit aufrechterhalte, daß sie aber andererseits fest entschlossen sei, durchaus nicht jene Ausgaben einzuschränken, durch deren Verminderung die Sicherheit des Staates oder die völlige Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen gefährdet würde. Dieses bundesfreundliche Verhalten Italiens verdient volle Anerkennung, obgleich von Anfang an gewiß war, daß die italienische Regierung keineswegs die Tripelallianz gewissermaßen als das Piedestal benutzen würde, von dem aus sie auf Kosten Oesterreich-Ungarns und Deutschlands europäische Großmacht spielen könnte. Vielmehr faßt das Ministerium Crispi die Stellung Italiens als Großmacht sehr ernsthaft auf und gibt dieser Auffassung den entsprechenden thatsächlichen Ausdruck.

Die Angriffe gegen die Finanzpolitik Crispi's richten sich daher zumeist gegen die nie versagende Bundestreue Italiens innerhalb der Tripelallianz, als deren zuverlässigste Stütze neben dem Könige Humbert dessen erster Rathgeber, der Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen, gilt. So versteht man auch den Jubel, mit welchem in einem Theile der französischen Presse sowie in sämmtlichen ultramontanen Organen jüngst die Meldung aufgenommen wurde, Crispi habe im italienischen Senate aus Anlaß der Berathung des von der Deputirtenkammer bereits genehmigten Gesetzentwurfes über die Opere pie, die frommen Stiftungen, eine empfindliche Niederlage erlitten, da ein Hauptpunkt der Vorlage in geheimer Abstimmung abgelehnt wurde. Der abgelehnte Artikel ist in der That von hoher Bedeutung, da er die Umwandlung von Legaten, Hinterlassenschaften und milden Stiftungen, die einem Bedürfnisse der Ortsbevölkerung nicht mehr entsprechen, in allgemeine Wohlthätigkeitsanstalten gestattet. Mit vollem Rechte wies Crispi darauf hin, daß die Regierung, nachdem der ursprüngliche Zweck vieler frommen Stiftungen obsolet geworden sei, die Wohlthätigkeitspflege nach Maßgabe des Civilgesetzbuches geregelt sehen wolle. Die Klerikalen sind nun, wenn sie große Siegesgewißheit zur Schau tragen, keineswegs allzu zuversichtlich hinsichtlich des endgültigen Ausganges der parlamentarischen Debatten. Zunächst hat der Senat in Uebereinstimmung mit der Deputirtenkammer die Geistlichen aus der Verwaltung der frommen Stiftungen entfernt, was doch sicherlich nicht

im Sinne vaticanischer Sympathien aufgefaßt werden kann. Hierzu kommt, daß der vom Senate durchberathene Gesetzentwurf der Deputirtenkammer mit Zustimmung des Königs von Neuem unterbreitet worden ist, so daß der von der Kammer beseitigte Artikel wiederhergestellt werden kann. Verharrt dann der Senat bei seinem ablehnenden Votum, so wäre die Regierung in der Lage, durch einen Pairsschub einen besseren Einklang zwischen der ersten Kammer und der öffentlichen Meinung, abgesehen von den vaticanisch gesinnten Kreisen, herzustellen. Nur würde die Frage entstehen, ob zuvor noch die Deputirtenkammer aufgelöst werden soll, damit durch den Ausfall der Neuwahlen festgestellt werde, wie wenig die andere parlamentarische Körperschaft sich in Uebereinstimmung mit dem gesammten Volksbewußtsein befindet.

Der von den Ultramontanen im italienischen Senate errungene Sieg wird sich daher allem Anschein nach als ein Pyrrhussieg erweisen, zumal da Crispi einen neuen Schlag gegen den Ultramontanismus ankündigt, indem er im Zusammenhange mit der Debatte über den Gesetzentwurf betreffs der Opere pie, ein Gesetz, das den niederen Clerus in den Stand setzt, sein Amt mit Würde zu erfüllen, als den Beweis einer ernsten Regierung bezeichnet. Wer jemals in Italien die Noth eines großen Theils der niederen Geistlichkeit kennen gelernt, wer sich durch eigene Wahrnehmung überzeugt hat, wie diese von den Monsignori und Eminenzen gering geschätzten, ja verachteten Geistlichen in ihrer abgeschabten Kleidung, von Entbehrungen aller Art entkräftet, gegen die Spitzen der Kirche einen tiefen Groll hegen, kann dem italienischen Conseilpräsidenten nur vollen Beifall zollen, wenn er auch in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen entschlossen ist. Der Hinweis des italienischen Conseilpräsidenten, daß die mangelnde Fürsorge für die niedere Geistlichkeit ein schwerer Fehler der italienischen Revolution gewesen sei, eröffnet den Würdenträgern des Vaticans eine unerwartete Perspective, da es leicht geschehen könnte, daß der mit Pfründen reicher als mit Berufspflichten bedachte, in allen Farben schillernde Clerus aus dem eigenen Lager einen gefährlichen Ansturm bestehen muß.

Sollte daher jemals vom Vatican aus anstatt der bisherigen Losung: nè elettori nè eletti für die politischen Wahlen die entgegengesetzte ausgegeben werden, daß die Klerikalen sowohl durch active als auch durch passive Theilnahme, das heißt durch Ausübung des Stimmrechts und durch Annahme von Candidaturen in den Wahlkampf eintreten sollen, so würde sich die Spitze einer solchen Bewegung schließlich gegen den Vatican selbst richten. Die Ueberzeugung, daß Rom seit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia für immer die Hauptstadt Italiens geworden, ist jenseits der Alpen eine so unwandelbare, daß jeder Versuch, an diesem Zustande der Dinge zu rütteln, lediglich von der Kurzsichtigkeit der Urheber solcher verfehlten Bemühungen zeugt. Man braucht nur an die Opferwilligkeit von Turin und Florenz sich zu erinnern, welche der Reihe nach darauf verzichteten, als Hauptstadt zu gelten, damit das Land dem patriotischen Ziele: Roma capitale! näher geführt werde, um klar zu erkennen, daß das Wort des Königs Humbert: Roma intangibile! für alle Zukunft zur Wahrheit geworden ist.

Literarische Rundschau.

Oesterreichische Unternehmungen in Kleinasien.

Eugen Petersen und Felix von Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis. Beschrieben und im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben. Mit 40 Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Text. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1889. Zugleich als zweiter Theil der Reisen in Lykien und Karien von Otto Benndorf und George Niemann. Wien, Adolf Holzhausen. 1884.

Otto Benndorf und George Niemann, Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa. I. Theil. Mit 34 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Texte. Wien, Adolf Holzhausen. 1889.

Am Südrande Kleinasiens, aber unmittelbar anstoßend an die hellenisirte Westküste der Halbinsel, baut sich das gewaltige Bergland des alten Lykiens auf wie „eine in die See hinausgeschobene Schweiz". Von den drei bedeutenderen Flüssen, welche das Geäder des Gebirgskörpers bilden, verleiht nur der westlichste, der Xanthos, wenigstens seinem unteren Thale die Wohlthat, die Flüsse zu vergeben haben, Leichtigkeit des Verkehrs. In seinem Oberlaufe thut er, wie die übrigen, kaum etwas für die Aufschließung des Landes, das schon dem Seefahrer in „wunderbarer Verschlossenheit entgegenwächst", wie sie auch seinen inneren Bau bezeichnet.

Doch am Gestade haben seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die auffälligen und kunstvollen Felsengräber, in den lebendigen Stein gemeißelte Façaden die Aufmerksamkeit erregt: L. Mayer veröffentlichte Abbildungen solcher 1803 in den „Views in the Ottoman Empire"; dann kam 1811 die Vermessung der Küste durch den späteren Admiral Francis Beaufort, im Anfang der dreißiger Jahre die Reise des Franzosen Charles Texier. Aber noch ehe dieser die mehr prunkvollen, als zuverlässigen Tafeln seiner Description de l'Asie Mineure publicirt hatte, drang der Engländer Charles Fellows als der Erste in einige innere Theile der Landschaft (1838), und überraschte die Mitwelt durch Zeichnungen von Grabdenkmälern mit und ohne Reliefschmuck, die durch Stil, Kunst und hohes Alter sofort bedeutsam und begehrungswerth erschienen, und durch Inschriften, die in ungekannten Zeichen und in einer einheimischen, bis heut kaum aufgeklärten Sprache verfaßt waren. So kam gleich im Jahre 1840 von London aus eine Expedition zu Stande, die unter Fellows' Führung die merkwürdigsten Denkmäler, besonders des Hauptortes Xanthos, dem britischen Museum sicherte; im Anschluß an dies Unternehmen bereisten der damalige Lieutenant, spätere Admiral Spratt, der Naturforscher Edward Forbes, und zum Theil getrennt von ihnen der Rev. Daniell einen großen Theil Lyciens, fanden antike Städteruinen von erstaunlicher Zahl und Erhaltung und gaben ihrem ausgezeichneten sachlichen Reisewerke eine Karte bei, welche so ziemlich alle Aufnahmen weit übertraf, die damals von irgend einem Theile Kleinasiens existirten. Um dieselbe Zeit durchwanderte der Deutsche August Schönborn (1801—1857), der vom Jahre 1825 bis zu seinem Ende Gymnasiallehrer in Posen war, mit den bescheidensten Mitteln

das südwestliche Kleinasien; rastlose Energie und unermüdlicher Forschungseifer trieben ihn hin und her und führten ihn am 20. December 1841 zum ersten Male auf das schwierige Hochplateau mitten über der Südküste des Landes, wo er bei einem kleinen Dorfe Gjölbaschi eine umfangreiche viereckige Mauerumhegung entdeckte, die eine Grabstätte umgab. Diese Mauer fand er zu seinem größten Staunen ganz überdeckt mit Reliefs, die, wie er angab, „den trojanischen Krieg" darstellten. Seine Bemühungen, diesen Schatz zu heben, scheiterten, auch als ihm zehn Jahre später, besonders auf Anregung Karl Ritter's, eine zweite Reise ermöglicht wurde. Dann ist er gestorben und hat die Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen nicht erlebt; seine Tagebücher, freilich von Karl Ritter sorgsam ausgenützt, sind trotz mehrfacher Aufrufe verschollen geblieben.

Unseren Fachgenossen in Oesterreich gebührt das Verdienst, den gleichsam wieder verschwundenen Schatz an das Licht des Tages gefördert zu haben. Schon in den zwei Expeditionen, welche auf Anregung Conze's in den Jahren 1873 und 1875 nach Samothrake gerichtet waren, hatten sie gezeigt, wie mustergültig sie solche Aufgaben zu lösen wüßten. Dann war es Benndorf, der auf Kleinasien und insbesondere auf die Schönborn'sche Entdeckung hinwies; und nachdem er diese auf einem ersten Ausfluge im Jahre 1881 durchaus bestätigt gefunden, hat rasch eine „Oesterreichische Gesellschaft für archäologische Erforschung Kleinasiens" sich gebildet, und diese ermöglichte im Jahre 1882 die Ueberführung fast des gesammten künstlerischen Schmuckes jenes Grabdenkmals nach Wien, wobei die Regierung ihr Interesse durch Entsendung eines Kriegsschiffes bethätigte.

Dieses Unternehmen ist in der „Deutschen Rundschau" bereits früher einmal zur Sprache gekommen (1883, Bd. XXXVI, S. 51: „Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens") und in die bedeutsame Stelle eingereiht worden, welche ihm in der modernen Erforschung Kleinasiens gebührt: es ist emporgewachsen zur systematischen Durchforschung der ganzen Landschaft.

Lykien ist vor Allem ein Gräberland wie kein anderes antikes Erdstück, außer etwa Aegypten; das ist es, was dem Antlitz des Landes seinen eigentlichen Charakter gibt. Die grauen, viel zerklüfteten Felsen haben die Bewohner wie naturbereite Bausteine ausgearbeitet zu Pfeilern, zu großen Grabmälern und Façaden, welche, den Wohnungen der Lebenden nachgebildet, wie aus Holz gezimmert dastehen, im Laufe der Entwicklung auch eine griechische, ionische Säulenordnung zeigen, zu hohen spitzbogigen Sarkophagen und endlich auch zu den ungefügen Steinkästen werden, welche in Kleinasien so vielfach die letzte Lebenszeit der antiken Welt bezeichnen. Mit allen jenen Formen ist häufig bildlicher Schmuck verbunden gewesen; dieser ist griechischer Kunst aufs Innigste verwandt; doch ist einzelnes Fremde im Inhalt wie in Vortragsweise beigemischt. Weniger diese Erscheinung, als die deutlich wahrnehmbare Entwicklung auf dem ganzen Gebiete lykischer Kunstthätigkeit muß, meiner Ansicht nach, den Gedanken fernhalten, als ob in Lykien wie etwa in Südrußland nur oder vorwiegend von auswärtigen Künstlern gearbeitet worden sei, die von Griechenland aus ab und zu, für längere oder kürzere Zeit sich im Lande seßhaft gemacht hätten.

Zu allen Zeiten ist die Sorge für die Todten offenbar eine der vornehmsten bei den Lykiern gewesen. Unerschöpflich sind in ihren Inschriften, die schon vom vierten, sicher vom dritten Jahrhundert v. Chr. an theilweise zum Griechischen übergehen, die Aeußerungen, durch welche sie die Grabstätte zu schützen und sich wie ihren Nachkommen den Besitz zu sichern suchten. Hierbei ist etwas später so Verbreitetes wie die Androhung einer Geldstrafe zuerst, wie man jetzt wohl sagen darf, von den Lykiern ersonnen worden.

Die Leser der „Deutschen Rundschau" sind auf den ersten Band der Reisen hingewiesen worden (1885, Bd. XLIII, S. 317); in gleicher Pracht der Ausstattung — äußerlich und innerlich — ist nun der zweite Band ans Licht getreten, und ein erster Theil des Textes, sowie die gesammten Tafeln zu dem Schönborn'schen Denkmal, dem Heroon von Gjölbaschi, welcher Ort, wie ein paar Inschriften gelehrt haben, den antiken Namen Trysa führte.

Man erlaube uns eine allgemeine Bemerkung: die Leichtigkeit der Bewegung auf dem Erdballe, welche die Mittel unserer Zeit gestatten, hat die Zahl der Forschungsreisenden auch in den antiken Ländern erheblich gesteigert; nicht durchaus zum Vortheil der Sache. Wem das Glück einer solchen Reise in früheren Zeiten einmal beschieden war, der fühlte sich gedrungen, für die seltene Gelegenheit seine Vorbereitung so vielseitig wie möglich einzurichten. Neigung und Beruf führen mir Jahr aus Jahr ein zahlreiche Berichte über wissenschaftliche Reisen in die Hände: ich erschrecke oft über ihre zunehmende Einseitigkeit, über die mehr als partielle Blindheit, welche sie verrathen. Wenn bei den heutigen Anforderungen die Meisten nur ein ganz beschränktes Arbeitsfeld bebauen können, so müssen zu wissenschaftlichen Reisen eben Mehrere sich zusammenthun. Diese Aeußerung haben indessen die Werke unserer Fachgenossen in Oesterreich jedenfalls nicht verschuldet; bei diesen trifft vielmehr Beides zu, gemeinsame Arbeit Mehrerer und Vielseitigkeit der Einzelnen. Den Archäologen Benndorf und Petersen, dem Architekten Niemann und dem in vielen Sätteln gerechten Dr. von Luschan sind die jüngeren Gelehrten Emanuel Loewy, R. von Schneider, Fr. Studniczka zur Seite getreten, und in der gemeinsamen Berichterstattung spiegelt sich die Harmonie der Arbeitsgenossen als ein nicht geringer Factor schönen Gelingens, und ein Factor, der leider weniger häufig scheint als man erwarten sollte.

Wie die einzelnen Theilnehmer jener fruchtbaren Entdeckungsfahrten ins Geographische und Topographische sich eingearbeitet, ist höchst bemerkenswerth; aber kann auch den Wanderer in den antiken Culturländern irgend etwas mehr befreien und befriedigen, als wenn er allmälig die verwickelten Bodenverhältnisse auseinanderzulegen lernt, und aus den Zügen der Natur die Lebensbedingungen jener früheren Existenz abzulesen vermag wie aus gewaltigen Schriftzeichen? Gewiß wird das so gewonnene Bild erst durch die Einzelbeobachtung bestimmt und gesichert. Man schilt wohl auf die Detailarbeit unserer Zeit; aber auf dem — in weiterem Sinne — philologischen Gebiete, das ich hier im Auge habe, macht seit geraumer Frist die gesunde Empfindung sich geltend, daß Land und Leute, bildliche und schriftliche Ueberlieferung untrennbar zu verbinden sind, soll anders das entworfene Bild wahr und lebenskräftig zugleich werden. In dieser Erkenntniß ist auch der zweite Band des Reisewerkes abgefaßt. Diesem hat Dr. von Luschan einige Resultate seiner praktischen ethnologischen Untersuchungen hinzugefügt, die, wenn irgend etwas, geeignet scheinen, das noch so dunkle Völkergewebe Kleinasiens zu erhellen; anscheinend bestätigen sie schon jetzt eine gelegentliche Bemerkung von Ludwig Roß, daß unter allem Wechsel von Namen und Glauben eine uralte Bevölkerung sich erhalten habe.

Das Grabdenkmal von Gjölbaschi-Trysa würdigt Benndorf in seiner weiteren und näheren Umgebung, bevor er auf seine Bildwerke eingeht. Die Wahl des Platzes unmittelbar unter dem kleinen Burgberg, die weit hinaus auf Meer und Küste blickende Lage sprechen — noch ganz abgesehen von dem Aufwande der Anlage — das Denkmal einem jener einheimischen Fürsten zu, welche hier zu gewissen Zeiten, durch die Configuration des Landes begünstigt, kleinere Gebiete unabhängig beherrschten. Um das Jahr 400 v. Chr. mag der uns unbekannt gebliebene Fürst sich den Bau errichtet haben; durch Plan und Ausstattung ist er in gleicher Weise bemerkenswerth, und in mehr als einer Beziehung steht er einzig da in dem uns gebliebenen Vorrath von Denkmälern. Drei Meter hoch umzieht die Mauer einen geräumigen, fast viereckigen Hof, der an jeder Seite etwa 20 Meter mißt, und von Südosten, von der Stadtseite her, zugänglich war. Im Inneren erhob sich einer, wahrscheinlicher noch mehrere Sarkophage; ein nur in leichten Andeutungen erhaltener Einbau war für die Hüter des Grabes bestimmt und wohl auch für die Feierlichkeiten, wie Gastmähler, welche zu Ehren der Todten stattfanden. Wenn auch Erdbeben Einzelnes geschädigt hatten, so war doch die Mauerumhegung in einem seltenen Erhaltungszustande, und dies muß um so mehr als ein besonderer Glücksfall angesehen werden, als Stelle und Folge des gesammten Bilderschatzes dadurch über allen Zweifel gesichert wurden. Jetzt begreifen wir Schönborn, der durch den Anblick so völlig hingenommen wurde, daß er,

der sorgsamste Wanderer, ganz das Notiren vergaß. Denn wahrlich überraschend und einzig ist Anordnung und Reichthum der Bilder: fast überall sind es die zwei oberen Quaderschichten der Mauern, die an der Hofseite mit dem flachen Relief bedeckt sind; nur die Hauptfront ist auch außen verziert. Selten sind beide Steinreihen zu einer Darstellung verarbeitet, allermeistens trägt jede ihre gesonderte. Bei einer Höhe von etwas über 1 Meter zog sich die Doppelreihe gegen 109 Meter lang hin; nur etwa ein Siebentel davon ist verloren, 581 Figuren — von allem Beiwerk abgesehen — sind erhalten. Sorglos scheinen die verschiedensten Gegenstände über das Denkmal ausgestreut und aneinander gereiht: nach der Auffassung der Herausgeber an der Hauptfront außen links Amazonenkampf und Kentaurenschlacht, rechts „die Sieben gegen Theben" und eine Landungsschlacht; innen einerseits Bellerophon im Kampfe gegen die Chimaira, ein Viergespann und ein Gelage; andererseits Freiermord des Odysseus, ein höchst seltenes Thema, und Meleagerjagd. Die ganze Westwand hat der Herausgeber auf Ereignisse in und um Troja bezogen: um die bestürmte Stadt links eine Feldschlacht, die am Strande anhebt, rechts ein Amazonenkampf; die Nordwand zeigt den Raub der Leukippiden durch die Dioskuren, eine Jagd und eine zweite Darstellung des Kentaurenkampfes; eine dritte trägt die Ostwand, darüber Thaten des Theseus und daran anschließend ein Gelage, das mit dem gleichartigen der Südseite zusammenstößt.

Ein inneres Band ist in diesen Zusammenstellungen nicht erkennbar; um so mehr drängt sich die Verwandtschaft mit der gleichzeitigen Kunst in Griechenland auf, und zwar vornehmlich mit Gegenständen und Vortragsweise der Malerei des fünften Jahrhunderts, von welcher uns diese flachen Reliefs in mehr als einer Beziehung den so lange ersehnten Begriff geben können. Auch sie waren durch Farben gehoben und verdeutlicht, wie denn Malerei und Flachrelief ursprünglich ganz eng bei einander liegen.

Wir finden kein „inneres Band"; aber darum ist dieser reiche Bilderschmuck nicht ohne Sinn. Wahr ist bemerkt worden, daß in Lykien wie in Griechenland Vorgänge des Lebens beim Grabesschmucke bevorzugt wurden. Aber es ist der griechischen Kunst tief eingeboren, auch Erlebtes im Bilde des Mythos zu schauen. Und so mag ein Theil der Darstellungen am Grabdenkmal von Trysa zu verstehen sein; andere freilich sind zu allgemein und scheinen auch durch ihre mehrfache Wiederholung einen speciellen Bezug auszuschließen. Sie gehörten wohl mehr als etwas Typisches zum Repertoir der Ausführenden, und scheinen es auch an ihrem Theil zu bestätigen, wie ungewöhnlich die Anforderungen waren, welche das Denkmal von Trysa stellte, da sie die Phantasie der Künstler in so auffälliger Weise bis auf die Neige leeren konnten.

Königsberg i. Pr.

Gustav Hirschfeld.

Zur Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst.

Der Goldschmiede Merkzeichen. Von Marc Rosenberg. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1890.

Das vorliegende Werk von Rosenberg beschäftigt sich mit den Merkzeichen, welche die Goldschmiede ihren Arbeiten, vornehmlich den Silberarbeiten, einzuprägen pflegen, um dem Abnehmer über den Ursprung, auch wohl den Feingehalt der Waare eine Sicherheit zu geben. Das Buch mag zunächst als ein Handbuch für einen engumschriebenen Kreis von Kunstsammlern erscheinen; es eröffnet aber so weite Ausblicke für das Bereich alter Kunst, daß auf seine Ergebnisse auch an dieser Stelle hingewiesen werden soll. Wir finden die Goldschmiedestempel, welche zumeist aus einzelnen Buchstaben, Zahlen oder Zeichen bestehen, auf fast allen Silberarbeiten älterer Zeit, in

ähnlicher Weise wie die bekannten Marken auf den Porzellanen und Fayencen. Ueber diese Töpfermarken besitzen wir eine umfangreiche Literatur, Handbücher in allen Sprachen, dickleibige Werke und zusammengedrängte Taschenausgaben, so daß der Sammler in bequemster Weise sich über die mystischen Zeichen unter dem Boden der neu erworbenen Theekanne oder Suppenschüssel vergewissern kann. Seit mehr als einem Menschenalter wird kein Sammler mehr zweifelhaft sein, ob er Waaren von italienischer, niederländischer, französischer oder deutscher Kunsttöpferei in Händen hat; innerhalb der Gruppen von etwas größerer Bedeutung, wie den Delfter Fayencen oder den Majoliken von Urbino, sind aus den Marken heraus die Familien der Töpfer bis in ihre Verzweigungen hinein verfolgt. Im schroffen Gegensatz hierzu war die Kenntniß der Silbermarken bis noch vor kurzer Zeit arg vernachlässigt, und doch liegt es auf der Hand, daß künstlerisch und culturgeschichtlich die Silberarbeiten unvergleichlich viel höher stehen als die Arbeiten der Kunsttöpferei. Die Töpferei behält, mit ganz wenigen Ausnahmen, etwas Handwerksmäßiges; die Formen wiederholen sich nach Dutzenden, Hunderten, selbst Tausenden; in der Silberschmiedearbeit dagegen ist jedes Stück etwas neu Geschaffenes, Selbständiges. Die Goldschmiedekunst ist berufen, in vollendeten Einzelarbeiten die heilige Handlung am Altare aller Confessionen, die Feste der Könige, der Städte, der Zünfte, der einzelnen Bürger zu begleiten und in dauerndem Festgeräth sinnbildlich auszugestalten; die Goldschmiedekunst ist bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein die Nährmutter junger Talente für alle plastischen und zeichnenden Künste; aus ihr erwachsen in nicht geringer Zahl die Maler und Bildhauer der Renaissance; in engstem Zusammenhange mit der Goldschmiedekunst stehen noch Dürer und Holbein und die große Gruppe der Kleinmeister des sechzehnten Jahrhunderts; was von Ornamenten und Bildwerk für decorative Kunst Neues erfunden wird, geht zunächst in die Werkstube der Goldschmiede. Somit sind die Arbeiten dieser Zunft das wichtigste Bindeglied zwischen Kunst und Handwerk vom Mittelalter bis in unsere Tage hinein, sie bezeichnen die höchste Anforderung, welche der Kunstgeschmack zu jeder Periode stellte, sie geben die untrügliche Maßbestimmung für die allgemeine Kunstfertigkeit der Stätte, an der sie entstanden sind, sie ermöglichen in ihrer engen Anknüpfung an bedeutungsvolle Ereignisse die werthvollsten Ausblicke auf Gesinnung und Gewohnheit, Gebräuche und Mißbräuche ganzer Gruppen der Gesellschaft.

Es versteht sich von selbst, daß für Gewinnung solcher Schlußfolgerungen die erste Grundbedingung ist, zu ermessen, wann und wo die Stücke entstanden sind. In vielen Fällen haben die Widmungsinschriften auf den Stücken selbst, oder auch Wappen und andere erklärbare Symbole einen Anhalt gegeben; weitaus die größte Menge der erhaltenen Stücke ist aber mit derartigen Hinweisen nicht versehen, dagegen tragen fast ausnahmslos alle die Stempel ihrer Meister. So lange aber diese nicht gelesen waren, erlaubte sich die Phantasie der Kunstliebhaber die abenteuerlichsten Ausflüge. Nun mag es manchem Gelehrten oder Staatsmann als eine Art von Spielerei erscheinen, wenn sich die wunderliche Sippe der Sammler den Kopf darüber zerbricht, ob Meister X oder Meister Y einen Theetopf oder Gewerkshumpen gefertigt hat, und wir wollen gar nicht bestreiten, daß in der Jagd auf ungewöhnliche Marken mancherlei Thorheit mit unterläuft: in der Schlußabrechnung, wie sie hier in Rosenberg's Buch zum ersten Male für deutsche Goldschmiedearbeit vorliegt, stellt sich jedoch ein wissenschaftliches Ergebniß von ernsthafter Bedeutung heraus.

Es ist noch nicht lange her, daß in deutschen ebenso wohl wie in auswärtigen Sammlungen jedes Stück von hervorragender Silberarbeit als ein Werk italienischer Kunst, und speciell des Benvenuto Cellini, galt. Wurden doch selbst in den Verkaufsverhandlungen des Stadtsilbers von Lüneburg, nach 1870, die edelsten im sechzehnten Jahrhundert in Lüneburg selbst gefertigten Stücke von den Nachkommen der Stifter als Arbeiten des Cellini bezeichnet, und bis zum heutigen Tage pflegen die Custoden fürstlicher Silberkammern diesen Namen als höchsten Trumpf auszuspielen. Erst während der letzten Generation hat man erkannt, daß von Cellini selbst kaum ein halbes Dutzend von Stücken sicher nachweisbar ist, dann aber — und das ist das

Wichtigste — daß die gesammte Masse alten Silbers, welche uns in Deutschland erhalten ist, ebenso wie der überwiegende Theil verwandter Arbeiten in ausländischen Sammlungen deutschen Ursprunges ist — ich selbst durfte im Jahre 1886 in diesen Blättern auf den bisher wenig bekannten unerhört reichen Schatz solcher deutschen Arbeiten in der Schatzkammer von Moskau hinweisen[1]).

Als diese Erkenntniß sich allmälig Bahn brach, war man allerdings noch sehr weit davon entfernt, von dem wirklichen Umfange der deutschen Kunstarbeit eine richtige Vorstellung zu haben; man dachte an einige große Mittelpunkte deutschen Gewerbfleißes, zunächst Nürnberg, das allenfalls ebenbürtig neben Italien gestanden haben könnte. Auch für Nürnberg hielt man sich zunächst an einen großen bekannten Namen, an Wenzel Jamnitzer, und es gab eine Zeit, in der man jedes hervorragende Stück, das bisher auf Cellini's Namen ging, nunmehr dem Jamnitzer zuschreiben zu müssen glaubte.

Allmälig lernte man erkennen, daß die Arbeiten selbst in den aufgeschlagenen Stempeln sichere Anhaltspunkte über die Herkunft zu geben vermögen. Man lernte, daß jedes Silbergeräth zwei Stempel trägt; der eine bezeichnet den Meister, der andere die Stadt. Von den letzteren war bald bekannt, daß N Nürnberg, der Pinienzapfen als Stadtwappen Augsburg bedeute; bald lernte man auch D Dresden, L Leipzig, ferner die bekannten Stadtwappen von Ulm, Regensburg, Magdeburg, Halle, Danzig, Lübeck u. s. w. unterscheiden. Man wußte, daß in allen Städten, welche eine Goldschmiedeinnung besessen, die Waaren von eigens beauftragten Männern geprüft, und daß nur die als vollwerthig befundenen Stücke mit dem Beschauzeichen der Stadt abgestempelt wurden. Daneben trat der durch die Innung beglaubigte Meister durch seinen persönlichen Stempel verantwortlich ein. Diese städtische Prüfung war verschiedenartig eingerichtet, an manchen Stellen eine doppelte, an anderen Stellen durch einen zweiten Stempel, welcher das Jahr der Prüfung angab, vervollständigt.

Aehnliche Einrichtungen hatten auch in England und Frankreich bestanden. England, welches allen heimathlichen Arbeiten eine besondere Theilnahme entgegenbringt, hatte diese Abstempelungen, besonders die Hall-marks von London, schon seit längerer Zeit aus den Archiven so völlig festgestellt, daß man jedes Stück englischen Silbers mit aller Sicherheit nach Zeit und Herkunft bezeichnen kann. Für Frankreich sind wenigstens die Pariser sehr verwickelten Abstempelungen klar gelegt. Für Deutschland gab es nur verstreute Einzelarbeiten, dann eine kurze, aber noch nicht geklärte Uebersicht der städtischen Stempel in Ilg's „Geschichte der Goldschmiedekunst" (in Bucher, „Geschichte der technischen Künste").

Die eigentliche Schwierigkeit zeigte sich für Deutschland in der erstaunlich großen Zahl von Orten, welche selbständig arbeiteten und die auch keineswegs Jahrhunderte hindurch denselben Stempel beibehalten hatten. Es genügte nicht, daß man die wichtigsten Stücke zu erklären sich bemühte, sondern es mußte vor Allem eine Uebersicht über das gesammte Material angestrebt, es mußte jedes erreichbare Stück älterer Silberarbeit auf seine Merkzeichen geprüft werden. Dieser colossalen Arbeit hat sich Rosenberg unterzogen; als Ergebniß liegt sein Buch vor uns, welches auf 582 Seiten über zweitausend Silberstempel, von mehr als dreitausend verschiedenen einzeln angeführten Silberarbeiten entnommen, mit ihren Erklärungen enthält. Diese zweitausend Stempel sind aber nur das Schlußergebniß von mehr als zehntausend Stempeln, welche der Verfasser mit peinlichster Sorgfalt aufgezeichnet, gesichtet und immer wieder zusammengeordnet hat, bis sich die Gruppen als sicher zusammengehörig ergaben. Die großen Leihausstellungen des letzten Jahrzehnts haben einen erheblichen Theil des Materials geliefert, daneben aber ist der Verfasser von Stadt zu Stadt gegangen, um beglaubigte Marken zu sammeln; die Beamten der Museen, welche seit Jahren um diese Arbeit wissen, haben mannigfach aushelfen können, und so besitzen wir nun endlich, wohlgeordnet mit allen nöthigen Verzeichnissen und Tabellen, dieses Buch,

[1]) Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LIII, S. 363 ff.: „Die Kunstsammlungen in Moskau".

welchem der Verfasser die alte Bezeichnung dieser Stempel: „der Goldschmiede Merkzeichen" gegeben hat. Das Schwergewicht liegt in der Darstellung der deutschen Arbeit: hier sind nicht weniger als 93 Städte und Gemeinschaften mit 1734 verschiedenen Stempeln vertreten, von denen allein auf Augsburg 360, auf Nürnberg 218 Stempel fallen. Zu Hunderten sind uns die Namen der bekannt gewordenen Meister gegeben; von den wichtigeren unter ihnen ist jedes bisher an das Licht getretene Stück aufgeführt. Welche Fragen sich an die einzelnen Ergebnisse knüpfen, in welcher Weise auf dieser Grundlage erweiternd, zum Theil auch berichtigend, weiter gearbeitet werden muß, das wird in der kunstgewerblichen Fachliteratur zu erörtern sein; für die allgemeinere Betrachtung der Kunst und Culturgeschichte müssen wir aber jetzt schon auf die oben kurz genannten Zahlen als ein vollwichtiges Ergebniß hinweisen. Wir sehen durch Jahrhunderte hindurch den Handwerksfleiß in glänzender Entfaltung durch alle Theile Deutschlands verbreitet. Wenn heut zu Tage eine Silberarbeit von auch nur mäßigem Kunstwerth ausgeführt werden soll, so sind wir auf einige wenige Hauptstädte angewiesen. Die Silberläden selbst der großen Provinzialstädte enthalten nur Fabrikwaare oder vermitteln, theils unter Verschleierung des Thatbestandes, die Aufträge nach der Hauptstadt; in den früheren Jahrhunderten arbeitet selbst eine kleine Stadt nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern bringt auch Prachtgeräthe zu Wege, welche würdig sind, als Geschenke an fremde Höfe zu gehen und heute noch die vielbewunderten Stücke dieser und fremdländischer Kunstsammlungen bilden. Als glänzendes Beispiel war uns Lüneburg bekannt, jetzt wahrscheinlich kaum im Stande, seinen Bedarf an Löffeln und Fingerhüten herzustellen, und einstens fähig, in seiner eigenen Zunft jenen Silberschatz zu arbeiten, welcher das Hauptstück des Berliner Museums bildet. In gleicher Weise lernen wir durch Rosenberg lange Reihen von Städten kennen, deren Meistern keine Aufgabe ihrer Kunst zu hoch war.

Rosenberg's Arbeit wird zunächst den Liebhabern alter Kunstwerke ein hoch willkommener Führer durch das Irrsal geheimnißvoller Marken sein; es wird dem Sammeleifer sichere Pfade weisen und schon auf diesem Wege die Liebe zu der vaterländischen Kunst stärken helfen; es wird dem Auslande zeigen, ein wie großer Bestandtheil seines jetzigen Kunstbesitzes deutschen Werkstätten entstammt, und wird in seinen Ergebnissen einen vollbelaubten Zweig in dem Ruhmeskranze altdeutschen Gewerbefleißes bilden.

Julius Lessing.

βκϱ. **Classische Bildermappe.** Abbildungen künstlerischer Werke zur Erläuterung wichtiger Schulschriftsteller. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. Eduard Anther und Dr. Gustav Forbach von Dr. Ferdinand Bender. 1. Heft: zu Lessing's Laokoon. (Laokoon-Gruppe. — Zeus von Otricoli. — Mose des Michelangelo. — Apollo von Belvedere. — Sophokles.) Darmstadt, Zedler & Vogel. 1890.

Zu Gunsten dieser Unternehmung läßt sich sagen, daß die Anschauung die richtige sei, es müßten die Gymnasiasten, falls man sie mit Kunstwerken bekannt machen will, nur auf die schönsten Gebilde des Alterthums hingewiesen werden. Mit einigen Tafeln jedoch hier den Anfang zu machen, die bei der Lectüre des Laokoon von Lessing gezeigt werden könnten, erscheint uns nicht thunlich. Denn dieses Buch ist nicht für Schüler, sondern für Gelehrte bestimmt, und sollte schon deshalb in der Prima nicht gelesen werden, weil die Lehrer in vielen Fällen sich aus einer sehr umfangreichen und widerspruchsvollen Literatur das zu ihrer eigenen Unterweisung geeignete Material würden zusammensuchen müssen. Kritik von Künstlern und Kunstwerken gehört noch nicht aufs Gymnasium. Wohl aber kann man Schülern Kunstwerke zeigen, die sie begeistern, und da sollte mit dem Homer der Anfang gemacht werden. Die homerischen Götter und Helden stehen in wundervollen Büsten und Statuen zu Tage, die dem Schüler Alles bieten, was die Schule in dieser Hinsicht zu gewähren im Stande ist. Eine Publication dieser Art würde um so erfreulicher sein, als sie archäologisirenden Tendenzen anderer Richtung entgegenträte, gegen die wir uns erklären müssen. — Der den vorliegenden Tafeln beigegebene erklärende Theil ist sehr knapp. Sollte für Laokoon z. B. auf Brunn hingewiesen werden, so durfte der Aufsatz nicht unerwähnt bleiben, in welchem Brunn Goethe's herrliche Abhandlung über die Gruppe wieder zu Ehren gebracht hat. Der Hinweis dagegen auf eine Figur des pergamenischen Frieses, welche mit der Laokoongruppe in Verbindung gebracht wird, kann nur verwirren, denn die geistig inhaltslose, überhaupt decorativ gehaltene Gestalt hat, oberflächliche Aehnlichkeit ausgenommen, unseres Erachtens mit Laokoon nichts zu thun. Wohl aber hätte hier gesagt werden können, daß der rechte Arm des Laokoon sammt der Schlange moderner Zusatz sei, und daß im Vatican ein den Bewegungen der Gestalt mehr entsprechender, aber unvollendeter Arm neben der Gruppe liege, ein Stück, das man mit einem Versuche Michelangelo's, die Arbeit zu restauriren, in Verbindung bringt.

χϱ. **Historie de la Céramique Grecque, par Olivier Rayet et Maxime Collignon.** Paris, Georges Decaux. 1888.

Eines der Werke, welche von dem außerordentlichen Aufschwung zeugen, den das Studium der Archäologie in den letzten Jahren in Frankreich genommen hat. Das Buch war vorbereitet durch den 1887 verstorbenen Olivier Rayet, Prof. der Archäologie an der Nationalbibliothek; nach dessen Tode unternahm es einer der talentvollsten jungen Gelehrten Frankreichs, der jetzt als Professor an der Faculté des lettres zu Paris wirkende Max. Collignon, auf Grund ganz selbständiger Studien das Unternehmen fortzuführen und zu einem Abschluß zu bringen. Die Darstellung geht von den frühesten Versuchen keramischer Kunst in Griechenland aus, erörtert die orientalischen Einflüsse im asiatischen Griechenland, auf den Inseln und dem Peloponnes, bespricht dann die korinthischen Ateliers in Italien, um hierauf zur Unification der verschiedenen Stile und zur athenienſischen Kunst überzugehen. Es werden die mannigfachen Formen der griechischen Vase vom sechsten Jahrhundert ab vorgelegt und die namhaftesten Erzeugnisse dieser Keramik eingehend besprochen. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit der Kunst der macedonischen Epoche, derjenigen des südlichen Italiens und dem Ausgang der griechischen Vasenmalerei in Italien. Zum Schlusse werden auch die Nachahmungen des Metalls in der Keramik, die glasirte und emaillirte Poterie, endlich die Verwendung der Thonarbeiten in der Architektur behandelt. Die Darstellung, überall klar und aus dem Vollen schöpfend, ist durch eine große Anzahl vortrefflicher Illustrationen im Text wie auch durch Chromolithographien unterstützt: das Ganze, eine höchst empfehlenswerthe Leistung, die nicht nur dem Archäologen, sondern auch unserm Kunsthandwerk von Nutzen sein wird.

οβ. **Dramaturgie des Schauspiels.** Von Heinrich Bulthaupt. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1889.

Heinrich Bulthaupt hat seine bekannte, an dieser Stelle wiederholt gewürdigte „Dramaturgie der Classiker" über das Zeitalter des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts hinaus fortgesetzt, und auch die jüngst vergangene literarische Epoche in derselben feinen, eindringenden Weise, wie die classische Periode unserer Poesie, zu dramaturgisch-kritischer Darstellung gebracht. Getreu dem steten Princip seiner Betrachtung, bleibt er jener metaphysischen Aesthetik fern, „die das künstlerische Gewissen so heillos verwirrt und erschreckt hat", und wandelt eifrig den Weg der Erfahrung und Beobachtung, der langsamer vielleicht, aber sicher Schritt um Schritt dem Ziele zuführt. Weil er von den Bedingungen des lebendigen Theaters überall ausgeht, läßt Bulthaupt den genialen Eigensinn der Kraftdramatiker, eines Grabbe und Genossen, bei Seite und wendet lieber, als den experimentirenden Sonderlingen, den Theaterpraktikern, wie Laube, und den geschickten Tendenzmachern, wie Gutzkow, seine Betrachtung zu; aber seine beste Aufmerksamkeit gehört denen, die Poeten und Beherrscher der Bühne zugleich sind, den Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig. Mit vollkommen gerechter Erwägung des Gelungenen und des Verfehlten, des Gesunden und des Seltsamen in diesen Männern, zieht er die Gesammtsumme ihres Schaffens, und er weiß, indem er vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigt, in wohlberechneten kleinen Auseinandersetzungen über künstlerische Fragen:

den Bau des Dramas, die Zahl der Acte, die Folge der Geschehnisse, mancherlei Anregungen zu geben, welche Künstler und Kunstfreunde dankbar acceptiren werden.

βλ. **Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode.** Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Auf 172 Seiten gibt der Verfasser eine gedrängte Uebersicht über alle bedeutenderen poetischen Erscheinungen in Deutschland von der Zeit der Romantiker bis auf den heutigen Tag. Jeder Dichter erhält ein paar kurze Worte, die leider in vielen Fällen wenig über die allgemeinsten Wendungen hinauskommen. Die Bezugnahme auf die „tragischen Motive" liefert ein Grundschema, in das nun Buch für Buch eingepreßt wird, ohne daß dadurch wesentlich neue Gesichtspunkte bemerkbar würden. Viele Einzelurtheile sind außerordentlich oberflächlich, ja gelegentlich direct unrichtig. Ueber einen gerade für eine Geschichte des tragischen Motivs so hochbedeutsamen Roman wie Keller's „Grünen Heinrich" geht Greinz mit dem Satze hinweg: „Keller's Grüner Heinrich, ebenfalls eine Entwicklungsgeschichte, hat zu gedehnte Partien, welche den lebhaften Gang der Handlung verhindern." Solche Aphorismen ohne jeden Werth über unsere Großen sind um so bedauerlicher in einem Buche, das vielen Kleinen übermäßigen Raum und bedenklich viel Weihrauch spendet. So lesen wir unter Anderem mit Verwunderung auf Seite 169, daß der „Tannhäuser" von Julius Wolff neben Hamerling's „König von Sion" das „bedeutendste Epos seit Goethe" sei. Dem haben wir Nichts hinzuzufügen.

βλ. **Alles verstaatlicht.** Socialpolitischer Roman. Nach dem Englischen des Edward Bellamy, bearbeitet von Georg Malkowsky. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. 1889.

Auf dem Umschlage des Buches wird in reclamenhafter Weise verkündet, der Roman sei in Amerika bereits in vierundsechzigtausend Exemplaren verkauft. Thatsächlich handelt es sich jedoch nicht um eine gewöhnliche Sensationsarbeit, wir haben im Original zweifellos ein tief durchdachtes und vom ethischen Gesichtspunkte aus höchst bedeutendes Werk vor uns. Die vorliegende deutsche Bearbeitung (übrigens bereits die zweite in Deutschland, eine dritte von Schindler erschien in Amerika) gibt diesen Eindruck nur unvollständig wieder; ganz besonders sei der Leser darauf hingewiesen, daß der für den Grundgedanken entscheidende Schluß fortgelassen ist. Eine vollkommen wortgetreue Uebersetzung ist soeben in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienen, und es dürfte das beste Zeugniß für den Werth des Buches sein, daß der Uebersetzer Georg von Gizycki ist. Wir werden zur Zeit auf das merkwürdige Werk eingehender zurückkommen.

γ. **Culturgeschichtliche Skizzen** von O. Henne am Rhyn. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1889.

Der bekannte schweizerische Culturhistoriker bietet uns hier elf Aufsätze, welche sowohl die Grundfragen der Culturgeschichte, als einzelne Erscheinungen derselben behandeln. Die Titel lauten wie folgt: 1. Die Cultur, ihr Wesen, ihre Gesetze und ihre Formen. 2. Die Rolle der Völker in der Culturgeschichte. 3. Der Mensch und die Steine. 4. Pflanzen und Thiere im Dienste des Menschen. 5. Das Eden der Antipoden. 6. Die Art der Begrüßung bei verschiedenen Völkern. 7. Vom Aberglauben aller Zeiten und Völker. 8 Die Entwicklung der Religion. 9. Die verschiedenen Gewänder des Götter- und Gottesglaubens. 10. Buddhismus und Christenthum. 11. Die neueste religiöse Bewegung in Indien. — Wie man sieht, ein ziemlich reich besetzter Tisch, an dem sehr verschiedene Geschmacksrichtungen, die philosophisch-religiöse wie die specifisch culturgeschichtliche, etwas für sich finden werden. Was die Grundanschauungen von O. Henne am Rhyn anbetrifft, so treten dieselben am meisten im ersten und achten Aufsatz hervor. Die Cultur entwickelt sich nach vier Gesetzen: sie schreitet vor; am Fortschritt nehmen die Bewohner gemäßigter Zonen am meisten Theil; der Fortschritt beruht auf dem mehr und mehr sich vollziehenden Aneinanderschließen aller Völker; die Menschheit geht einer völligen Verschmelzung aller Rassen und Unterschiede entgegen. Zu dieser Verschmelzung gehört auch das allmälige Zurücktreten der religiösen Verschiedenheiten; das Christenthum muß sich im Laufe der Zeit mit dem Buddhismus verschmelzen, damit die bleibend werthvollen religiösen Ideen, welche in ihnen enthalten sind, die gesammte Menschheit erobern können. Das ist bekanntlich die Ansicht Eduard von Hartmann's, den unser Verfasser sonst wohl da und dort bekämpft, dem er in diesem Hauptpunkt aber offenbar beipflichtet. O. Henne am Rhyn verfügt über eine große Belesenheit und mannigfache Kenntnisse; aber mit dieser Doctrin wird er gewiß lebhaftem Widerspruch begegnen, für so selbstverständlich er sie auch zu halten scheint. Eine nähere Begründung unseres Widerspruchs müssen wir uns indessen hier versagen. Trotzdem wir in einem wichtigen Stück von dem Verfasser abweichen, können wir das Studium seines Buchs denkenden Lesern empfehlen; es hat jedenfalls den Vorzug, daß es nicht auf dem Boden der sogenannten naturwissenschaftlichen Culturgeschichte steht, welche eine contradictio in adiecto ist und ihren Ursprung lediglich einem Fundament oder Irrthum über das Wesen der Cultur selber verdankt; die Naturwissenschaft, sagt O. Henne am Rhyn ganz gut, richtet sich auf das Natum, die Culturgeschichte auf das Cultum.

γεφ. **Die Rolande Deutschlands.** Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins. J. A. des Vereins herausgegeben von R. Béringuier. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1890.

Die mittelalterliche Selbstherrlichkeit des deutschen Bürgerthums ist in der Mark nirgend so weit fortgeschritten, als in den alten Reichsstädten am Rhein oder in den Hauptplätzen der

Hansa. In Berlin vollends, wo die ohnehin bescheidenen Erinnerungen an eine Zeit halbrepublikanischer Selbständigkeit hinter den Schöpfungen der aufstrebenden Fürstenmacht weit zurücktreten, wird die glänzende Entwicklung der modernen Weltstadt sehr rasch auch die letzten äußeren Spuren mittelalterlichen Gepräges vom Erdboden vertilgt haben. Es berührt beinahe seltsam, wenn in dieser modernen Welt der Gedanke auftaucht, ein Wahrzeichen aus jener verschollenen Zeit zu erneuern. Von Seiten des Vereins für die Geschichte Berlins ist die Anregung ausgegangen, ein Andenken an das nachgewiesene frühere Vorhandensein eines Rolandsbildes — in der Vorstellung des späteren Mittelalters ein Wahrzeichen städtischer Freiheit — in Berlin an geeigneter Stelle ein solches wieder aufzurichten. Dem Plane ist zunächst ein Gutes zu danken: das Erscheinen der oben genannten Festschrift, die in ihrer Bedeutung über den Durchschnitt derartiger Gelegenheitsschriften entschieden hinausragt. — Das Buch bietet an erster Stelle eine rechtsgeschichtliche Auseinandersetzung eines der bewährtesten Forscher auf diesem Gebiete. R. Schröder bespricht die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte. Vor dem nüchternen Blicke kritischer Forschung bleibt der romantische Zauber, mit dem dilettantische Geschichtsauffassung diese Denkmäler so oft umkleidet hat, nicht bestehen. Dafür bietet die Erkenntniß, daß die Rolandssäule in ihrer ursprünglichen Anlage und Bedeutung ein Marktzeichen ist, einen wesentlichen Gewinn für das Verständniß der mit der Entwicklung des Verkehrs auf das Engste verknüpften städtischen Verfassungsentwicklung. Daran schließen sich trefflich gelungene photographische Abbildungen sämmtlicher jetzt noch vorhandenen Rolandsbilder nebst kurzen sachgemäßen Beschreibungen. Ein eigenartiges und reiches culturgeschichtliches Material wird auf diese Weise dem Leser übersichtlich vor die Augen geführt, allerdings nur eine Vorarbeit, namentlich für die kunstgeschichtliche Behandlung des Gegenstandes.

γ. **Sophokles-Chöre.** Ein Führer durch die Tragödien des Dichters. Von H. Draheim, Dr. ph. Eisenach, J. Bacmeister.

Das vorliegende Schriftchen macht den Versuch, den Leser dadurch in die Tragödien des Sophokles einzuführen, daß der Inhalt der Dialogpartieen kurz zusammengefaßt wird, während die Chöre in voller Uebersetzung mitgetheilt werden, und zwar in Reimen oder doch in einer unserer Poesie sich nähernden Gestalt. Die Uebersetzungen sind sehr fließend und gut ausgefallen; man kann dem Verfasser dazu im Ganzen nur Glück wünschen. Ob freilich der des Sophokles noch unkundige Leser nicht dadurch, daß ihm bloß das Fremdartigste der hellenischen Tragödieen, die Chöre, mitgetheilt werden, einen einseitigen und schiefen Eindruck empfängt, wäre wohl zu erwägen: einzelne Dialogscenen wenigstens hätten eingeflochten werden sollen.

ια. **Felix Moscheles,** Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moscheles. Mit 13 Illustrationen. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Bei der Anzeige dieser Briefe braucht's nicht vieler Worte. Ebenso wie der vor zwei Jahren erschienene (und in diesen Blättern warm empfohlene) Briefwechsel zwischen Mendelssohn und David wird auch diese neue Sammlung den Verehrern Mendelssohn's innige Freude bereiten. Dem Sohne Moscheles', Felix (dem Pathenkinde Mendelssohn's), gebührt großer Dank dafür, daß er die Briefe vollständig und ohne jede Verkürzung zum Abdruck gebracht hat. Es muß das ganz besonders hervorgehoben werden, da die 1861 und 1863 von Paul und Karl Mendelssohn herausgegebenen, so weit verbreiteten Briefe Mendelssohn's auch in den neuen Auflagen noch immer die vielen Auslassungen aufweisen, welche die ersten Herausgeber in übergroßer Rücksichtnahme auf noch lebende Personen für geboten hielten, wozu nachgerade doch keine Veranlassung mehr vorzuliegen scheint. — Die hier angezeigten Briefe umfassen die Zeit von Mendelsohn's siebenzehntem Lebensjahre an bis vier Wochen vor seinem Tode. Der Herausgeber hat sie durch kurze biographische Notizen verbunden, sie theilweise auch durch Auszüge aus den Briefen Moscheles' an Mendelssohn erläutert. Das Buch gewährt ein klares und höchst wohlthuendes Bild von dem Freundschaftsbunde, der zwischen Mendelssohn und dem Ehepaare Moscheles bestand.

β. **Die Vorstellung des Dinges auf Grund der Erfahrung.** Ein Entwurf von Dr. Theodor Loewy. Leipzig, Carl Reißner. 1887.

Was die vorliegende Schrift will, deutet der Titel derselben an: den Begriff des Dinges entwickeln, sein Verhältniß zum Bewußtsein feststellen, die Frage nach der Realität der Außenwelt beantworten an der Hand der Erfahrung. Dies geschieht in einer durchaus selbständigen, von nicht gewöhnlicher Kraft des Denkens und seltenem Abstractionsvermögen zeugenden Weise, aber in einer saloppen, auf Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks leider nur allzu wenig Werth legenden Form. Auffallend ist, daß der Verfasser den Kraftbegriff und den mit ihm im engsten Zusammenhang stehenden Causalbegriff bei seinen Auseinandersetzungen durchaus vermeidet. Theilt er Henne's Zweifel an der objectiven Bedeutung dieser Begriffe? sucht er sich deshalb ohne sie zu behelfen? und ist er in Wahrheit der Meinung, daß die Construction einer objectiv-realen Außenwelt auch ohne Zuhülfenahme jener Begriffe gelingt? Wie man aber auch über diesen Punkt und über manche andere urtheilen mag: jedenfalls enthalten Darlegungen wie die über Ausdehnung, Tiefe, Bewegung ꝛc. viel Beachtenswerthes, und der aufmerksame Leser, der sich durch die vorerwähnten formalen Mängel nicht abschrecken läßt, wird sich vielseitig angeregt finden und gewiß mancherlei, was für die Orientirung auf dem betreffenden Gebiete brauchbar ist, aus dem vorliegenden Werke lernen.

xμ. **Pädagogische Psychologie nach Hermann Lotze** in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis und auf die Erziehung, von Dr. Friedrich Bartels, Director sämmtlicher Bürgerschulen in Gera. I. Theil. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1890.

Der Verfasser, ein vielbeschäftigter praktischer Schulmann, auch literarisch wohlbekannt, u. a. als Herausgeber der „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht", hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, aus Lotze's philosophischen Schriften ein System der Psychologie zusammenzustellen und mit einer Anwendung auf die Pädagogik zu versehen. Lotze tritt dem Herbart'schen Versuch, das Walten der Gesetze der Statik und Mechanik auf psychischem Gebiete nachzuweisen, mehrfach scharf entgegen; er kommt daher auch vielfältig zu anderen Erklärungen psychischer Vorgänge als Herbart, dessen Jünger heut zu Tage in der wissenschaftlichen Pädagogik den Ton angeben. Dem Lehrer, der sich nicht eingehend mit der Prüfung philosophischer Systeme zu beschäftigen vermag, ist ein Dienst damit erwiesen, daß er in dem vorliegenden, auf zwei nicht gerade umfangreiche Theile berechneten Werke die Unterschiede der Lotze'schen Auffassung von derjenigen Herbart's und der Herbartianer, der sich daraus ergebenden praktischen Folgerungen beleuchtet findet. Möchten recht viele Lehrer dadurch veranlaßt werden, sich mit Lotze's Schriften, insbesondere mit seinem „Mikrokosmos", bekannt zu machen, und sich dadurch gegen die Gefahren einer einseitigen, materialistischen Weltanschauung wahren, die dem System Herbart's nicht ganz ferne liegt. — Schade um die vielen sinnstörenden Druckfehler in dem übrigens mit soviel Liebe und Fleiß abgefaßten Werke.

λμ. **Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen.** Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben. Von Fritz Kalle, Wiesbaden, und Dr. Otto Kamp, Frankfurt a. M. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1889.

Eine der allerwesentlichsten Grundlagen der Volkswohlfahrt, das gesunde Familienleben, ist in unseren Tagen durch den Umstand gefährdet, daß die Mädchen gar nicht oder nicht ausreichend auf ihren Beruf als Hausfrauen und Mütter vorgebildet werden. Um diesem Mangel zu begegnen, muß für die unteren Stände die Möglichkeit geschaffen werden, ihre Töchter, da eine Ausbildung im elterlichen Haushalt theils überhaupt nicht, theils nur sehr mangelhaft zu beschaffen ist, in besonderen Veranstaltungen lernen zu lassen, was die Führung eines einfachen Arbeiterhaushalts erfordert. Lassen sich auch vereinzelte Spuren solcher Veranstaltungen bis ins vorige Jahrhundert zurückverfolgen, so ist doch die öffentliche Aufmerksamkeit erst seit wenigen Jahren auf dies Gebiet gelenkt; ja, einen weiten Widerhall hat die Sache eigentlich erst gefunden, seit die unvergeßliche Kaiserin Augusta zu Anfang des Jahres 1888 an den Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit und an die Deutschen Frauenvereine die Aufforderung richtete, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Der erstgenannte Verein hat im September desselben Jahres einen ständigen, aus Männern und Frauen bestehenden Ausschuß für die Frage eingesetzt, und dieser die Herren Fritz Kalle, Reichstagsabgeordneten, und Dr. Otto Kamp, städtischen Lehrer zu Frankfurt a. M., beauftragt, „eine kurze, systematische, ganz objective Beschreibung der im Inland und Ausland schon bestehenden, bereits bewährten Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Classen" zu liefern. Das Ergebniß ist das vorliegende Schriftchen, eine ungemein geschickte und brauchbare Verarbeitung des Stoffes, der den Verfassern theils durch eigene Beobachtungen an Ort und Stelle, theils als Antwort auf etwa fünfhundert ausgesandte Fragebogen und briefliche Erkundigungen zufloß. In übersichtlichster Weise zeigt die kleine Schrift, was außerhalb des Elternhauses bereits geschieht, um die künftige Hausfrau des Arbeiters für ihren Beruf tüchtig zu machen, wie auch, was zu thun ist, wenn Einzelne, Vereine oder Gemeinden auf den vernünftigen und zeitgemäßen Gedanken kommen, ihrerseits an diesem Punkte zur Abhülfe socialer Nothstände den Hebel anzusetzen. Die Verfasser haben sich daneben nicht nur der größeren Objectivität befleißigt, sie verleugnen auch nirgends die von ihnen selbst an den Anfang gestellte Grundwahrheit, daß alle Arten von Haushaltungsschulen Nothschulen sind, daß der normale Weg, ein Mädchen zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden, immer durch den von einer solchen Hausfrau ihres Standes geleiteten Einzelhaushalt führen wird. Aber so lange wir in unserer jetzigen Nothlage sind, so lange großentheils die Mütter der untersten Volksschichten selber vom Haushalt wenig verstehen oder durch Erwerbsarbeit ganz hingenommen werden, und die Töchter sofort nach dem Verlassen der Schule gleichfalls in die Erwerbsarbeit eintreten müssen: gilt es, das Bessere nicht des Guten Feind werden zu lassen, sondern zu helfen, wo Hülfe möglich ist. In der bereits erfreulich wachsenden Literatur dieses Zweiges der Wohlfahrtsbestrebungen gebührt dem Schriftchen der Herren Kalle und Kamp eine ganz hervorragende Stelle.

λν. **Der Kampf um Konstantinopel.** Von Otto Wachs, Major a. D. Leipzig, Eduard Baldamus. 1889.

Die politische und militärische Bedeutung des Kaukasus. Von demselben. Berlin, Richard Wilhelmi. 1888.

Der Verfasser dieser beiden Broschüren, der die Literatur schon durch manche werthvolle Gabe bereichert hat, gehört nicht zu denen, die sich leicht verausgaben: die vorliegenden Flugschriften stehen ganz auf der Höhe der früheren: klare, auch dem Laien verständliche Sprache, weise Gliederung des Stoffes, strengwissenschaftlicher Inhalt in schönster Form. — Major

Wachs gibt in der erstgenannten Arbeit zunächst einen historisch-politischen Rückblick auf die Vergangenheit Konstantinopels, beleuchtet es in geschickter Weise vom geographischen und militärischen Gesichtspunkte aus und erklärt aus der Weltlage der Stadt auch ihre Weltbedeutung und die Weltkämpfe um dieselbe. Weiterhin weist der Verfasser nachdrücklich auf die Gefahren hin, welche dem gesammten West-Europa aus einem „russischen Konstantinopel" erwachsen würden und versteht unter dem „Kampfe um Konstantinopel" das Gebot, unausgesetzt auf der Hut zu sein, die einmüthige, entschlossene Gegenarbeit der interessirten Mächte.

In der zweiten Broschüre wird dargethan, welche ungemein günstige politische und strategische Lage sich Rußland durch Eroberung des Kaukasus und Unterwerfung seiner bisher unbotmäßigen Bewohner aus der Grenzscheide von Europa und Asien dauernd geschaffen hat. Der Kaukasus, im letzten Jahrzehnte wegbarer gemacht und durch starke Befestigung eine einzige Hoch- und Wartburg geworden, sturmfrei im Norden und Osten, vollbewehrt im Westen und Süden, bildet eine fast uneinnehmbare Vertheidigungsstellung bei einem Kampfe in Centralasien, ein jeder Zeit offenes Ausfallsthor gegen Kleinasien. Der Autor versagt den civilisatorischen Bestrebungen Rußlands, die in der Transkaspibahn, der in Aussicht genommenen Kanalverbindung zwischen dem Amu Darja und dem Kaspischen Meer beredten Ausdruck findet, seine gerechte Bewunderung nicht; läßt aber auch hier wieder seinen Warnungsruf ertönen, der auf die Riesenerfolge deutet, die seit der Eroberung des Kaukasus nach dieser Seite hin Rußland erzielt hat. — Daß die vorliegenden beiden Schriften die ersten sind, welche über die militärische und politische Bedeutung der Stadt am goldenen Horn und der Naturfeste Licht verbreiten, sei noch besonders betont.

εφ. **Wie denkt das Volk über die Sprache?** Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Dr. Friedrich Polle. Leipzig, B. G. Teubner. 1889.

Ein eigenartiges Buch, das Geschmack, feine Beobachtung und eine Fülle von Wissen in hervorragender Weise vereinigt. Der Verfasser will die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Kreise auf die Sprache des Volkes lenken, d. h. auf die Eigenthümlichkeiten seiner Sprach- und Denkweise, und zwar auf allerlei Gebieten des Lebens. Unter „Volk" versteht er die minder geschulte große Masse. Der Stoff, der lange Jahre hindurch mit Lust und Liebe zur Sache gesammelt wurde, ist derartig gestaltet, daß jeder ernstere Leser daran Gefallen finden wird. Den scharfsinnigen, oft mit Witz und Humor versetzten Bemerkungen und Schlüssen sind eine Menge Anekdoten und andere Belege beigegeben, durch welche die Darstellung außerordentlich belebt und das Interesse bis zu Ende rege erhalten wird. Das Buch ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Volksseele und hat den nicht gewöhnlichen Vorzug, daß es belehrt und zugleich auch erfreut. — Mit der Schreibart „Göthe" statt „Goethe" können wir uns freilich ebenso wenig befreunden, wie mit der Begründung (S. 11, Anm. 1). „Wie das Volk denkt", erscheint uns in diesem Falle bei Weitem weniger wichtig, als was, über seinen eigenen Namen, Goethe selbst gedacht hat.

λ. **Nilfahrt.** Von C. von Gonzenbach. Mit Illustrationen von Rafaello Mainella. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1890.

Immer wieder und wieder zieht das Land der Pharaonen Maler und Schriftsteller an, und zwingt sie, ihre Eindrücke und Erlebnisse durch Feder wie Farben wiederzugeben, um auch Andere, wenn zwar nur indirect, Theil nehmen zu lassen an dem Zauber, den das noch von so manchem Geheimniß umsponnene Gebiet des Nils auf Jeden ausübt, der nicht den letzten Zweck des Reisens in französischer Küche und elektrisch erleuchteten Hôtels erblickt. Inniger Begeisterung und tiefer Liebe zu den melancholischen Schönheiten der Nillandschaften und ihren zahllosen geschichtlichen Erinnerungen, die hier besonders lebhaft sich dem Reisenden aufdrängen, ist das obige Werk entsprungen, dessen äußerer Rahmen musterhaft ist. Aber auch sein Inhalt fesselt in hohem Grade und hebt das Buch über die Kategorie der üblichen Salon-Prachtwerke weit hinaus. Mainella, ein italienischer Maler, auch bei uns durch manch' feinsinniges, Venedig behandelndes Oelbild, durch manch' zierliche und anmuthige Aquarelle vortheilhaft bekannt, hat den Text mit über zweihundert theils in vorzüglichem Lichtdruck, theils in gutem Holzschnitt reproducirten Bildern und Bildchen geschmückt, welche durch charakteristische Beobachtung, namentlich der mannigfachen Volkstypen, und liebenswürdige Grazie ebenso fesseln wie durch ihre meisterhafte, bei aller Flottheit die größte Sorgfalt verrathende Ausführung. In oft zu verschwenderischer Weise sind nach japanischem Muster die Blatträndern mit winzigen, zuweilen etwas manierirten Randvignetten versehen; hier wirkt ein Zuviel leicht aufdringlich. Die Beschreibung der viermonatlichen Reise, welche im Winter von Venedig aus angetreten wurde und von Alexandrien nach Wadelai ging, stammt von C. von Gonzenbach und ist in Tagebuchform gehalten; anspruchslos geschrieben, verrathen die Aufzeichnungen überall das gute Auge und die tüchtigen Kenntnisse des Reisenden, der wohlvorbereitet diese Fahrt antrat, niemals jedoch in einen aufdringlich belehrenden, das Gelernte und Gesehene anmaßend vorbringenden Ton verfällt. Vielleicht wäre es im deutschen Interesse erwünscht gewesen, wenn der Verfasser auch der unter deutscher Flagge den Nil befahrenden Dahabijeh's gedacht hätte; sie bieten mindestens dieselben Annehmlichkeiten wie die vom Cook'schen Reisebureau, dessen Vermittelung sich Autor und Maler bedient, ausgerüsteten. Das in jeder Hinsicht sympathische schmucke Buch wird für den großen Kreis der Aegyptenreisenden, und auch wohl über diesen hinaus, eine willkommene Gabe sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Die Aristotelische Theorie vom Epos nach ihrer Entwicklung bei Griechen und Römern von Dr. Adam. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1889.

Adressbuch der Deutschen Zeitschriften und der hervorragendsten politischen Tagesblätter. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. Mit Angabe der Adressen der Redakteure und Verleger, der Erscheinungsweise, Bezugs-, Anzeigen- und Beilagenweise der Blätter und anderen Nachweisen. 31. Ausgabe. 1890. Bearbeitet von H. O. Sperling. Leipzig, Expedition des Zeitschriften-Adressbuchs.

Atlante geografico storico dell' Italia in 24 Tavole e 67 Pagine di Testo per G. Garollo. Milano, Ulrico Hoepli. 1890.

Aumale. — Die Geschichte der Prinzen aus dem Hause der Condé. Von Heinrich Herzog von Aumale, Prinz von Orléans. Autorisirte Uebersetzung von J. Singer. I. Bd. Wien, Carl Konegen. 1890.

Barth. — Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch von Dr. Paul Barth. Leipzig, O. R. Reisland. 1890.

Benda. — Perseus und St. Jürgen. Vortrag von Albert Benda. Lübeck, H. G. Rahtgens. 1890.

Berliner Neudrucke. Zweite Serie. Bd. III: Berliner Gedichte 1763—1803. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Berliner Pflaster. Herausgegeben von M. von Reymond. Künstlerische Leitung: L. Manzel. 1. Heft: Vorwort von M. v. Reymond. Das tanzende Berlin. Von Paul Lindenberg. Berlin, W. Pauli. 1890.

Bielsky. — Erloschen. Roman aus der Petersburger Gesellschaft von Boris von Bielsky. Berlin, Karl Ulrich & Co. 1890.

Bormann. — Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. Berlin, Kurt Brachvogel. 1890.

Brandstäter. — Das Fest des Prometheus. Epische Dichtung von Franz Emil Brandstäter. Hamburg. Verlagsanstalt und Buchdruckerei, A.-G. 1890.

Buchholtz. — Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga, 1588—1888, von Arend Buchholtz. Festschrift der Buchdrucker Riga's zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Riga. Riga, Müller'sche Buchdruckerei. 1890.

Bülow. — Neue Novellen von Margarethe von Bülow. Berlin, Walther & Apolant. 1890.

Defoe. — Sociale Fragen vor zweihundert Jahren (An Essay on Projects) von Daniel Defoe, 1697. Uebersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1890.

Ebner-Eschenbach. — Miterlebtes. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Falke. — Der Novize von Kremsmünster. Erzählung in Versen von Hans Falke. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1890.

Fontane. — Stine. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane. 1890.

Fried. — Der Naturalismus, seine Entstehung und Berechtigung. Von Alfred Fried. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1890.

Fuchs. — Die Copirschule. G'schnasbildersaal für nachahmende Kunst und nachempfindende Literatur. Von Isidor Fuchs. Wien, M. Breitenstein's Verlag. 1890.

Girot. — Agrégation d'Allemand en 1890. Bibliographie spéciale des auteurs allemands par A. Girot. Paris, Paul Dupont. 1890.

Girot. — Hermann und Dorothea. Texte allemand avec une introduction et des notes par A. Girot. Paris, Ch. Delagrave. 1890.

Hauptmann. — Das Friedensfest. Eine Familientatastrophe. Bühnendichtung von Gerhard Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1890.

Jahnke. — Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Hermann Jahnke. 1. Lfg. Berlin, Paul Kittel. 189(

Karpeles. — Allgemeine Geschichte der Literatur vo ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Gusta Karpeles. Mit Illustrationen und Porträts. 1. Lfg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Kretzschmar. — Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar. II. Abtheilung, zweiter Theil: Oratorien und weltliche Chorwerke. Leipzig, A. G. Liebeskind 1890.

Lauenstein-Grottewitz. — Sonnenaufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Von Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz. Leipzig, Karl Reißner. 1890.

Lebon. — Études sur l'Allemagne Politique. Par André Lebon. Paris, Librairie Plon. 1890.

Lenau: Fausto. Traduzione di Nannarelli. Milano, Ulrico Hoepli. 1890.

Letters of Philip Dormer fourth Earl of Chesterfield to his godson and successor. Edited from the originals, with a memoir of Lord Chesterfield by the Earl of Carnarvon. Oxford, At the Clarendon Press. 1890.

Lévy-Bruhl — L'Allemagne depuis Leibniz. Essai sur le développement de la conscience nationale en Allemagne. 1700—1848. Par L. Lévy-Bruhl. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Longfellow. — Evangeline. Eine arkadische Erzählung von Henry W. Longfellow. Deutsch von Dr. Richard Seehausen. Eisleben, Kuhnt'sche Buchhandlung. 1890.

Ludwig. — Spaziergänge eines Wahrheitsuchers im Reich der Mystik. Von Dr. jur. Wilhelm Ludwig Leipzig, Rauert & Rocco. 1890.

Marbach. — Das Mysterium der Kunst von Hans Marbach. Leipzig, C. L Hirschfeld. 1890.

Markewitsch. — Marina. Eine Erzählung von B. Markewitsch Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelmi. 1889.

Menzel. — Die Entstehung des Lehnswesens. Von Viktor Menzel. Berlin, Wiegandt & Schotte. 1890.

Meißner. — Die Geister vom Kornberg. Ein Sang von Einst und Jetzt von E. Meißner. Berlin, A. Senff. 1890.

Moltke. — Feldmarschall Graf Moltke's Briefe aus Rußland. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke. Fünfte Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1890.

Neukomm. — Berlin tel qu'il est. Par Edouard Neukomm. Paris, Ernest Kolb

Noest. — Die Prozeßkosten. Eine Studie von B. Noest. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vormals S. Schottlaender). 1890.

Parville. — L'Exposition Universelle. Par Henri de Parville. Lettre préface par A. Alphand. Paris, J. Rothschild. 1890.

Reymond. — Der Reichsfaßbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Personen zu agieren und hat drei Akte nebst Vor- und Nachspiel. Verfaßt von M. Reymond und mit erklecklichem Bilderschmucke ausstaffiert von L. Manzel. Berlin, W. Pauli. 1890.

Rocheblave. — Essai sur le comte de Caylus. Par Samuel Rocheblave. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Rodenberg. — Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Saltarino. — Hopláh! Zwei Geschichten aus dem Zirkusleben von Signor Saltarino. Weimar, Herm. Weißbach. 1890.

Schmid. — Die deutsche Literatur in der Klemme. Eine literarische Randglosse von Dr. Anton Schmid. Weimar, Herm. Weißbach. 1890.

Tegtmeyer. — Die Blutsaat. Erzählung aus der Reformationszeit von E. Tegtmeyer. Jena, Hermann Costenoble. 1890.

Wex. — Gedichte von Joseph Wex. München, P. Wipperers Verlagsbuchhandlung.

Windelband. — Fichte's Idee des deutschen Staates. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 27. Januar 1890 in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg, gehalten von Dr. Wilhelm Windelband. Freiburg i./Br., J. C. B. Mohr. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.63

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY